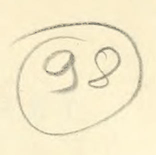










ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

HUGO GERING UND FRIEDRICH KAUFFMANN

SECHSUNDDREISSIGSTER BAND

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES.

1904.

INHALT.

Miscellen.

Litteratur.

UNTERSUCHUNGEN ÜBER DIE KREUZFAHRT LUDWIGS DES FROMMEN.

I. Stand der forschung über die Kreuzfahrt.

Die erste und bisher einzige ausgabe des gedichtes ist von F. H. v. d. Hagen im jahre 1854 unter dem titel „Des landgrafen Ludwigs des frommen kreuzfahrt. Heldengedicht der belagerung von Akkon am ende des zwölften jahrhunderts. Aus der einzigen handschrift durch Friedrich Heinrich von der Hagen.“ (Leipzig, Brockhaus) veranstaltet. Er gibt einen abdruck der handschrift, ändert dabei aber oft die orthographie und setzt eigene besserungen ein; die anmerkungen machen angaben über die tatsächliche schreibung der handschrift und tragen einiges zur erklärung des gedichtes bei. Vorangeschickt ist eine litterargeschichtliche einleitung, die besonders auch das verhältnis des werkes zur geschichte berücksichtigt.

Mit grosser anerkennung zeigte A. Holtzmann diese ausgabe in der Germania I (1857), s. 247—254 an; er beschäftigte sich selbständig mit der frage nach der entstehung des gedichtes und machte einige vorschläge zu textbesserungen.

In der Zeitschrift 8 (1877), s. 379—419 handelt Kinzel eingehend über sprache und composition des werkes, und daran anschliessend erläutert es Röhricht s. 419—446 nach seiner historischen seite, nachdem er schon vorher Zeitschrift 7, s. 147—166 in dem aufsatze „Die Deutschen auf den kreuzzügen“ die in dem gedicht erwähnten persönlichen eigennamen einer untersuchung unterzogen hatte.

Endlich bringt Apelt in der Zeitschrift 9, s. 209 fg. drei textbesserungen und eine grammatische bemerkung.

Wo sonst die Kreuzfahrt (Krf.) gelegentlich erwähnt und bei andern arbeiten herangezogen ist, wird an geeigneter stelle bemerkt werden.

Alle bisherigen arbeiten über die Krf. stützen sich auf Hagens text. Sollte das gedicht nochmals gegenstand einer untersuchung werden, die — wie die folgende abhandlung will — teils die früher schon erzielten ergebnisse in manchen punkten ergänzt, teils einige überhaupt noch

nicht behandelte seiten ins auge fasst, so musste zunächst festgestellt werden, ob und in welchem grade Hagens ausgabe zuverlässig ist; in zweiter reihe waren die verderbten, dunklen und unerklärten stellen zu betrachten, ob sich da vielleicht einige schäden heilen liessen. Demgemäss teile ich hier zuerst im anschluss an die beschreibung der hs. die ergebnisse einer von mir im november 1899 zu Wien vorgenommenen vergleichung von Hagens text mit der hs. mit und lege dann eine reihe von besserungsvorschlägen vor, die mir während der beschäftigung mit dem gedicht wahrscheinlich geworden sind. — Weiterhin gedenke ich dann die sprache der Krf., insbesondere die syntax, den stil, für sich wie im vergleich mit der gleichzeitigen und vorangehenden litteratur, die metrik und den historischen wert zu betrachten; der schlussabschnitt wird eine allgemeine ästhetische, litterarische und geschichtliche würdigung des ganzen werkes versuchen.

II. Die überlieferung.

a) Die handschrift.

Die hs. (vgl. Hagen s. XIV und XXXVII) ist in weisses pergament gebunden. Auf dem rücken steht in golddruck auf rotem schilde *Poema Germ. de Bello Sacro.* Darunter die jetzige signatur 2737; unten steht die alte bezeichnung Cod. Ms. Hist. Eccl. CLIX. Auf den aussenseiten der deckel stehen verschiedene bibliothekszeichen; vorn E. A. B. C. V., darunter ein wappen; darunter 17. G. L. B. V. S. B. 53. (Jahr des einbandes und anfangsbuchstaben vom namen des damaligen bibliothekars). Hinten in der mitte das österreichische wappen; alles dies in golddruck. Auf der vorderen innenseite klebt der zettel mit den signaturen; neben diesen die bemerkung *Unicum.*

Die hs. besteht aus 137 pergamentblättern, die durchschnittlich 13 cm breit, 16,5 cm hoch sind. Bl. 1 und 137 sind stark durch wurmfrass beschädigt, bl. 2 und 136 etwas weniger; die übrigen blätter sind wol erhalten. Auf bl. 1. 2 und 3a sind keine linien zu sehen; von 3b an sind solche vorhanden, von bl. 18 an kann man bis auf einige fälle, wo der rand abgeschnitten ist, sogar noch die zum liniieren gestochenen löcher wahrnehmen.

In der regel stehen dreissig zeilen auf einer seite, mit schwarzgrauer tinte gerade und ziemlich sorgfältig zwischen die zeilen geschrieben; ausgenommen ist nur bl. 1a mit 26 zeilen und die fälle, wo lücken gelassen sind oder das pergament schlecht war. In jeder zeile steht ein vers bis auf folgende ausnahmen: bl. 39a v. 3309—11 in zwei zeilen; bl. 39b stehen v. 2338—41 (Hagen) in drei zeilen;

bl. 40a v. 2369—71 in zwei zeilen; bl. 53a v. 3142/3 in einer zeile; bl. 114a v. 6774/5 in einer zeile; ebenso bl. 114a v. 6802/3; ebenso bl. 114b v. 6828/9; ebenso bl. 115a v. 6866/7; ebenso bl. 134b v. 8020/1 und v. 8038/9. — Die zeilen mit ungrader versnummer beginnen immer mit grossem, rot angestrichenem anfangsbuchstaben, die geraden verse sind eingerückt. Die von Hagen durch zwischenräume und fette, grosse buchstaben gekennzeichneten abschnitte sind in der hs., aber erst von v. 223 an nur durch grosse, rot oder blau gemalte buchstaben angedeutet; daneben finden sich öfter zur besonderen hervorhebung am linken rande gewisse zeichen in blauer oder roter farbe, die in der form einem modernen, geschriebenen lateinischen T gleichen; so vor allem z. b. bei den namenaufzählungen bl. 17. 20 und 21 (v. 978. 984. 988. 996. 1000. 1004. 1012. 1018 u. ö.). Der anfangsbuchstabe des ganzen (D; blau) ist besonders gross, sorgfältig und kunstvoll ausgeführt. Am rechten rande jeder seite sind zwei senkrechte linien gezogen, so dass sie mit den wagerechten quadrate bilden. In diesen steht zwischen je einem reimpaar immer der buchstabe, welcher das letzte wort der reimzeilen beschliesst, z. t. rot angemalt.

Die letzte freie seite (bl. 137b) ist mit schreibversuchen vollgekritzelt. U. a. steht (verkehrt), von jüngerer hand und gewiss ohne beziehung auf das gedicht *Anno dni millesimo trecentesimo septuagesimo quinto in die sanctae Luciae est scriptum.* Oben steht wider von anderer hand der name *Heinrich von Hamberch.*

Die richtigkeit von Hagens angabe, dass die handschrift ihrer ganzen beschaffenheit nach in den anfang des 14. jahrhunderts zu setzen sei, wurde mir von dem hervorragenden handschriftenkenner, dr. Göldlin v. Tiefenau, dem damaligen director des handschriftenlesezimmers der k. k. hofbibliothek, freundlichst bestätigt.

Die hs. ist sicher eine abschrift, zwar äusserlich gut, sauber und leicht lesbar, aber sichtlich ohne grosses verständnis abgefasst. Dass schon die vorlage nicht in bestem zustande war, beweisen die nicht seltenen lücken. Alles ist, wie es scheint, von einer hand geschrieben, wenngleich die züge nicht immer durchaus gleichmässig sind; ziemlich auffallend sticht der anfang von bl. 102b (v. 6082—93) von dem übrigen ab, doch liegt dies wahrscheinlich auch nur an einem wechsel der feder. Die geleistete arbeit wurde gewiss vom schreiber nochmals mit der vorlage verglichen, wie aus mehrfachen verbesserungen, über-, unter- und nebenschriften, zu ersehen ist, die von derselben hand meist mit schwarzer, mitunter auch mit roter tinte vorgenommen sind, sich jedoch nicht gleich-

mässig über das ganze werk verteilen. Die beiden schlusszeilen sind mit roter tinte besonders schön und sorgfältig geschrieben.

b) v. d. Hagens text.

Vgl. H. (= Hagens ausgabe) s. XXXVII. Beim vergleichen der handschrift mit der ausgabe hat sich gezeigt, dass Hagen in ziemlich vielen weniger wichtigen aber auch in mehreren recht beachtenswerten fällen von seiner vorlage abgewichen ist; auch in Hagens anmerkungen (H. A.) finden sich öfters unrichtige angaben. Ich stelle hier die lesart der hs. der v. d. Hagens gegenüber.

	Hs.	H.
v. 148	*neigete*	A. *neigeta*
170	*Syloe*	*Fyloe*
370	*Crnrat*	*Conrat*
384	*geschach*	*geshach*
401	*golgata*	*Golgatha*
424	*reimvnde*	*Reimonde*
462	*daz*	*das* (s. a.)
		A. 571 l. dafür 570
625	*vienden*	A. *viender*
723	*hoͤbshem*	*hvbshem*
771	*vnsern*	A. *vn eren*
850	*enbeitet*	A. *enbietet*
851	*reitet*	A. *rietet*
950	in *gende* ist das *g* deutlich zu erkennen, wenn es auch schlecht geschrieben ist.	
1046	*siurem*	A. *sinrem*
1060	*duringen*	*Duringe*
1069	*v~ war*	A. *v~ mar*
1071	*guͦte*	*gute*
1102	*da*	*do*
1177	*ludecke*	*Lubecke*; aber in A. verbessert
1234	*vñ*	*Ich*
1241	*da*	*do*
1422	*heiden*	*helden*
1449	*uf*	*us* (druckfehler)
1477	*starc tzu*	A. *starc-tzu*
1518	*rif*	A. *ris* (druckfehler)
1577	*tzogten*	*tzogen*
1580	*ṽn*	A. ist zu streichen
1688	*biclagete*	A. *bi clagte*
1765	*nicht shamte*	*nicht shamten*
1916	*menlichen*	*menlich*
2014		A. l. dafür 2015
v. 2256	*selbe*	*selber*
2287	*was*	A. *waz*
2296	*vor*	A. *von*
2395	*tiͤf*	A. *tif*
2471	*daz*	*dar*; A. zu tilgen
2517	*mine*	*min*
2525	*vns*	*vnd*
2588	*gelobten*	*geboten*
2599	*starc furstiger*	A. *starcfurstiges*
2711	*furste wie daz*	*furste, daz*
2726	hinter *noch* kleine lücke, nicht, wie H. A. sagt, punkt.	
2747	*stach*	A. *starch*
2756	*entpfingen*	A. *enpfingen*
2769	*des*	*der*
2787	*lize* (schlecht geschr.)	A. *luze*
2805	*sach*	*sachs*
2824	*Bin des*	*In des*
2846	*als*	*al* (auch A.)
2864	*haben* (d. i. *habe*)	A. *haben*
2890	*ginc*	A. *ging*
2971		A. l. vgl. 2994 st. 2944
2989	dahinter folgender, wieder ausgestrichener vers: *manlich ginc daz gotes her*	
3081	*biͦte*	A. *bite*
3100	*flicht*	*fluht*
3128	*Chewernberc*	*Chewernburc*
3183	*hunderet*	*hunderte*
3184	*Alsoͥr* (= *Also ir*)	*Alsir*

v.	Hs.	H.
v. 3231	*tzvergentlich*	A. *tzvergeenclich*
3311	*in*	A. *iñ*
3315	*hant*	*hand*
3316	*Swabe*	*Swaben*
3371	*ev*	A. *er*
3460	*ysenhuit (iu* oder *ui)*	A. *ysenhút*
3490	*manlichen*	A. *manlichem*
3510		A. l. gegen 3530 st. 3520
3537	*in*	A. *in* für *im*
3565. 66		A. l. dafür 3569. 70
3592. 93	*triut* : *hiut*	A. *trivt* : *hivt*
3598	*entphigen*	A. *entphīgen*
3599	*den*	*der* (in A. verbessert)
3607	*sie*	(vgl. A.)
3712	*gegraben*	*(ge)graben*
3738	*wīten*	A. *wieten*
3785	*vere*	A. *vert*
3899	*im die*	*den*
3993	*daz*	A. *des*
4002	*geloubet*	*geleubet*
4042	*sprach*	vgl. A.
4058	*der* am rechten rande, fehlt H.	
4123		A. l. dafür 4128
4129	*erz*; aber *r* und *z* in einem zuge, so dass der kopf des *r* zugleich anfang des *z* ist. (H. A. *eiz*)	
4139	*chum̄e*	A. *chum̄en*
4184	*Frantzoyse*	*Frantzoysere*
4196	*gar*	*do*
4205	*crefticlichen*	*crefticlilichen*
4218	*dae*	*die*
4227	*etwederer*	*iewederer*, A. *erwederer*
4231. 32	hs. hat leeren raum für nur eine zeile	
4233	*lone* ist schon in der hs. durchgestrichen	
4262	*Mádeburc*	*Madeburc*
4371	*verdritzen*; hier wie sonst ist *t* vor *z* ebensogut wie *c* zu lesen; beide sind nicht zu unterscheiden; vgl. A.	
4387	*g̃lich*	*g̃lich*; vgl. A.
4401	*den*	vgl. A.

v.	Hs.	H.
v. 4450	*manigen*	*man[l]ichen*
4647	*erfritwe*	A. *erfriewe*
4746	ich lese nur *die*; das pergament ist hier rauh und die schrift verlaufen; vgl. H. A.	
4802	*gemeinlichę*	A. *gemeinliche*
4861	*hin*	*bin* (druckfehler)
4868		A. l. dafür 4867
4872	*evwern*	*cvwern* (druckfehler)
4874	*dar*	*der*
4949	*furte*	*fr(o)ute*
4984	*Elizabet* steht auf einer rasur, von der noch ein grosses *A* zu erkennen ist; es wird also ursprünglich auch hier (wie noch 638 steht) *Adelet* gestanden haben	
5038	*wider*	*vnder*
5052	*manlich*	A. *manliche*
5073	*sich*	A. *sicht*
5085	*ez*	*er*; A. ist falsch
5109	*lantgreve*	*lantgreva*
5155	*uf*	*us* (druckfehler)
5173	*wal*	*wol*
5255	*bin*	*bi*
5259	*gelouben*	A. *gelouben*
5290	*die*	A. *di*
5353	*snenllen*	*snellen*
5392	*ein weiz*	A. *einweiz*
5395	*fuz*	A. *suz*
5466	*der*	*den*
5483	*in*	*an*
5536		A. l. dafür 5535
5556. 57	*koltzen. valben. den tzokens*	A. *koltzen. tzockens.*
5679	*hiiz*	*hüz*; vgl. aber A.
5722	*erden*	*erde*
5776	*was so*	*waz so*; A. *wa so*
5884	*en svmten*	A. *en sumten*
5909	*ge shach*	A. *ge schach*
5926	*wor*	*war* A. *wer*
5980	*dar*	*oder* A. *das*
6053	*in ̄ liebe vñ ̄ minne* (s. u.)	*in liebe vñ minne*
6075	*olbenten* (der erste buchstabe ganz undeutlich; ich lese *o*)	A. *elbenten*

v.	Hs.	H.
v. 6130	*ohsenburc wolde*	*Ochsenbruc* A. *Ochsenburc wolde?*
6184	*vn* in *vnvertzaget* steht rechts am rande	
6228	*in*	*im*; in A. verbessert
6249	*gigen*	A. *gīgen*
6258	*wie rnde waren =so die*	vgl. A.; undeutlich ist nichts
6266	*tuirten . . tzvgen*	*tiurten . . tzvgten*
6300	*Al*	*Al[s]*; vgl. A.
6312	*Elemit* (s.u.)	*(G)Elem't*
6351	*in ir in ir* (Dittograph.)	*[mir] in ir*
6413	*in*	*im* vgl. A.
6504	ich lese *stric*	A. *strit* [vgl. o. u. 4371]
6511	*wal*	*wol*
6573	*behagelich*	*hagelich*
6785	*vndgelichen*	*mag geliche*
6803	*hute*	*hure*
6983	*wart ir erslagen*	*wart irslagen*
7023	*geoffnent*	*geoffent* A. *geofnent*
7034	*vn*	A. *vnd*
7150	*underlaz*	*widerlaz*
7223	*die*	*der*
7232	*ludecke*	*Lubecke* (s. A.)
7285	*himel*	*himels*
7398	*waren*	A. st. *scheint* ist *ist* zu lesen
7430		A. l. dafür 7431
7477		A. l. dafür 7472

v.	Hs.	H.
v. 7530	*Bin des*	*In des*
7556	*vnd˜laz*	*vnd(er)laz*
7610	*sit mal*	*sit er* A. *man*
7611	*het er sich*	*het sich*
7639	*dv̊mniz*	*dvnniz* A. *dv̊nniz*
7669	*wiztzher (?)* letzter buchstabe undeutlich	A. *wiztzhet*
7688	*libste*	A. *libstē*
7728	*Twunge*	*Swunge*
7740	*furste*	*furste[n]*
7759	*geschepfde*	*geschepfde* A. *geschende*
	Vor dem *d* steht ein sonst im gedicht nicht begegnendes zeichen, das ich für *pf* lese, nicht für *n*.	
7782		A. l. dafür 7783
7809	lese ich *tac*	A. *tat*
7930	*tat*	*rat*
7933	*erliten*	*erhiten* (druckfehler)
8052		A. l. dafür 8042
8065	*im*	A. *in*
8068	*Nam*	*Nam˜*; vgl. A.
8077	*tzv*	*von*
8102	*heiliclich* (verb. aus *heilicheit*)	*heilicheit*
8107	*Elizabet*	A. *Elisabet*
8108	*bruder*	*bruden*
8166	lese ich *ein*	*(z)em* A. *em* sieht aus wie *ern*
8174	*Elizabet*	A. *Elisabet*

c) Emendationen.

Bei einem denkmal, das nur in einer handschrift und zudem noch in verworrener und verderbter gestalt überliefert ist, einen gereinigten text herstellen zu wollen, ist eine ziemlich undankbare aufgabe, da sich der beurteiler auf einem durchaus unsichern boden bewegt. Gleichwol wird man durch beobachtung des inhaltlichen zusammenhanges, des stiles und der metrik — das sind die einzigen gesichtspunkte, die hier massgebend sind — immerhin einige ergebnisse erzielen können. Auf grund von erwägungen dieser art, bei denen allerdings, wie später zu zeigen ist, die metrik die unwesentlichste rolle spielt, versuche ich mit

folgenden besserungsvorschlägen einige beiträge zur reinigung des textes und zur erklärung unseres gedichtes zu geben, immer unter möglichst engem anschluss an die überlieferung. Ein teil derselben betrifft änderungen der interpunktion, für die die hs. gar keinen anhalt bietet, gegenüber Hagen. In einigen fällen, wo es nötig erscheint, gehe ich auch auf erklärende bemerkungen früherer kritiker (Kinzel, Holtzmann) ein, und endlich führe ich auch hier der übersichtlichkeit wegen die schon oben erwähnten stellen an, wo die lesart der hs. zweifellos einzusetzen ist.

V. 9 l. ; st. ,. 18 *Amen* , in der hs. am rande stehend, ist zu tilgen. 32 l. mit H. A. , st. . hinter *helt*; Holtzmanns behauptung (Germ. I, 251), dass in den versen 32—34 das subject fehle und daher in 33 *er in* st. *in ir* zu lesen sei, ist nicht richtig. Die verse 27—36 *hiez* sind ein satz und zwar vordersatz zu dem in 36 mit *darnach* beginnenden nachsatze. In 32—34 ist *Gotfrit* subject, v. 33 ist apposition dazu. In v. 33 haben wir dem stil des gedichtes gemäss die beziehung, zu wessen hilfe er den sieg erstritten hatte, doppelt ausgedrückt, durch *ir* und *der Cristenheit*. Auch die asyndetische anknüpfung von v. 33 ist stilgemäss (s. u.). 44 l. ; st. ,. 47 l. besser ; st. , und 48, der dann als hauptsatz zu fassen ist, , st. ;. 64 l. . st. ,. 79 l. *sîn wâre helfe er jach sich sîn.* Vgl. 927. 1378. 1769. 2556. 6487 — *helfer* nur einmal 3261. 85 scheint bei Kinzel (Zeitschrift 8, 394) unklar; *ire fursten* ist accusativobject zu *santen* (v. 87). 94 *mêr* ist zu streichen. 102 l. ; st. ,. 103 l. . st. ;. 134 *sô starc* bleibt. 151 *dan* ist ortsadverb, nicht eigenname (H. A.); vgl. z. b. v. 215. 170 l. mit der hs. *Syloe* st. *Fyloe*. 181 l. . st. ;. 207 *und* ist zu tilgen; vgl. 407. 210 l. ; st. ,. 251/2 sind umzustellen. 285 l. mit H. A. gegen die hs. *Amelrîch* (vgl. 318. 333). 291 l. ; st. ,. 296 das komma ist zu tilgen. 302 l. . st. ,. 303 l. : oder ; st. ,. 305 l. *croneten*. 323 l. . st. :. 336 *na* = *nâ* (nahe)? 351 tilge komma. 397 l. . oder ; st. :. 409 *was* bleibt; a. e. l. . oder ;. 418 l. ; st. ,. 423 *der* ist zu streichen; vielleicht ist überhaupt besser nach v. 430 zu lesen: *grave Reinolt*. 431 l. ; st. ,. 438 l. . st. ,. 462 l. *daz* (mit der hs.). 471 l. *Zu helfe und der Cristenheit*;. 479 l. . st. :. 481 *die* bleibt, da zweisilbige senkung ganz gewöhnlich ist. 498 *ouch* fällt weg; a. e. l. ; st. ,. 500 *versolt* (von *versolden*) macht schwierigkeiten; es als attribut zu dem dat. *her* zu ziehen, geht kaum an; wird es, wie der sinn es fordert, als attribut zum subject *sie* gefasst, kommt man mit der üblichen bedeutung „bezahlen, in sold nehmen“ nicht gut aus; man müsste denn dem partic. pass. activen sinn zugestehen. Das Mhd. wb. führt II, 2, 468b die stelle ohne erklärung an. 515 l. *an den* (wie 573). 516 l. *Montverran* (vgl. 470. 596). 522 l. , st. ;. 539 l. *mêre. dô* (vgl. z. b. 603. 793. 878). 555 *ouch* könnte bleiben. 559 l. ; st. ,. 579 l. ; st. ,. 585 st. des unverständlichen *wolt* möchte ich *wie* einsetzen, davor a. e. von 584 komma, so dass der satz die erklärung zu „*daz wêgeste*“ bringt; v. 586 ist finalen sinnes. 612 l. a. e. .. 614 l. a. e. ;. 638 ist auf jeden fall zu lang; *sînes herzen* kann wegfallen; vorher a. e. von 637 dann punkt. 642 l. a. e. . st. ,. 651 *Amen*, in der hs. am rechten rande, fällt weg. 658/9 l.

und sînes bîwesens gern
wolden (sie) dâ enbern,

732 l. *brûnreit ez* (oder *iz* = *daz*) *hâr*,. 744 am anfang ist sicher *het (hat)* zu ergänzen (H. A.); vgl. 874/5. In der hs. ist das *T* in *Tzu* nicht wie sonst die zeilen-

anfänge rot angemalt. Vor *Tzu* ist eine lücke (rasur), über die ein roter strich gezogen ist. 757 l. ; st. ,. 811 l. *reit er* st. *riten*, da hier eine constr. κατὰ σύνεσιν nicht möglich ist. 819 l. mit H. A. *ritterschefte* (des versmasses wegen); vgl. 900. 832 Hagens *wà* (s. seine A.) ist zu streichen. 876 l. . st. ,. 887 l. *künfte* (vgl. 819). 890—92 *kemen* in 891 ist infinitiv, abhängig von *sach* (889); H. A. scheint es für ein vb. fin. zu halten. *Als* in 890 ist nicht temporalconjunction; vielleicht ist es im sinne von *also* (= *alsô ouch*) zu verstehen. Noch wahrscheinlicher ist die annahme, dass es ganz unberechtigt in den vers gekommen ist, etwa veranlasst durch 891, und durch *unde* zu ersetzen ist. — *Ludewigen* der hs. in 892 bleibt stehen als object zu *kumen*. 898 l. ; st. ,. 901 *in* ist wol aus diesem vers in den folgenden hinter *reit* zu versetzen. 908 *wol* bleibt. 919 l. ; st. , hinter *Johannis*. 938 *des* kann nicht richtig sein. Entweder l. *der*, wobei allerdings schwerfällig von *genôȥ* zwei genetive abhiengen, *des* in 937 und *der hûte* (subst.) 938. Um den sinn von H. A. herauszubekommen, liegt es nahe — und das ist wol das beste — *als* statt *des* zu lesen, wonach dann *hûte* zeitadverbium ist. 949 l. , st. . a. e. 950 l. punkt hinter *volc*. *daz gênde volc* ist apposition zu *sie* in 949 (κατὰ σύνεσιν). 951 *budten* ist = *bûten*. 952 l. a. e. . st. ,. 953 l. *dem* st. *den*. 974 l. ; st. ,. 979 vgl. H. A.; weder *tische* noch *liste* passt recht; die hs. hat *tzulish*. — *kurc* für *clug* der hs. ist sicher richtig. 996 hinter *wolt* ist *lân* einzuschieben, vgl. v. 1246. 1012 l. a. e. :. 1022 l. a. e. ; st. ,. 1024 l. , st. ;. 1034 st. *âmen* kann möglicherweise ein anderes reimwort gestanden haben; vielleicht *râmen* (st. n. BMZ. II^1, 550^b) = bestreben, trachten. 1040 ist holprig; entweder ist *ir geburt* zu streichen (oder *von arde* nach 1229 einzusetzen). 1046 l. . st. ,. 1057 l. *was êren envollen*. *Ulrich — menlich* ist ein häufiger, bequemer versschluss, der wol mechanisch vom schreiber eingesetzt sein kann. V. 1066 scheint notwendig die vorherige namensnennung vorauszusetzen. 1060 l. mit der hs. *Duringen*. 1077 l. komma hinter *sîn*. 1102 l. mit hs. *dà*. 1108 *wen so* ist nicht in ordnung. H. A. erklärung ist der construction wegen nicht möglich. Ich möchte lesen *wâren so verbunden*. 1114 *Und* ist vielleicht zu streichen, da ähnliche asyndeta häufig sind; vgl. z. b. 1065. 1373. 1875. 1936 u. ö. 1139 H. bezeichnet *sîn* oder *leben* als überflüssig; l. *lebende*. 1154 l. *hô(h)meister*; vgl. 3573. 3600. 4051. 1156 *manigen werden man* stammt aus 1155; l. dafür *kam ûf den plân*. Vgl. 953. 972 u. bes. 1163. 1174 *der* zu tilgen (wie 1068). 1177 l. mit hs. und H. A. *Ludecke*. 1223 *wâren sie* bleibt. 1227 *ouch* bleibt. 1231 *die* ist zu tilgen. 1262 *waz* bleibt. 1275 *der* bleibt. 1289 *doch* bleibt. 1299 l. *noch gâben die merete in v. r.* 1327 l. *schein* st. hs. *irshein*; *ir shilden* hatte der schreiber erst vergessen, dann rechts am rande nachgetragen. Die allitteration hat wol den fehler verschuldet. H. A. ist also nicht nötig. 1337 l. ; st. ,. 1355 l. *der zeichen ouch wâren i. s.* 1381 l. mit H. A. *lûter*. 1382 l. *tambûr und rotumbel*; *t. ir r.* hat keinen sinn, da *tambûr* stets das instrument, nie die person bezeichnet. 1383 l. *Erschall* (κατὰ σύνεσιν) oder *erschullen*, da *erschalten* nur transitiv sein könnte. 1386 l. *der* st. *des*, da H. A. kaum richtig ist. Gemeint sind die fürsten; vgl. 1574. 1402 l. *arbeite*. 1422 l. mit der hs. *heiden*. 1428 l. semikolon hinter *tjost*. 1429 l. . a. e. 1430 komma hinter *ellen* zu tilgen. 1440 l. semikolon hinter *Cristen*. *die* (christen) ist subject, *sie* (heiden) ist object, *sie* in 1441 (christen) subject. 1443 *der* bleibt. 1450 l. ; a. e. 1452 , ist zu streichen. 1465 l. *dar obe* st. *dar abe* (wie 1474). 1495 l. *staphetẹ er*. 1503 *sie* bleibt. 1541 *gar* bleibt. 1543 l. ; st. ,. 1561 l. ; st. ,. 1562—64 ist die construction sehr hart; *wolten* in 1564 gehört ἀπὸ κοινοῦ zu *ligen* und *strîten*. Eine an sich naheliegende änderung etwa: *wie* | *nicht alsô wolten ligen sie* | *sunder strîten* . . . scheint aber

doch zu willkürlich. 1575/6 die abermalige constructio *ἀπὸ κοινοῦ* (*sie* a. e. von 1575 gehört zu *strîten* und *hettens*) liesse sich hier sehr leicht beseitigen, wenn man am anfang von 1576 *Sie* einschöbe, was der schreiber wegen der häufung dieses pronomens wol ausgelassen haben kann. 1577 l. mit der hs. *zogten*. 1605 l. besser *in* statt *im*. 1633 l. ; st. ,. 1664 l. *hô(h)meister*. 1677 *daz* bleibt. 1701 das erste *der* könnte bleiben. 1722 l. ; st. ,. 1724 semikolon fällt weg. 1725 l. komma hinter *sîn*, so dass v. 1726 apposition zum vorhergehenden wird. 1764 l. . a. e. 1765 l. mit der hs. *nicht schamte*. Das schluss-*n* ist ausdrücklich wegradiert; das wort ist prädicat zu v. 1766. 1766 l. ; st. ,. 1778 *ouch wâren* ist glatter als *wâren ouch*. 1791 l. . st. ,. 1808 *hie* bleibt. 1814 l. : st. ,, wie 1805. 1834—36 sind gewiss in unordnung; mit zwei umstellungen und einer leichten änderung ergäbe sich besser folgendes:

Er selbe rîche gezieret,
als was ouch geflorieret
ritterlîchen gar sîn her,

1840 *lant* bleibt. 1847 l. ; st. ,. 1867 *mit* bleibt, da solche widerholung der präposition beliebt ist (z. b. 95. 1415. 1817. 6444). 1892 l. *Habe wir* (hs. *hebe wir*); a. e. l. ;. 1893 a. e. tilge punkt. 1910 l. . st. ,. 1916 l. mit der hs. *menlîchen*. 1960 l. *kleinvûge* (vgl. Lexer I, 1617). 1980 l. *Der* st. *die*. 1987 *sie* bleibt. 2009 l. ; st. ,. 2013 l. ; st. ,. 2018 l. . st. ,. 2026 l. ; st. , a. e. 2031 hinter *in* ist eine ziemlich lange lücke (rasur); in der rechten hälfte sind noch ein paar buchstaben ganz schwach zu erkennen. Ich halte sie für *igem* und ergänze sie darnach *creftigem*. 2037 l. . st. ,. 2076 l. ; st. ,. 2096 l. punkt hinter *kumen*; punkt hinter *nâch* ist zu streichen. 2097 l. . a. e. 2115 l. wol *ouch* st. *noch*. 2171 *dâ bî* bleibt. 2179 *und* kann wegfallen (asyndeton). 2181 *dâ* bleibt. 2206 *Und* bleibt. 2225 l. *ponders* wie 4178 (hs. hat *poders*, ohne strich über dem *o*). 2253 l. . st. ,. 2256 l. mit der hs. *selbe*. 2304 l. ; st. ,. 2409 l. . st. ,. 2411 l. vorn *wart* (oder *ist*). 2417 l. *sie* hinter *sît*. 2447 l. . st. ,. 2452 *gar* bleibt. 2453 l. *entsitzen*. 2460 l. *manic* st. *menlich*. 2469 der punkt hinter *vlachten* ist zu streichen, obwol er in der hs. steht, und hinter *sie* komma zu setzen. 2471 l. mit der hs. *daz* statt *dar*, wie H. A. schon vermutet. 2476 H. scheint bei *send[a]* an „sünde“ zu denken, was nicht angeht; gewiss ist „sühne“ gemeint, md. *sûn*, hd. *suon* = *suone*, *süene*. Das *da* ist der anfang des folgenden *daz*, welches der schreiber dann noch einmal schrieb. Sinn: die bischöfe rechneten ihnen das (d. i. die eifrige arbeit) als sühne an (für ihr ganzes, sündiges vorleben). 2484 l. ; st. ,. 2485 tilge komma. 2493 l. a. e. mit H. A. :. 2513 *nich(t)* kann bleiben. 2517 l. mit der hs. *mîne*. 2524 l. *geleit* (hs. *gilegeit*);. 2525 l. hinter *hoffe* komma; — *wol* bleibt; — st. *und* l. mit der hs. *uns*. 2588 l. mit der hs. *gelobten* st. *geboten*. 2670 um diesen senkungslosen vers zu bessern, könnte man *noch* aus dem vorigen verse hinter *rede* stellen. 2704 l. . a. e. 2705 l. wol *heidenschaft* st. *heidenesheit*; letzteres ist bei Lexer ausser in unserer stelle nur einmal belegt. — Vor *marcte* ergänze als object *in*. 2711 l. mit der hs. *furste*, *wie daz*. 2725 l. ; st. ,. 2730 *ûz* kann bleiben. 2769 l. mit der hs. *des* st. *der*. 2770 l. *vort* st. *vor* (= fortan), da *vor* keinen sinn ergibt. 2791 l. ; st. :. 2792 l. *doch* st. *do*. 2806 bleibt mir unverständlich; hs. hat *Der port win erch hers furste*. 2807 l. *holen în*;. 2809 am linken rande der hs. steht *in*, ohne bezeichnung, wo es einzufügen ist; es gehört hinter *sach*. 2824 l. mit der hs. *Bin des*; das *B* ist gross und blau, das *i* klein und schwarz. 2845 l. . st. ,. 2850 l. mit H. A. *wacken*. 2851 hinter *hoste* ist eine kleine, wol belanglose lücke. *ûf daz hôste* verstehe ich als: ins oberste stockwerk der maschine. 2852/53 ist die construction unklar; l. viel-

leicht 2853 *wâren geschaft, wol.* 2859 l. . st. , a. e. 2861 l. , st. ;. 2863 st. *welcher* l. wol *(swer.* 2864 ist unklar; der sinn ist wol: wer (von den vornehmen herren, den rittern) zuerst eindringt, der soll für die *gênden* (das fussvolk, die grosse masse) gewissermassen die handhabe bilden zur weiteren einnahme der stadt.(?) 2869 *beuhte* ist sinnlos; ich vermute einen schreibfehler, auslassen eines buchstaben: es soll wol *bereste* (= bestätigte) heissen; allenfalls könnte man auch an *bedûte* (= *bedûtte* bedeutete) denken. — Für *dis* l. *diz.* 2881 l. , st. ;. 2882/3 möchte ich lesen:

daz nicht die fûzgênden sie
slûgen, sie solten wern die,

zumal hinter *slugen* in der hs. eine lücke ist. 2886 *dâ* bleibt. 2905 *vnverdrozzhicheit.* Apelts richtig begründete conjectur *unverdrôzzen leit* (Ztschr. 9, 210) ist anzunehmen. 2915 Hagens vermutung (A.) *immer* stehe fälschlich st. *innern* ist kaum richtig, jedesfalls nicht notwendig. 2918 *manich* steht in der hs. rechts am rande; durch kleine striche ist angedeutet, dass es hinter *ander* gehört. Das dürfte ein versehen sein, da es besser vor *ander* passt. 2928 l. mit H.A. *wolden stîgen.* 2931 vor *küner* ist mit H.A. *manig(er)* (oder am anfang von 2932 *vil*) zu ergänzen. 2942—44 ist nicht klar. Für *lizen* der hs. ist vielleicht *stiezzen* einzusetzen. H.A. schlägt vor, hinter *sie* (2942) punkt zu setzen. Dann wäre *ûf die dâ brâchen* = auf die, welche (die mauer) brachen. Da aber so *innerhalb* schwer unterzubringen ist, würde ich vorziehen, zu erklären (und zu interpungieren): die innern verdross das; manchen stein brachen die (d. s. d. innern) auf (aus der erde oder der mauer) [und] stiessen sie (d. belagerer) innen hinein (hinunter). Noch besserer sinn ergäbe sich, wenn man unter annahme eines immerhin leicht möglichen versehens des schreibers *ûzerhalb* st. *innerhalb* einsetzen wollte. 2944 st. *si staten* l. *siez tâten;* die lücke ist durch ein adjectiv auf *-îch*, etwa *nutzelîch* auszufüllen. 2948 *stuche blankten.* Wenn *stûche* richtig ist — das wort ist in der hs. undeutlich; es lautet *stuthe* oder allenfalls auch *sruthe [fruthe?]* — bedeutet der ausdruck: sie schwangen in ärmel (säcke, tücher) gebundene steine gegen die feinde und liessen sie tief zur erde fallen. Vgl. Kudr. 1385 und Martins anmerkung. 2974 l. ; a. e. 2975 *grôz* bleibt. 2989 dahinter steht ein wider ausgestrichener vers: *manlich ginc daz gotes her;* — l. mit Kinzel, Zeitschr. 8, 388 *strîtlîchen* st. *strîtlîche.* 2991 die lücke ist vielleicht durch *herte* oder *slahte* (morden) auszufüllen. 2994 l. *drîn* st. *dîn;* hier ist das zahlwort sicher am platze, da das belagerungsheer in drei abteilungen geteilt ist; vgl. v. 2859. 2860. — Vielleicht ist schon 2971 dieselbe änderung vorzunehmen. 3010 l. *Monterral.* 3043 tilge . a. e. 3044 l. *helt durch die.* 3055 l. ; st. ,. 3081 st. *solden* l. besser *suln.* 3090 st. *tzil* hat hs. *tzu.* Beabsichtigt war jedesfalls die geläufige formel *âne zal*, die einzusetzen ist. 3103 l. *tet der markîs.* 3107 l. mit H.A. *ir lôn den heiden.* — a. e. l. ,. 3127 l. *alsi* st. *also* (wie 3124). 3128 l. mit der hs. *Chewernberc.* 3132 l. mit H.A. *unvergerter* (hs. *-gerten˜*). 3157 l. mit H.A. *an der flucht* st. *der floich.* 3176 l. *Und* st. *an.* 3192 l. mit H.A. *den* st. *dem*; Holtzmanns verlangen (Germ. I, 251) *um den* st. *im dem* zu lesen, ist unberechtigt. 3198 l. *daz* st. *die.* 3209 l. in der lücke wol *trûren.* 3212 l. *werliche* st. *werlichen.* 3231 l. *unzergenclich*, das dem hs.-lichen *tzvergentlich* noch näher kommt, und allgemein üblich ist, während *unvergenclich* bei Lexer ausser in unserer stelle nur einmal aus den mystikern belegt ist; vgl. 4916. 3235 l. *sîn* st. *sich.* 3240 vgl. H.A. und v. 3386. *Waz des* ist jedesfalls der formelhafte ausruf = was tuts; daher komma dahinter. Die zweite vershälfte muss wol hergestellt werden *ist ir dan unser mêr?*. 3270 l. mit H.A. *wolt* st. *volc.* 3274 l. , st. ;. 3275 l. ; in der mitte st. ,. 3286 l. *Also* st. *Alse.* 3290 l. *diheine*

st. *die eine*, da der sinn verlangt: die nachrichten benahmen ihnen ihre besorgnis nicht. 3299 *wol* bleibt. 3303 *an* fällt weg (asyndeton) oder ist durch *und* (geschr. *vñ* zu ersetzen. 3309—12? ob *im* in 3309 richtig ergänzt ist, ist zweifelhaft. H. meint wol *Konrat*. 3312? 3330 tilge komma. 3331 tilge komma. 3333 l. *dienen* st. *dienste*. — l. , hinter *gedâcht*. 3334 l. *Und* st. *an*. 3346 l. mit H. A. *sâhet*. 3358 ein passendes reimwort lässt sich kaum finden; ich möchte 3357—59 folgendermassen herstellen:

ouch ander hêrren, alsô die
durch ir zucht wâgeten sich;
irn willen den enweiz ich.

3370 l. m. H. A. *ein wîtez schemen*. 3374 l. ; statt ,. 3399 *ouch* kann bleiben (zweisilbiger auftakt). 3509—11? 3509 l. wol *ersprancten* (wie 3468). 3510 fasse ich *vallen* (subst. gebr. inf.) als subject, *sie* als object. St. *vertzucten* und *ruchten* wäre zu lesen *verzukte* und *rukte; gevorht* = *geworht?* (sinn: der fall des führers machte solchen eindruck, dass er sie von ihren plätzen fortriss und zu ganz enger fühlung veranlasste, um einen geschlossenen angriff zu unternehmen). 3516 ist wol mit H. A. zu schreiben: *der Sarrazîne, wêren sie volvarn*; (*w. s. v.* hauptsatz = hätten sie ihr ziel erreicht). 3517/8 hat adversativen sinn; 3518 möchte ich herstellen: *die sîne* (d. i. wideraufnahme des obj. *sie* in 3517) *der barmherzige got*. 3525 *der* bleibt (wie 3472). 3531 l. *ez gar vienc* (s. o.). 3569 l. *vordan* (oder *vormâl*), da in der hs. eine lücke hinter *vor* ist. 3582 l. ; st. ,. 3599 l. mit der hs. *den* st. *der*. 3604 l. mit der hs. *Ludewige* (als dativobject zu *sagete*). 3618 *hômeister* ist zu streichen, wegen des metrums und weil auch sonst immer nur *brûder Ch.* steht. 3628 l. *doch sol uns der k. b. ê. l.* 3644 l. ; st. ,. 3670 *sîn* bleibt. 3707 l. *nie* st. *ie*. 3710 *wizzende hie* der hs. liest H. A. *wiez z'ende er hie* —; glatter und der hs. noch näher ist: *wierz z'ende hie* —. 3719 in *rat* ist der erste buchstabe undeutlich und kaum zu erkennen; er kann ebensogut *t* gelesen werden. *sîne tât* passt überdies besser in den zusammenhang; vgl. Kinzel, Zeitschr. 8, 405 a. 4. 3734 glatter ist *alumme gar wîten g.* 3740 tilge punkt. 3741 l. am anfang *daz* (als subject zu 3740). 3745 l. ; st. ,. 3764 l. . a. e. 3765/6 ergänze ich:

Und ez ist mîn wille, wir
scheiden uns. als der furste sprach

3790 l. *sollen* st. *wollen* (?). 3811 l. *aber* st. *abe*. 3819 l. *ouch* st. *und*. — a. e. ;. 3820 l. punkt hinter *die*, komma hinter *dich*. 3822 l. . st. ,. 3833 *dâr* bleibt. 3842 l. *kunt* st. *mit*. 3847 l. ; st. ,. 3855 l. ; st. , a. e. 3860 l. *daz* st. hs. *das*. 3871 *cranc* bleibt. 3879 *ein* bleibt. l. : st. , a. e. 3890 l. ; st. , a. e. 3895 l. ; st. , a. e. 3899 l. komma hinter *hutten* und mit der hs. *im die* st. *den*. 3908 l. . st. ,. 3912 *daz* ist, obwol es ein starkes anakoluth bildet (abhängig von *als ichz vernummen habe*), doch zu lassen, nicht ein nahe liegendes *dâ* einzusetzen. 3913 l. . st. , a. e. 3923 l. ; st. ,. 3933 l. ; st. ,. 3936 *qveme* ist unverständlich; blosses auslassen stört die construction; vielleicht *hielde ieman sie* (?) 3966 l. mit H. A. komma hinter *wol*. 3974 l. *soldân* st. *chunic*, da Saladin sonst im gedichte nie könig genannt wird. 3987 l. *zem* st. *den*. 4002 l. mit der hs. *geloubet* st. *geleubet*. 4006—09 in der hs. sind hier vier zeilen vollständig leer gelassen. Der inhalt muss etwa gewesen sein: . . . der hier noch länger säumt. Die hart bedrängten futterholer sind verloren, . . . 4018/9 l. vielleicht 4019 *ir* st. *er*; dann ergäbe sich folgender sinn: in anbetracht des verlustes, (den Saladin uns schon beigebracht hat, oder den wir ihm jetzt noch zufügen könnten) zöget ihr gewiss nicht vergeblich hin. 4030 l. ;

st. ,. 4031 l. . st. ;. 4042 l. mit hs. und H. A. *sprach*. 4058 am rande der hs. ist rechts mit dem zeichen √ *der* angefügt, aber ohne anweisung, wohin es gehört; ich stelle es hinter *man*. 4065 6 werden glatter, wenn man *er sprach* aus 4065 als *sprach er* an den anfang von 4066 rückt. 4081 l. *hie nu* st. *hine*, das nicht verständlich ist. 4082 fällt dann das ergänzte *Nu* trotz der lücke der hs. weg; sie wäre etwa durch *suln* auszufüllen. 4096 l. am anfang besser *Ein* st. *einer* (wie 4138). 4117 *tûren* der hs. ist *tûren*, *dûren* = aushalten. 4143 in die lücke gehört wol *sîn* oder *sint*. 4153 st. *(den)* l. *(zem)*. 4161 Hagens *sprach* ist wider zu tilgen, da die hs. keine lücke hat, das verb. dicendi schon 4155 steht und 4174 noch einmal widerholt wird. 4184 l. mit der hs. *Franzoyse*. 4196 l. mit der hs. *gar* st. *do*. 4205 l. mit der hs. *crefticlîchen*. 4210 l. . st. , a. e. 4218 l. *dâ* st. *die* (hs. hat *dae*). 4219 *da* ist zu streichen; l. ; a. e. 4222 *d* in *der* bleibt. 4227 l. *ietwederer* (hs. *etwederer*). 4231,2 in der hs. ist nur eine zeile leer gelassen. 4233 *dem* bleibt; das erste *lône* ist schon in der hs. durchgestrichen. 4262 l. *Maideburc* (hs. *Mådeburc*). 4267 l. mit Apelt (Zeitschr. 9, 209): *die jâmer dolden sint nâch in*. 4273 l. . st. ,. 4290 l. komma hinter *ander*. 4293 l. *der* hinter *und*; der schreiber hat dies wol ebenso vergessen, wie *von*, das mit roter tinte unterschrieben ist. 4299 in die lücke gehört *Dornburc*; H. A. *Domburc* ist wol nur druckfehler. 4304 l. *ez* vor *nicht* (als subject). 4340 l. *Und der* st. *under*. 4360 l. *Sich* st. *sie mit* (*mit* aus 4361 hereingekommen); Holtzmann will Germ. I, 251 st. *sie mit* lesen *zimier* und *der* in 4361 streichen, das ist etwas gewaltsam und gibt überdies auch noch keinen befriedigenden sinn. 4361 l. *mit* st. *mite*. 4365 ist *er* zu tilgen, wenn man nicht ein (immerhin leicht erklärliches) anakoluth annehmen will. 4376 l. *den* st. *der*; so auch Holtzmann, Germ. I, 252. 4387 l. *heiden* st. *heidens*. — a. e. l. *rîch* (s. o.). 4408 l. *fûget* st. *fugte*. 4426 l. mit H. A. *enzwischen*. 4450 l. mit der hs. *manigen*. 4457 *den* bleibt. 4494 l. mit H. A. *rante*. 4498 *sunder* bleibt. 4502 l. *het* st. *hat*. 4509 *weh?* Der vers bleibt mir unklar; mit Holtzmanns vermutung *alwec* für *als weh* (Germ. I, 252) ist auch nichts anzufangen. 4542 die lücke ist wol besser durch *rotumbel* auszufüllen; dieses wort war dem schreiber wahrscheinlich nicht geläufig [obwol es schon 1382 vorkam], und er konnte es, zumal wenn es wie zu vermuten nicht sehr deutlich war, nicht lesen. 4543 l. . a. e. 4580 l. ; st. ,. 4611 dahinter sind in der hs. zwölf zeilen (schluss der seite 77[b]) freigelassen, aber gewiss nur, weil das pergament hier ganz schlecht (dünn und rauh) ist und die schrift der vorigen seite durchscheint. 4632 l. mit H. A. *Ietweder* st. *Ir weder*. 4643 l. *diemûtecheit*. 4653 l. *ouch* st. *doch*. 4667 l. *enmuste* st. *in muste*. 4687 ist (mit Holtzmann, Germ. I, 252) in vorliegender form unverständlich. Holtzmanns vorschlag *und lie* st. *durch die* zu lesen, scheint mir, schon der construction wegen, verfehlt. Der fehler dürfte in *den* liegen. Ich möchte es in *die* ändern, welches ich *κατὰ σύνεσιν* auf *trân* beziehe (als ob *trêne* dastünde). Das erste *die* meint die augen, *durch* gehört zum verbum *vallen*, das mit leichter änderung ins präteritum *vielen* sich verwandeln liesse. — Eine zweite möglichkeit wäre, *dem* st. *den* zu lesen. Ein sinn käme dabei heraus, wenn man hinter 4686 ein semikolon setzte und 4687 als hauptsatz fasste, wobei *die* wider auf *trân* (bezw. *trêne*) zu beziehen wäre. 4705 l. mit der hs. *was* st. *war(t)*. 4737 l. *gemeinlîchen*. 4746 Hagens einfügung *rede* ist nicht notwendig; einfacher ist es *ditz* zu lesen. (Die hs. hat allerdings *die*, soweit man das überhaupt bei der hier auf dem rauhen pergament verlaufenen, undeutlichen schrift erkennen kann.) 4751 l. a. anfang *dô*. 4800 l. wol *dienen* st. *dienste*. 4805 l. *darzû* st. *da tzu*. 4807 *ewere* ist zu tilgen. 4860 l. *hin* st. *bin* (druck-

fehler). 4872 l. *euwern* (bezw. *uwern*) (druckfehler). 4887 besser ist *die Walhen ez.* 4901 *des* bleibt. 4914 *ein* bleibt; es ist besonders am rechten rande mit roter klammer eingefügt. 4916 l. *zergenclîchez.* 4917 l. *werndez.* 4931 l. , vor st. hinter *got.* 4932 l. , vor st. hinter *tursteclich* (beide mit Holtzmann, Germ. I, 252). 4934 l. : st. . a. e. 4935—42 ist rede der fürsten. 4942 l. " a. e. 4943 l. a. anfang „. — Diesen vers spricht der landgraf. 4949 l. *dirre* (oder *diser*) st. *der*. 4954 l. besser *Zû den verw. er nu gie.* 4959 *die* ist zu tilgen. 4984 *Elizabet* s. o. 5008 l. mit Apelt, Zeitschr. 9, 210 *swenden* st. *swen*; eine von A. noch übersehene stütze für die richtigkeit dieser vermutung ist der gebrauch dieses wortes in v. 7198 (gegen H.A.). 5011 l. ; st. ,. 5012 *Die* bezieht sich auf *die werke.* 5014 l. *crefticlîch.* 5016 *lazen* ist *lazzen* (müde werden). 5018 l. *tâten sie* st. *sie taten.* 5021/2 l. mit H.A. *verdriezzen : enliezzen.* 5027 wenn *in* = ihnen ist, so können dem sinn und zusammenhang nach nur die christen gemeint sein; das widerspricht aber der grammatischen fügung; auch *în* = herein passt nicht recht. Ich möchte *iz* (= *ez*) st. *in* lesen. 5044/5 fasst H.A. als directen fragesatz; ich ziehe seine interpunktion im texte vor, indem ich *wen* als bedingungsconjunction (= *swenne*, *swanne*) und *zû helfe geben* als scheinbar intransitiv (mit leicht zu ergänzendem „jemanden") verstehe. 5043 l. *sîn der herzoge.* 5065 *der* bleibt; a. e. l. ; st. ,. 5070 ist unverständlich; etwa *ich meine ouch des kaisers. der* (?) 5079 vgl. H.A. l. *staetelîchen reit.* 5085 l. mit der hs. *ez* (= *daz*); Hagens text und anm. sind falsch. 5086 l. a. e. . st. , mit H.A. 5087 *doch* (s. H.A.) und *der* bleiben; vgl. 5114. 5092 l. ; st. ,. 5093 l. *daz* st. *das.* 5099 l. *nûwes* st. *nv es*; vgl. 503. 797. 5124 l. *Zwêne? sie.* 5125 l. *unser* st. *uns* (*sich* ist accusativ), da *ich entsitze mir* wol nur den acc. der sache bei sich hat. 5129 l. *den* st. *dem* (vgl. 5131). 5144 l. *ein der heiden.* 5151 tilge komma hinter *merke* (acc. c. inf.). 5155 l. mit der hs. *ûf* st. *ûs* (druckfehler). 5174 l. mit H.A. *enrollen* st. *enwillen.* 5176 *quâmen* ist falsch; gegen *trâten* hat H.A. selbst bedenken. Vielleicht ist *drâten* (von *draejen*, intr.) [oder *nâten*] einzusetzen. 5178 *fliegen*; st. hs. *fligen* l. *vlugen.* 5220 l. ; st. ,. 5242 ist Hgs. interpunktion doch wol richtig. Holtzmann sagt a. a. o.: „das semikolon nach *in.* Die besiegten giengen nicht zu fuss sondern setzten sich auf das pferd zu den siegern." — Aber von zu fusse gehen ist gar nicht die rede. H. meint gewiss, dass sie sich, wie es auch am nächsten liegt, auf ihre eigenen rosse setzten, und zwar „*wie sie mohten* = so gut es gieng", da diese schwer verwundet waren; daher reiten sie auch „*semfter reise*". 5244—46 sind nicht in ordnung. Mit Holtzmann (a. a. o.) tilge komma hinter 5244, l. *und* st. *der* in 5245 und punkt hinter 5246. 5248 l. ; st. ,. 5255 l. mit der hs. *bin* st. *bî.* 5290 tilge *Dâ* (wegen 5286 und 91). 5292 *der* kann wegfallen. 5302 l. vielleicht *kumen hiezzen* (wegen des leichteren verständnisses); *Die* ist relat. (nom.) und zugleich enthält es eine attraction = *ii*, *quos venire iusserant*, *venerunt; in* ist refl. = *sibi*, *sie* ist subject = die gefangenen. 5366/7 sind die reimwörter zu vertauschen. 5395 l. mit H.A. *habens* st. *habenz.* 5409 l. *etslîche ich wil.* 5430 l. *al den* st. *[allen] den.* 5440 Hagens interpunktion im texte scheint zutreffender als sein änderungsvorschlag in A. 5454 komma und *der* können wegfallen. 5455 das zweite *der* kann wegfallen (vgl. 5418). 5466 l. mit der hs. *der* st. *den* (als subject). 5475 der gen. *prîses* ist unverständlich; l. nom. *prîs* (wie Parz. 350, 3 *sost al mîn prîs verloschen gar*). Lexer citiert unsern vers ohne erklärung. 5483 l. mit der hs. *in* st. *an.* 5486 l. *dêmûtiger* st. *demutigen.* 5487 l. *gûtiger* st. *gutigen*, da hier und 5486 der acc. unerklärlich ist (grammatisch), vgl. Syntax (unten). 5488 *der* stelle nach 5489 vor oder hinter *sî*; das wörtchen ist in der hs. am rande nachgetragen, und

wol versehentlich eine zeile zu hoch. 5502 l. *Ja er erbete* st. *Ja erbot*. 5509 l. *dem* st. *den*. 5517 l. *noch* st. *doch*. 5554 *[aber]* fällt weg, da es überhaupt nicht in der hs. steht. '5575 l. *des st. [dem]*. 5645 l. *als* st. *al* (?). 5670 l. semikolon hinter *krappen*. 5671 l. . hinter *sie* statt des komma davor. 5679 l. *hiez* st. *hüz* (hs. *hiiz*). 5695 tilge H. A. 5701 *wart* der hs. ist gegen H. A. beizubehalten (= gewahrte, sah). 5711 l. *behûset* st. *behusent*. 5721 l. a. anf. *in eine* st. *ein*; (a. e. *în*). 5722 l. mit der hs. *erden* st. *erde*. 5727 l. *solde* st. *wolde* (?). 5744 l. *brûder*, *der* st. *brude˜er*. 5759 l. *zu trotze* st. *tzu tratzet* (wie 5123). 5826 ist zwischen gedankenstriche (klammern) einzuschliessen; das komma hinter *sehet* fällt weg, da *halden* als infinitiv zu fassen ist. 5828 l. *in* st. *im*; das zweite *in* bleibt dann. 5848 l. a. anfang *Und*, a. e. ; st. ,. 5849 *einer* ist apposition zum subject *ir* = als einzelner, einziger. 5852 *nicht mêr* kann bleiben. 5853 construction? l. wol *z'erwerben*. 5872 l. *Als* st. *Alse*. 5880 l. : st. ,. 5897 l. *drungens(ie)* als subject.; die beiden andern *sie* sind accusative. 5899 tilge komma vor *sie*. 5904 l. ; st. ,. 5911 *den* scheint falsch; l. vielleicht *sêr(e)* [oder *dicke* oder *der* = *dâr*]. 5923 l. *entritten* st. *enriten*. 5931 das zweite *der* ist zu streichen. 5937 l. *triegen* (hs. *trigen*) st. *twingen* (= betrügen d. i. um die hoffnung [auf sieg] bringen). 5965 l. *des* st. *der*, da *geligen* als nhd. liegen = darnieder liegen, aufhören zu verstehen ist und die auffassung von *der* als gen., bezogen auf *geschichte* kaum angängig ist. Auch an *geliegen* (= lügen) ist nicht zu denken, da dies keinen acc. der sache bei sich haben kann. 5980 l. mit der hs. *dar* st. *oder*; davor ein komma. Sinn: „was er davor [vorher] und nachher vollbrachte (asyndeton).“ 6023 l. . st. ,. 6024 st. *daz* der hs. l. entweder mit Hagen *dâ* oder vielleicht besser *des* (das in der hs. öfter als *dez* erscheint). 6028 l. ; st. ,. 6053 in der hs. stehen links oben vor *liebe* und *minne* je zwei kleine striche (*˭liebe vñ ˭minne*), wie sie sonst zur bezeichnung einer einfügung oder umstellung dienen; daher l. den vers: *des twanc in minne und liebe kraft*. [Genau so lautet in Ulrichs v. Eschenbach Alexander v. 18817.] 6086 l. *Und sie sich* st. *Und sich*. 6102 l. mit der hs. *welet* st. *we(l)let* [von *weln* = nhd. *wählen*]. 6130—32 sind unklar. Bei Hagens lesung *welde* ist die construction, wenn überhaupt möglich, sehr hart; liest man *wolde*, was die hs. sehr wol erlaubt, so müssten die drei folgenden *den* in *der* geändert werden. 6144 *sampt* kann bleiben. 6192 l. *Also* st. *Alse*; — a. e. l. : st. ,. 6196 l. . st. ,. 6228 l. mit der hs. *in* st. *im*. 6230 l. komma hinter *bewîste*. 6246 l. *Die* st. *[Den]*. 6251 l. , st. .. 6256 l. mit Holtzmann (a. a. o.) *Als sie* st. *Al sie*. 6258 hat hs.: *Wie vnde ˉwaren so die* l. also: *Wie unde sô wâren die*. Da diese construction durchaus erlaubt ist, so erübrigt sich Holtzmanns bemerkungen a. a. o. und seine ihm selbst fragliche conjectur *vie*, *wagen unde ors*. 6264 l. a. e. ; (st. , H. A.). 6266 l. mit der hs. *zugen [tzvgen]* st. *tzvgten*. 6289 l. *ahtẹ er [ahter]* st. *ahte*. 6298 l. *waz* st. *was*. 6300 l. *Al* mit der hs., die gar kein *s* hat. 6312 l. *Erlemet* st. H. *(G)Elem't* und hs. *Elemit* [wie jüng. Titur. str. 1063]. 6330 *rait?* muss wol wegfallen. 6351 st. *mir* lese ich *in ir*, also handelt es sich einfach um eine dittographie. 6394 und 95 fallen beide kommas a. e. weg. 6401 l. *den* st. *der*? 6412? in *der* ist *r* über getilgtes *m* übergeschrieben *(dem̱ʳ)*; ist *wider den* zu vermuten? 6413 l. mit der hs. *in* st. *im*. 6436 l. ; st. ,. 6451 l. , a. e. 6452 l. *die* st. *der* und . hinter *Sarrazêne*. 6521 l. *wart* st. *wirt*. 6522 l. *gar* st. *dar*. 6535 st. Hagens ergänzung *hetten* ist wol stilgemässer *liden (litten)*. 6537 l. *vater er bat* st. *vater bat*. 6561 l. *suln* st. *sule*. 6573 l. mit der hs. *behagelîch* st. *hagelich* (s. o.). 6575 l. mit H. A. *driu (drîe)* st. *die*. 6580 l. st. der nom. die acc. *einen fursten, jungen, starken gar*; vgl. H. A. 6619 l. komma hinter *vil*. 6625 *unsern*

kann bleiben. 6661 l. a. e. anführungszeichen. 6697 l. *samten* st. *samnen*. 6701 l. mit Holtzmann a. a. o. *als sie* st. *alsie*. 6732 *Er* ist doch wol als *êr* (präpos.) zu fassen. 6765 die hs. hat *wegen wñc gelichen tzu*; *wñ* ist = *und*, *mağ* steht gar nicht da. Der wortlaut der hs. muss beibehalten werden, da ja *man* sehr wol den plural auch als unbestimmtes pronomen regieren kann; überdies kann man es hier auch ohne weiteres als substantiv auffassen. A. e. l. , st. ., da v. 6766 den nachsatz bildet. 6780 und 81 sind die endungs-*e* nicht, wie Kinzel will (Zeitschr. 8, 387) zu streichen. S. Metr. unten. 6803 l. mit der hs. *hute* (= *hûte*) st. *hure*. 6825 l. mit Holtzmann a. a. o. *mac ich* [ich dachte an *mac einer*]. 6827 tilge mit H. A. den punkt hinter *sprach*. 6829 um den senkungslosen vers zu bessern, darf man wol ein *geritten* hinter *nie* einschieben. Eine auslassung ist um so eher anzunehmen, als dieser vers mit dem vorigen in eine zeile gedrängt ist. 6846 *er sprach* kann vielleicht auch bleiben. 6853 Holtzmanns änderung von *unslihte* in *in slihte* ist unberechtigt, da *rennen* auch sonst den acc. eines substantivs bei sich hat z. b. *Strickers Karl* v. 7223 *sie ranten berge unde tal* (Lexer). 6872 l. ; st. ,. 6874 l. *starker* st. *starc der*. 6880 l. ; st. ,. 6914 l. , a. e. 6915 st. *offeren* l. *ûf êren*, wie Parz. 572, 11 *ûf den lîp strîten* [BMZ. II², 691a] und ganz ebenso Ulr. v. Eschenb., Alex. v. 16015 *ûf lîp und êre strîten*. Die folgende lücke ist wol nur da, weil der schreiber den vers überhaupt nicht verstand. 6917 *nicht* fällt weg, wegen des sinnes. 6922 l. ; st. , a. e. 6925 l. . st. ;. 6941 l. mit H. A. *die* hinter *an*. 6953 l. ; st. , hinter *strîten*; tilge komma hinter *craft*. 6961 l. in der lücke *kêrte* st. *(wante)*, wie 6852 u. ö. 6965 dem sprachgebrauch des gedichts entspricht besser *valten* in der lücke als *ranten*. 6983 l. mit der hs. *wart ir erslagen*. 6984 l. besser *behielden* st. *behalden*. 7020 l. ; st. ,. 7078 l. ; st. .. 7080 *stolzer* kann bleiben. 7086 *sie* bleibt; davor l. ,. — *wâgen* in 7087 ist prät. von *wegen*. 7093 l. vielleicht *ie* vor *gewan*. 7097 *dâ* bleibt. 7132 *rîche(i)t*, *rîch* kann kaum stimmen; es wird wol ein anderes substantivum einzusetzen sein; etwa *wirde*. 7141 *daz* bleibt. 7146 l. wol *Noch* st. *Nach*. 7150 l. mit der hs. *underlâz* st. *widerlâz*. 7166 l. *dan* st. *den*. 7171 , ist zu streichen. 7177 l. *sie* hinter *emphiengen*. 7208 l. *Einen* st. *einem* und *mit* st. *ein*, wobei *vane*, wie mitunter im mitteldeutschen, wenn auch sonst nicht in der Krf., als stf. aufzufassen ist. 7223 l. mit der hs. *die* st. *der*. 7232 l. mit der hs. und H. A. *Ludecke* st. *Lubecke*. 7244 l. hinter *firmens* doppelpunkt und gedankenstrich; mit *ich* beginnt der nachsatz. 7246 l. mit der hs. *in* st. *und*; übersetzung: bei der verleihung des sacraments. 7252 l. ; st. , a. e. 7253 das komma hinter *hêrren*, welches mit subject ist, fällt weg. 7254 l. . st. , a. e. *bevlozzen* ist transitiv = fliessend bedecken mit md. *ŏ* st. *ŭ* in der 3. p. pl. ind. prät. [Weinh. § 355]. 7255 tilge komma. 7285 l. mit der hs. *himel* st. *himels*. 7291 l. am anfang *ouch* (?). 7345 *er* bleibt. 7366 l. ; st. ,. 7369 l. *er* hinter *rotte*; a. e. l. . st. ,. 7388 l. mit H. A. *es* st. *iz*. 7432 Hagens vorschlag (A.): *wê. waz des? doch* — ist anzunehmen. 7448/9 Hagen wird auch hier recht haben; oder ist *naht* st. *waht* [hs. *wart*] zu lesen? 7455 l. mit der hs. *emphangen* (als partic. mit zu ergänzendem hilfsverbum). 7472 l. . a. e. 7473 tilge . hinter *Cristen*. 7476 l. . a. e. 7530 l. mit der hs. *Bin* st. *In*. 7552 l. ; st. ,. 7556 die hs. hat *vnd'* d. i. *vnder*, die runden klammern sind also falsch. 7577 l. mit H. A. ; st. , oder noch besser .. 7592 st. *daz* hat die hs. *dez*; H. A. will dafür *die* einsetzen; viel näher liegt noch der gen. partit. *der*. 7600 l. mit H. A. , a. e. 7601 tilge mit H. A. das komma. 7610 l. mit der hs. *mal* st. *er*. 7611 l. mit der hs. *er* vor *sich*. 7631 l. ; a. e. 7636 l. , st. ! — denn 7637 hat conditionalen sinn. 7639 *ûf* kann nicht richtig sein; l. dafür *als* oder *sam*. Im ganzen satze fehlt

die copula *ist*, die leicht am anfang von 7640 zu ergänzen ist. 7654 l. mit Holtzmann (a. a. o.) *die* vor *dir*. 7655 l. vielleicht *dîn lôn geben* (die im texte stehende construction ist unklar). 7656 – 60 fehlt das prädicat; es ist in der form *warp* oder *ranc* zu ergänzen und zwar in 7658 an zweiter oder 7659 an erster stelle einzuschieben. A. e. von 7660 l. punkt. 7668 9 *wizzet* ist sicher falsch und unmöglich. Die hs. hat, wie H. A. angibt, *wiszhet*; der letzte buchstabe ist undeutlich, man könnte auch an ein *r* denken. Holtzmanns vermutung, es sei dafür *wettet* zu lesen, erübrigt sich, da *wetten* in der bedeutung „wider gut machen" nicht belegt ist. Ich denke, man kann *wiset* einsetzen, so dass sich folgender sinn ergibt: obwol er uns hasst, so erweist *daz* (dieser umstand) *an mir* (in meinen augen, was mich anlangt) nur seine tüchtigkeit. 7679 l. *ein* vor *grîfec*. So citiert auch Lexer I unter *ar* den vers. 7684 l. *Er* st. *Her*. 7690 das , fällt weg, da *gebêre* adjectivum ist. 7712 l. besser *solt im daz geteilet sîn*. 7718 vielleicht zu ergänzen *ûch helfen* (sicher dem sinne nach so oder ähnlich). 7720 l. *Alsor* (= *Also er*) st. *Also* mit Holtzmann. 7728 l. mit der hs. *Twunge* st. *Swunge*. 7740 die hs. hat nur *furste*; die eckigen klammern sind also falsch. 7745 l. ; hinter *erfullen*. 7746 l. mit H. A. *Wie ich mohte zu willen sîn*. 7751 l. , st. . a. e. 7752 streiche *Got*. 7753 streiche das nur von Hagen ergänzte *die*. — Diese letzten drei änderungen mit Holtzmann a. a. o. 7755 streiche *und* (asyndeton). 7760 *r* in *Wolter* bleibt; *(er)* a. e. ist gleich *êr*. 7822 l. *hôh verte* st. *hohmute*; die hs. hat *hohrte*. Über dem *r* fehlt also nur das gewöhnliche abkürzungszeichen für *-er*. 7828 l. : st. ,. 7870 links am rande steht *dur* ohne bezeichnung, wo es hingehört, es ist wol nichts damit anzufangen. 7878 l. *Dô ditz* st. *Diz*. 7910 l. *einem* st. *einen*. 7914 fehlt ein object; ergänze es als *in* [oder *den*] vor [oder hinter] *hât*. 7930 l. mit der hs. *tât* st. *rat*. 7933 l. mit der hs. *erliten* st. *erhiten* (druckfehler; vgl. Holtzmann a. a. o.) und tilge das komma dahinter. 7942 *Wol* fällt weg als dittographie. 7999 *und* ist zu streichen. 8020 da der vers bloss drei hebungen hat, ist wol *im* aus dem folgenden heraus, hinter *aber* zu stellen. Beide verse sind in einer zeile geschrieben. 8021 l. dann: *die meister sageten also*. 8022 *oust*? August? Ludwig verliess anfang october 1190 das heilige land und starb am 16. d. m. 8068 l. mit der hs. *Nam* st. *Nam'* und dahinter mit H.A. ein komma. 8094/5 l. *den himel lôn im wolde* | *geben, er nicht mêr solde* — (vgl. H.A.). 8100 l. *die* st. *da* und mit der hs. *trûgen* st. *tragen*. 8102 l. mit der hs. *heiliclîch* st. *heilicheit* (s. o.). 8125 in der fehlenden zeile ist wol inhaltlich zu ergänzen: das brachte er später nach der heimat. 8126 l. *Indes* st. *in daz*? 8133 l. mit H.A. zu 8125 schluss . st. , und , st. .. 8137 construction? l. vielleicht *zerwerben* [hs. *guter name*]. 8141 tilge *da*. 8166 lese ich *ein* st. *(z)em*.

III. Die sprache.

a) Des schreibers der hs.

Die sprache des schreibers der Krf. stimmt in allem wesentlichen mit der des dichters fast ganz genau überein[1]. Einiges, darunter die wichtigste tatsache — zugleich die einzige bedeutende verschiedenheit im gebrauche des schreibers und dichters — dass in der hs. die neuen

1) H. Rückert, Entwurf einer systematischen darstellung der schlesischen mundart im mittelalter, hrg. von P. Pietsch [1878] s. 19.

diphthonge *ei eu ou* für altes *î iu û* einigemale vorkommen (und zwar nur gegen ende des gedichtes und nie in bindung mit den alten, echten diphthongen), hat Hagen schon s. XXXVI seiner ausgabe angeführt. Aus diesen beiden gründen genügt es, in der folgenden zusammenstellung der orthographischen eigenheiten unserer hs., die eben nur eine übersicht geben soll, die einzelnen erscheinungen einfach anzuführen oder durch einige beispiele zu belegen, anstatt erschöpfende vollständigkeit anzustreben. Vor dem doppelpunkt steht der gemeinmittelhochdeutsche laut, dahinter der entsprechende unserer hs. Wo nichts bemerkt ist, herrscht übereinstimmung.

Vocale:

a : *o* öfter in *sol*; *wor* (wohin) 5926.
â : *å* fälschlich in *tråge* (adv.) 692; : *e* oft in *greve*.
æ : *e* in den weitaus meisten fällen, wie *mere*, *Franzoysere*, *were*; seltener *eͣ* wie in *teͣtic* 4257, *teͣte* 4260.
e : *a* selten, etwa in *manlich*, *behagelich*; etwas häufiger dafür *å* in *månlich*, *tågelich* (am meisten *e*).
e : *ee* einmal *heer* (subst.).
e : *i* sehr oft in den vorsilben *bi*, *ir*, seltener *gi*; daneben aber auch oft die formen mit *e*.
e : *o* öfter in *woste*; auch *o̊* in *wo̊sten*.
i : *y* beide gleichwertig und ohne unterschied gebraucht.
î : *ie* desgleichen.
î : *ei* nur einige male gegen ende der hs. : *sei*, *bei* u. a.
o : *a* in *wal* 5173. 6511.
o : *o̊* oft; namentlich in *ors* (sing. und plur.).
u : *v* ohne unterschied.
u : *o* in *worden* 915; *bevlozzen* 7254.
ü : *u* oder *v*.
ie : *i* s. *î*; daneben auch *ia* in *vianden*.
iu : *u* meist; auch *v*, *ů*, *v̊*, seltener *ev* oder *eu* wie *dreu*, *euch*, *evch*; *iew* in *tiewer* 1464.
ou : *ov* ebenso oft wie *ou*.
öu : *ou* in den meisten fällen; auch *eu* wie in *freun* : *leun* 880.
uo : *u* und *v* am häufigsten; auch *ů*, *ui* (= *iu* oder *ui*); [*ô* in *heymôte*].
üe : *u* und *v*.

Consonanten:

(Vgl. Kinzel, Zeitschrift 8, 383 fgg.)

h wechselt mit *ch*; einmal *her* st. *er*.
s öfter (im auslaut) durch *ȥ* widergegeben (*daȥ*, *weȥ*, *deȥ*).
sch : *sh* ist regel; daneben auch öfter *sc* z. b. 1029. 3051: *vngescriben*, *heidenscaft*. 7535 *botscaft*.
ȥ, *ȥȥ* fast immer so, selten dafür *s* und *tȥ*, ersteres nur im auslaut.
z : *tz* in allen stellungen; manchmal auch *cz*, *ȥȥ*, *cȥȥ*.
f wechselt mit *v*; vor *u* stets *f*, ebenso vor *o* und consonanten; *v* vor *a*, *e*, *i*; inlautend öfter *ff*.

v im inlaut wechselt (selten) mit *u*. Die medien werden im auslaut in den meisten fällen, wenn auch nicht ganz ausnahmslos zu tenues.

g wird im in- und auslaut *ch* geschrieben in den formen von *mancher*.

k und *c* wechseln; im inlaut auch oft *ck*; im anlaut selten *Ch* in *Chrichen*, öfter im inlaut wie in *sarche*, *h* : *merhte*.

b : *p* nur im verbum *enpern*; ausser den bei Kinzel angeführten fällen noch in folgenden: *enpern* 4352. 5042; *enperne* 659; *enpirt* 820; *enpere* 941; *enpot* 3809. 7799.

j : *i* (immer).

w · *v* (selten) z. b. *tzveien*.

mm : *m̄*; oft steht der strich auch über dem vorhergehenden vocale z. b. in der verbindung *v̄m* oder *ūm*.

Über abkürzungen und zusammenschreiben und trennen der wörter s. Hagen Ausg. s. 237.

b) Die sprache des dichters.

1. Laut- und formenlehre.

Über diese beiden gebiete hat Kinzel a. a. o. s. 380—391 bereits eingehend gehandelt, weswegen hier nur einige ergänzungen und berichtigungen seiner ausführungen nachzutragen sind.

S. 380. Für den reim *e* : *ê* sind noch folgende belege anzuführen: *vert* : *unversêrt* 652; *mêr* : *her* 3198. 7090; *mêr* : *wer* 3240; *sacrament* : *gênt* 7246. — Z. 7 v. u. l. *Walther* : *mêr*.

S. 381 *i* : *ie* reimt noch 2818 *Lêvi* : *sie*. — Unter den belegen für die beschaffenheit der substantivendung *-in* zeugt v. 6036 *(chunigin : dar în)* für deren länge, nicht für die kürze.

S. 382. Zu den nach Kinzel selteneren *o* : *ô*-reimen verzeichne ich die beispiele:

1. vor *n*: *eleyson* : *dôn* 1898; *lôn* : *von* 2080; *Babilon* : *lôn* 7624.
2. vor *t*: *got* : *nôt* 91. 740. 1566. 2552. 3390. 3980. 4560. 5820. 5948. 5984. 7450. 7756. 8118; ferner *brôte* : *gote* 191, worüber noch später zu sprechen ist. — *got* : *tôt* 403. 3518. 3546. 3998. 4594. 5900. — *got* : *(ge)bôt* 1356. 7070. — *nôt* : *gebot* 1378. 5532.
3. vor *ch*: *noch* : *zôch* 2362.
4. vor *r*: *wort* : *gehôrt* 1236. 5498. 7720. 7780; *mort* : *gehôrt* 4438.
5. auch vor *s* findet sich ein solcher reim: *verlôs* : *Orchados* 149.

Im nächsten absatz über den reim *ou* : *öu* (der nicht vorhanden ist) war der wichtige reim *freun* : *leun* 880 mit anzuführen, weil er beweist, dass der umlaut in dieser form vorhanden ist.

S. 383. Unter die beispiele für *üe* : *uo* fallen noch folgende reime: *sûze* : *fûzze* [mhd. *suoze* (adv.) : *füezze* (pl.)] 4556; *mûte* : *rûte* [mhd. *müete* : *ruote*] 5346; *mûte* (vb.) : *gûte* (adj.) [mhd. *müete* : *guote*] 6290; *hûte* : *mûte* [mhd. *huote* : *müete*] 7030. — In *nu* : *rû* 4632 beruht das zweite reimwort auf ergänzung.

In dem absatz über *u* : *o* enthält v. 1496 ein beispiel für *kumen* : *vernumen*, nicht für *genumen* : *kumen*; ebenda in der dritten zeile ist 7110 statt 7170 zu lesen.

Nachzutragen sind zwei fälle des reimes *û* : *u*; *hûs* : *alsus* 3572 und *Surs* : *nâchgebûrs* 656.

S. 385 unten. Noch ein beispiel für die starke abwandlung des possessivpronomens der 3. pers. gibt 526 *die sîne* : *Lampardîne*; Kinzels conjecturen für 6930

und 7382 werden hinfällig, wenn wir (vgl. unten metrik) vierhebig-klingende verse annehmen können.

S. 386. Flexion von *Sarrazîn:* nom. pl. v. 8042 fällt nach meiner auffassung (s. o.) weg, da hier gen. anzunehmen ist. — Dagegen ist für den reim *Sarrazîn* : *Salatîn* noch 3898 zuzufügen. — Auch bei 5086 bleibe ich bei der überlieferung, die den gen. hat. — In 6952 ist *Sarrazîn* acc. nicht nom. — Dat. plur. V. 3898 als beleg für *Sarrazîn* fällt weg, da die hs. (s. o.) den nom. hat; für 6930 ist bei der flectierten form zu bleiben (s. o.). — 6976 ändern zu wollen ist nicht nötig; dasselbe gilt von 2120 und 4102.

S. 387 acc. plur. Für die erste reihe von beispielen kommt noch 6952 hinzu; statt 5660 lies 5650. — Auch hier möchte ich weder in 1542 noch in 7214 an der überlieferung ändern.

Für das neutr. des persönlichen geschlechtlichen pronomens *iȥ* sind weitere belege v. 2508. 7032. 7938.

S. 388. Der dat. plur. *iu (iû)* steht meist auch im versinnern; daneben aber auch *iuch* 5573.

diu mâȥe st. f. v. 7984; die ganze bemerkung ist missverständlich, da es sich gar nicht um das st. f. *diu mâȥe* handelt, sondern um das st. n. *lidemâȥ*, das in dieser form allgemein üblich ist; daneben allerdings auch *gelidemaeȥe* (Lexer I, 1900). — 5314 ziehe ich vor, *rotte* in der schwachen form und somit den vers unverändert zu lassen. — Anzuführen ist auch der reim *beiden* : *heiden* 5220; dagegen *bêde* 2345 nicht im reime.

dîn v. 2970 fällt wahrscheinlich, v. 2994 sicher weg; (= *drîn* s. o.).

S. 389. Zwischen *mit* und *mite* ist derart zu scheiden, dass die präposition nur *mit* lautet (v. 816. 2434), das adverb dagegen immer, bis auf den einen fall 1174, *mite*. — In der zweiten zeile ist übrigens 6998 st. 6908 zu lesen.

Zur conjugation: Zum ersten absatz ist noch der wichtige reim *wiget* (präs.) : *gesiget* (part.) 6653 nachzutragen. — Von *schrîen* findet sich auch, allerdings nicht im reime, die schwache form *schrîte* 7325. — Hier war auch das schwache part. von *treten* (*getret*; nicht im reime) zu erwähnen, das bei Wolfram sehr häufig begegnet. — V. 4241 ist *gefrit* doch wol sicher und ohne bedenken als *gevrìet* aufzufassen, wie schon H. A. will.

S. 390. Den irrtum, dass in der Krf. nie *saget* durch *seit* ersetzt wird, hat schon Apelt durch ein beispiel widerlegt; ich führe hier alle (reimenden) fälle an: *seit (= sagete)* : *reit* 3657. 4762. 7135; : *bereit* 4070. *volseit* (part.) : *werdikeit* 5422. *verseit* (part.) : *reit* 110. *seit* (präs.) : *almehtikeit* 5527; : *gewonheit* 2418.

Denselben vorgang zeigt auch das verbum *legen*: *geleit* (part.) : *underscheit* 4626. *durchleit* (part.) : *werdikeit* 6043. 6082. 6480. *leite* (prät.) : *bereite* 1173. (Ferner *geseit* : *geleit* 6602).

Die angaben über die formen von *gân* und *stân* sind auch unvollständig; es finden sich noch folgende formen mit *ê* im reime: *gê* : *mê* 6944; *stêt* : *het* 340. 8134. *a*-formen: *begân* : *gelân* 4166; *gegân* : *an* 2804; *vergât* : *lât* 4896; *begân* : *Herman* 8146; *gestân* : *Mêrân* 3350; *gestân* : *gelân* 3972. — Für das prät. von *gân* sind die formen auf *-ie* (bezw. *î*) durch den reim gesichert: *gie* : *sie* 439. 4202. 5946. 6085; *ergie* : *sie* 1427. 2999. 4304. 4662; *begie* : *nie* 6956; *ergie* : *die* 2824; *ergie* : *ie* 2954. 4857; *begie* : *wie* 3659; *gie* : *lie* 5980; nicht zwingend ist *gie* : *vie*; *gi(e)nc* findet sich gelegentlich im versinnern, im reime nur auf *vinc* 445. 750. 6302, was nichts beweist.

Über die wandlung des von Kinzel nicht mit herangezogenen verbs *lân* belehren folgende formen: Präs. *lât* : *vergât* 4896; part. *gelân* : *gestân* 3972, : *man* 2024; prät. *lie* : *die* 48. 756. 4957, : *sie* 6606, : *gie* 5980, : *rie* 6324; daneben einmal *liez* : *verdriez* 7078. — *Vân* hat im prät. *emphie* : *sie* 920. 2580. 5234; *bevie* : *nie* 7364; *abevie* : *sie* 6638, *vie* : *lie* 6324; *vi(e)nc* reimt nur auf *ginc* s. o.

Bei *hân* ist der inf. *gehaben* 2899 einzuschalten.

S. 391 *sîn*. Der inf. *gesin* steht noch 4779 und 6601; der inf. *wesen* steht ferner *(: genesen)* 2267 und 7542. Das part. *gesîn* steht noch 106. 240. 4842. 5933. 6273. 6601. 6698. 6733. 7115; part. *gewesen* noch 5377, *gewest* (nicht im reime) 2632. — Präs. 3. pl. ind. *sint* steht noch im reim auf *vient (vînt)* 1870; sehr wichtig ist um ihrer seltenheit willen (Weinhold § 365) die form *wesen* v. 3930 : *genesen*, 2359 (nicht im reime). — Die als conjunctiv bezeichnete form *sîn* in 856 kann auch als indicativ aufgefasst werden.

Apocope des *e* im praeteritum. Dafür zeugen noch die beispiele *zogt* : *rogt* 1691, *erholt* : *Bertolt* 1754, *seit* : *reit* 7134; dagegen fällt 429 fort, da an dieser stelle das adjectiv *holt* auf *Reinolt* reimt.

Die endung der 3. pers. plur. auf *-en* beweisen ferner die reime *wâgen* : *lâgen* 2685, *rîten* (1. p. pl.) : *strîten* 3074, *wesen* : *genesen* (inf.) 3930 und nochmals *phlegen* : *segen* 8087; — einziges beispiel für ausgang auf *-ent* (im reim) ist *gênt* : *sacrament* 7246.

Die adverbia endigen im reime nicht bloss auf *-îchen*, sondern auch auf *-îche* 355. 487. 1138 und *-ich* (quantität nicht erkennbar) 478. 5885. 6747. 7172. 7401.

2. Syntax.

Bei der bearbeitung dieses bisher noch nicht behandelten gegenstandes folge ich im wesentlichen der anordnung, die Paul in der Mhd. grammatik gegeben hat. Es ist nicht meine absicht, eine erschöpfende, vollständige beschreibung und aufzählung aller syntaktischen erscheinungen zu liefern; daher sind alle ganz einfachen, allgemein feststehenden und bekannten tatsachen, zumal solche, bei denen kein unterschied zwischen nhd. und mhd. brauch vorhanden ist, unerwähnt gelassen. Dagegen soll möglichst alles, was in irgend einer beziehung auffallend oder auch nur beachtenswert erscheinen kann, verzeichnet werden, da eine solche zusammenstellung nicht bloss notwendig mit zur charakteristik der sprache unseres denkmals gehört, sondern vielleicht auch im allgemeinen einiges zur näheren kenntnis der mhd. syntax beitragen kann. Die wortstellung berücksichtige ich absichtlich nicht, da meines erachtens unser denkmal dafür ein ungeeigneter gegenstand ist; die reimnot hat ersichtlich nicht selten diese oder jene wortfolge verschuldet, die ein gewandterer dichter gewiss vermieden hätte. Nur auf eine erscheinung ist dabei einzugehen, die sogenannte kreuzung, aber deren betrachtung dürfte besser in dem abschnitt über den stil ihren platz finden.

Prädicat und attribut.

Sehr häufig ist in der Krf. jener auch sonst im mhd. übliche gebrauch des adjectivs, durch den bezeichnet werden soll, dass die betreffende eigenschaft dem substantivum nicht als bereits anhaftend gedacht wird, sondern dass sie diesem erst beim sprechen des satzes beigelegt wird, jene erscheinung, die Paul (Mhd. gr. § 203) als prädicatives attribut bezeichnet: *Gotfrit zu kunige nu was erwelt, menlich gemûter als ein helt* 31. — *sprach er gar zorniger* 4033. — *Sô was er vest gemûter gar* 1768. — *den slûc der furste tôten ûf die erde* 2307. — *Ouch stach er den Sarrazîn tôten von dem orse* 3504. — *grimmic gemûter gar . . er rante dar* 3932. — *daz nicht einer ich in zu hilfe wêre* 4115. — *manlicher gar hielt er sich ûf der heiden schar* 4178. — *er was im gar nutzer da* 4196. — *als des nôt was . . . der lantgrâve was gemûter* 5062—64. — *der herzoge Polke, der gerechter sînem volke ist vor* 5578. — *da wart der reine man hern Ludewigen verwunten ligen* 5701—4. — *ir sehet, wie Salatîn jaget fluhtiger hin* 6942. — *gap er im williger* 8047. — *sô gar semfter was sîn tôt* 8119. — *also in in die stat brâcht tôten mit êren hât* 206.

Pronomina.

Das demonstrativum *jener* erscheint in verbindung mit dem artikel: *die jene* 2191. 2917. 3175. 6089/90. 7029 (nominat. und acc. pl.).

Das pron. (zahlwort) *ander* steht abweichend vom nhd. gebrauch 2694 *man sol einen andern boten senden in,* da der landgraf natürlich nicht die absicht hatte, einen botendienst zu verrichten, sondern die beiden feinde angreifen und verjagen wollte. — Vor *ander* steht der artikel: *mit vil hêrren den andern* 44.

Über die flexion der possessiva s. Flexion des adjectivs.

Flexion des adjectivs.

Hinter dem bestimmten artikel findet sich die starke form: *der vornêmer, werder, milder* 626 (aber 625 *den vînden der ungûte*). — *der starcturstiger man* 2599. — *nâch der arbeitlicher mûwe* 7014. — *mit der cristenlîcher rotte* 7418. — *der sûz gemûter* 7730.

Ebenso hinter dem pronomen *dirre*: *diz zergenclîchez leben* 4916.

Das gewöhnlichste ist indes die anwendung der schwachen form auch hier; der schw. acc. sg. fem. geht wie immer auf *-en* aus: *die gûten stat* 145. — *die ersten hûte* 1145. — *die sâligen Elisabet* 4975. — *die ersten rede* 7035. — *die selben rede* 7136. — *die hôhen bringenîe* 8177.

Das adj. steht unflectiert vor dem subst., nach dem unbestimmten artikel 5365 *ein edel heiden, ein hert ritter.* — *ein wîs hêrre alter* 3653. — Ohne art.: 2855 *mit grôz ankerseilen langen.*

Das adj. steht unflectiert hinter dem subst.: *ein grâve wert* 365. — *ein ritter gût* 395. — *von manigem ritter wol geborn* 1698. — *die Cristen wert* 1903. — Ebenso *ein: der vestgemûten ein* 1100.

Das adj. ist stark flectiert nachgestellt: *einen sun schœnen gar* 380. — *ein lewe lustiger gar* 697. — *ein furste vest gemûter gar* 1829. — *mit grôz anker seilen langen* 2855. — *manegen tûwern man werden* 3046. — *ein wîs hêrre alter* 3653. — *sô manigen ritter werden* 4688. — *ir bilde lustigez gar* 6038. — *mit teppichen rîchen* 6043.

Nachstellung des schwach flectierten adj. *der ritter werde* 2280.

Wie die adj. werden auch die possessivpronomina behandelt. Unflectierte nachstellung: *einen mâc sîn* 224. — *die schône schwester sîn* 374. — *des sunes sîn* 382. — *Ludewig was der name sîn* 639. — *der ôheim sîn* 1017. — *die gewonheit sîn* 5168. — *hêrre mîn* (voc.) 6824. 7122. 8114. — *der vrouwen mîn* 6838. — *der hêrre mîn* 7716. — *die wârheit mîn* 7925. — *den brûder mîn* 8062. — *der wille dîn* 8084. — *in die hende dîn* 8115. — *den brûderen mîn* 6384.

Flectierte nachstellung ist weniger beliebt: *den jungen ôheim sînen* 386. — *dem hêrren sînen* 7974.

Gebrauch der casus.

Genetivus.

Bei substantiven: *ein schûr der heidenschaft* 282. — *ein hagel der Sarrazîne* 308.

Gen. der beziehung und gen. qualitatis *er was des lîbes ein helt* 6192. — *hofscher gebâre* 1240. — *einer gebâre sîn* 727. — *manlîches herzen sîn* 5065. — *frecher tât sîn* 6120.

Gen. partitivus: *zû in der kurzer worte sprach* 4222. — *sîn brûder jâmirger worte sprach* 8081. — nach *niht: er het doch niht grôȥȥes hers* 479. — *der ritter, des er niht ensah* 6960.

Der gen. nach adjectiven findet sich in weiter ausdehnung: *arm des gûtes* 397. — *bereit der verte* 492. — *frî (der) zageheit* 1211. — *gût aller gûte* 1078. — *gût ir herzen* 1240. — *gotlîch ir lebenes* 1247. — *hart ir mûtes* 7040. — *klâr ir site* 1239. — *mêre lobes* 4132. — *reine ires lebenes* 1242. — *rîche êren* 27. 1057. — *rîche (grôȥȥer) tugende* 356. 5747. 7602. — *rîche des gûtes* 1221. — *rîche aller tête* 1253. — *rîche mûtes* 841. — *schône des lîbes* 396. — *sleht sînes mûtes* 349. — *sleht ir wîse* 1248. — *starc des lîbes* 730. — *sûr sînes mûtes* 3878. — *tugentlîch ir site* 728. — *unerrêrt manlîcher tête* 3655. — *unversêrt furstlîcher wirde* 653. — *veste des mûtes* 632, *ir mûtes* 4379. — *wâr sîner gelubde, sîner worte* 1026. — *wîs(e) der sache* 519, *endehaftes râtes* 576. — *wîs(e) der werlde* 1025, *sînes râtes* 2518.

Gen. nach einigen verben: *erlân (des)* 22. — *beginnen (der rede)* 26. 739. — *betrûbet sîn (der abevart)* 8033. — *sich wern (maneges heldes)* 4279. — *manen (nâchkriegens)* 4121, *(helfe)* 7075.

Adverbiell gebrauchte und zu adverbien gewordene genetive: *des ersten* 210. — *nûwes (nûwens)* 503. 797. 5099. — *stapfes* 5140. — *gâhes* 4072. — *nihtes* 4069. — *maniger hande* 3295. — *maniger wîse* 3374. 7251. 7423. — *ritterlîcher verte* 2571. — *twerhes veldes* 5795; *tw. weges* 7245. — *des ersten slages* 4328. — *rîcher fûre* 6525. — *menlîcher tête* 6954. — *maniger wegen* 2247. — *aller wegen* 5069. — *eines gevertes (ez geschah)* 6702. — *sneller vart* 7026, *sn. verte* 7879. — *vernames* 790. 1589. 1630. 2443. 2815. 3401. 3591. 3664. 4044. 4141. 5186. 6552. 7120. 8025.

Dativus.

Beim verbum *vürhten*: *ich vorhte mir* 5835.

Beim adj. *scharf*: *den vînden* 69.

Adverbiell gebraucht: *manigen enden* 1325. 2356. 2425. 2593. 3294.

Accusativus.

Acc. des inhalts in gestalt der figura etymologica: *er worhte menlîche werc* 2045; *flêlîch rîf er disen rûf* 3815. 4189; *allerhande werc nu worhten gûte wercman* 3832; *bî dem mer man eine grûbe grûp* 4659; *er herte slege slûc* 6719.

Adverbiell gebrauchter acc. *daz mêrer teil* 137. 4964; *dazselbe* (= nhd. ebenso) *sîn brûder Friderîch brâhte eine rotte* 1208.

Vocativus.

Mit dem artikel versehen: *ûf welher frist, der hèrre mîn, ir welt* 7716 (wenn man nicht vorzieht, das stilistisch wol passende *her* st. *der* einzusetzen).

Instrumentalis.

die baz 2613. 2872. 7193. 7703. — *die mê* 3019. — *die schôner* 4999. — *die sterker* 7147.

Präpositionen.

bî mit dem acc.: *der wart bî die kunige hin geleit* 408, *bî daz wazzer* 942, *bî den* (sg.) 971, *bî in* (sg.) 1214, *bî daz mer* 2652.

bî mit dem dat.: *bî dem lantgrâven* 1063, *bî dem mer bîsît* 2394, *bî dem keiser* 3656.

bî in instrum. bedeutung „durch“: *die wurden snelle bî daz her zusamne brâht* 2386; *tûre swûr des Salatîn bî dem boten* 7697.

Präpositionen in verbindung mit verben.

an: *den sig erstrîten an* 34, *sigen an* 6652. *kiesen an einen* 305, *sie nâmen Amelrîche an daz rîche* 318, *er het trôst an die heiligen Elisabet* 4975.

zû: *er wart in Edissê gecrônet zû Jerusalem deme rîche* 222, *gecrônet zû dem rîche wart er* 292. — *daz stê zû gote* 5835.

snîden hat zur bezeichnung dessen, wo etwas eingeschnitten ist *ûf* (6035) oder *in* bei sich (1351. 698. 963. 5809).

Conjunctivus adhortativus.

Wichtig sind die beiden fälle, in denen im aufforderungssatze das subject weggelassen ist (vgl. Paul § 196, 2 und 284): „*sô sûmen uns niht!*“ *sprach der helt* 6949; — *daz tû man, und grîfen daz endelîchen an* 7152/3.

Participium.

Es wird als prädicatives attribut gebraucht in dem satze: *Waz wolle wir nâch gejaget mê?* 6944 (s. Paul § 293).

Es erscheint in der verbindung mit *sîn: was er dâ sûchende die tjost* 3477; *die noch dâ wâren lebende, got wêre in helfe gebende* 4074/5; *got ich ez iemer clagende bin* 7919. — So wird auch die oben bei v. 1139 ausgesprochene vermutung richtig sein, dass zu lesen sei: *ouch mit im êwiclîche sîn lebende in himelrîche.*

Infinitivus.

Der blosse infinitiv abhängig von *durch*: *durch emphâhen* 4577. — *durch schouwen* 4586. — *durch danken* 6271.

Substantivierte (und flectierte infinitive): nom. und acc. *durch unser wesen* 3673. — *durch emphâhen der hèrren* 4550; hier hat der inf. ganz seine verbale natur verloren, indem er ein genetivobject an stelle des ihm zukommenden acc. angenommen hat. — *mîn genesen* (acc.) 7771. — *âne suntlichez schemen* 7800. — *ir dâligen* (nom.) 6107. —

Gen.: *ûwers bîwesens* 5862. — *kiesens* 6621. — *nâchkriegens* 4121. — *jagens* 6979. 6982. 7433. — *ubersitzenes* 7444.

Dat.: *an (al) irem tûnde* 1249. 5021. — *an dem bewîsene sich* 5200 (hier wahrung des verbalen charakters durch beibehaltung des accusativobjekts). — *in kindes wesene* 5498. — *zû welene* 6623. — *an dem nâchjagen* 6936; hier der einzige unflectierte fall, im reime auf das part. *geslagen.* — *zum lebene* 8139.

Umschreibung einer verbalform durch *tûn* mit dem inf. (nach Paul § 298 anm. selten, in der Krf. ziemlich häufig): *alzû sêre ir mûden tût die ors* 2151. — *waz sie dâ heidenischer horn noch hâten, erschellen sie die tâten* 2215—17; derselbe hauptsatz 6679. — *die* [die leichen] *sie ûflesen tâten* 4661. — *dirre im die platten gurten tet* 6203. — *vil der vallen tâten verwunt ûf daz lant* 7377. — — Die gleiche umschreibung ist noch im heutigen schlesisch ganz allgemein üblich, aber auch in andern mundarten. Die litteratur über diesen punkt verzeichnet O. Weise, Syntax der Altenburger mundart [= sammlung kurzer gramm. deutscher ma. VI], Leipzig 1900, s. 103.

Der blosse inf. abhängig von verben:

Von *loben: sie lobten sîn im bereit* 88. — *etlîche lobten die ubervart, zû helfe dar kumen der cristenheit* 490. — *[sie] lopten sîn an der reise* 6395.

Von *dunken: iz dunket wol nutze wesen mich* 2437. — *gewis die heiden dûhte[n] die hêrren haben* 5899.

Von *denken: nu gedâhte der soldân gewis sie alle gevangen hân* 542.

Von *tugen: daz er zû strîte niht tohte mê nu geûben sîne ritterschaft* 6529/30.

Von ***heizzen: Dâmit hîz er sich fûren abe*** 6662.

Von *bitten: er bat sie, die andern bringen hindan* 5699. — *die in daz lâzen bâten* 5767. — *den tôten begraben er in bat.* 3535.

Der accusativus cum infinitivo ist in der Krf. ganz auffallend häufig. Vgl. über diese construction Paul § 300 und O. Apelt: Bemerkungen über den acc. c. inf. im ahd. und mhd., Weimarer gymnasialprogramm 1875. Apelt hat die Krf. eingehend berücksichtigt, aber doch nicht alle beispiele herangezogen und sie auch nicht zusammenhängend aufgeführt. Der acc. c. inf. steht nach:

sagen: daz man in sagte einen den besten ritter sîn 228. 6503. — *Gwîden niht frumelîche sît sagte man die [brîve] sîn* 615. — *ir rede sagte er wol mugelich sîn* 4733.

sehen: âne harnasch sah er den fursten sîn 2707. — *man sah in sêre betrûbet sîn* 2809. — *Als der soldân Saladîn sah sîn ors versniten sîn* 4344/5. — *ir seht grôz ir menige sîn* 5832. — *nu sah Arfax abe geriten sîn den lantgraven* 6783.

hœren: wer gehôrte den ie dehein untât tûn 5449.

merken: sô merke ich ganzlîchen in vollkumen sîn 2450. — *ich merke sie beide wesen man ouch werlîche helde sîn* 5151/2. — *wande er sô starken mercte sich und sîn volc unzallîch wesen* 6346—48.

zeln: .. zalte man sehs hundert ligen tôt 1049.

wizzen: wande er woste in alle zît zû sulhen nôten sîn endehaftes râtes wîs 574—76. — *er weste die gotes diener lîden nôt* 2542. — *sô snel wizzet gerîten mich* 2702. — *gar einen herten man sie westen sîn den soldân* 3304/5. — *ich weiz in wesen einen helt, manlîchen, garwen, erwelt* 7876/7. — *doch weiz ich in sô veste sîn* 4911. — *als er in woste sîn frecher tât* 6120. — Unvollständig (ohne verbum): *wizzet sie strîtherte gar* 6614.

wellen: Prôthi die enwolden in vernames niht einen menschen sîn 89/90. — *daz sô gelobte Saladîn, daz wolt er ganz alsô sîn* (= er wollte, dass das völlig so sei) 4620/1. — *sie wolden in, deheinen andern, iren houptman sîn* 4788/9. — *des wolde in der grâve nâhen im sîn* 974/5.

ahten: ie wider ein der Cristen man ahte er sich mêr wan hundert hân 6288/9.

bitten: ouch bat er sich die schutzen an irem tûnde nutzen 5020/1.

tûn: gebet in allen; wolgemût sie daz gegen vînden wesen tût (= bewirkt, dass sie . . sind) 6668/9.

gelouben: geloubet mir ganzlîch die Cristen sîn mêr ungenôtet von in 5928/9; indessen ist dieses beispiel nicht ganz sicher, da *sîn* auch 3. p. pl. ind. sein kann (vgl. auch Apelt s. 14).

jehen: sîn wârer helfer jah sich der sîn 79 (wortlaut der hs).

Coordination.

Disjunctive parallelisierung (Paul § 316) mit *noch-noch* v. 2394/5: *eine grûbe bî dem mer bîsît, noch zû tîf, noch zû wît.* — *noch die heiden wolden flîhen noch die Walhen wider zîhen* 3086/7.

Sparsame (elliptische) ausdrucksweise. An manchen stellen unseres gedichtes, in der regel bei längeren oder lebhaften beschreibungen, bewegt sich die erzählung in wortverbindungen, die sich der grammatischen construction nicht fügen. Sie sind indessen leicht zu verstehen, da der ausgelassene satzteil immer leicht zu ergänzen ist; gewöhnlich ist es das prädicat. Z. b. bei der schilderung der brüder Ludwig und Hermann von Thüringen v. 724—734 fällt der letzte vers ganz aus der construction:

733 *stête an ir worten war, | Vollic ûf gewahsen hô*

(bezieht sich auf die gleichmässige schlanke körpergestalt.) — In der beschreibung der zelte 961—65 erscheint der letzte satzteil *gesniten ûf ir beider gezelt der lewe dâ in ein gar tûr obdach blâ* zunächst elliptisch; immerhin lässt sich hier auch die grammatik befriedigen, wenn man, allerdings etwas gezwungen, *was* aus v. 962 ergänzt. — In 2734 fg. *der heiden, stolz, manlîch gemût, gezîret rîche, sîn ors ouch gût, er staphte . . .* ist *sîn ors ouch gût* als klammersatz mit zu ergänzender copula zu fassen. — Ähnlich ist es in 5400/1: *Ir was vil, offen daz tôr, die brucken nider, sie gingen vor*, und 5212: *ir ors mûde, ir strîtes sat* und 7731: *sînen bart abe geschorn, den harnasch râm von im getwagen.*

Der sogenannte pleonasmus (Paul § 324 fgg.), d. i. die doppelte bezeichnung eines substantivischen satzteiles, in den weitaus meisten fällen des subjects, ist in der Krf. ausserordentlich beliebt. Die wideraufnahme geschieht in der regel vor dem prädicat durch das entsprechende personalpronomen, während die sonst üblichere form durch das demonstrativum *der* nicht so allgemein ist. Beispiele für doppelte bezeichnung des subjects: *der keiser ûz Crîchenlande vil rîcheit* e r *im sande* 77/8. — *Dâvit von Armênia und der kunic von Arenia Seltsêne kleinôt und gabe rîch* s i *santen im* 81—84. — *dirre Baldewîn ein menlîch helt ist* e r *gesîn* 239/40. — *dirre kunig Amelrîch mit Manûêle* e r *frûnte sich* 333/4. — *der êrlîche kunic Baldewîn Sibillan die schône schwester sîn . . . Wilhalme er gap zû wîbe* 373—376. — *von Babilône der soldân Salatîn alle sîne man er besante . . .* 433—35. Ebenso 1182/3. 1434—38. 1492/3. 1494/5 (nach meiner vermutung; s. o.). 1624/5. 1757/8. 2043—45. 3194/5. 3278. 4183/4. 4208—10. 4261—64. 4332/3. 4462—64. 4513. 5686/7. 5969/70. 6118/9. 6165/6. 6542/3. 6905—7. 6931/2. 6939/40. 7039—41. 7143/4. 7226—30. 7231—34. 8147/8. — Beispiele für die wideraufnahme des subjects durch das demonstrativum *der: Prothi die enwolden . . . .* 89. — *der biderbe Hartman von Blankenstein* d e r *was dâ in grôzzer wirde* 1101/2. — *die Cristen gemeinlîche* d i e *striten menlîche* 2052/3. — *die zwêne, die vor hâten gevangen [Herman und Lûtold], der kost einen grôzzen teil gulden* d i e 2597—602. — *der hêrren antwort*

die wart an dem grâven Burchart geleit 4708/9. — *her Purchart der sprach* 6101. — Ebenso 1981 *ir aller harnasch der was gût.*

Andere formen solcher widerholung: beliebt ist auch die art, dass das pronominale subject hinterher nochmals durch eine substantivische apposition bezeichnet wird: *in der rede stunt er rast, der wirt, ..* 824/5. — *die starken heidenschaft mit gewalt er zu rucke slûc, der menlîche Ludewîc* 2337—40. — *ob sie iht hâten, daz sie sâzen, die hèrren* 2376. — *sie nam doch abe, die heidenschaft* 3051. — *sie sprâchen slehter rede sô gemeinlîchen (alle* [Hg.]) *dô* 3872/3. — *sie salvîrten und emphingen in, sîne brûder, ..* 4581/2. — *als er besant wart von den fursten, der lantgrâve* 4760/1. — *sînen slâf er ofte brach, der furste* 5083/4. — *zû frûnde wolt sie in loben niht, Sâphis, die minnenclîche maget* 6017/8. — *gar herte sie wern sich, die Cristen,* 6541/2. — *als sie des haben siten und ûf êren die heiden strîten* [conj.] 6914/5. — *sie tâten in wê, die gotes prêlâten* 7236/7. — Voranstellung des subjects, aus der construction des nebensatzes heraus, und nochmalige bezeichnung durch pronomen: *dise zwêne, von art die klâren, daz sie gebrûder wâren, daz bewîste...* 724—26. — *von Pleyen grâve Lûtolt, daz er den vînden was abholt, menlîch er daz bewîste..* 2074—76. — *der lantgrâve, wâ der lege unde wie* 5109/10. — Bezeichnung des subjects durch zwei verschiedene substantiva: *von Dornburc grâve Cunrât... ouch knechte ein werliche schar brâhte der hèrre mit im dar* 1202—7.

Auch das accusativobject wird häufig in entsprechender weise doppelt ausgedrückt: *den fride... den versneit... von Monterâl grâve Reinolt* 425—30. — *sîne almehtikeit wil hûte ûwer werdikeit mèr hôhen und ûf ziehen die* 1882—84. — *als er in woste sîn frecher tât, den marcgrâven Cunrât* 6120/1. — *des lantgrâven werdikeit sie tûrten und vor zugten die* 6265/6. — *Arfax frôlich in ansah, den lantgrâven* 6845/6. — *er selbe sie niht ensparte, die Sarrazêne* 7235/6.

Dasselbe geschieht auch beim dativobject: *daz was in eben, den gesten* 669/70. — *allen, die gewarten ime, dem kunige* 4870/1. — *der patriarche dem sûzen man die besten arzât im gewan* 7990/1. — Vorausnahme des dativobjects im nom. haben wir 992—4: *Heinrîch von Helderunge... die banir was bevolhen deme.* —

Desgleichen beim genetivobject: *beider sît ir tôt bleip dâ der werlîchen vil* 1393/4. — *Der* [conj. für *die* der hs.] *edelen Cristen wolgemût ir aller harnasch der was gût* 1980/1. — *sie hetten ir ors, der heiden, alsô swêrlich verwunt* 5221/2. — *axe scharf, als man der dar zû bedarf, daz gênde volc der warnte sich* 6406—8. *und al ir gote der heidenschaft* 6484. — *der vanc ist zû rechte sîn, des lantgrâven* 7524. — *ouch lobt er ir wirde, der Cristenheit* 7974. — *ûwers segens des warte ich* 8074. — *worden ledic ûz ir haft, der geunêrten heidenschaft* 501/2. —

Hierher gehört auch die nicht seltene doppelte bezeichnung eines possessivverhältnisses (zum teil gehören schon die beispiele der vorigen gruppe hierher): *er wêre ouch ir got der Cristenheit* 93. — *Gwîden und sîner wirtin Reimunt ir vînt des wolde sîn* 419/20. — *ir rehten vînde der Sarrazîn* 1198. — *darûf gesniten Sâphis, ir bilde, der kunigin* 6035/6. — *strît ir wille wêre der heiden* 6585. — *an den ir maht ligt, der Cristen ..* 6649. — *der* [conj. für *die*] *Sarrazîn ir gunst* 8042.

Zusammengesetzter satz.

Paratactische ordnung: *den fride... den versneit... von Monterâl grâve Reinolt mit einem roube, den er nam; dâ von grôzzer jâmer quam* 425—432. — *dâ gesigte er an in menlîch; er het doch niht grôzzes hers* 478/9. — *..die mit êren Gwîdô emphinc; er was ir kunfte frô* 560/1. — *zû sînem wîbe er eine grâvin nam,*

sie was sîn mâgin 321/2. — *mit der er eine tohter het, Ysabel der name stêt* 339/40. — . . *dô sprach alsô ein ritter zû, er was ein Franzoysêre, daz versagen was im swêre* 4155—57. — *beide sie menlîch striten, die ors nôt under in liten* 4374/5 u. ö.

Parenthetische sätze sind häufig; z. b. *an dem soldâne von Babilô — Clemens der hiez — dar* . . . 35/6. — *dô er nu was sô nâhen in kumen, daz* . . . *ouch in sâhen sie, — hundert tûsent wâren der — in gotes namen mit in streit er* 124—8. — *den fride den versneit — wer wil im des wesen holt? — von Monteral grâve Reinolt* 425—30. — *ouch ûz er reit, — daz macht im niht sîn zageheit — einen boten er sante hin* 6784/5. — *mac ich nu* . . . *daz sagen der frouwen mîn — sie ist ein edel kunigin — daz dirre furste wese ein helt?* 6837—40.

Relativsätze, in denen das relativum zugleich die function des demonstrativums versieht (Paul § 343): *âne die den gehôrten zû* 704. — *er gâhete, dâ er den heiden sah* 1490.

Unde, als vertretung für ein relatives pronomen oder adverbium gebraucht (Paul § 342 a. 2): *noch und er also sprach* = während, wie er noch so sprach 4144.

die wîle und = so lange, wie (als) 2434. 4892. 5274. 6756; gleichwertig mit dieser wendung ist *sô verre und wir tugen* 4903; *bin der frist und sie striten* 7020.

daz bret, dâgegen und sich geleinet het dar an der tugende rîche man = das brett, wogegen [woran, an das] 7601/2; zugleich haben wir hier pleonastische bezeichnung der adverbialen ortsbestimmung. Vgl. HA.

Bloss zur verstärkung oder auch zum ausdruck einer noch engeren beziehung erscheint dieses *unde* in verbindung mit andern conjunctionen: *wie und er wolde, al dâ er wesen solde* 832; — *wie und sô wâren die, in allen gelîch teilt er* 6258 (hier bezweckt es mehr die verallgemeinerung). — *nâchdem und er was rîche, sô reit in wirde dô der frâl* 1481/2. — *her keiser, sô und ir diz haben alle wolt an mir* = wenn ihr es nun einmal von mir haben wollt 4792/3. — *war an und er wîste die* 4826.

(Pleonastische) verstärkung einer conjunction durch *daz* (Paul § 353 a.): in der Krf. nur nach *wie: wie daz* 486. 589. 621. 2711. 3190. 4491. 5012. 7156. 8012.

Verallgemeinerung eines relativischen satzes durch anhängung von *sô* an das pronomen oder die conjunction: *wer sô* 2318. 3092. — *waz sô* 854. 2508. 4956. 6720. 7743. 7818. 7966. — *war sô* 5256. — *wâ sô* 477. 1301. 3382. 4306. 6882. (In 4091 *wen sô ûch habt geschicket ir* ist *sô* rein demonstrativisch zu fassen: wenn ihr euch so eingerichtet habt).

Im conditionalsatz findet sich einmal im bedingenden satze die formel *wêre daz* st. *wenn: wêre, daz in die* [zufuhr] *quême* . . ., *sô ensolde* . . . *der fride niht gebrochen sîn* 3801—5.

Der causalsatz ist einmal eingeleitet durch *durch daz: des wolde in der grâve nâhen im sîn, durch daz er was ein hobsch man* 974—6.

Wideraufnahme und weiterführung des durch einen eingeschobenen nebensatz unterbrochenen hauptsatzes durch *sô* haben wir: *ein hagel der Sarrazîne, die wîle er lebte, sô was der* 309/10. — *des genôz die stat [als] hûte, und âne iz sô hette si wazzers bôsen nîz* 937—39. — *ûf al der hêrren gezelden sô lac ie des hêrren zeichen dô* 966/7. — desgl. v. 1766—69. 1785/6. 2591—95. 3274. 3730/1. 5939. 6220/1. 6761/2. 7230. 7366. 5130.

Tempora: Das imperfectum im sinne des plusquamperfectums: *aldâ* [auf dem sarge] *man las, wie er an tugenden blûende was* [= bei lebzeiten gewesen war] 315/6. — *als die scheidunge geschah* [= geschehen war] 331. — Ebenso 4397. 6608.

7320 *lôst* = hätte gelöst; 7453 *als man messe gesanc und gesprach;* hier die bezeichnende verwendung der vorsilbe *ge-* (Paul § 279, 1).

Freie, gemischte und unregelmässige constructionen.

1. Constructio κατὰ σύνεσιν (Paul § 228 fgg.): *waz der niht tôt wart geslagen noch sich ergâben* 155/6. — *die Cristenheit, die vor der stat arbeiten sich* 1402. — *daz selbe ouch tûn solden [: wolden] Gwîdô mit sîner ritterschaft, die Beier, die Swâben . .* 2649—51. — *ein bischof mit al der pfafheit die lîchnam segneten dâr în* 4673/4. — *der selbe, nâch im sîne kint, im Troppouwer lande behûset sint* 5710/1. — *ouch der bischofe ietslîcher dar zwelfe santen ûz ir schar* 6128/9.

2. Constructio ἀπὸ κοινοῦ (Paul § 382): *sie sâhen kumen koken, kil, galînen, barken sigelten vil* 550/1. — *des zeichens hundert schilde alsô dâbî der kunic marcte dô des hêrren her und sîne macht* 700—702. — *mit in erbeizte Gwîdô vor sînem gezelde (sich) sazte mit in clagelich der . . kunic Gwîdô sîner rede begonde alsô* 735—739. — *den sie alsô sagten, wie niht alsô dâ ligen sie wolten strîten* 1562—64 (s. aber oben: emendationen). — *sie riten zû den herbergen frô unde wol gemûte sie schicten die nahthûte* 2799—2801 (hier gehören die adverbien zu beiden verben). — *sich machten zwêne ûz ir schar, gezîret nâch rîcher koste, gar ritterlich, zur tjoste sie schicten sich* 5877—80 (desgl.).

3. Vermischung zweier constructionen. Übergang von indirecter in die directe rede (Paul § 392): *er sprach, ob er deheinen haz gegen im hête, „den solt ir lân"* 3746/7. — Eine merkwürdige mischung zwischen directer und indirecter redeweise zeigt die rede 7741—75, der bescheid des landgrafen an Saladin. Die redende person, der landgraf, ist stets mit der ersten person bezeichnet, die angeredete, der sultan, aber nicht mit der zweiten, sondern mit der dritten, da der bote immer als vermittler gedacht ist.

Verbindung des accus. c. inf. mit einem satze in indirecter rede: *Prothi die enwolden in vernames niht einen menschen sîn, sunder er wêre Mars der got* 89—91.

Verbindung des infinitivs mit einem conjunctionalsatze *(daz* und *wie): des sturmens hîz er sie abe wesen und daz sie gingen an ir gemach* 3067/8. — *einen herten man sie wosten sîn den soldân und daz er die menige hâte gerûter ritter* 3304—7. — *nu gedâchte der soldân gewis sie alle gevangen hân und wie sie gereite wêren sin* 542—44. — *dâ in Arfax sah . . strîten, sô tursteclîch durchrîten der heiden gedrenge, unde wie sie in forhten und im wichen sie* 6735—39.

Verbindung der form der indirecten rede mit einem conjunctionalsatze *(daz* und *wie): bezzer wêre der verborn und daz er* [der sturm] *niht wêre geschehen, des hôrte man gar die Walhen jehen* 3255—57. — *nu was ouch des Salatîn . . . worden zû râte . . . wen sô die Cristen nâch futer riten, daz die sînen niht enbiten, sie solden lâzen daz velt . . und daz sam fluchtic fûren sie* 3875—84. — *er dâchte, sie fluhen zagelich und wie der sic wêre sîn* 2211/2.

Zusammenstellung eines accusativobjects mit einem verbum: *etlîche lobten die ubervart, zû helfe dar kumen der Cristenheit* 490/1.

Gleichzeitige abhängigkeit von *daz* und *wie* von demselben verbum: *er brâhte in mêre, daz in zû helfe wêre der lantgrâve, und wie in hât helfe versaget her Cunrât* 858—61.

Subjectswechsel in nebeneinander geordneten hortativsätzen: *waz ûch gevalle, daz tû man, und grîfen daz endelîchen an* 7151—53.

Sonstige freie verbindungen:

1439 *den heiden dâ doch wê geschah*
von den Cristen, die sie da valten,
1441 *und sie gote behalten*
wolden daz lop . . .

Die anknüpfung von v. 1441 ist deswegen hart, weil *sie* jetzt die christen bedeutet, während vorher das logische subject *die heiden* war. —

3911 *und noch, als ich iz vernumen habe,*
daz stunt an eines phâles sûl
gebunden ein schôner mûl . . .

3911—13. Der *daz*-satz ist construiert, als ob er von *vernumen habe* abhängig wäre, was doch nicht der fall ist.

Die geistlîchen und werltlîchen die selbe [sc. die rede] gemeinlîchen sie sprâchen und ez solde sô sîn 4536—38; von demselben verbum ist hier das nominale object und der satz der indirecten rede abhängig.

al (dâ) hat ez ûz lâzen sich . . . wie milticlîche was sîn leben, und ouch gap er 5459—62; die sprachwidrige wortstellung im letzten satzteil st. *und wie er ouch gap* ist sicher bloss des reimzwanges schuld (nächster vers: *der*).

Die sprachlich unmögliche form der verse 5485—89 (vgl. oben emend.): *daz habet werlîch, kunic sô dêmûtigen, . . sô gar gûtigen allen lûten, ich wene, der nie ûf erden sî geborn hie* — ist gewiss dadurch zu erklären, dass dem dichter eine acc. c. inf.-construction, abhängig von *wenen*, vorschwebte; s. Apelts progr. s. 19.

alsô daz wiget mîn sin, unde ich sie ahten kan 6653/54; ganz freie anfügung durch *unde*. — Ähnlich ist die verbindung 7114—18: *er âhte mêr starc die Sarrazîn, dan sie vor sint gesîn, und er bî sînen tagen nie hete dehein her sô ebene ie gesehen.* — Ähnlich auch 7995 fgg.: *gelîche sie jâhen, ob er wolde genesen, sô solt er dâ niht lenger wesen, dar zû und er wêre cranc.* — *. . grôzlîch der rede betrûbten sich die fursten, alsi dâ wâren, unfrô was ir gebâren, und sprâchen . .* 8002—7; im letzten satzteil erscheint das fehlen des subjects, das über zwei eingeschobene sätze hin ergänzt werden muss, sehr hart.

Völlige anacoluthe: *durch gebrechen manigen, den sie liten, und die fursten niht enstriten* (= und weil die fürsten nicht kämpften) 1560/1. — *der kunic und die Franzoyse und etlîche der Burgundoyse, vil was dâ der Lantparten . . .* 1788—90 (das grammatische subject zu den beiden ersten versen fehlt). — *vil grâren und die begebenen man vast ûf die banir drungen nû, Ludewic ouch ander sît in zû . .* 2099—2101 (fehlen des prädicats, bezw. harte ergänzung in anderm numerus). — *doch an dem tage zwêne der Sarrazîn, als ouch der hûte phlâgen sie, von der nû wâren geriten die stolzen Babilône . .* 5087 fgg. — Eine sehr gelockerte construction haben wir auch in der langen periode 5434—5444. — Die verse 5547—51 sind überhaupt ohne verbum, das man sich widerum aus dem plural *emphingen* in 5543 im singular ergänzen muss, obwol ein vollständiger satz dazwischen liegt. — *alle die andern sie manlich sich hielden die zû der banir* 6153—57 (doppelte [dreifache], aber hier unberechtigte bezeichnung des subjects, die wahrscheinlich durch den häufigen reim *sie : die* mit verursacht ist).

Die periode 6889—97 ist syntactisch ganz ungeschickt und die wortstellung (oder stellung der nebensätze) ist ganz verschroben, so dass sich der sinn nur durch eine sehr gezwungene, wenn auch immerhin ziemlich leicht auffindbare construction herstellen lässt. — *der sûze man Ludewic, als er gebot, und ez arbeite, die stat*

leit nôt, fûir wurfen sie hin în 7035—38 (das vorausgestellte subject *der sûze man L.* bleibt ohne prädicat).

7052 *mit nôt die [frist] wart gegeben in*
biz an ir hêrren Salatîn,
mit maniger rede underscheit,
ûf sehs wochen wart in geleit
die frist . . .

(V. 7053/4 sind der construction nach mangelhaft und anstössig, da man ein verbum vermisst). — *ouch die verborgenlîche rotte, die da ir helfe was von gote, vor der vîlen die Sarrazîn als âne wer* 7358—61. (Die stelle ist sicherlich als anacoluth zu fassen, da für eine blosse emphatische vorausstellung des am stärksten betonten begriffes, an die man auch denken könnte, die ausdehnung [zwei volle verse] zu gross ist.) — *als die gotes almehtikeit — den himel lôn im (geben) wolde und er niht mêr solde wesen in dirre jâmerkeit sunder in der himel frôlîchkeit er mêr gekrônet wêre . . .* 8092—98.

Ersparung (Paul § 378).

Auslassung des subjects in einem mit *ouch* (statt des gewöhnlicheren *unde*) angeknüpften satze: *ich rede ez durch lôsen niht, ouch welle dâmite gewinnen iht* 6842/3.

Nachträgliches:

dunken ist persönlich gebraucht 5883: *ietweder . . . zû rehtem râme neigete ûf in, den er im dûhte zû mâze sîn* und 5899 mit der hs.: *gewis die heiden dûhten die hêrren haben . .* — Vgl. Apelt a. a. o. s. 16 unten.

wie als ob dient zur einleitung des abhängigen satzes nach verbis dicendi, wenn die subjective ansicht einer dritten person angedeutet wird: *doch dar nâch sah er, wie als ob gerne von dannen wolden sie* 4104/5; — *nû merket, wie als ob uns zû lastere halden die jene . .* 6088—90.

IV. Der stil.

a) Stilformen.

Man hat die Krf. nicht selten ungeschickt und verworren genannt; das gilt nicht bloss vom inhalt mit seiner vermischung von geschichtlicher wahrheit und blossen erfindungen, sondern zum teil auch vom stil, der mancherlei härten und ungeschicklichkeiten aufweist. Vieles davon ist allerdings gewiss durch den zwang des verses und reimes verschuldet. Zu den stilistischen mängeln rechne ich folgendes:

1. Die widerholung desselben wortes oder wortstammes nach ganz kurzen zwischenräumen: *Den die reiner herzen gût wesen, sûze, wol gemût, den ist mit sûzer rede wol* 1—3; — *eines gemeinen tôdes der kunic starp; den gemeine mit al der phafheit beweinte . . .* 54/5; — *die burc Schandalun er gewan. er gewan Joppen und Assûr; darnâch vor Kunigesberc er fûr, die er gewan* 166—69; — *der kunic nu sah sie abe rîten von der stat, die hêrren er mite rîten bat* 713—15; — *. . nâch der wâren liebe gebote, hitzige liebe er zû gote het* 1072—74; *doch niht von grôzer zer, noch von grôzer kost sô wâren die, doch grôzen nutz ir hetten sie* 1289—91; — *. . ûf einen boum versmidet vast, ouch nider wart des boumes last ûf*

den karrotschen versmit 1372—74, u. ö. z. b. noch: 1436/7. 2130—35 (ersichtliche reimnot); 2243—45. 2252—56 (*werlîch* und *selbe* je zweimal); 3024/5. 3058/9. 3110—12. 3330—33. 3480—82. 4494—96. 4504—6. 4675—77 (*sungen*, *sange*, *sungen*). 4993/4. 5085/6. 5108—10. 5288—90. 6036—38. 6485—87. 6517/8. 6607/8. 6937—39. 6990—92. — An den genannten stellen liegt m. e. sicher blosse nachlässigkeit oder ungeschicklichkeit vor; höchstens bei 6607/8 „*und [Clemens] besah sie; und als er gar sie besah* . .“ könnte man an absicht denken. An einer reihe anderer stellen liegt tatsächlich eine solche absicht, durch die widerholung nachdrücklich zu wirken, vor; diese stellen sind von den obigen natürlich zu scheiden. Z. b. *der sie niht gerne von im lie; er muste sie lân* 48/9; — *ein frôlîch wirt den gesten gar . . . ein vollkumen wirt* 1090—92; — *wie . . . die velt trûgen rîcheit bernden gelt . . . voller zîrde dô, ich wene, ir zîrde selden frô der stat volc die mahte* 1264—68; — *man slûc ir vil; ouch slûgen sie* . . 3045; — *daz die gotes holden gote . . dienen solden* 4648/9; — *als er der rede den ernest sah, der lantgrâve ouch ernestlîchen sprach* 4790/1; — *die bî mir sîn, die endarf niht manen ich, des mêr daz sie manen mich* 4925—27; — *Alsô des lîbes schône die gûte was, schône ouch an dem mûte sie was* 4990/1; — *die in hiezen kumen sie, âne sûmen quâmen die* 5302/3; über 6607/8 s. oben.

2. Trennung eng zusammengehöriger wörter durch das versende.

a) Am härtesten ist die zerreissung eines zusammengesetzten wortes:

1900 . . . *dô* —
mit sie alle zugen ir swert.

2292 *daz er lebende hette hin-*
abe brâcht den hêrren sîn.

4759 *er was dâ(heim), als in an*
quam dise rede, und er besant
wart von den fursten, der lant-
grâve.

6334 *noch gêbephant*
hetten die Cristen, der lant-
grâve an manigem heidene rîch, . . .

b) Trennung von artikel und substantivum: *daz er wol marcte die | vînde*, 125; — *in grôzer dêmût êrte er die | armen* 1083; — *nâch dem an daz | wazzer* . . . . *der bischof sich leite* 1169 fgg.; — *darnâch mit grôzen êren die | tôten heilîch bestatten sie* 2404/5; — *Zwischen den zû orsen unde die | fûz gênden êrste drungen sie* 2986/7; — *daz solden sie ervollen ganz ouch alle die | iren* 4831; — *zur naht berichte er die | hûte* 5080; — *grôzen schaden uns die | Cristen . . . tûn* 5371; — *ouch den vînden angesigten die | lobelîchen fursten wert* 5961/2; — *daz wolde der | lantgrâve* 6156; — *alsô gar daz rîten die | fursten* 6278; — *Ez ist besser, daz wir die | vînde suchen, dan uns sie* 7158/9; — *alsô die | steine worhten* 7591. — — Von diesen dreizehn fällen reimt zehnmal *die : sie,* einmal (5371) *: wie,* einmal (1169 *daz : haz*), einmal (6156) *der : er.*

c) Trennung der präposition von dem regierten wort: *den brâchte ouch er gevangen in | daz her* 1539; — *als sie des tages mit im fur | der banir wolden strîten* 1727/8.

d) Trennung der präposition von dem damit zusammengesetzten verbum: *er was dâ(heim), als in an | quam dise rede* 4759/60.

e) Trennung von copula und prädicatsnomen: *den die reiner herzen gût | wesen* 1.

f) Trennung von copula und particip: *dô er nû was sô nâhen in* | *kumen* 124; — *ouch einer gebâre sie sîn* | *gewesen* 727; — *der ûch uns brâcht* | *(hât) zû helfe* 743; — *als er die uber brâcht* | *het* 874; — *alsô vil der Cristen sîn* | *verterbet* 1407; — *und waz er hât* | *begangen* 5466.

g) Trennung des appellativums vom eigennamen: *von Joppen die grâvin* | *Sibilla* 398.

h) Trennung von subject und prädicat: *erslagen sie* | *wurden von im* 136; — *daz* | *muz uns ein êwic laster sîn* 2179; — *starke holz axe sie* | *nâmen* 5398; — *in Cristes êre er* | *zôh nu vor* 6157.

i) Trennung des näheren objects von seinem verbum: *zû wîbe er eine grâvin* | *nam, sie was sîn mâgin* 322/3; — *der lantgrâve . . reit* | *zû dem kunige Gwîden, er clagete* | *in; ouch er im sagete:* 2430—33; das obj. ist ein reflexivum 1987: *die Sarrazîne . . noch an dem strîte vaste sie werten* | *sich.*

Dem gegenüber steht aber eine ganz erhebliche anzahl von stilformen, die bewusst und mit voller absicht eingeführt sind, um die darstellung zu beleben, eindringlicher und ansprechender zu machen.

An erster stelle fällt da die grosse vorliebe für parallelismen und doppelungen in verschiedenen formen auf.

a) Einfache paarung sinnverwandter, ja fast sinngleicher begriffe durch *und* α) verba: *vervestent und gemacht* 363; — *wolde unde schûf* 2408; — *waz dâ ergine und geschah* 2728; — *den er gebôt und sie bat* 2977; — *erworfen und erslagen* 3180; — *ich habe gemerket und gesehen* 3775; — *wer sie merkte unde sah* 4986; — *waz dâr geschah und wart getân* 7299; — *krôneten unde kurn* 305. — Ähnlich anaphorisch-asyndetische paarung haben wir 5413: *waz dâ ergine, waz dâ geschah;* und 5827 *waz man singet, waz man seit.* — β) Nomina: *werlîch unde manhaft* 288; — *lîplîcher unde frô* 718; — *vînt und gehaz* 783; — *frô und williclîch* 1663; — *lûte unde lant* 1887; — *zû wer und wider* 2194.

b) Noch häufiger ist eine ähnliche paarung nominaler ausdrücke, bei der aber zwischen die beiden wörter noch ein drittes, gewöhnlich das verbum, oder auch eine ganze reihe von wörtern tritt: *an im grôz schade dâ geschah und leide* 384/5; — *lîplîch emphinc und frô* 665; — *wol wart gezîret nû der plân vor Akers und uber lusticlîch* 947/8; — *ein rîchez ummeleger hat und creftic gar Ackers die stat* 1256/7; — *mit kraft werte in daz mer der eine teil und menlîch* 1259/60; — *die Heinrîch ritterlîche fûrte und menlîche* 1678/9; — *als sie des die nôt twanc und der herte tôt* 2010/1; — *an bêden teilen in starke zû die Cristen und vîntlîch sazten* 2345/6; — *der in grôzer wirde sie und vollen frôlîch enphie* 2580/1; — *îtslîch her besunder dô sîne were het und sîn ebenhô* 2859/60; — *daz selbe ouch willic gemût mîn brûder unde gerne tût* 4776/7; — *von ungehorsam ist daz kumen zû und von mûtwillen* 4818/9; — *daz was unlidebêre den innern unde swêre* 5348/9; — *daz* [i. e. *herze*] *sô gar reine gemût ist den werden unde gût* 5008/9; — *sunder ein maget lîhtgevar in twanc und die minne dar* 6010/1; — *wie gar ordenlîchen geleit zû velde unde werlîch hetten die gotes soldir sich* 6603—05; — *daz velt sie behîlden und den sic* 6903/4; — *alsô sie twanc die amurschaft, gezîret und der lîbe craft* 7100/1; — *manige bûlen durch lîht zimîrde frumten sie und durch den harnasch* 7239—41; — *alsô sînen prîs er hete gelûtert und sîn werdikeit* 7575/6; — *dise rede bitter was dem fursten unde swêre* 7849/50; — *die ir schilde mit rîcher habe zû stûre dem gotes grabe gâben und ein opher dô* 8164—66.

c) Widerholung der präposition: *uber den Nÿlum und uber daz rôte mer* 95; — *nur bî rîren oder bî drîn* 1415; — *ûf helmen und ûf schilde* 1817; — *mit helbarten und mit spîzzen* 1867; — *doch an dem halden und an dem jagen* 6444.

d) Über die variierende widerholung des subjects und der verschiedenen objecte s. o. syntax unter pleonasmus.

II. Allitteration: *ein rede zû rehte berihten* 5; — *der vil daz leben doch verlôs* 149; — *die fursten mit vrâge sûchten dâ* 260; — *ein wârer helt, | milte, wîse, wârhaft | er wart ein schûr der heidenschaft* 280—2; — *sie sâhen kumen kocken, kil* 550; — *vollkumen gar an al ir liden, lîhtgevar . .* 730; — *manic tûwer edeler knecht reit (in) mite menlich gar* 901; — *mit manigem werden manne* 1155; — *wie ir mit werlîcher hant welt wern lûte unde lant* 1886/7; — *den er gebôt und sie bat* 2977; — *der marcgrêve von Montverrân und noch manich edel manlîcher man* 3008/9; — *an die heiden mit hurtes craft* 3013; — *dâ was nur „slah stichâ stich“* 3017; — *er hîp dâ wagenwîte phat* 3043; — *wir wizzen niht, wes er willen hât* 3323; — *ouch sîne kocken unde kil, kost sô hetten die vil* 3730/1; — *zû rehtem râme er rechente in* 5169; — *alsô wolden dise sie bestên zû fûz. der freche Frise* 5612/3; — *sie hazzen starken, lazzen lîp* 6563; — *wîbes werdikeit* 6573; — *der den rucke rûrte, der sie schît* 6590; — *er dorfte des wênic manen in, wan manheit unde milte niht in bevilte* 6671—73; — *hêrre, grôzlîchen ir habt hûte wê geworht mir* 6802/03; — *mich von der helle freise frî* 8077. — Ich habe hiermit nur die stellen erwähnt, wo mir sicher absicht vorzuliegen scheint, dagegen nicht die ebenfalls nicht seltenen verse, wo die allitteration nur zufällig, jedenfalls ohne besonders auffallende wirkung vorhanden ist.

III. Anaphora: *etlîche er hîlt, etlîche er brach* 453;

1090: *ein frôlîch wirt den gesten gar,*
sîn hof der selden enpar,
ein vollkumen wirt . . .

2295: *der lantgrâve daz gesehen het,*
wie her Alber vor den hêrren trat,
wie er im abe geholfen hat,
wie er zû fûze mit craft dâ streit . . .

2418: *Als man uns von den heiden seit,*
wie daz sî ir gewonheit,
wenne sô daz sterben die,
wie daz ire frûnt verburnen sie.

3778: *er sagt dem keiser die mêre,*
wie ez ergangen dâ wêre,
3780 *ir strîten und der heiden wer,*
wie der stat ein michel her
zû helfe sante Salatîn,
3783 *wie ûz der stat die Sarrazîn*
sich werten, ouch mit fûer, wie
al ire werc verbranten sie.

4353: *ir was noch vil, die in wern*
strîtes wolden manicvalt . . .
4357 *ir was noch vil, der er sich*
muste wern, . . .

4684: *wer wolde dâ sîn, wer mohte ez gelân*

4513: *waz dâ ergine, waz dâ geschah.*

5527: *waz man singet, waz man seit.*

IV. Asyndetische häufung von adjectiven: *den die reiner herzen gût wesen, suze, wolgemût* 1/2; — *dem wolgemûten, werden* 20; — *dô der edele êren rîche, vor gote der lobelîche herzoge von Lothringen, volkumen an allen dingen* . . . 27 ff.; — *ein menlîch helt gewêre, den Sarrazinen gevêre, kûne, milte, zû gote wîs* 243—45 — *ein wârer helt, milte, wîse, wârhaft* 280/1; — *sînes mûtes allen lûten sleht, menlich, wise, dâbî gereht* 349/50; — *semftmûtic, wol gesit* 359; — *der edele èrliche, sînen frûnden der sûze gemûte, den vînden der ungûte, der vornèmer, werder, milder, den tugenden geheim, der wîse, volkumen an lîhtem prîse, an furstlichem arde nâch èren der wol gebarde, in strîte des mûtes veste, ein ritter er was der beste* 623—633; — *ir site tugentlîch, ebenes mûtes, menlîch, des lîbes starc, volkumen gar an al ir liden, lîht gevar was ir anschouwen* 728—32; — *Heinrîch von Helderunge, der stark, freche, junge* 992/3; — *der heiden stolz, manlich gemût, gezîret rîche* 2734/5; — *an den hôhen, werden, frummen al sîner wirde tât* . . . *er geerbet hât* 5445 fgg.; — *der starke, wert, kûne man* . . . 5609.

V. Asyndetische anknüpfung: *ob ich wolde, die ich wol nande, iz wurde zû lang* (adversat.) 45/6; — *daz* . . *Gwîdô zû kunige wart gekorn, gecrônet* 414/5; — *Salatîn alle sîne man er besante in al der heidenschaft, vor Jêrusalem fûr er mit kraft* 434—36; — *im reit sîn werder brûder mite, der prîses gernde Herman, vil grâven, frîen, dînstman, vil werder ritter* 709—12; — *daz wir* . . *in Cristes êre wâgen* . . . *wollen den lîp, zern daz gût* 772—75; — *dô ich im* . . . *claget der Cristen leit, mîne nôt* 798; — *die wol wâgen torsten* . . . *ir leben ouch ir gût* 1065; — *der von ir helmen, ir schilden schein* 1327; — *die* [d. i. *tjost*] *menlîch wart gefrummet, ir starken sper enzwei gedrummet* 1428/9; — *zû dem het sich gedrenget nû grâve Cunrât, sîn brûder Friderich von Dornburc* 1713/4; — *sie wolden frölich strîten dô, durch ir sêle heil, zû êren gote, ouch dâ sîn nâch sînem gebote* 1873—75; — *die* . . . *menlîchen werten* . . *ir prîs ouch ir leben* 1935/6; — *die Cristen, ouch die heiden strîten* 2061; — *ir waren nur vîr, der heiden vil* (adversat.) 4281; — *ûf der heiden hûte er sprankte nû, der lantgrâve, die gotes ritterschaft* 6163/4; — *noch gêbephant hetten die Cristen, der lantgrâve an manigem heidene rîch* 6334—36; — *alsô die steine worhten, der trûgen zû* 7592 (vgl. o. emend.).

VI. Rhetorische fragen: *wer wil im des wesen holt?* 429; — *waz wênet ir, daz nû der hêrre tû?* 2737; — *waz wolt ir, daz der lantgrâve tû?* 3004; — *waz mag ich sagen mê?* 3181; — *waz mag ich daz lenger trîben?* 4040; — *wer mohte nû des erretten in?* 4150; — *wer mohte dô des gereten in?* 4421; — *wer mohte des enthalden sich, der den jâmer sah an in, er enmuste des betrûbet sîn?* 4665—67; — *wer wolde dâ sîn, wer mohte ez gelân, er enzuge zû berge ûf den trân ûz dem herzen den ougen zû?* 4684—86; — *nû sprechet: wâ ist mêre sô uber grôze êre al sulichen fursten erboten ie?* 4854—56; — *waz schat daz des hêrren werdikeit?* 4885; — *wer gehôrte den ie dehein untât tûn?* 5449; — *wer sagt mir nû, an wem daz sî geschehen mêr?* 5551; — *waz sal ich diz lange sagen?* 5674; — *waz mag ich mê sprechen?* 6754; — *wer mohte daz gelân, er mohte ir tôdes jâmer han?* 7464; — *ir lâgen erslagen die velt sô vol, solten sî dâ erfûlet wesen, wer mohte vor dâ genesen?* 7541—43; — *mich jâmert der rede; waz des noch? sie mûz vorbaz kummen doch* 7562/3; — *im geschah wê. waz des?* (conjectur, s. emend.) 7432.

VII. Eine priamelartige aufzählung haben wir 620—639, wo erst am ende, nachdem fortwährend vom helden gesprochen ist, sein name genannt wird.

VIII. Chiasmus:

644 *der êrlîchen Cristenheit*
er quam zû grôzer sêlikeit,
zû êwigen pînen
den gunêrten Sarrazînen.

730 *des lîbes starc, volkummen gar*
an al ir liden.

1873 *sie wolden frôlîch strîten dô*
durch ir sêle heil, zû êren gote.

2396 *von Mîsne bischof Mertîn*
gote zû êren, zû trôste in
sanc eine schône messe.

IX. Kreuzung: *Die warte menlich besûhten die*
ûf einem rucke, der schiet sie,
eines berges, der was nicht hôch,
doch er mit hôhe uber zôch . . . 1416—19.

nu sach der lantgrâve, wâ,
der voget der Duringen lande,
zwêne sarjande . . .
rîten . . . 2679—84.

(Über diese figur vgl. Heinzel, Über d. stil der altgerm. poesie, s. 12; Vogt, Zeitschrift 26, s. 552/3 u. anm. 1; J. Meier, Litteraturbl. f. germ. u. rom phil. VIII (1895) 257—62.)

X. *ὕστερον πρότερον*:

die fursten Baldewînen sînen sun
crôneten unde kurn an in 304/5.

XI. Litotes: *sîn schilt ouch lîhten schîn niht bare* 1469; — *ich spriche niht, daz er engen stîc . . gerûmet hât* 3041/2; — *ob der was frô der geschiht, daz ist mîn geloube niht* 3064/5.

XII. Antithesen: *in der himele Jerosolymîs . . ., dâ dehein arbeit is, sunder freude ân alle jâmerkeit, rûe ân alle arbeit* 185—88; — *sînen frûnden der sûze gemûte, den vînden der ungûte* 624/5; — *den untugenden der wilder, den tugenden geheim* 627/8; — 644—47 s. o. VIII; 3214—3225:

wir sîn hie durch got, vernemt mich, wie:
die doch sterben suln, die blîben hie.
wir sîn hie in gotes gebot,
die heiden ûf zwîvaltigen tôt;
wir strîten ûf ein gotlich wesen
und ûf ein êwic genesen;
3220 *jene pînlîche,*
wir um daz himelrîche.
die bitter helle die ist ir,
sô haben got zû trôste wir.
sie sint zur helle êwic verlorn,
3225 *uns hât der himel fröude gesworn.*

XIII. Formelhaftes. Formelhafte ausdrücke sind in der Krf. sehr häufig. Sie beziehen sich fast ausschliesslich auf die äussere technik der dichtung, auf das verhältnis des verfassers zu seiner quelle und zu seinen zuhörern oder lesern. Inhaltlich besagen die anzuführenden formeln in ihren gruppen genau dasselbe, der wortlaut dagegen ist ziemlich mannigfaltig, aber fast nur der wortstellung nach, die vielfach durch reim und reimwort beeinflusst ist.

a) Formeln, durch die der dichter ein kürzungsverfahren gegenüber seiner quelle andeutet: *hî zû gehôrte rede vil, die ich durch kurze lâzzen wil* 129/30; — *sô daz ich kurze dirre rede were* 1098; — *hie mite ich die rede kurzen wil* 1104. 4280; — *daz ich die rede kurze hie mite* 1360. 6414; — *daz ich die rede kurze sô* 1744; — *ich wil die rede kurz ûch sagen* 2106; — *ich wil den strît mit kurze sagen* 3032; — *hiemite wil ich ez kurzen* 3197; — *ob ich wolde, die ich wol nande, iz wurde zû lang* 45/6; — *iz wurde zû lang, solt ichz ûch sagen, wie dirre und jener wurde erslagen* 2352/3; — *der Swâbe geschiht kumt von mir nû zû worten niht verrer, nur daz sie manlich die iren werten unde sich* 3000—03. — Einmal *ich kurzte iz gerne, ich enmuz* 4474; und: *noch ander fursten . . ., der ich ûch niht genennen kan* 1843/4.

b) Formeln, durch die der verfasser das verlassen eines behandelten gegenstandes andeutet; bis auf zwei fälle finden sich diese alle erst in der zweiten hälfte des gedichts (in den letzten 3000 versen): *hiemit ich in lâzzen wil* 248; — *hiemit ir strît ich lâzzen wil* 2351; — *ich het von (ir) zû redene vil, daz ich nû hie lâzzen wil* 5000/1; — *ouch hêrren, die ich niht setzen wil* 5055; — *die rede wil ich lâzzen hie* 5061; — *dâ wêre ûch von zû sagene vil: ligen ich daz lâzzen wil* 5116/7; — *die wil ich hie lâzzen nû, dâ gehôrt ein ander mûze zû* 5520/1; — *hiemit wil ich daz legen nider und mit rede kummen wider an die manlîch gemûten, die . . .* 5560 fgg.; — *dâ mite die rede brich ich abe* 5595; — *den keiser Friderîch muz hie mit rede lâzzen ich* 6706/7; — *nû lâzze wir ditz ligen unde grîfen an die ersten rede* 7033—35; — *hie die clage ich lâzzen wil umme sie* 7294; — *. . . vil rittêre, die ich lâzzen wil* 8163.

c) Formelhafte ankündigungen dessen, was kommt, zugleich mittel, die aufmerksamkeit wider neu zu beleben: *als ich ûch sagen wil* 562. 1395. 1644. 2667; — *ich wil ûch sagen* 156; — *als ich ûch sage* 253; — *als ich ûch sage nû* 1792; — *sô manz ûch ganz sagen muz* 1850; — (*als ir vernummen vor habet* 4533); — *wol mugen nû daz sprechen wir* 104; — *die nenne ich û beider sît* 4433; — *ein geschiht ich ûch sagen wil* 5739; — *hie muz ich ein rede fûren în . . .* 4151; — *da habt ir vor vil vor vernummen* 6695; — *von dem ich ûch gelesen habe* 5573; — *als ich die hân vor dicke und ofte genannt* 7259.

d) Formelhafte berufung auf eine (allgemeine) quelle oder die tradition: *als man spricht* 280. 1649. 6632; — *ich sage, als ichz habe vernummen* 1496; — *alsô daz haben gelesen wir* 327; — *als man uns von den heiden seit* 2418; — *den slûc er tôt, ist mir gesaget* 3101; — *als iz geschriben stêt* 8135; — *niht von mir selben ich ez nime sunder als ichz vernummen hân* 1533/4; — *als mir zû wizzene ist getân, und die rede ich vernummen hân, niht von mir selben ich die sage* 2636—38; — *als ich die rede vernam* 2670; — *etslîche wil der nennen nû . . . als mir ein ritter nante die* 5409—11; — *in kindes wesene ich habe gehôrt* 5498; — *vil ich doch rede von im habe* 5517; — *ein geschicht ich ûch sagen wil, ich habe sie von mir selben nicht, mich hât ein biderwer man beriht* 5739/40; — *dirre Chunrât mir sagte sô* 5750; — *ich nime die rede von mir selben niht, ich bin der vorbaz*

beriht 6134/5; — *sô bin ich beriht* 6260; — *mir sagete ein ritter, der hêrre von Biberstein, von disem strîte, her Gunther* 6596—98.

e) Formeln, durch die der verfasser durch besonderes andeuten und betonen seiner ansicht dieser grösseren nachdruck gibt: *ich meine* 440. 678. 1425. 2044. 4228. 5678; — *ich wêne* 4884. 5239. 6865. 7443; — *ich denke* 657; — *ich sage ûch* 2493. 5012; — *mac ich sprechen* 6726; — *wol mac vurwâr daz sprechen ich, als ich in ganz habe erkant* 1069/70; — *ich sage ûch niht nur wâr, als ich in hân erkundet gar* 1094/5; — *zû Troppowe ich in erkande* 5569.

f) Sonstige formeln: *geloubt mir ez* 4177; — *genzlîch geloubet daz* 4466; — *die rede ist sleht* 326. 2464.

XIV. Fremdwörter. Da zahl und art der in einem gedicht vorkommenden fremdwörter einen nicht unwichtigen punkt der charakteristik desselben bilden, gebe ich hier eine alphabetische zusammenstellung der in der Krf. gebrauchten. In anbetracht des umfanges sind es verhältnismässig wenige. Die weitaus meisten sind höfisch-ritterliche ausdrücke französischen ursprungs, eine kleinere gruppe stellt die lateinisch(-griechische) kirchensprache, einige wenige stammen aus dem orient.

amîe 1319. 3133. 3474. — *amorschaft* 2079. 7100. — *banichen [baneken, banicare]* 7826. — *banir* (teils = *bâner*, teils = *banier*) 2066. 2094. 2108. 2982. 4066. 4431. 4463. 4813. 4861. 4872. 4878. 6146 u. v. ö. (masc. u. fem.). — (*bringenîe* 8177). — *bûsîne* 6677. 7180. — *bûsûne* 1381. 2218. 2889. — *emmarâl* 1451. 2071. — *ermovîren* 2646. — *faile* (frz. *voile*) 2722. — *firmen* 7244; s. a. *v.* — *frâl* 1450. 1482. 2070. 2609. — *galîne* 551. — *garzûn* 5284. — *geflorîret* 1815. 1835. — *glavîe* 2710. 3461; *glavîre* 4566. — *gunterpheit* 7573. — *karrotsche* 1371. 1374. 6522. 6920. 6928. — *kofse* 8171. — *kofselîn* 8123. — *kopel* 1956. 5753. — *kovertiure* 1818. 6899. — *krîe* 1516. 2113. 2218. 4108. 4403. 4411. 5190. 6711 (fem.). — *kumpân* 977. 6941. 7545. — *kyrieleison* 1898. — *legât* 7887. — *leie* 1700. 4268. — *leis* 3105. 5687, — *majestât* 1012. — *mange* (mlat. *manga*) 2832. — *markîs* 1714. 3103 u. ö. — *messe* 7453. 8143. — *paile* (frz. *paille*) 3846. 4025. — *parkân* 2960; *parkâm* 3176. — *paulûn* 955. — *planîe* 2678. — *ponder* 2225. 4178. — *povel* 6280. — *prelât* 6136. 6368. 7237. 7242. 7797. 8010. 8140. — *ribalt* 2833. — *rivîr* 1218. — *roch* 3107. 6227. 6230. — *rotumbel* 1382. — *sacrament* 7246. — *salvîren* 4581. — *sarjant* 2680. 2704. 2717. 2749. 2793. 3243 u. ö. — *senftenîr* 6201. — *stolzîren* 2647. — *tambûr* 1382. 2218. 4540. 4542. — *tarsche* 5713. — *tjost* 1428. 1430. 1447. 1456. 1499 u. ö. — *trînitât* 1614. — *tropel* 1957. 5752. — *turnei* 5227. — *vesper* 2639. — *vigîlie* 8143. — *zimîr(de)* 1323. 1474. 1989. 2072. 2242. 7240.

XV. Lateinisches. Die Krf. enthält einen ganzen lateinischen satz, dem alsbald die deutsche übersetzung hinzugefügt ist. V. 4678—84:

> „*Vindica, domine, sanguinem*
> *sanctorum tuorum, qui effusus est.*“
> *daz habt alsô betûtlîch:*
> „*got hêrre, du rich*
> *dîner heiligen blût,*
> *daz vergozzen ist wolgemût.*“

Lateinische flexionsformen finden sich oft, darunter mehrere falsche, fast ausschliesslich bei eigennamen. Dass Apelt (a. a. o. 18) die lateinischen kenntnisse des dichters überschätzt, hat Kinzel (Zeitschrift 8, 398) durch hinweis auf grobe missverständnisse dargetan. Er ist in bezug auf seine lateinische bildung „dem schlechten

Lateiner" Ulrich v. Eschenbach gleichzustellen (vgl. Toischer in den Wiener sitzber., phil.-hist. kl. 97 (1880) s. 336 fgg.).

Beispiele: *templo* 210. 1667. 8167. — *evangelio* 5483. — *Criste Jesu* (voc.) 25. — *Chorrozani* 85; *Medi* 86; *Prothi* 89. — *Nylum* 95, *Nylo* 177. — *Johannis* 919, *Johanne* 1154. — *Jerosolymis* (dat.) 159. 185; (nom.) 238. — *Marthimam* 145. — *Syone* 234. — *Eraclio* 411. — *Falkonem* 274. — *Babilone* 433. — *Sibillam* 330. 374. — *Ptolemayda* (als nom.) 523. — *Martem* 1356. — *Jener Jovem, der ander Jupitern* (als zwei verschiedene gefasst) 1358. — *Hungariam* 5549. — *Georio* 5836, *Georius* 5848. — *Wenzeslaô* 5536. — *leopardum* 7823 u. a.

XVI. Wortspiele: *Ludewic was der name sîn, der lantgrâve von des landes kraft, des im was die herschaft* 639—41; — *aller gûte was er gût* 1078; — *einer lîbe lîp het er sie* 1082; — *die werden turinge, ich meine die Duringe* 1124 5; — *sie slûgen dise, man slûc ouch sie* 2058; — *alsô sînen pris er hête gelûtert und sîn werdikeit an werdiclîcher stêtikeit* 7575—77.

XVII. Vergleiche und bilder.

A. Vollständig ausgeführte gleichnisse: 671—75 wie man liebe freunde hegen soll, so sorgte Konrad für die neuen ankömmlinge. — 1019—22 wie ein milder maienregen das erdreich erquickt und befruchtet, so erfreut Lutolt von Pleien alle bekümmerten. — 1801—10 Saladin führte ein ebenso starkes und prächtig gerüstetes heer gegen die christen, wie das war, welches nach Wolframs bericht Terramer gegen Willhalm führte. — 1811—19 welche pracht auch wald, anger und heide entfalten mögen, das heer war noch prächtiger ausgerüstet. — 2331 2 keiner der Deutschen brachte nur soviel zagheit mit, dass man damit hätte ein härchen bewegen können. — 2493—2500 wie müssiggang so oft zu unheil und törichtem beginnen führt, so geschah es auch im lager der christen. — 3115 6 von Ludwigs hand fielen die feinde, wie wenn man die garben niederwürfe. — 4135—37 Ludwig sass so ritterlich zu rosse, dass ihn kein maler hätte besser malen können. — 4380—82 man hörte das getöse der schwertschläge, als ob eisenhämmer auf den amboss niederfallen. — 5613—16 der Friese lief so schnell, dass ihm kaum ein pferd folgen konnte. — 6950—58 der landgraf setzt nach langem kampfe den heiden noch so heftig zu, als ob er den ganzen tag ausgeruht und nie gestritten hätte. — 7517—19 die christen stritten so mutig, als ob sich ihnen überhaupt kein widerstand entgegenstellte. — 7573—81 wie das gold gegenüber einer nachahmung immer unverändert strahlt, so hatte Ludwig seine ehre geläutert. — 7610—13 Ludwig arbeitete trotz seiner verwundung so eifrig und angestrengt, als ob ihm nie ein leid geschehen wäre. — 7639—41 weltfreude ist so unbeständig wie dünnes eis, das von der sonne beschienen wird. — 7675—78 wie ein wildes unwetter die halme niederschlägt, so hat Ludwig oft die feinde niedergeschlagen. — 7679—84 wie ein ar auf die vögel und wie ein sturmwind stürzt Ludwig auf die feinde los. — 7726—32 der landgraf sah nicht so aus, als ob ihn die gewalt der krankheit bezwungen hätte. — 8118 9 Ludwigs tod war so sanft, als ob er in gott entschlafen wäre.

B. Kurze vergleiche und bilder: 282 Fulko wurde „*ein schûr der heidenschaft*". — 307—309 solange Balduin lebte, war er „*ein unhêlsame pine und ein hagel der Sarrazîne*". — 316 Balduin war „*an tugenden blûende*". — 351 Balduin war „*als ein hobsch magt gar zuchtic*"; vgl. 1238. — 652 des landgrafen „*lop vert zû witem flûge*". — 1053 man schlug die feinde tot, „*alsô daz vie*"; ebenso 2936. 3943. — 1238 die burggrafen von Magdeburg besassen ebenso höfische zucht, „*als gezogene meide*"; vgl. oben 351. — 1940 die christen hielten „*als ein mûr*" den feinden

stand. — 3813/4 Salatins gemüt war „*der sorgen joch ûf gebunden*“. — 4036 Ludwig sprach: „*Ûch was daz flihen als der sic*“. — 5575 herzog Bolko ist „*kuniclichen stammes ein blûnder ast*“.

Wie man aus dieser übersicht erkennt, sind die meisten vergleiche der natur entnommen; in einigen andern werden besondere ereignisse oder tatsachen durch solche aus dem gewöhnlichen menschenleben verdeutlicht, eins ist litterarischen charakters (1801—10).

b) Stilistische abhängigkeit von andern dichtungen.

Um die stilistische abhängigkeit eines litteraturwerkes von einem oder mehreren andern zu erweisen, kann man einen doppelten weg einschlagen. Der eine wäre, dass man das zu untersuchende denkmal vers für vers durchgeht und der reihe nach bei jedem die etwa aufgefundenen anklänge notiert. Das zweite verfahren bestünde darin, die bemerkenswerten stileigentümlichkeiten des vorbildlichen werkes gruppenweise zu ordnen und nachzusehen und anzumerken, ob sich in dem behandelten denkmal dieselben oder ähnliche eigenheiten ebenfalls nachweisen lassen. Die erste methode ist für die praktische untersuchung notwendig zuerst anzuwenden und dürfte jedesfalls ein reicheres, vielseitigeres ergebnis liefern; die zweite, die sich auf die erste stützen kann, hat dagegen den vorzug grösserer übersichtlichkeit für sich. Bei der vorliegenden untersuchung empfiehlt es sich zunächst, möglichst vollständig nach der ersten methode zu verfahren; nach der zweiten werden dann ebenfalls wenigstens die wichtigsten erscheinungen zusammengestellt.

Gleich von vorn herein ist zu bemerken, dass bei einem werke wie der Kreuzfahrt, das völlig ritterlich-höfischen charakters ist und in den ersten jahren des 14. jahrhunderts entstand, mithin bereits die gesamte entwicklung der poetischen und stilistischen technik seit der blütezeit hinter sich hat, ohne noch, abgesehen von der metrik, allzudeutliche spuren des verfalls zu zeigen, derartige arbeiten nicht leicht und nicht immer zu ganz klaren zielen gelangen können, einmal, weil überhaupt die menge des zu verarbeitenden materials ausserordentlich gross ist, und vor allem zweitens, weil die ganze besondere richtung, der die Krf. angehört, die Wolframische, so stark unter dem alles überwiegenden einflusse dieses einen sprachschöpferischen und sprachbeherrschenden mannes steht, dass es sich oft nicht entscheiden lässt, ob der jeweilige verfasser auf Wolfram selbst oder nur auf nachahmer von ihm zurückgeht. Trotzdem ergibt die untersuchung der Krf. nach dieser richtung hin einige tatsachen, die ich im allgemeinen der leichteren übersicht und orientierung wegen hier gleich vorausschicke.

Dass die Krf. stark unter dem einflusse Wolframs steht, ist längst bekannt, vor allem durch Kinzels reichhaltige nachweise in seiner schon oft angeführten arbeit. Ich glaube aber zeigen zu können, dass noch ein schritt weiter möglich ist, indem ich als hauptvorbild den Willehalm annehme, der ja vom dichter der Krf. selbst, wenigstens indirect (v. 1801—10) genannt wird und auch inhaltlich mit dieser die nächste verwandtschaft zeigt. Erst in zweiter reihe folgt der Parzival, dann der Titurel. Ferner kann man sehen, dass die Krf. manche ausdrücke und wendungen kennt, die sich nicht bei Wolfram selbst, wol aber bei seinen nachahmern finden, das ist dann ein zeugnis, dass auch diese werke ihrem verfasser bekannt und geläufig waren. Dabei kommen der Jüngere Titurel, Herzog Ernst D und vor allem Ulrich von Eschenbach in betracht; näheres über das letztere verhältnis folgt noch später.

Beachtenswert sind wol auch folgende negativen ergebnisse der untersuchung: von einem einfluss Gottfrieds von Strassburg und seiner schule ist nichts zu spüren; denn gelegentliche übereinstimmungen in ganz und gar nicht bezeichnenden wörtern und wendungen, die gemeingut alles höfischen poetischen sprachgebrauches sind, sind natürlich bedeutungslos. Auch zu Heinrich von Freiberg, der dem dichter der Krf. doch zeitlich und örtlich nahe steht, sind keinerlei beziehungen zu bemerken. Ebensowenig haben umfangreiche vergleichsproben aus Konrad von Würzburg, Berthold von Holle, dem grossen Wolfdietrich (D), Reinfried von Braunschweig, bei denen man nach ton und inhalt vielleicht irgend eine verwandtschaft hätte voraussetzen können, zu einem positiven ergebnis geführt.

Es folgt nun zunächst die fortlaufende übersicht, wobei ich mich folgender abkürzungen bediene: Krf. = Kreuzfahrt, W = Wolframs Willehalm, P = Parzival, T = Wolframs Titurel (alle drei angeführt nach Lachmanns vierter ausgabe); JT = der Jüngere Titurel (hrg. v. Hahn); E = Herzog Ernst D (hrg. v. Hagen); WW = Ulrichs v. Eschenbach Wilhelm von Wenden, A = Ulrichs v. Eschenbach Alexander (beide hrg. von Toischer).

Krf.
11 *vroun Êren holde* WW 1430.
17 *oben* (verbum) Krf. 7284; JT 1604. 3643. 6573.
19 *behagelich* Krf. 521. 569. 2436. 2459; WW 1768. 4322. 4323. 5065.
23 *dienest* (als person = diener) Krf. 2556; A 11928. 26365.
37 *vride sprechen* Krf. 3797. 5797. 7738; WW 3326; A 21796. 25875.
49 *kriegen* Krf. 2279. 4121. 4141; T 138. 168; JT 547. 1150. 1184; WW 5670. 6191; A 15131. 15259. 16617. 16621. 16689. 24346. 25152. 25326.
59/60 *patriarke* : *sarke* WW 3174. 3526; A 11289.

Krf.

61 *verwieren* Krf. 1325. 1463; W 60, 8. 125, 16. 154, 16. 203, 9. 249, 9. 464, 25; P 70, 23. 741, 9. 773, 7; T s. 415 (24); JT 1211. 4818. 5783; WW 3621. 4643; A 13880. 17027. 19782. 26299.

90 *vernames*, ein lieblingswort der Krf. 664. 790. 1589. 1630. 2443. 2815. 3401. 3591. 3664. 4044. 4141. 5186. 6552. 7120. 8025; bei Wolfram nach Mhd. wb. II, 1, 308fg. überhaupt nicht; s. d. A 1203. 24110.

137 *meil* JT 44. 600.

170 *Syloe* A 11529.

213 *ungehabe* Krf. 8079; A 2067. 2072. 288 (nicht bei Wolfram).

249 *genendeclîche* sehr häufig in W und P.

282 *schûr der heidenschaft* sehr häufig (etwa gleichmässig) in W, P, JT, A.

283 *von lîbe tûn* vgl. A 8001 *von lîbe bringen.*

308 *ein hagel der Sarrazîne* W 54, 24; P 2, 19. 72, 22. 297, 11; JT 4813.

350/1 Balduin war *menlîch, wîse, dâbî gereht,*
als ein hobsch magt, gar zuhtic.

Vgl. hierzu 1238 und A 27420—22
[du bist] *menlich, zühtic unde wîs.*
als ein kiusche wol gezogen magt
dîn scham dich ie gegen zühten jagt.

365 *unervèrt* Krf. 3655. 4234. 6318. 6398. 6611. 6923. 7580. 7683; P 424, 3; JT 178. 4553. 5686. 5708; WW 3177. 3680.

375 *magtûmlîch* P 369, 26. 439, 26. 526, 29. 805, 1. 806, 17; T 27. 35. 37.

428 *versnîden* Krf. 4215. 4345. 4505. 5649. 5907. 5922. 6916. 7926; sehr häufig auch in W, P, JT; WW 4218. 5213.

474 *verladen sîn* A 23784. 24063.

502 *g(e)unèret* sehr häufig in Krf., W, P, T, JT.

534 *unverdrôzzen* Krf. 5018. 7255; A 5731. 20880. 23757. 24556. 27392.

535 *ot* Krf. 2938; häufig in JT; in W, P, A immer *et.*

551 *galîne* A 4377. 4381. 4388. 4475. XI, 608.

607 *Ubia* Krf. 8154; WW 3534; E 4729. 4818. 4841.

669 *zîl* JT 5034.

732 *brûnreit* vgl. *reitbrûn* W 46, 2.

919 *frâl* Krf. 1450. 1482. 2070. 2609; A 23861.

950 *gèndez volk* Krf. 2840. 2909. 5726. 6408; A 8543.

977 *kumpàn* Krf. 6951. 7515; P 158, 18; WW 3122. 3140. 3500. 5122. 5618. 7265. 7322.

979 *kurc* W 9, 14. 66, 14. 228, 19; P 339, 6; A 6394.

988 *tôt vellen* Krf. 1971. 2913. 3691; A 906. 21932. 22055.

1053 *tôtslagen alsô daz vie* Krf. 2936. 3943; A 9087.

1057 *envollen* Krf. 1197. 1221. 2305. 3417. 5174. 6869; WW 4767; A 17006.

1111 *menlîche tât* Krf. 4447. 6954; A 4955. 4968. 12013. 21842.

1190 *genendic* sehr oft in W, T, JT; auch WW 886. 2780. 3120. 3518. 3819. 4746.

1274 *Ludewîc der wert genande*, WW 7295 *Willalm der werde genante.*

1320 *minne geldes lôn* Krf. 2080. 5091; W 110, 8. 153, 30; P 23, 7. 61, 10; JT 778; WW 3636; A 6868. 11488. 13538. 23869.

1339 verhältnis der gefallenen heiden zu den christen 100 : 1; Krf. 3382—84. 4307, ähnl. 6288. 6324. 6492; vgl. WW 4554 (1000 : 1).

1350 *Venus* ist ins banner gestickt; A 6183. 6193; (W 24, 4 *Amor*).

Krf.

1351 *snîden in* Krf. 5809. 698. 963; A 3541. 13183. 13468. 13611. 17020. — Bei Wolfram dagegen nur einmal *snîden an* P 14, 18, sonst immer *ûf* W 401, 5. 406, 18. 408, 9; P 14, 6; einmal diese constr. auch Krf. 6035. — Vgl. Kinzel a. a. o., 410, 2.

1371 *karrotsche* Krf. 6522. 6920. 6928. Das wort ist durch Wolfr. allgemeingut der höfischen dichtersprache geworden; ebenso die auffassung, dass darin die götterbilder gefahren werden. Viele zeugnisse in sämtlichen bisher genannten denkmälern.

1374 *versmit : gewit* W 397, 23 *(smiden : widen)* A 18715. 24705.

1382 *rotumbel : hel* A 21871, XI 716; nicht in diesem reim 21839. XI 450 — bei Wolfr. gewöhnlich *rotumbes*, JT *rotumbumbes*; vgl. Mhd. wb.

1429 *(entzwei) drummen* A 13481. 11288; im JT öfter *zerdrummen* 114. 160. 880. 3886.

1447 *mit tjost clagen* vgl. *mit swerten clagen* A 7019. 12006.

1451 *emerâl* Krf. 2071; oft in W; A 23862.

1460 *Suntin* 1839; nicht bloss aus W bekannt, wie Kinzel a. a. o., s. 398, 5 sagt, sondern auch aus A 4570. 9390.

1470 das bild der geliebten wird auf dem schilde getragen; Krf. 6036; A 13875. 14537. 19787. 19807.

1494 *erwegen* Krf. 1717. 2278. 2301. 2446. 2550. 4159. 6058. 6198. 6556. 6684. 7553; WW 1298. 7438; A 19035.

1501 *ors ûf die sporn nemen* Krf. 3493; (vgl. Kinzel 404, 7) WW 3197 (häufiger allerdings *mit* st. *ûf* Krf. 4130; W 413, 12; P 602, 13; A 20148).

1571 *waz des?* Krf. 3386; WW 5420. 6472.

1613 *sich berichten (ûf)* Krf. 1637. 1655. 1741. 2144. 5738. 6514. 6553. 7161; WW 62. 5881. 6045. 6972; A 2745. 17619. 19822.

1624 *Gedeon* zum vergleich herangezogen; ebenso A 7158 fgg. 7229—46.

1624 *ûf lîbes zer* Krf. 3728. 6599; W 26, 10; A 16633. 20163. 27427.

1631 *einen tac nemen* WW 4628. 6959.

1654 *fûz gengel* A 8562. 13270. 21456. 22863.

1680 *ûf prises bejac* Krf. 1831. 3146. 7086; A 17132. 18593. 19770. 23767. 2051. XI 768.

1781 den heiden wird der hölle schmerz bereitet; ähnlich Krf. 2357. 3027; W 38 (schluss).

1801 *Terramêr* zum gleichnis verwendet JT 2836. 2838. 2840. 2841.

1839 *Hallap* WW 3322. 3596. 3634.

1868 *helbarten* Krf. 5566; A 2457. 6209. 7525. 19903.

1869 *zu râme sîn (komen)* Krf. 2318. 7333; A 20617.

1956 *kopel* Krf. 5752 (W 18, 17 *turkopel*).

1957 *tropel* Krf. 5753; W 57, 9. 407, 19; P 68, 26.

1990 *furch* W 327, 22; A 7944.

2132 der dreissigste kommt nicht mit dem leben davon Krf. 5931 (der zwanzigste 7523); A 14216.

2225 *ponder* Krf. 4178; häufig in Wolfram und A in der form *poinder; ponder* WW 3179.

2325 *disen er slûc, jenen er stach;* ebenso A 13148 *dirre sluoc, jener stach* (P 98, 25 *der sô stach unde sluoc;* 299, 20 *swâ man sluog oder stach*).

Krf.
2374 *gewin und vlust gibt der strit;* Krf. 7267; P 77, 29. 82, 13. 102, 16. 21. 597, 7; A 11061.
2407 ein grab wird mit einem graben umgeben, damit keine tiere hinzu können; A 9178.
2641 *hârslihten(s pflegen)* Krf. 4038; W 322, 21.
2646 *sich ermovîren* A XI 583.
2710 *glavî(n)e* Krf. 3461. 4566; oft in P.
2722 *faile* P 301, 28. 302, 1.
2825 *ebenhô* Krf. 2849. 2854. 2859. 2916. 2968. 6456; W 110, 9. 227, 9; P 206, 1; A 9237. 9243. 9485. 14965. XI 690.
2832 *katze* Krf. 6457; W 110, 9; P 206, 3; A 2515. 14966. XI 690.
2832 *mange* Krf. 2924. 2965; W 110, 9. 222, 16. 227, 9; P 206, 1. 212, 12. 15; A 9221. 9703. 14965.
2834 *mantel* A 9251. 14967. XI 690.
2838 *stûdach* W 59, 27. 70, 25; A XI 568; (P 287, 1 *dornach*).
2856 *hürde* P 181, 4; A 9223.
2921 *blîden* Krf. 6456; P 530, 12; A 9702. XI 690.
2966 griechisches feuer Krf. 5351. 7038; A 9257 fgg.
2968 *râmen* Krf. 6853; W 61, 5; JT 141. 2105. 4015. 6014; WW 7415; A 21293.
2972 *gadem* A 9244.
3029 die heiden zur hölle *frummen*, ähnlich Krf. 4451; WW 3704.
3041—43 gassen durch die feinde hauen W 40, 18. 114, 4. 429, 3; A 7904. 7916.
3195 *gesëzze* Krf. 6351. 6588. 6592; W 226, 18. 240, 6.
3231 *unvergenclich* (Krf. 1916 *vergenclich*); A 6301. 10238; (*verg.* JT 1432; WW 6753).
3363 *unverdrôzzenlich* Krf. 7086; WW 1258.
3500 *dach* [= schild]; A XI 442.
3580 *mit voller koste kraft* WW 1276. 5557; A XI 1712.
3691 *blôz* Krf. 6196 [= unbewaffnet] A 16398.
3822 *uberrîten* Krf. 4301; W 8, 18. 177, 27. 341, 30; A 14364. 21343. 21942.
3910 fgg. ein streit um die beute; vgl. die ähnliche schilderung A 15462 fgg., namentlich die eingänge: Krf. 3910 *Sie begonden sich zweien um die habe.*
A 15462 *sich begunden die Grâiure*
aldâ zweien um die habe.
3947 *klôz* A 13141. 13966. 15471. 16891. 17337. 19690.
4133 *erwunschet* Krf. 4985; P 613, 24; WW 1364. 4308; A 3551. 17324. 19813. 23870. 23931.
4137 der vergleich mit der (unzureichenden) kunst ist häufig bei Wolfram: W 241, 27; P 158, 15. 505, 6; Lieder s. 4, 3; — ferner JT s. 9 u. 10; WW 3216 und ähnlich A 16982. 23929/30.
4120 *nâchkriegen* A 14970.
4164 *velben* : *selben* JT 3733. 4960.
4186 *unverzagelich* Krf. 7335; A 13276 (A 20078 *zeglich*).
4221 *klôzzen* W 34, 3; A 2097. 14309.
4287 *bezaln* [absolut] Krf. 5920. 7221; P 15, 18. 434, 7; JT 479; A 13321.
4325 *zu strîte klûc* A 9970. 11861.
4380 *getemere* : *gehemere* A 19953.

Krf.

4380/2 vergleich: schwertschläge sausen nieder, wie schmiedehämmer auf den amboss; W 77, 12; P 537, 27; JT 3783. 3897. 4203. 4272. 4643; A 8138. 9421. 13157.

4405 verwundung am rechten arm vgl. verwundung am linken arm A 8257.

4442 *mein* Krf. 5361. 6629. 6957. 7471; P 526, 11; WW 5520; A 13764.

4565 *venster* [= löcher im schilde] A 13133.

4625 *vride beschrîen* WW 6405.

4627 *underscheit* Krf. 7054. 7167; W 20, 7. 200, 4; P 168, 29. 520, 1. 636, 19; T 146; JT 2648. 5903. 5925; WW 3072. 7905; A 11159. 12874. 14487.

4685 die tränen steigen aus dem herzen durch die augen auf zu berge; W 120, 28. 311, 4; JT 954. 3410. 5058. 5090. 5968; WW 7159; A 3871. 4939. 12164.

4690 *bigraft* A 27246.

4840 *Jerosolymis : is;* WW 3546. 4623; ähnl. A 26190 *prassidis : is.*

4952 *sumerlanc* JT 4636; A 14201. (Vgl. Hagens anm. und wörterbücher).

4980 *genême* WW 2494; A 27515.

5008 *swenden* Krf. 7198; P 416, 5; JT 41. 1212. 2092; A 7448. 8152. 10033. 14626. 16638. 23696 u. ö.

5124 zwei helden begeben sich im voraus, gesondert von den andern, in den kampf; Krf. 5877; A 760.

5159 *die ors mit den sporn manen* A 8013. 8065. 8279. 13925.

5179 *drunzel* A 7958. 13938 (in JT sehr oft *drunz*, in WW *trunzûn* 4688. 7354).

5179 die splitter vom schaft fliegen hoch in die luft JT 3042. 3043; WW 7354; A 9409. 11046.

5342 *hantwerk* A 9256. 9276 (bei Wolfram gewöhnlich *antwerk* z. b. W 230, 10; P 205, 30).

5353 *rotten,* 6456 *rutten* A XI 691.

5364 *Dimitter* Krf. 5628. 5634. 5681. 7045; A XI 662.

5417 fgg. preis der Böhmenfürsten; vgl. WW 4330 fgg.

5440 ich müsste noch sehr lange leben, wenn ich alles vollständig schildern wollte; JT 294. 301.

5711 *behûsen* Krf. 5571; JT 4278. 4286. 4297 u. ö.; WW 1800. 2151. 4498; A 3828. 26128.

5713 *tarsche* JT 2688; A 2520. 3685. 9233.

6010 heidnische ritter kämpfen im frauendienst Krf. 7083. 7100, 1; W 403, 29; P 65, 5.

6026 *heidenin* P 28, 2. 327, 21. 328. 329. 336. 761; WW 99. 3984. 4026. 4227.

6053 *des twanc in minne und liebe kraft;* derselbe vers A 18817.

6054 u. ö. *Seron* (vgl. namenverz.) A *Seren* 10951. 11009. 11028. 11050. 11069.

6074 *kamele* Krf. 6245; JT 4403; WW 3641; A 3996. 6227. 7295. 9921. 21453.

6074 *drumedar* Krf. 6248; WW 3642; A 21453.

6075 *olbenten* Krf. 6248; W 91, 1; JT 4403; WW 3643; A 9921. 12337. 13077. 21451.

6075 *merohsen* (*merrint* W 161, 2. 352, 7. 360, 24; JT 3348. 3635; WW 3642; A 7295. 9918. 12110. 12339).

6136 *prêlât* Krf. 6386. 7237. 7242. 7797. 8010. 8140; WW 3332.

6156 *er zôh nû vor, die banir nach;* ähnl. Krf. 6170. 6950; vgl. WW 1897 *er swuor vor, sie swuoren nâch.*

6227 *roch* Krf. 6230; W 382, 2; P 404, 8; JT 1665.

6234 *gêbephant* W 47, 12. 373, 12. 458, 25; P 67, 20.

Krf.

6280 *povel* P 18, 22. 183, 5. 350, 29. 408, 3. 426, 17; JT 2653; A 3655. 14607. 25621.

6312 *erlemet* JT 1063.

6418 *unkûschen* A 12820.

6483 *Mahmet* und die heidengötter müssen sich schämen, wenn die heiden geschlagen werden W 106, 8; WW 2449.

6504 *der under helm ie stric gebant* Krf. 6811; W 291, 7.

6614 *strît herte* A 16374; ähnl. 17699. 19112. 19553. 20626. 22991. 26841.

6624 Saladin selbst preist den tapfern feind; Krf. 7666; JT 949 fgg.

6771 *müede* (subst.) W 59, 16; P 543, 27. 553, 1; WW 4880; A 19699.

6856 *heimôt* A 14239. 15559. 20963.

6944 Ludwig dringt auf die feinde ein, als ob er den ganzen tag geruht hätte; JT 1302.

6950 *gehugde* JT 5341; WW 1143.

7090 das heer ist eine meile lang und breit; ähnl. P 681, 16.

7125 die heiden sind ebenfalls gottes geschöpfe Krf. 7286 fgg.; W 306, 28. 307, 1; WW 3478.

7198 *den walt swenden* W 156, 29; P 73, 7. 78, 22. 81, 9. 290, 24. 427, 3. 665, 15; WW 1489; A 9056. 11056. 19930.

7238 *kûlen*: *bûlen* W 20, 27; P 75, 7.

7244 das kämpfen mit dem firmen verglichen JT 13. 14. 5662/3.

7327 *vertragen* (vom pferde) Krf. 7403; A 8015.

7546 *engesten* JT 4906.

7574 vergleich mit der *stæte* des goldes P 614, 12.

7609 *sich hêle nemen* P 467, 20.

7616 *kriege* (adj.); vgl. Krf. 7656; W 43, 7; JT 14; A 1334.

7625 fgg. apostrophe an die welt; vgl. P 475, 14; A 17367 fgg. 18585. 18604. 26876.

7633 *angeln* (das subst.: W 174, 22); JT 1025. 1787. 2882. 4674. 5143. 5352; A 13546.

7638 die unbeständigkeit der welt ist wie dünnes eis P 3, 8; JT 52 (6006); A 17969. 27252.

7754 *affêre* [bei Lexer nur noch aus Konr. v. Megenbergs Buch d. nat. bel.] vgl. *äffen* W 399, 2; WW 5793; A 542.

7768 *lieben* A 17806.

7826 *bancken* W 236, 2; P 30, 1. 32, 26. 678, 2. 737, 9; A 2344 (allg. höfisch z. b. auch Tristan 2110).

7881 *Bischof von Bethlehem* WW 3410.

8022 *oust* A 21487.

8123 *kofselîn* Krf. 8171; P 268, 28. 459, 25. 460, 2. 498, 9.

8147 *enantwurten* A 20282.

Neben dieser fülle von übereinstimmungen im wortgebrauch lässt sich noch auf eine ebenso bezeichnende anzahl von ähnlichkeiten und gleichheiten in der ausdrucksweise überhaupt hinweisen, wodurch die stilistische abhängigkeit der Krf. von Wolfram über allen zweifel erhoben wird. Dahin gehört vor allen dingen z. b. die vorliebe einer negativen umschreibung zur bezeichnung eines positiven verhältnisses wie *den*

vinden der ungüte 625, *den untugenden der wilder* 627, ferner der häufige gebrauch der wörter *pflicht*, *kraft*, *site*, *kost*, *druck* u. a. in verbindung mit genetiven sowie der gebrauch vieler bestimmter einzelner redensarten. Da ich glaube, die belegstellen für diese dinge nicht noch einmal zusammenstellen zu müssen, weil Kinzel in seiner abhandlung, Zeitschr. 8, das notwendige material in völlig ausreichender weise beigebracht hat, so mag es genügen, hier auf jene arbeit, zu der noch desselben verfassers studie im 5. bande der Zeitschrift zu vergleichen ist, zu verweisen. Bei einer erneuten zusammenstellung könnte es sich nur um eine übersichtlichere anordnung handeln; aber auch diese ist nicht unbedingt notwendig, da man sich in Kinzels anmerkungen (a. a. o. 395—414) auch so gut und schnell zurechtfinden kann.

Aus diesen ausführungen ergibt sich folgendes: 1. Aus dem zweiten teile die schon bekannte engste stilistische abhängigkeit der Krf. von Wolfram, so dass sie sich als eine der genauesten nachahmungen dieses meisters und seiner manier erweist. 2. Aus dem ersten teile aber folgt noch eine tatsache, die meines wissens noch nicht stark genug hervorgehoben worden ist: eine unverkennbare und sehr weitgehende übereinstimmung, vor allem im wortschatze, mit Ulrich von Eschenbach. Überblickt man die oben gegebene liste, so sieht man, dass etwa vier zehntel der angeführten wörter sich allein bei Ulrich widerfinden, während sie bei Wolfram fehlen; und es hat natürlich nicht mit der übereinstimmung dieser einzelnen wörter sein bewenden, sondern die vergleichung der einschlägigen stellen lehrt, dass auch die näheren und weiteren umgebungen bald mehr, bald weniger ähnlichkeit miteinander haben. Beim ersten erkennen dieser tatsache war der eindruck der ähnlichkeit zwischen den werken Ulrichs und der Krf. so stark, dass mir unwillkürlich der gedanke an verfassergemeinschaft kam; indessen bei kühler überlegung scheint doch das verhältnis der 8000 verse der Krf. zu den 30000 Ulrichs immerhin zu klein zu sein, als dass man auf grund der nachgewiesenen übereinstimmungen, die sich übrigens noch durch eine ganze reihe anderer, aber weniger schlagender, vermehren liessen, diese behauptung aufstellen und mit erfolg verteidigen könnte, zumal da andere als stilistische beweismittel schwerlich aufzufinden sind. Aber so viel ist doch wenigstens klar und sicher, dass der dichter der Krf. Ulrichs werke, was ja bei der nahen zeitlichen und räumlichen zusammengehörigkeit beider auch sehr erklärlich ist, äusserst genau gekannt hat, und durch die lebhafte erinnerung an sie bei der abfassung seines gedichtes stark beeinflusst worden ist.

V. Metrik.

A. Reimtechnik.

Die Krf. besteht aus vierhebigen reimpaaren. Die weitaus überwiegende mehrzahl aller verse endigt einsilbig stumpf: z. b. *dén die reiner hérzen gút | wésen, súze wólgemút* × ´ × ´ × ´ × ´ | ⏑́ × ´ × ´ × ´ v. 1. 2. Etwa ein siebentel[1] der verse zeigt zweisilbig stumpfen ausgang in der form ⏑́ ×: z. b. v. 17 18 *der kúnic, der állen kúnigen óbet | als ér des ímmer sí gelóbet.* Ungefähr ein zehntel weist zweisilbig klingenden ausgang in der form ´ ̀× auf, so dass also die beiden letzten silben ohne dazwischentretende senkung den dritten und vierten ictus tragen, wobei der vierte als nebenhebig aufzufassen ist z. b. v. 14 15 *ûf freúden âventúrè | in sínem húse zu stúrè.*

Neben dieser hauptmasse regelmässiger verse gibt es aber noch eine ganze anzahl anderer, über deren lesung man zweifelhaft sein kann. Vor allem handelt es sich dabei um die frage, ob es in unserm denkmale vierhebig klingende verse in dem sinne gibt, dass bei unmittelbar vorausgehender länge die letzte (zweite) silbe des wortes keine hebung mehr trägt, dass also z. b. der ausgang *lande*, nicht × ´ ̀× sondern – ´ × wäre. In den meisten der gleich anzuführenden fälle kann man zwar bei annahme sehr schwerer versfüllung und des schweren zweisilbigen wie des dreisilbigen auftactes die verse auf die üblichen vier hebungen mit ´ ̀×-ausgang bringen; allein das klingt ausnahmslos holprig, gezwungen und ungelenkig, während die andere art erheblich leichter und natürlicher erscheint. Lässt sich nun nachweisen, — wenn auch nur an ein paar fällen — dass der vierhebig klingende vers mit dem ausgang ´ × wirklich vorhanden ist, so darf man mit gutem recht diese form für die meisten der an und für sich zweifelhaften verse in anspruch nehmen. Dieser beweis ist zu führen, wenn wir uns zunächst folgende verse ansehen.

V. 30 ist zu lesen, wenn man an der überlieferung festhalten und nicht mit Hagen *güten* streichen will: *volkúmen an állen gúten díngen:* andernfalls ergäbe sich viersilbiger auftact, in dem noch dazu das logisch am stärksten zu betonende wort stünde. — Auch in 1701 kann man die überlieferung nur retten, wenn man liest: *der von | Mósebúrc und dér von Pleien;* sonst viersilbiger auftact und überdies sprachwidrige betonung. — Dreisilbiger auftact und falsche betonung ergibt sich auch, wenn man 2480 anders scandieren wollte als von *Wírzebúrc mit vóller lére.* — 3057 lies *er wólte enflíhen wér sô móhte;* sonst viersilbiger auftact. — 3122 l. *also | tét gráve*

1) Diese und die folgenden allgemeinen zahlangaben beruhen auf einer genaueren metrischen untersuchung der ersten hälfte (v. 1—4013) unseres gedichtes. Auf anführung der belege und berechnungen im einzelnen glaube ich bei der immerhin recht geringen bedeutung des denkmals verzichten zu dürfen.

Póppe mit sinen Fránken; sonst fünf silben im auftact. — 3952 l. *dem künige Gwiden bráht die mére;* sonst viersilbiger auftact. — Desgl. 6081: *der sie ábe slúc den Sárrazînen.* — 8094 lese ich *den hímel lón im (gében) wólde*, da sonst zum dreisilbigen auftact noch falsche betonung hinzukäme.

Diese beispiele dürften genügen, um unsere annahme zu rechtfertigen, dass wir auch in vielen andern, nicht ganz so schweren, aber doch recht anstössigen fällen den klingenden ausgang $\acute{-}\,\times$ als möglich, ja als notwendig und allein richtig hinstellen; es handelt sich wider um dreisilbigen auftact, der einen inneren widerspruch zum sinn und satzaccent in sich schliesst. Ich meine folgende fälle, bei denen ich die meiner ansicht nach richtige betonung angebe:

V. 46 *ez wúrde zu lánc. héim zu lánde.* — 190 *mit vóller bihte, mit gánzer rúwe.* — 1888 *die níht enérben: sie sínt ein léhen.* — 1963 *als vór den fúz génden héte.* — 2416 *daz úf den vélden, wá sie wólden.* — 2816 *da bí des lántgréven ére.* — 2822 *ouch wie gar vást an strite stéte.* — 2854 *die ébenhóhe vór behángen.* — 3307 *gerúter ritter vil zu ráte.* — 4041 *wáz er gesprách: sie wólden blíben.* — 4195 *als tét der Fránzoys, sin gevérte.* — 4200 *hie vón der wérlte volkúmenlíche.* — 4990 *álso des líbes schóne die gúte.* — 5292 *ouch wélche dér sie háben wólden.* — 5418 *der vírde kúnic in Béhemríche.* — 5852 *sin ist doch níht mèr núr ein stérben* (oder: *sin ist dóch niht mér nur ein stérben?*) — 6284 *der hát der sóldan nú die mére.* — 7383 *nu líden nót die Sárrazíne.* — 7409 *seht, wie der wérlde prís uns frouwet.* — 7461 *sie lízzen súchen, dér sie misten.* — 7613 *als ím nie wé geschéhen wére.* — 7775 *daz sál an mír erfüllet wérden.* — 8010 *sus (gíngen) álle die preláte.* — 8183 *got úns in daz hímelríche sénde.*

In zweiter reihe schlösse sich hieran noch eine anzahl von fällen, in denen bei der angegebenen auffassung auch noch gewisse härten (schwerer zweisilbiger auftact oder zwei- oder dreisilbige senkung im innern) vermieden werden:

934 *wá man sólde nâch príse striten.* — 1154 *der hómeíster von sénte Johánne.* — 1342 *in drú geteílt die ouch lágen*, 1343 *grózer hóhvàrt sie phlágen.* — 1664 = 1154. — 1895 *um úwer érbe daz hímelríche.* — 2156 *ir séhet wíe der kúnic flíhet.* — 2388 *als sie in gótes ére getótet.* — 2855 *mit groz ánkerseilen lángen.* — 2856 *an íetslicher stát mit húrden*, 2857 *dáz sie niht zuwórfen wúrden.* — 3794 *únz ir bóten wíder quémen.* — 4618 *der lántgrève Sálatíne.* 4619 *dér was fró und ál die síne.* — 6080 *dem làntgràven oúch den sínen.* — 6781 *vil tót lac nú der Sárrazíne.* — 7206 *únder dem crúze ein ritter bráhte.* — 7382 *der lántgràve und lóste die síne.* — 7674 *des német án ùch sélben bílde.* — 7774 *in den hímelen, hie úf der érden.*

Bei einer dritten gruppe endlich muss es dahin gestellt bleiben, ob man den versausgang als $\acute{-}\,\times$ oder $\acute{-}\,\grave{\times}$ auffassen will; eines ist wie das andere in gleicher weise möglich und erlaubt. Hierher rechne ich:

1665 *mit manigem begebenem manne.* — 1700 *ouch die strîtherten leien.* — 1894 *strîtet hûte frôlîche.* — 1962 *alsô stunt der strît in stête.* — 2534 *ie bî manheit wesen woldet* 2535 *und[e] hôhen wâ ir soldet.* — 2540 *als er was an manheit veste*, 2541 *ob er im sô nâhen weste.* — 2626 *dan der lantgrâve von Duringen.*

2627 *ouch der herzoge von Lutringen.* — 2727 *die sin ledic von dem heiden.* 3034 *noch die Cristen noch die heiden:* 3035 *nu wer mac sie denne gescheiden.* — 3054 *geworht in der furste mit strîte,* 3055 *daz sie gerten nu der wîte.* — 3056 *als in daz zum lebene tohte.* — 3306 *und daz er die menige hâte.* — 3896 *die des leider niht entâten,* 3897 *als sie vor verredet daz hâten.* — 4040 *waz mag ich daz lenger trîben?* — 4194 *gegen den heiden an die herte.* — 5022 *die daz tâten âne verdrîzzen,* 5023 *in den zinnen sie niht enlîzzen.* — 7226 *der bischof von Ossenbrucke,* 7227 *nâch dem nîman zu rucke.* — 7408 *mit den sînen bestrouwet.* — 7612 *an der arbeit und sô swère.* — 7810 *ûf den abent ouch den morgen* 7811 *den hêrren wolter besorgen.*

Was die bindung solcher verse mit ⊥́ ×-ausgang anlangt, so sind die beiden überhaupt möglichen fälle tatsächlich vorhanden. Meistens ist, wie auch die beispiele in den obigen listen erkennen lassen, gleichartigkeit im ausgange anzunehmen leicht möglich oder notwendig. So lese ich 189 wegen 190 lieber *dírre kúnic, góte getrúwe* u. s. f. Während sich die belege für diese art leicht häufen lassen, finde ich für die entgegengesetzte, dass also in einem paar die ausgänge ⊥́ × : ⊥́ ×̀ gebunden sind (oder umgekehrt), nur wenige beispiele von zwingender beweiskraft; es sind folgende:

5292 *ouch wélche, dér sie háben wólden* 5293 *díe in kúmen sóldèn.* — 6284 *der hét der sóldan nú die mére;* 6285 *unlídelichen swérè.* — 7460 *den vórdern tác. die Crístèn* 7461 *sie lízzen súchen, dér sie místen.*

Hier die kürzeren verse anders lesen zu wollen, wäre gezwungen. Das reimpaar 2726/27:

Nóch er wólt gescheídèn
díe sin lédic vón dem heíden

ist nicht massgebend, schon weil im ersten vers hinter *noch* in der handschrift eine lücke ist.

Dass eine solche ungleichmässigkeit innerhalb eines reimpaares nicht unerhört ist, erweist noch eine zweite erscheinung, die bindung eines klingenden ausganges (⊥́ ×̀) mit einem stumpfen (⏑́ ×)[1].

Unsere fälle sind:

190 *gespîset mit dem lebenden brôte,* 191 *ûf gap er die sêle gŏte.* — 1060 *von Duringe, Mìsne, Swâben* 1061 * êrlìch gelebt sie hăben.* — 3610 *wie die Walhe, Beier ouch die Swâbe[n]* 3611 *wolten sîn gevaren ăbe.* — 7632 *dîner falschen lîbe wêne* 7633 *angelt froude ûf êwic sĕne.*

Diese verspaare zeigen erstens, dass *brôte, wêne* als ⊥́ × aufgefasst wurde, weil bei der form ⊥́ ×̀ ja überhaupt kein reim mit *gŏtĕ, sĕnè* (⏑́ ×) vorhanden wäre, und zweitens, dass bereits eine veränderung der ur-

1) Vgl. über diese doch nicht ganz vereinzelte und schon früh vorkommende art der bindung F. Vogt, „Von der hebung des schwachen *e*" in den „Forschungen zur deutschen philol., festg. f. R. Hildebrand" (Leipzig 1894) s. 150 fgg., besonders s. 153—56.

sprünglich kurzen, offenen stammsilben im gange ist. Ein volles zeugnis für deren dehnung hätten wir in 2668/9

vil rítterè, ouch mánìch
stólzer knábe, und nóch, als ích

(*mánnìch* st. früher *mẳnìc*), wenn wir uns an die überlieferung halten und nicht, wie ich geneigt bin, an den ausfall eines adjectivs auf — *îch* denken wollen. — Vgl. auch 1350 *gőtìn : die sîn.*

Auch folgender reim gehört noch hierher 2538/9:

Wilhalm der werde, ûwer väter
mit nihte daz verlâzen hât er.

Dreihebige verse finden sich in der Krf. auch einige, aber man ist nicht unbedingt gezwungen, sie als solche anzuerkennen. Es sind folgende:

452 *mit craft der soldân.* — 1308 *ûf schaden der cristenheit* 1309 *im quâmen wol bereit.* — 3531 *der lantgrave ez rînc.* — 4740 *mit der rede sie riten.* — 5213 *der gewert nu hât.* — 6828 *sô hart ein ritter zû* 6829 *quam mir nie nû.* — 6920 *den karrotschen hetten* 6921 *der ir got Mahmeten.* — 8020 *haben aber dô.*

Die verse 452. 1308. 3531. 4740 wären nur vierhebig zu lesen, wenn man sich nicht scheute, die logisch unbetonte präposition, bezw. den artikel mit einem hauptton zu versehen; in 1309 müsste diesen *im* bekommen. 6828 und 29 können noch am ehesten vier hebungen tragen; der zweite vers würde allerdings dann ganz senkungslos. Bei 5213 könnte eine vierte hebung nur durch betonung des *nu* erzwungen werden. In 6920/1 wäre sie ohne anstoss da, wenn man die ausgänge *-etten, -eten* als ⏊ ⏊̀, d. i. mit gedehnter stammsilbe oder langem consonanten auffassen will, was beim verbum wenigstens ohne weiteres möglich ist. Vers 8020 halte ich für verderbt; es fehlt hier gewiss etwas. Diese annahme ist wol berechtigt, zumal wenn man bedenkt, dass in der handschrift wider die regel dieser und der folgende vers in eine zeile zusammengedrängt sind.

Für fünfhebige verse sehe ich zwei beispiele. Erstens: 638 *sînes herzen. Adelet hîz sine wirtin.* So die hs.; ich glaube aber, man darf die beiden ersten worte hier tilgen, 1. da wir nur noch ein einziges beispiel für fünfhebige verse in unserm gedicht haben, das wir gewiss als ein versehen auffassen dürfen, 2. da trotz der fünf hebungen der vers immer noch schlecht bliebe, und 3. da der vorhergehende vers auch ohne diesen zusatz einen völlig befriedigenden sinn gibt. — Zweitens: 5139 *ors; sie nâmen zwei sper, hin riten sie.* Diesen vers halte ich für ein versehen; der dichter hat das stark betonte *ors*, den abschluss des vorigen satzes, wegen der darauf dem sinne nach folgenden längeren

pause einfach vergessen und dahinter noch einen ganzen vierhebigen vers gestellt. — Wegen der starken betonung ist es unmöglich *ors; sie* als zweisilbigen auftakt zu fassen.

Dreisilbige weibliche (klingende) reime in der form ◡́ × ×̀:

tugende : *vermugende* 1002. — *behagete* : *sagete* 1270. — *Witige* : *unsitige*[1] 2095. 4456. — *klagete* : *sagete* 2432. 6532. — *ûz erwelede* : *helede* 3150. 6612. 7346. 5598. — *zu samene* : *gamene* 3496. — *lebende* : *gebende* 4074. 6750. — *getemere* : *hemere* 4380. — *lebeten* : *strebeten* 7412.

Erweiterter reim (Kauffmann, Metrik § 67).

gewêre : *gevêre* 244. — *werlîche* : *êrlîche* 622. — *von Gelre* : *von Melre* 970. — *verbunden* : *verstunden* 1108. — *turringe* : *Duringe* 1424. — *gefrumet* : *gedrumet* 1428. *geriten* : *gestriten* 1536. — *verzagen* : *erslagen* 1590. — *Salatîne(n)* : *Sarrazîne(n)* 1542. 3062. 3284. 3292. 4340. 5100. 6780. 7980. — *Salatîn* : *Sarrazîn* 1808. 2412. 2422. 2880. 3898. 4080. 4248. 6516. — *gedingen* : *gelingen* 1848. — *beflozzen* : *begozzen* 2246. — *ersterben* : *erwerben* 2334. — *besehen* : *geschehen* 2514. — *erwegen* : *verlegen* 2550. — *genesen* : *gewesen* 3502. 3670. 7522. — *Aveyne* : *alleine* 3576. — *erliten* : *erstriten* 3606. — *geprîsten* : *bewîsten* 4258. 5204. — *geschehen* : *gesehen* 6804. — *unervêrt* : *unverschert* 7580.

Reicher reim.

quâmen sie : *quâmen die* 3024. — *helfe dir* : *helfe mir* 4404. — *manen ich* : *manen mich* 4926.

Rührender reim (Kauffmann § 68).

a) es reimen gleiche wortbildungssilben:

schaft. ritterschaft : *heidenschaft* 133. 367. 1230. 1622. 2252. 3542. — *ritterschaft* : *brûderschaft* 916.

heit. Cristenheit : *pfaffheit* 195. — *Cristenheit* : *menschheit* 459. — *zageheit* : *manheit* 6496. — *smâchheit* : *Cristenheit* 6534. — *wârheit* : *volkumenheit* 6834. — *phaffheit* : *gewonheit* 7012.

keit. almehtikeit : *werdikeit* 1882. : *sâlikeit* 7456. — *barmherzikeit* : *demûtikeit* 4642. — *werdikeit* : *manicvaltikeit* 5540. — *heilikeit* : *werdikeit* 6572. — *werdikeit* : *stêtikeit* 7576. — *jâmerkeit* : *frôlikeit* 8096.

lîch(e) ritterlîche : *menlîche* 1678. 5646. — *siticlîche* : *menlîche* 1796. — *frumelîch* : *nutzlîch* 1856. — *crefticlîche* : *herticlîche* 1942. — *gemeinlîche* : *menlîche* 2052. — *garlîch* : *behegelîch* 2458. — *wunneclîch* : *trôstlîch* 2632. — *jâmerlîch* : *herteclîch* 2964. — *gemeinlîche* : *unverdrôzzenlîche* 3362. — *wunneclîche* : *ritterlîche* 3478. *hurteclîche* : *ritterlîche* 3494. — *kurzelîche* : *unritterlîche* 3586. — *werlîche* : *ritterlîche* 3828. — *gewaldeclîche* : *tagelîche* 3858. — *werltlîche* : *gemeinlîche* 4736. — *sicherlîche* : *manlîche* 4982. — *manlîch* : *ritterlîch* 5174. — *tegelîche* : *rîchlîche* 5338. : *grôzlîche* 5476. — *lasterlîch* : *schadelîch* 5390. — *kuniclîche* : *milticlîche* 5460. — *grôzlîche* : *volkumelîche* 5472. — *ordenlîche* : *lobelîche* 5480. — *volkumelîch* : *êrlîch* 5998. — *vermezzenlîch* : *ubertursticlîch* 6092. — *gelîch* : *unlidelîch* 6106. — *laster-*

1) Derselbe reim findet sich auch sonst z. b. im Helmbr. u. d. Dietrichsepen. Der nächstliegende grund dafür ist, dass es wol kein anderes reimwort auf den namen gab.

lich : *schamelich* 6478. — *gelîche* : *gûtliche* 7000. — *grôzlich* : *tegelîch* 7148. — *crigelich* : *girlich* 7424. *sunderlich* : *jâmerlich* 7468. — *genzlîche* : *getrûwelîche* 7718. — *fridelich* : *snellîch* 7736. — *tagelîche* : *willicliche* 7820. — *gemeinlîch* : *unlidelîch* 7828. — *heiliclîch* : *lusticlîch* 8170.

b) gleiche wörter, von denen das eine der schluss eines compositums ist (eigennamen):

rîche : *Amelrîche*. 317. — *rât* : *Cunrât* 514. 572. 610. 672. 6190. — *Cunrâte* : *râte* 2640. — *ritterschaft* : *schaft* 6164. — *Herman* : *man* 892. 1166. 1748. 3354. — *nîman* : *man* 6924. — *velt* : *Mannesvelt* 1250. — *rîch* : *Friderîch* 5982. — *hart* : *Gebehart* 6296. — *Purchart* : *hart* 6306. 5610. — *herzoge* : *zoge* 3352.

c) Composita (meist eigennamen), deren zweite bestandteile gleich sind:

Hennenberc : *geberc* 4270. — *Burchart* : *Gebehart* 1718. 2102. 3021. 4254. 4630. 4964. — *Pentheim* : *Wertheim* 1752. 2050. 4296. — *Bertholt* : *erholt* 1754. — *Lûtholt* : *abholt* 2074. — *Herman* : *dînstman* 710. 1694. — *houptman* : *Herman* 2016. — *Friderîch* : *Ôsterrîch* 3564. 4546.

d) Gleichlautende wörter (oder wortteile) mit verschiedener bedeutung:

ritterschaft : *geschaft* (verb.) 2650. — *mer* : *Mer* 5708. — *hant* : *zû hant* 7496. *heidenschaft* : *geschaft* 8132. — *in* : *in* (acc. sg. : dat. pl.) 305. 812. — *in* : *în* 3308.

e) identische reime:

hât : *hât* 7108. — *abe* : *abe* 8024.

Assonanz.

grâvin : *mâgin* 321.

Reimlos.

4678/9: Die lateinischen worte Vindica, domine, sanguinem sanctorum tuorum, qui effusus est.

Reimhäufung.

a) zwei gleichreimende paare:

343 *arbeit* : *leit* : *geleit* : *gewonheit*. — 2694 *in* : *mîn* : *hin* : *sîn*. — 4320 *an* : *getân* : *man* : *hân*. — 4808 *wertlîch* : *ich* : *nutzelich* : *sich*. — 5490 *kintheit* : *barmherzikeit* : *bescheidenheit* : *senftmûtikeit*. — 5606 *gelân* : *dan* : *getân* : *man*. — 7026 *vart* : *wart* : *învart* : *bewart*. — 8122 *în* : *kofselîn* : *sîn*

b) drei gleichreimende paare:

5476 *tegelîche* : *grôzlîche* : *werdiclîche* : *rîche* : *ordenlîche* : *lobelîche*.

B. Rhythmik.

Rund die hälfte aller verse zeigt regelmässigen wechsel von hebung und einsilbiger senkung (auch die verse mit $\acute{-}\grave{\times}$-ausgang sind mitgerechnet). Verse, die mit einsilbigem auftact beginnen, sind ebenso häufig wie

auftactlose. Zweisilbigen auftact weisen etwa 12½ proc. der verse auf. Dreisilbiger auftact findet sich, aber selten, und die auffassung kann überdies, je nachdem man die betreffenden verse als männlich oder weiblich endend betrachtet, verschieden sein.

Verse mit mittlerer füllung herrschen weitaus vor. Schwere füllung (mehrmalige oder sehr schwere zweisilbige senkung) zeigen etwa 3½ proc. Dreisilbige senkung ist nicht sicher festzustellen (z. b. v. 1098 kann man lesen: *so daz ich | kúrze dírre réde wérc*
oder *so | dáz ich kúrze dirre réde wérc.*

Leichte versfüllung: senkungslose verse sind selten; in der ersten hälfte des gedichts zähle ich nur folgende: 830 *sìn gût zern da.* — 1367 *iren got Mahmet;* ferner 3220. 3298. 3723. — Wer dreihebige verse anerkennt, wird manche davon lieber als solche lesen.

Häufiger sind verse mit nur e i n e r senkung, die als auftact, an erster, zweiter — am öftesten — oder an dritter stelle steht.

Diese allgemeinen angaben mögen genügen; nur über einen punkt ist noch ein wort zu sagen, über die „schwebende betonung“, weil diese von Kauffmann in der Metrik (§ 122 und 129 a.) schlechterdings in abrede gestellt wird. Pauls entgegengesetzte ansicht, der ich mich durchaus anschliesse, dass nämlich die schwebende betonung vorhanden und zuzugeben sei, erhält durch die Krf. eine neue, kräftige stütze. Nicht bloss, dass in unserm gedicht die auffassung von stammsilben, die der allgemeinen regel nach den hauptton tragen müssten, als senkungs- und auftactsilben sehr vielen versen einen glatteren, ruhigeren und regelmässigeren rhythmus gäbe, — es finden sich auch eine anzahl fälle, die meines erachtens es zwingend erweisen, dass der dichter sich dieser abweichenden betonung bedient hat; denn leugnet man die schwebende betonung, so ergibt sich schwere dreisilbige, ja viersilbige senkung. Einige dieser wichtigen fälle sind (andere, weniger klare, finden sich fast auf jeder seite):

216 *Balde | wínen sie begrúben dá.* — 394 *mit Rei | múnde da wás von hóher árt.* — 622 *úf dem mér werlìchè.* — 943 *hìz dér lantgráve díe gezélt.* — 978 *da wás der burcgráve von Áldenbúrc.* — 1006 *Bertolt der menlîche* lese ich –́ × –́ × –́ –̀ oder × –́ × –́ –́ –̀; die betonung –́ × × –́ –́ –̀ wäre die ungelenkigste; u. a. vgl. z. b. noch 1045. 1409. 1475.

Reimbrechung und enjambement sind die regel.

VI. Historisches.

Über das verhältnis der Krf. zur geschichte ist kaum noch etwas zu sagen. Hagen hat es in der einleitung zu seiner ausgabe unter hinweis auf die früheren forscher, namentlich Wilken, zuerst in grossen

und im allgemeinen richtigen zügen entwickelt, und besonders auch die vielen fehler, widersprüche, verwechselungen und missverständnisse aufgedeckt. Röhricht hat Zeitschrift 7, 125—174 und 296—329 in seiner abhandlung „Die Deutschen auf den kreuzzügen“ die geschichtlichen persönlichkeiten, die darin vorkommen, urkundlich nachgewiesen, und 8, 419—446 hat er eine ausführliche historische erklärung des ganzen gedichtes gegeben[1], wobei als besonders wichtig der nachweis der quellen für die einleitung hervorzuheben ist.

Endlich ist noch die neueste, umfassendste und unentbehrlichste arbeit über die von der Krf. behandelten ereignisse zu erwähnen, die von eben diesem unermüdlichen forscher stammende eingehende „Geschichte des königreichs Jerusalem (1100—1291)“ Innsbruck 1898. In diesem gewaltigen werke, in dem man sich trotz seines umfanges vermöge der genauen inhaltsangaben der capitel und der trefflichen register bequem und rasch zurecht findet, erhält man jede belehrung, die zum historischen verständnisse des gedichtes notwendig ist; darin sind auch vereinzelte ungenaue oder veraltete angaben, die sich in Röhrichts früheren aufsätzen finden, auf grund der seitdem neu eröffneten quellen von ihm selbst berichtigt. An dieser stelle diese ergebnisse. wenn auch in kürzerer form, zu widerholen, ist nicht notwendig; es gehörte dies nur in den commentar einer neuen ausgabe des gedichtes.

Dasselbe gilt von persönlichkeit, zeit und leben des verfassers und von der entstehungszeit des gedichtes. Auch hier war es nicht möglich, über die aus dem werke selbst gezogenen ergebnisse der älteren forscher hinauszukommen, da es an material fehlt. Soviel ist mir jedesfalls klar geworden, dass es bei unserm denkmal ganz und gar verlorene mühe wäre, etwa eine scheidung zwischen dem ursprünglichen, „nicht recht geordneten“ gedicht und seinem verfasser einerseits und der „zurecht berichteten, in wahrem reim verschlichteten“ und „ordentlich zubrachten rede“ und deren „überarbeiter“ andrerseits vornehmen zu wollen, worauf man früher einigen wert gelegt zu haben scheint. Viel liess sich bei solchen versuchen ohnehin nicht erreichen, und die vermeintlichen ergebnisse sind vollkommen unsicher, da die angaben des verfassers der uns allein erhaltenen form keineswegs immer als unbedingt wahr und richtig aufgefasst werden dürfen. Wenn er sich auch widerholt auf eine vorlage beruft, so ist dies durchaus nicht massgebend; denn solche berufungen sind ja in jener zeit ganz allgemein

1) S. 446 a. 26 steht versehentlich Saxo Grammaticus; natürlich ist Saxo Annalista gemeint.

und wir kennen fälle, in denen ihre grundlosigkeit klar erwiesen ist. Besonders berechtigt erscheint dieser verdacht für unser denkmal, wenn man bedenkt, dass der hauptgewährsmann des dichters, Walther von Spelten, überhaupt nie gelebt hat und nirgend nachweisbar ist (Röhricht, Zeitschr. 8, 438). Dass der reimgebrauch uns keinerlei anhalt zu irgend welcher unterscheidung älterer oder jüngerer bestandteile gibt, hat Kinzel ebenda s. 417 hervorgehoben. Auch die metrik ist, wie ich mich überzeugt habe, dazu nicht zu verwenden und ebensowenig die composition. — Das „Lied von Ludwig", das Walther von der Vogelweide seiner aussage nach vom markgrafen von Meissen erhielt, ist für die kritik der Krf. ebenfalls aus dem spiel zu lassen, da wir von ihm weiter nichts als jene bemerkung Walthers wissen. Ich folge in der hauptsache Röhrichts ansicht, wenn ich meine, wir sollen die Krf. auf grund der einzigen uns erhaltenen fassung als ein einheitliches, zusammenhängendes werk eines mannes betrachten, bei dem es uns unmöglich ist, das verhältnis des dichters zu seinen quellen klarzustellen und seine eigenen zutaten von dem stoff, den jene ihm boten, zu scheiden.

VII. Schluss.

Das erste und wichtigste ergebnis der vorliegenden untersuchung betrifft die überlieferung des textes. Durch die neue vergleichung von Hagens ausgabe mit der handschrift ist eine stattliche zahl von ungenauigkeiten, ja unrichtigkeiten, manche darunter von wesentlicher art, beseitigt worden. Die von mir unter möglichster treue gegenüber der überlieferung gemachten vorschläge zu textbesserungen beziehen sich in der regel nur auf verhältnismässig wenig bedeutende kleinigkeiten, sehr viele nur auf die interpunction, aber in ihrer gesamtheit werden sie, wie ich hoffe, manches zum richtigen verständnis des ganzen beitragen.

Über die sprache des dichters und schreibers sind wir zu keinen neuen resultaten gekommen, sondern mussten uns wegen mangels an material mit den früheren, ziemlich allgemeinen aufstellungen begnügen, dass beide Mitteldeutsche sind. Auf Schlesien als ihre engere heimat weisen mehr sachliche als sprachliche anhaltspunkte hin. Einiges neue brachte dagegen die betrachtung der syntax, die nicht selten abweichungen von dem sonst herrschenden brauche zeigt.

Im stil verriet sich in formaler hinsicht eine ganze reihe von ungeschicklichkeiten und härten; ihnen stand jedoch eine bei weitem grössere fülle von stilmitteln gegenüber, die immerhin eine gewisse gewandtheit des verfassers und beherrschung der sprache erkennen liessen. — Die

litterarisch-historische betrachtung des stiles zeigte die schon früher festgestellte starke abhängigkeit des dichters von Wolfram von Eschenbach von neuem, aber sie erwies auch, dass er nicht bloss diesen allein, sondern auch eine ganze reihe anderer, allerdings in Wolframs manier gehaltener werke gekannt und ihre eigentümlichkeiten in stil und wortschatz eifrig nachgeahmt hat. Am auffallendsten und stärksten tritt dies bei den werken seines ihm zeitlich und örtlich sehr nahestehenden kunstgenossen Ulrich von Eschenbach hervor.

Die metrische betrachtung ergab, dass nur etwa die hälfte der verse den anforderungen der mhd. blütezeit noch entspricht. Viele dort vermiedene freiheiten kommen hier zur geltung, vor allem mehrsilbige, oft schwere senkungen und auftacte, verse mit ganz leichter füllung, weibliche ausgänge, verkürzte oder überlange verse und mancherlei flüchtigkeiten und härten.

Bei der betrachtung des verhältnisses der Krf. zur geschichte mussten wir auch auf die darlegungen verweisen, die bereits bekannt sind: die einleitung gibt in ziemlich genauem anschluss an uns noch erhaltene, von Röhricht aufgefundene quellen eine annähernd getreue geschichte des königreichs Jerusalem bis auf Guido von Lusignan, während für das folgende, die belagerung von Akkon und die taten Ludwigs des frommen von Thüringen, die darstellung ganz unzuverlässig wird, und verwechselungen, verworrene, falsche und sagenhafte angaben das geschichtlich beglaubigte weit überwiegen.

Auch für die person und geschichte des verfassers war nichts neues zu ermitteln. Er war wahrscheinlich ein Schlesier und schrieb sein werk etwa zwischen 1300 und 1305 im auftrage des herzogs Bolko II. von Münsterberg (Schweidnitz). Er war ein mann von gelehrter bildung, wol sicher ein geistlicher, der die deutsche litteratur seiner zeit gut kannte, lateinisch verstand, obwol nicht so sicher, dass ihm nicht zuweilen arge fehler mit untergelaufen wären, und der auch mit dem höfischen wesen wol vertraut war. Sympathisch macht ihn uns noch seine liebe zum vaterlande und deutschtum, die sich einerseits in der gut gemeinten überschätzung seines helden, andrerseits in der deutlich hervortretenden, öfter zu beobachtenden feindseligen stimmung gegen Frankreich erkennen lässt.

Eine kurze, allgemeine characteristik des gedichtes würde lauten: es ist ein durchschnittswerk, das keinen anspruch auf besondere wertschätzung erheben kann, wenig originell, arm an eigenen gedanken. Es bewegt sich durchweg in den gleisen des hergebrachten, den all-

gemein üblich gewordenen bahnen des höfischen epos, wie sie sich nach der blütezeit ausgestaltet haben. Ebensowenig wie zu den besten gehört es aber auch zu den schlechtesten denkmälern mittelalterlicher dichtkunst, und es ist nicht ganz so hölzern, steif und langweilig, wie man es gelegentlich wol hingestellt hat; denn es finden sich immerhin recht lebhafte, wol gelungene und ansprechende stellen in ihm. Allerdings tritt gerade in diesen der einfluss der Wolframschen schule mit am klarsten hervor. Ein hauptvorzug ist es, dass es von jenem schwulst, jener gespreiztheit und gesuchten phantastischen gelehrsamkeit ganz frei ist, die das lesen von werken wie der Jüngere Titurel uns heute so unerquicklich machen. Mittelmässig wie der poetische wert, ja wol noch geringer, ist der geschichtliche wegen allzu grosser vermischung von fabelhaftem und historisch wahrem.

Aus den bisherigen ausführungen ergeben sich folgende regeln für eine etwaige neuausgabe des gedichts:

Der text wäre nach mitteldeutschem lautstande und mit berücksichtigung der neuen vergleichung abzudrucken, und zwar ohne die unberechtigten zwischenräume, die Hagen zwischen den einzelnen abschnitten gemacht hat. Treues festhalten an der überlieferung sollte änderungen aus bloss metrischen gründen verhüten. Unter den text kämen als kritische anmerkungen die wichtigsten abweichungen von der handschrift, wobei unwesentliche orthographische verschiedenheiten unberücksichtigt bleiben dürften. Wünschenswerter und schätzbarer als sprachlich-stilistische anmerkungen wäre ein fortlaufender historischerläuternder commentar, bei dem Röhrichts erklärungen im 8. bande der Zeitschr. zu grunde zu legen und nach den neueren, vor allem Röhrichts eigenen forschungen zu ergänzen wären. Das mangelhafte und völlig unzureichende namenverzeichnis Hagens müsste vervollständigt werden.

BRESLAU. H. JANTZEN.

AUS DEUTSCHEN HANDSCHRIFTEN DER KÖNIGLICHEN BIBLIOTHEK ZU BRÜSSEL.

II.

4.[1] *Nr. 14688 [876]. Perg. Spätes XIV. jh. 278 blätter nebst vordercustode und bll. 279—290, einer beigebundenen lage von 12 papierbll. mit schrift des XV. jh. 7,5 × 5,5. Blaue und rote (z. t. mit grün ausgezierte) initialen, rote überschriften und rot durchstrichene grosse buchstaben. Ich scheide X derselben periode angehörige hände (I.* 1^a—7^a, *II.* 7^a—66^a, *III.* 66^b—68^b *und* 254^a—260^a, *IV.* 69^a—92^a, *V.* 93^a—139^b, *VI.* 140^a—161^b, *VII.* 162^a—253^b, *ausgenommen* 216^b—217^b, *VIII.* 260^a—261^a, *IX.* 261^b—274^a, *X.* 216^b—217^b *und* 275^a—276^b*), zu denen sich noch zwei jüngere* 92^{ab}, 118^b *und* 277^{ab} *gesellen. Auf und zwischen linien geschrieben, die auf den bll. 9—68 mit rötel gezogen sind. Lagenumfang schwankend zwischen 6 und 12 bll. Alter holzdeckel mit rotbraunem lederbezug, rest einer schliesse. Auf der innenseite des vorderdeckels buchplatte mit der inschrift: Ex Museo Marchallano (!). — Vgl. C. Borchling, Mnd. hss. I, 268. Die folgenden textstellen a) bl.* 77^b Ouch hait ir vre zickelgin hoide vsser Coellen gedreuen an dit velt bis hier zo deme wyer, *b) bl.* 107^b op der lude wort is rechte zo buwen as eyn halm eyne brugge were ouer den groissen ryn, *je aus predigten Taulers (?) und Heinrich Susos stammend, machen es um so wahrscheinlicher, dass die hs. am abhaltungsort derselben d. h. Cöln entstanden sein wird, als auch der sprachliche charakter der einzelnen stücke diese annahme unterstützt. Ich führe nun den inhalt der hs. im einzelnen auf:*

Christi Abendmal und Abendrede *in zwei stücke zerteilt;* 1. Dit is dat auentessen ons herren 2. Dit is de auent rede. *Bei näherem zusehen erkennt man leicht den nahen zusammenhang dieser stücke mit den entsprechenden teilen jener mnl. evangelienharmonie, des Levens van Jezus, die neuerdings J. Bergsma in der Bibliotheek van middelnederlandsche letterkunde, lief. 54. 55. 61, herausgegeben hat, über die ferner v. Druten, Geschiedenis d. nl. bybelvertaling 1895 bis 1901, S. 153—163 u. 278—307 zu vergleichen ist, sowie endlich die weitausblickende abhandlung Schönbachs in Miscellen aus Grazer*

1) Das liebenswürdige entgegenkommen der direction der kgl. bibliothek ermöglichte es mir diese hs., sowie ms. II, 44, über das ich später zu berichten haben werde, im vergangenen sommer für längere zeit auf der Londoner universitätsbibliothek behufs ergänzung meiner früheren notizen zu benutzen, wofür ich an dieser stelle meinen aufrichtigen dank aussprechen möchte.

handschriften IV (1902), 7fgg. Stück 1 entspricht bei Bergsma S (Stuttgarter hs.) cap. CCIV (3 schlusszeilen) — cap. CCVI, L (S. Truyer hs.) cap. 205—206; stück 2 = S cap. CCVII—CCXXVI, L cap. 207—222. Aber der Brüsseler text erweist sich doch nicht als übersetzung eines nl. originals. Das werden, denke ich, die unter dem texte beigegebenen varianten aus N (nl. texte) genügend erhellen. Hier will ich nur auf den mangel von specifisch nl. wörtern[1] *im wortschatz hinweisen, sowie auf ein paar undeutsche constructionen und missverständnisse, die sich in N nicht finden, sich aber ganz leicht unter der annahme directer übertragung aus dem latein erklären lassen: 28*^{b} wat is dat gedaen? = quid est factum? — *42*^{b}*/43*^{a}*:* sy soilt uch dun aue die synagogan = absque s. facient vos; *32*^{b} ind die die van mir gescreuen sint = ea quae sunt de me, *endlich die verunglückte periode bl. 54*^{a}*, s. unten.*

Demgemäss wird man als quelle der Brüsseler fassung oder genauer ihrer vorlage — denn dass uns nur eine abschrift erhalten ist, beweisen zahlreiche schreib- und lesefehler — eine lat. evangelienharmonie anzusetzen haben, die sich im allgemeinen eng an das werk des Tatian anschliesst, im einzelnen freilich manche geringere und grössere abweichung von der landläufigen recension aufweist. Es ist ganz wol möglich, dass unser übersetzer, den ich aus sprachlichen gründen auf mfr.[2] *(genauer: ripuarischem) boden localisieren möchte, nur diesen kleinen abschnitt aus dem grossen stoffe bearbeitet hat; beweisen lässt sich das natürlich nicht.*

Schönbach kommt a. a. o. s. 92 auf grund von übereinstimmungen im wortschatz der Mnl. evangelienharmonie, des Evangelienbuchs des Matthias von Beheim und des S. Pauler evangelienwerkes zu dem resultat, dass der verfasser der mnl. evangelienharmonie trotz seiner ausdrücklichen angabe nicht aus dem latein übersetzt, sondern sein werk aus einer bereits vorhandenen niederländischen (?) übersetzung der vier evangelien zusammengebaut habe. Zwingend scheint mir dieser schluss nicht. Zugegeben, dass das s. 91 vorgebrachte, dem wortschatz entnommene material genügt, um die notwendigkeit der annahme einer nl. quelle für das md. evangelienwerk zu erweisen, so sehe ich doch

1) Z. b. für nl. gescandelisert : geschant; prinche : vurste; scerpe : tesche; purgieren : renigen; persecutie gedaen : durchêhtet; berespen : straeffen *usw.*

2) Daran hindern wol nicht sporadisch auftretende nd. elemente wie sprekestu *(24*^{b} *u. 52*^{a}*),* suyt *(24*^{b}*),* sij solt (scolet) *(40*^{ab}*) und einzelne formen der verba* sagen *und* haben. *Dagegen werden in stück 2 die vereinzelten* daz, dis, was, ir (= er = he), uf *(60*^{b}*) neben sonstigem* up, *die form* weschen, *die häufigere verschiebung von* d(d) : t(t), rd : rt *(auch in 1) u. a. auf rechnung eines wol alemannischen schreibers zu setzen sein.*

nicht ein, warum nicht in den Niederlanden ganz gut je eine übersetzung 1. der vier evangelien nach der reihe und 2. der Tatianischen evangelienharmonie gänzlich unabhängig von einander könnten entstanden sein, die sich trotzdem im ausdruck stark ähnelten. Ich glaube, das unten abgedruckte stück kann diese behauptung stützen. Solche übersetzungen sind ja nicht so sehr einem litterarischen als vielmehr einem praktischen bedürfnis entsprungen und was war da natürlicher, als dass man die nächstliegenden worte und wendungen wählte, wie die sprache des täglichen lebens sie bot. Jedenfalls müsste erst das vorhandene, z. g. t. noch ungedruckte mnl. evangelienmaterial in lexikographischer hinsicht zur vergleichung herangezogen werden[1], ehe man die quellenangabe des verfassers der Harmonie verwerfen dürfte. Bei dieser gelegenheit möchte ich auf ein vielleicht in Aachen entstandenes, nun dem British museum[2] gehöriges mnl. Lectionar vom jahre 1353 aufmerksam machen. Wie stichproben ergaben, folgt sein text in einzelnen abschnitten wörtlich der S-redaction der Harmonie, während er in anderen in wortgebrauch und stil abweichungen zeigt. Das merkwürdigste ist aber, dass er in der parabel von dem herrn und den knechten (Matth. 25, 14—30, Luc. 19, 12—27) widerum wörtlich mit dem aus Matth. u. Luc. gemischten text von S geht, während L sich an Luc. schliesst und T(atian) beide versionen nacheinander bringt (in den cap. 149 u. 151). Man sieht, dass die prüfung des verhältnisses zwischen Harmonie und Lectionar einer eingehenden untersuchung wert ist, wodurch zu den mancherlei noch ungelösten fragen, die dieses nl. Leven v. Jesus hervorruft, eine neue hinzutritt.

1. 1ª Dit[3] is dat aue*n*t essen ons herre*n* *(rot)*.

In der zijt: sprach Jh*esus* zo sinen Ju*ng*e*r*en wissent ir: dat is na zwen dage*n* oistre*n* sal werden; vn*d* des mi*n*schen sun: sal verraden werden: vp dat he ge *(1ᵇ)* cruciget werde: do sprachen de Jung*er*e zo eme here we wiltu dat wir dir bereiden zo essen dat oisterlamp vn*d* he[4] sante zwene van sinen iung*er*en: Petru*m* vn*d* Johannem vnd sprach zo in *(2ª)* gait in de stat. vn*d* vch sal begaynen eyn my*n*sch: trage*n*de eyn sogel [*l.* lagel] mit wass*er* dem volgent nae in dat huis hey gait: vnd sprechent zo deme here*n* de[s] huis der meister spricht Min zijt is he. wa[5]

1) Das wenige, was van Druten a. a. o., s. 212 fgg. dafür beibringt, bestärkt mich in der ansicht, dass Sch.'s schluss nicht zwingend ist.

2) Egerton 2188; vgl. Priebsch, Deutsche hss. in England II (1901), s. 79 fgg.

3) Die abkürzungen sind aufgelöst und durch cursivdruck bezeichnet worden; dagegen habe ich diesem stücke seine eigene, charakteristische interpunktion belassen, die im zweiten zugleich mit dem wechsel der hand verschwindet.

4) he — Johannem = *Marc. 14, 13 und Luc. 22, 8 weder in T(atian) noch in den mnl. texten (N).*

5) wa — Jungeren = *Marc. 14, 14, Luc. 22, 11 gegenüber T und N.*

is (*2b*) ein huis da ich dat oisterlamp esse mit mynen Jungeren: vnd he sal uch lasen sien eyne schone camer: da bereidet id vns Un*de* de Junger geinge*n* vn*d* quamen in de stat: vnd fund ent (*3a*) als he hatte gesacht vn*de* bereiten dat oisterlamp Mer zo vesperzijt quam Jh*esus* vn*d* sas zo disch vn*d* sine zwelf iunger mit eme: vn*d*[1] sprach zo in Mit begerten hain ich begert mit vch zo essen dat ois(*3b*)terlamp ee dan ich lide[2]. vnd nam ey*n* broit vnd gebenedide dat vnd brachs vnd dankete gode vnd gaf is sinen Jungere*n* vnd sprach: nement vnd essent dit is myn licham: (*4a*) der vur vch gegeue*n* sal werden: Dit[3] sollent ir doin in myme gehuchtnis darna nam he den kelch: vnd dankete gode vnd gaf in sinen iu*n*geren vnd sprach: drincket he van al dit is der kelch[4] einis (*4b*) nuwen gezuchenis in myme blode dat vur vch vnd vur vele vergossen sal w*er*den: in aflais der sunden Euer ich sagen vch dat ich dar van nu neit sal drincken mit vch: bis in den da(*5a*)ch dat ich den winstoc nuwe mit vch drincke in deme riche my*n*s vaders: Mer der here sprach zo Symon[5] Symon Sathanas hait vch begert vch zo wriuen als den weis[6] Mer ich hay*n* (*5b*) vur dich gebeden dat din geloyue neit aff in ge: vnde also du bekert[7] wurst so sterke dinen broder Do ware*n* versame*n*t de vursten der priester vn*d* de elste*n* des volkis in dem*e* frithoif des (*6a*) vurste*n* der priester[8] der do was geheisse*n* Cayphas. vnd machten eynen rait vp dat sy Jh*esum* mit valscheit fingent[9]: vn*d* si spreche*n*[10] neit in deme dage des hogezijdis vp dat gey*n* geruiffe in werde (*6b*) vnder deme volk do ginck zo in[11] Judas scarioth: ey*n*re van den zwelffen Vnde sprach zoe in: wat willent ir mir geuen? dat[12] ich in vch geue: Vnde vch in ou*er*leueren balde in*de* in*de*(!) (*7a*) do si dat horten do wurden si vro vnd si geloifften em*e* drissich silueren pe*n*nic vnd dar nae suigte he geuelliche zijt: we he in: ouergeue der schar[13].

2. Bl. 7a Dit is de aue*n*t rede *(rot).*

Uor deme hochzyt(*7b*)lichen dage der ostere*n* doy wyst Jh*esus* dat syne stunde ko[me*n* was][14] wie dat hie varen [sulde][14] van dynre [*l.* dyrre] welte zu dem vader. da hie de syne gemy*n*net hette de dae varent [*l.* warent] in der welte de my*n*nede he[15]

1) vnd — in *Luc. 22, 15 gegenüber T und N.*

2) Darnach fehlt Luc. 22, 16 das in T und N steht.

3) Dit — gehuchtnis *in T und N erst am ende der kelchspende. Unser text folgt eben auch hier dem Luc.-evangel.*

4) kelch — blode *Luc. 22, 20 gegenüber T und N.*

5) N: Petre; *vgl. T:* Ait autem dominus: Simon, Simon.

6) T ut cribraret sicut triticum; *N* te temsene alse men doct die tarwe (tarven mele *L*), *doch* weyte *in den lesarten aus H.*

7) = T conversus; *N* gestarket.

8) = T principis sacerdotum; *N* des bisscops.

9) T tenerent et occiderent; *N* souden van ende doden.

10) sprachen — volk *stimmt zu T; N* maer si drougen over een dat niene soude sijn in den dage der feesten.

11) N toten vursten der priestere ende toten meesterscepe; *T* et locutus est ad principes sacerdotum et magistratibus.

12) dat — ouerleveren *setzt sich aus nl. S und L zusammen.*

13) T sine turbis; *N* sonder geroup (gheruchte) van den volke.

14) Von jüngerer hand (C) ergänzt.

15) Hs. de mȳnende sint; sint *von C in* he *corr.*

(*8a*) wynt in dat ende. Und noch deme auent essen, doe sich ieze[1] der duuel gesencket in dat hertze Judas Symonis Schariothes dat hie in verreit, ind wyste dat eme die vader alle ding ge(*8b*)geuen hatte in sine hende ind dat hie van gode gekome*n* was ind weder zo gode genck, do stunt hie up van deme auent essen ind legede sine cleder van eme ind nam eyn lyne*n* doch (*9a*) ind gorte dat vmb sich. dar nae nam hie wasser in eyn becken ind begunde zo weschen die voisse der Jungeren ind zo drugen mit deme lynen doiche mit deme hie was gegurdet, ind doe (*9b*) hie quam zoe Symo*n* Petru*m*, doe sprach Peter zoe eme: here, weschestu mir die voisse? Jhesus antwerde ind sprach: Dat ich doyn des weistu nu nicht, du wyrstes auer hir nae wyssen. (*10a*) Doe sprach Peter zu eme: du eyn wesches mir die voisse nu*m*me[2]. Doe antwarde eme Jh*esus*: ind wesche ich dich neit, du eyn salt geyn deil hebben mit mir. Doe sprach Symon Petrus: h*e*rre (*10b*) so neit alleyne[3] myne voisse sunder ouch hende ind hoift. Doe sprach Jh*esu*s zoe eme: der geweschen ist der darf[4] neit wan dat he die voisse wesche, want hie ist alreyne. vnd ir sint rey(*11a*)ne auer neit alle. want he[5] wysset [*l.* wyste] wol wer der was die in verrade*n* solde. dar vmb sprach hie: ir sint neit alle reyne. ind dar nae doe hie in irre voisse geweschen hatte, doe nam hie syne cleyder wed*er* ind doe hie weder sas, doe sprach hie euer zu in: wysset ir waz ich gedan haue? Ir heisset mich mest*er*[6] ind herre vnd ir[7] sprechent wol wa*n*[8] ich bint. Synt ich herre ind meist*er* (*12a*) hebbe geweschen ur voisse, soe sal ouch vr eyn des andere*n* voisse weschen. Dis bilde hebbe ich uch gegeue*n* dat ir doyn als ich uch gedan hebbe. vor war sage ich vch: der kneicht in (*12b*) is neit merre dan syn herre noch d*er* apostel merre dan die in gesant heit. wysset ir dat, soe werde ir selich: auer[9] ir in duyt. Ich in sage uch neit van allen[10]. ich weis wele[11] ich ver (*13a*) welt haue. sunder dat die schrift ervullet werde: de dat broet mit mir esset die heift up gehauen[12] syne versen wyder mich. vurwart bas sage ich uch aef[13] it gesche als it gescheyn (*13b*) is dat irs gelouet dat ich id byn. vorwar sege ich vch: wie intfeyt wen ich vys sende der intfeyt mich, wie auer mich intfeit der intfeit die mich gesant haet. Doe ihesus (*14a*) dis gesprach[14], doe wart hie bedrouet in deme geiste ind sprach: vorwair sagen ich vch dat eyn van uch mich verraden sal. Do worden sy bedrouet ind zwiuelden van[15] weme ers sprech (*14b*) ind begunden ichlicher

1) iam *Joh. 13, 2 fehlt in N.*

2) *So L; S und T* ewelike (in aeternum).

3) *T* non tantum; *L* dvach dan nit allene; *S* niet allene en dwa.

4) *Darüber von C ein kreuz* (†) *wol als zeichen des zweifels, doch liest auch H* die en derf (*S* bedarf).

5) *Von C aus* ir *corr.*

6) *Von C am rande in roter schrift ergänzt.*

7) *Von C aus* ich *corr.*

8) *Von C am rand nachgetragen.*

9) auer — duyt *dagegen T* si feceritis ea *und entsprechend N.*

10) *Hs.* allen dat ich weis.

11) *Darunter von C* wen.

12) *In T und N das futurum.*

13) *Joh. 13, 19* Amodo dico vobis priusquam *(also* er *statt* aef *zu erwarten) gegenüber N* Dit seggic u eert (teuoren); *vgl. unten bl. 31ab.*

14) gesprachen *aber* en *ausgestrichen.*

15) van — sprech *von C ergänzt.*

sunderlingen sprechen: bijn ich id, herre? ind hie inforte sich[1] [*l.* antworde] ind sprach: Id is eyn van den zweluen[2]. die sine hant stoisset in myne schussel der sal mich ver(*15a*)raiten. die son des menschen got[3] as van eme gescreuen steit, wie [=wee] auer deyn[4] mensche[n] van deme des menschen kynt[5] verraiten sal werden. it were deme menschen guyt dat hie nye (*15b*) dat hie nye(!) geborn eyn were. Doe gengen si[6] aneynander[7] ind vrageden wie dat doen solde. Doe [lach] eyn van sinen Jungeren ruwende in deme schoisse Jhesu (*16a*) den Jhesus mynnete. de[me] wynkede Symon Petrus inde [sprach zoe eme]: we[8] ist die van deme ir sprechet? ind doe hie sich hatte geneiget up die brust Jhesu, doe sprach hie: herre, wie is et? (*16b*) Jhesus antwert: id is die deme ich dat genette brot boet [*l.* biete]. ind do hie daz broet genettet hatte, doe gaf hie is Jude Symonis Schariothes. ind nae deme muntfol vur (*17a*) in en Sathanos ind Jhesus sprach zoe eme: dat du deist dat doe scheir. auer dat wyste neyman van den die dae saissen[9] wa vmb hie eme zu spreche want itzeliche wanten (*17b*) want Judas die segkel hette dat Jhesus zoe eme spreche: kouf[10] des wir beduruen zo den hochzitligen dage of daz ir den armen solt geuen. Do sprach Judas die in verreit: byn (*18a*) ich es meister? Do sprach Jhesus: du sprechest es. ind doe hie den munt vul genomen hatte, do ging hie zo hant vys ind id waz nacht. ind do hie vys gegangen waz, do sprach Jhesus: Nu is (*18b*) verklert des menschen son ind got is verklert in eme. so heift[11] in ouch got verklert[11] in sich seluer ind zu hant sal hie [in] verkleren. kynder, noch byn ich eyn wenich mit uch. Ir werden mich (*19a*) soichen ind als ich seitten den iuden, da ich gân, da mogent ir neit komen. ind nu sagen ich uch: Eyn nuwe gebot geue ich uch dat ir uch mynnende worden vnder eyn ander (*19b*) als ich uch gemynnet hebbe ind dat ir uch mynnent under eyn ander. In deme synt sij alle[12] bekennende daz ir myne Jungeren sit[13] of sij irre mynne zo samen hauen[14]. (*20a*) Doe sprach Symon Petrus: herre war geystu? Jhesus antworde: dar ich gan dar eyn machtu nu mir nicht volgen, du wirst mir auer hirna volgende. Petrus sprach zu eme: (*20b*) war vmb eyn mach ich dir nu nicht volgen? myne sele sal ich geuen vur dich[15]. Do sprach Jhesus: ir

1) sich *von C am rande ergänzt.*

2) *T nichts, N* een van v allen.

3) *Von C in* gotz *corr., l.* gat.

4) *Von C aus* der *corr.*

5) *Vgl. H* des menschen soen, (*L S* hi) = *T* filius hominis.

6) *Von C über der zeile eingetragen.*

7) *N* (= *T*) Doe sagen die iongere deen den andren ane want sine wisten niet. wien hie meende.

8) *Von C corr. für* auer.

9) *T* discumbentium; *N* van den jongeren.

10) *Directe rede wie in 1 gegenüber N.*

11) = *L H gegenüber* sal ... verclarsen *S* (clarificabit *T*).

12) *T* omnes; *N* alle menschen (liede).

13) *Von C am rande ergänzt.*

14) *l.* of ir vre m. z. s. heift.

15) myne sele — dich = *Joh. 13, 37 nur noch in L, in S und T an anderer stelle; unser text vermeidet aber auch in consequenter weise die weiter unten in L stehende frage Christi;* leuersten dan dine zile vor mi?, *die jetzt ganz in der luft hängt.*

werdent alle an mir gescha*n*t in disser nacht want id is ge *(21a)* scriuen: ich sal den heirden slān, die schaef werdent verstrowet. auer dar na als ich up erstaen so sal ich vur gaen in galyleam. Do antworde Petrus unde *(21b)* sprach zu eme: werdent sy alle an dir geschant ich werde nu*m*mer geschant wante ich byn bereit mit dir in den kerker ind in den doit zo gande. Ind Jhe*sus* sprach zo eme: *(22a)* vorwar sage ich dir dat in disser nacht er der hane krege[1] saltu drije versachen mir[2]. Do sprach Peter: herre solde ich ouch mit dir steruen ich in verloen dir nicht. ind soe *(22b)* spreche*n* die Ju*n*gere*n* alle. Do sprach Jhe*sus*: vr hertze werden neit bedr[o]uet noch in vortet sich[3]. gelouet ir in got, so gelouet in mich. in myns vader huse sint vele wo*n*u*n*ge. wer id anders ich *(23a)* heit uch geseget ind is dat ich va*n* uch gaen ind die staet boreide ich kome auer ind neme uch zo mir seluer, wa ich byn dat ich [*l.* ir] ouch dae sien. ind war ich gan dat wissent *(23b)* ir ind wyssent de*n* wech. Do sprach Thomas: he*r*re wir in wyssent neit den wech ind wessent neit wae du geist. wie moige wir den wech weissen? Jhe*sus* sprach zo eme: ich byn wech *(24a)* warhe*it*[4] ind leue*n*. neiman kunt zoe deme vader wante durch mich. hetten ir mich bekant, so hette ir ouch mynen vader bokant ind van nu solt ir in bokennen ind ir hant in gesen. Do sprach Philippus: *(24b)* herre zege vns de*n* vader[4] ind vns genoget. ind Jhe*sus* sprach zo eme: So vil zijdes bijn ich by uch ind ir eyn haet mir neit bekant. Philippe, der mich suyt die suyt ouch den vader. wie sprekestu: *(25a)* sege vns deme vader? gelouestu neit dat ich in deme vader byn ind der vader in mir ist? Die wort die ich zu uch sprechen die sprechen ich neit van mir seluer, der vader der in mir ist *(25b)* bliuende die duyt die werck. gelouestu neit dat ich in deme vader byn ind der vader in mir ist, So geloue doch durch die werck die ich dōn die sal hie ouch doin[5] ind sal merre werck[6] doyn[5] *(26a)* wan dese werck: wa*n* ich gan zo deme vader ind wes ir den vader byddet in mynen namen dat sal ich don up dat der vader geclarificěrt[6] werde in deme sone. biddet ir ouch in mynen namen dat *(26b)* sal ich don[7]. ist dat ir mich my*n*net, so haldet myne gebot vn*d* ich sal den vader bydden ind sal vch geuen eyne*n* anderen troster dat hie mit uch bliue ewelich, die geist der warheit den die welt *(27a)* neit intfaen mach want sij in suyt sij [*l.* in] neit noch inweis sij [*l.* in] neit. auer ir soilen bekenende w*er*den, want hie sal by uch bliuen ind in vch sijn. Ich einsal uch geyn loen wisen[8](!): Ich sal kome*n* *(27b)* zu uch. Noch eyn lutzel ind die welt sal mich itzent neit sien auer ir siet mich wan ich leue ind ir sollent leue*n*. In deme dage solt ir bekenne*n* daz ich byn in myne*n* vader ind ir in mir ind *(28a)* ich in uch. die myne gebot het ind sij beheldet die is die mich my*n*net. die auer mich my*n*net die sal gemy*n*net werden van

1) *Vorher* drije *ausgestrichen.*

2) dat in — mir = *T, in S, bes. aber in L abweichend.*

3) *l.* in vortet vch *oder* invorten sich, *vgl. 30b.*

4) *Davor der artikel* de *von C ergänzt.*

5) *Von C nachgetragen; die verwirrung ist dadurch entstanden, dass des abschreibers auge von dem ersten auf das zweite* werck *glitt und der satz N* vorwar seggic u die in mi gelooft die werke (*einzuschalten nach* durch die werck) *ausgefallen ist.*

6) *T* glorificetur *womit S übereinstimmt.*

7) biddet — don *(Joh. 14, 14) nicht in T, L, wol aber in S.*

8) *Missverständlich für etwa:* Ich sal uch neit la[z]en wesen *(orphanos) oder* .... geyn wesen laen; *richtig in N.*

myme vader ind [ich] sal in my*n*nen ind sal mich eme seluer (*28b*) offenbaren. Do sprach Judas, neit Schariothes, zu eme: herre wat is dat gedaen[1] dat du dich seluer vns salt offenbaren ind neit der welte? Do antworde Jhesus vn*d* sprach: (*29a*) wie mich my*n*et, die sal behalden myne rede ind my*n* vader sal in my*n*ne*n* ind wir soilen zu eme komen ind soilen wony*n*ge maichen by eme. die mich neit mynnet die in be (*29b*) heilt myne rede neit. ind die rede die ir gehort haut die ist myn neit sunder sij sin des vaders die mich gesant haet. dat hebbe ich uch geseit by uch bliue*n*de auer der trost*er* (*30a*) der heilger geist den der vader sal senden in myne*n* namen die sal uch leren alle dinck ind sal uch raden allet daz daz ich uch sagen. vrede laisse ich uch. vrede geue ich uch, (*30b*) neit als die welt geift uch[2]. ur hertze neit sal werde*n* bedrouet noch neit en sal vorten sich. Ir hant gehort wat ich sprach: Ich gan *[hier setzen die von Schönbach, Z. f. d. a. 36, 233 fgg. hsg. Bruchstücke einer altd. evangelienharmonie (A) ein, verglichen mit Beheims Evangelienbuch (B)]* ind kome zo uch. (*31a*) were dat ir mich my*n*nede*n* secherlich ir vroweden uch wan ich gan zu deme vader want der vader ist merre dan ich. ind nu haue ich it uch geseit off id geschee alz id ghe (*31b*) scheit daz irs gelouet. Ich in wil itze*n*t neit veil spreche*n* mit uch want der vurste der welte kumet ind heit neit in mir[3]. inde [hie] sprach zu in[4]: do ich uch sante ene*n* [*l.* ane] sag ind eyne [*l.* ane] tesche[5] (*32a*) ind eyne*n* [*l.* ane] schoe, gevrast [*l.* gebrast] uch ut? ind sii sp[r]echent nut. Do sprach Jh*esus*: die euer nu heit eyne*n* sack der neme ouch eyne tesche[5] inde die is neit in heift die verkoufe syne*n* rock ind koufe ey*n* swert[6] (*32b*) went ich sagen uch dat van mir gescreuen ist dat moes ervullet werden in mir: ind mit den vngeregte*n* is hie geachtet[7]. ind die die[8] van mir gescreue*n* sint die hant eyn ende. ind (*33a*) sii sprechent: herre hie sint zwei swert. ind hie sprech[9]: id is guyt[10]. Sunder dat die werlt beke*n*ne dat ich den vader mynne ind ich don als mir der vader daz gebot gegeuen heit[11], Stant up gae (*33b*) wir hynnen[12]. *[Hier setzt bl. 5 der Grazer bruchstücke (G) und die von Schönbach zur controlle herbeigezogenen Z und M ein; Schönbach a. a. o., s. 36.]*

Ich byn eyn war wy*n*stock ind myn vader ist eyn ackerman. alle die wy*n*reuen die in mir neit vrucht eyn bringen die soile ir alle af houwe*n* ind alle die vrucht

1) = *T* quid est factum; *S* wat es dat geseit; *L* war bi comt, dat.

2) Darnach geue uch *durchstrichen.*

3) = *LAB; T und SH haben nach* mir: sed ut cognoscat mundus quia diligo patrem, et sicut mandatum dedit mihi pater sic facio.

4) = *BT* et dixit eis; *L* Doe sprac hi noch te sinen yongren (= *A*) ende seide aldus; *SH nichts.*

5) = *ABH;* scherpe *in LS.*

6) Von C am rande ergänzt.

7) = *ABH.*

8) = *T* etenim ea quae sunt de me finem habent; *N* al dat ... gescreuen ende vorghesegt es; *A* allez daz; *B* alle di dinc di.

9) Von C eingefügt.

10) T satis; *N* genouch; *AB* ir ist genůg.

11) Sunder — heit = *HLAB; vgl. anm. 3 oben.*

12) Darnach haben alle die v. M. 26, 30 Et ymmo dicto exierunt (*L. 22, 39*) secundum consuetudinem in montem Oliveti *allerdings auf Christus bezogen* (ghinc hi ut).

(*34a*) bringen die soile ir renigen dat sij me vrucht brengen[1]. Ir sint nu reyne durch die rede die ich geseget hebbe. bliuent in mir ind ich in vch. als die winraue van ir (*34b*) mach seluer vrucht bryngen neit, sij bliue dan in den wynstocke, als en moigen ir ouch id in sij dan daz ir bliuen in mir. **I**ch byn der wynstock, ir sijt der winraue. wer in (*35a*) mir bliuet ind ich in eme der bringet vile vruchte, we*n*ne vmb [*l.* aine] mich moigent ir neit doen. wer neit eyn bliuet in mir die wirt vys geworfen as die winraue ind (*35b*) sal durren[2]. in[d] sij soilen nemen in ind werffe*n* in in dat vur in[d] verberne*n* in. blibe*n*t ir in mir ind bliue*n*t myne wort in uch, wat ir willent daz soille ir bidden ind (*36a*) id sal uch gesche*n*. in deme is myn vader geglorificeirt[3] daz ir vile vrucht bringet ind mine Jung*eren* werdent. als mich der vader heit gemynnet also haue ich uch ge(*36b*)mynnet. bliuet in mynre my*n*ne. Ist daz ir[4] myne geboet behalde*n* so bliuet [ir] in mirre my*n*ne als ich ouch die gebode des vaders behalden hauen ind bliue in sin(*37a*)re my*n*ne. daz haue ich uch geseget daz myn vroude i*n* uch sin sal ind ur froude ervullet werde. dat is myn gebot dat ir uch my*n*nent vnder eyn ander als ich uch gemy*n*net (*37b*) hebbe. Groysser my*n*ne in håt neyma*n* dan die sine sele gift vur sine vrunt. Ir sijt myne vrunt, ist dat ir doit dat ich uch gebeyde. Ich in heissen uch itzo neit knechte wa*n*t (*38a*) der knecht in weis neit wat der herre deit[5]. auer ich uch vrunt heissen want alle die ding die ich va*n* myme vader gehort han die haue ich uch kunt gedan: ir in hait mich neit (*38b*) erwelt sunder ich han uch erwelt ind han uch gesant[6] dat ir gån ind vrucht bringen ind dat die vrucht vr bliue. ind was ir den vader bidden in mynen name*n* dat sal hie uch ge(*39a*)uen. Dit gebeide*n* ich uch dat ir uch mynne*n*t vnd*er* eynander. ist dat uch die werlt haysset, wy[s]set dat sij mich er uch gehaisset heit. weir ir van der werlt gewesen, so hette die werlt (*39b*) gemy*n*net dat ir were gewesen. want ir vur war van der werlt neit in sint sunder ich han uch vys der werlde [erwelt], dar vmb haisset uch die werlt. Gedencket mynre rede (*40a*) die ich uch geseit hebbe: der knecht in is neit[7] merre dan syn herre. hant sij mich durheyten[8] [*l.* durchêhtet], sij solt uch ouch durch heyten[8]. hant si myne rede behalden, sij soilt ouch vre behalden, (*40b*) Sunder dyt soilt sij alle doyn in mijnen namen want sij in weissent[9] in neit die mich gesant hat ind were ich neit komen ind hette in neit zu gesprochen, so in (*41a*) hetten sij neit sunde. auer nu in hebben sij neit vnschuldinge van der sunde. die mich håsset die håsset ouch mynen vader. hedde ich die werg neit gedan in en[10] die neyma*n* anders (*41b*) hette gedaen so hetten sij neit sunde. auer nu hant se sij geseyn ind hant sij gehåsset ind mich ind mynen vader Sunder dat die rede ervullet werde die in irre E gescreuen (*42a*) ist: van vergeue*n* hant sij mich gehåsset. so

1) dat — brengen *fehlt in A.*

2) geworfen — durren *entsprechend TB; NAZM* verdorren alse de wijnranke die verdorret es. ende ...

3) = *ZM;* verclaert *N*; clarificiret *AB.*

4) Schluss dieses stückes von G.

5) Davor deit syn *ausgestrichen.*

6) = *AH; S* geseit; *B* gesatzit = *T* posui; *L fehlt.*

7) Von C ergänzt.

8) T persecuti sunt. *N* persecucie gedaen (*H* ghehaet), *A* gejaget, *B* durchêchtit.

9) NAB bekennen.

10) T in eis, *S* in hem, *B* undir en, *LA fehlt.*

auer kumpt der trôster den ich uch sal senden van deme vader deme geiste[1] [*l.* der geist] d*er* wairheit die van deme vader vys geit der sal gezuch(*42b*)nisse geue*n* van mir ind [ir] werden gezugnisse [ge]bende wan ir van hy*n*negengen[2] mit mir sint. Dat haue ich uch geseit dat ir neit geergert eyn werden. sy soilt uch dun aue die syna-(*43a*)gogan[3]. Sunder die stunde kum*et* dat eyn ieklich*er* die uch doedet der sal sich weynen[4] dat hie gode eynen deynst doe vnd dyt sij och doen[5] want sij in hebben neit beka*nt* (*43b*) den vader noch mich. Sunder dis haen ich uch geseit[6] als ir stunde ku*m*met dat ir gedencket dat ichs uch geseget haue. auer des hân ich uch van anbegynne neit geseget wa*n* (*44a*) wan(!) ich waz mit uch. ind nu gaen ich zu deme die mich gesant hât ind neyma*n* vraget mich vsser[7] uch: wa geystu? Sunder dan ich uch dis geseit hân so het bedrufnisse ervullet vr (*44b*) vr(!) hertze auer ich sage uch die warheit it is uch nutze dat ich gan want gan ich neit ein wech so kumet der troster neit zu uch. Ist auer daz ich gan, so sal ich in sende*n* (*45a*) zu vch ind als hie kumpt so sal hie de werlt straeffen[8] van der sunde ind van der gerechticheit[9] vnd van deme oirdel. ind van der sunde wie (*l.* wan) sij neit gelouet eyn haent in mich. auer (*45b*) van der gerechtich*eit* wan ich gan zu deme vader ind iezu so in hant[10] ir mich neit. auer van dem vrdeil wan der furste der welt is iesu gevrdelt. Noch haue ich uch vil zue sagen des moige (*46a*) ir auer nu neit verdragen. so auer kumpt der geist der warheit [hie sal uch leren alle warheit] went hie in sal neit spreche*n* van eme seluer sunder wat hie wert horen dat sal hie sprechen ind die ding die kunf(*46b*)tich sint die sal hie uch kund don. hie sal mich clarificeren want hie sal it van myme nemen ind sal uch kunt don. alle ding die dey vader heift die sint myn dar vmb sette [*l.* seite] (*47a*) ich[11] uch hie sal it van myme nemen. ind it [uch] kunde*n*. Eyn wenig ind ir soilt[12] mich itzent neit seyn ind auer eyn lutzich ind ir soilt mich seyn wa*n* ich gan zu deme vader. Do sprachen (*47b*) etzeliche van sine*n* Jungeren zu same*n*: wat ist dat dat ir sprechet: Eyn weynich ind ir in soilt mich neit seyn vn*d* auer eyn weynich ind ir soilt mich seyn wan ich gan zu deme vader. (*48a*) dar vmb sprechen sij: wat is dat dat ir sprechet eyn wenig wir in weissen neit wat ir sprechet. Do bekante Jh*esus* dat sij in vragen wolden ind sprach zu in: da van[13] vrag*et* ir vnder uch dat (*48b*) ich sprach: eyn weynich ind ir in soilt mich neit seyn ind auer eyn weynig ind ir solt mich seyn. vor war saghe

1) den geist (spiritum *T!*) *AB,* die geest *S, fehlt L.*

2) *Alle* beginne.

3) = *T* absque synagogis facient vos; *NB* werpen (werfin) ut (uz); *A* uz irer gemeinschaft werfen.

4) *Das anakoluth nur hier; vgl. auch ahd. T.* uuanit sih.

5) vnd — doen *fehlt A.*

6) *Darauf N* te voren. *A* vor.e.; *TB fehlt es wie unserem text; man beachte die auffällige übereinstimmung zwischen L und A in diesem satz.*

7) uz uch *B.*

8) = *HB;* berespen *AN.*

9) ungerehtikeit *A.*

10) *Alle mit T* videbitis.

11) *Schluss von A.*

12) *Darnach* seyn *ausgestrichen.*

13) = *T* de hoc queritis; *B* van disme; *N* van dien (warden), *aber an den satzschluss gestellt.*

[ich] uch: Ir werden weynen ind truren auer die werlt wirt sich vrouwen ind (*49a*) ir werden bedruuet. sunder ur bedrofnisse sal gewandelt werden in vroude. Die vroude [*l.* vrouwe] so sij gebeirt so heit sij[1] bedrufnisse wan ir stunde ist kumen[2]. sij auer als dat kynt ge(*49b*)boren ist zu hant gedencket sij neit der pyne durch die vroude dat eyn mensche geboren is in die werlt. unde ir[3] hant bedrufnisse sunder ich sal uch auer seyn inde vr hertze sall (*50a*) sich vrouwen ind vr vroude sal neyman nemen van uch. ind in deme [dage] soilt ir mich neit vragen. Vor war sage ich uch: so wes ir den vader bitten in mynen namen dat sal hie uch geuen (*50b*) [biz] nu hain ir neit gebeden in mynen namen. bidden ir ir soilt intfaen dat vr vroude vul sij. des han ich uch in gelichnisse zu gesprachen. die stunde kumet dat ich uch itzent neit [in gelichnissen] zu spre(*50b*)chen ein sal sunder ich salz uch offenbar van mynen vader kondon. In deme dage soilt ir bidden in mynen namen. ind ich sage uch neit want[4] ich sal den vader bydden wan hie (*51b*) seluer my[n]net uch want ir mich gemynnet hant ind gelouet haut dat ich van gode gekomen byn. Ich byn vys gegangen [van deme vader] ind byn kumen in de werlt[5] ind gaen zu deme vader. (*52a*) doe sprachen die Jungeren zu eme: Nu sprekestu offenbar ind sprekes neyn gelichnisse. Nu wysse wir dat du alle ding weist ind dir is geyn noit dat dich eymans[6] (*52b*) vrage. Nu wysse wir dat du van gode komen bist. Do antwerde Jhesus: Nu gelouet ir. Seyt die stunde kumet ind is itzent kumen[7] dat ir verstort[8] soilt werden. eyn iclich (*53a*) in syn eygen[9] ind salt mich alleyne laissen. ind ich [byn] neit alleyne went der vader is mit mir. dat hebbe ich uch geseit dat ir vrede hauen in mir. Ir werden hebben in der werlde besweerde (*53b*) ind bedrufnisse sunder [heift trost?] ich haue die werlt ouerwunden. Do[10] sprach Jhesus ind hoef of sine ougen in den hymel ind sprach[11]: vader die stunde is kumen. klere dynen sone dat (*54a*) dyn sone dich verklere als du eme haist gegeuen gewalt alles vleysches dat is alle dat du eme gegeuen heists(!) men sal in geuen ewig leuen[12]. auer dat [is] ewich leuen dat (*54b*) sij dich bekennen eynen ware goet [*l.* god] vnd Jhesum Xristum den du gesant heist. Ich han dich[13] verkleret up der erde. dat werck han ich vullenbracht dat du mir heist gegeuen dat ich it (*55a*) doen sal. ind du vader, klere mich by dir seluer mit der klairheit die ich hatte by dyr eer die werlt were. ich hebbe dinen namen geoffenbart

1) *Aus* sa *corr.*

2) *Aus* kumet *corr.*

3) *T* et vos igitur nunc quidem tristitiam habetis, *in allen texten abweichend.*

4) non dico vobis quia *T;* niht wan *B;* niene dat *S;* nu segghic u dat *L.*

5) *Darnach fehlt, was in allen texten steht, T* iterum relinquo mundum.

6) s *undeutlich.*

7) *B* die stunde kummit und kůmit itzunt; *N* naect ende comt te hant (*doch H* coemt ende siet si coemt); *T* venit hora et iam venit.

8) dispergamini; *L H* gescheeden, *S* gesprait, *B* zustrowit.

9) in propria, *B* in sin eigen, *H* int syn, *S* in sinen eiginen, *L* ende ure igelic sal gaen sire straten.

10) *Hier beginnt G wider.*

11) Do — sprach: *in der construction dieses satzes schliesst sich der Brüsseler text widerum näher als alle andern an T an.*

12) *Diese verunglückte periode erklärt sich nur durch die annahme directer übersetzung (natürlich der vorlage) aus dem latein.*

13) *B* dinen namen.

den[1] luden die du mir heist gegeue*n* va*n* (*55*^{b}) der werlde. sij waren dyn ind du heifts sij mir gegeuen ind sij haint dine rede be(!) behalden. Nu hant sij bekant dat alle ding die du mir heifts gegeuen [van dir sint wan die wort die du mir gegeuen heift] die haen ich (*56*^{a}) in gegeue*n* ind sij hant sij infange*n* ind hant werlich bekant dat ich va*n* dir komen byn vnd hant geloeuet dat du mich gesant heist. ich bitte. vur sij ind bitte[2] neit vur die werlt (*56*^{b}) sunder vur die du mir heift gegeuen[3] went sij sint din ind alle die myne sint dyn ind die dine sint myn ind ich byn verklert in in ind izent byn ich neit in (*57*^{a}) der werlde ind dese sint in der werlde ind ich ku*m*me zu dir heilger vader. behalt sij in dyme name*n* die du mir heifts gegeuen dat sij eine sent als ouch wir[4]. doe ich was (*57*^{b}) mit in, doë behelt ich sij in dime namen. die du mir heist gegeue*n* die han ich behut ind neyman in is vys in verlorn[5] [dan] der sun der vurluyst dat die scrift ervullet (*58*^{a}) werde. auer nu kome ich zu dir ind dat spreche ich in d*er* welte, dat [sij] hebbe*n* myne vroude ervullet in in selue*n*. Ich gaf in dine rede in[d] die welt het sij gehasset want sij in sint neit (*58*^{b}) van der werlde alz ich ouch neit in byn van der werlde. Ich in bitte neit dat du sij nemes van der werlde sunder dat du sij behoedest vur vuel. sij sint neit van (*59*^{a}) der werlde als ich ouch neit in byn van der werlde. Heilge sij in der warheit[6] as du mich gesant heifts in die werlde als han ich sij in die werlt gesant ind vur (*59*^{b}) sij so han ich mich seluer geheilget dat sij ouch geheilget sin in der warheit. auer ich in bitte neit alleyne vur dise sunder ouch vur die die da gelouen sollen in mich (*60*^{a}) durg ir wort dat sij alle ein sint as du vader in mir ind ich in dir ind dat sij ouch in vns ein sin. dat die werlt geloue dat du mich heuest gesant. ind die clarheit die du mir (60^b) heuest gegeuen [die haue ich in gegeuen] vp dat sij ein sint als wir ein sint, ig in in ind du in mir uf dat si sint vulbraicht in ein ind dat [die] werlt beke*n*ne dat du mich haist gesant ind du heifs si gemy*nnet* (61^a) as du mich gemy*n*net haist. vader, die du mir gegeue*n* hast, ich wil dat wa ich bin dat sij bi mir sien[7] dat si seyn myne clarheit die du mir gegeue*n* hest wan (*61*^{b}) du heifts mich gemy*n*net vur anege*n*ge der werlde[8]. Geregter vad*er*. die welt het dich neit erkant auer ich [han] dich bekant ind dise hant bekant dat du mich gesant hest ind (*62*^{a}) ich han in dinen name*n* kunt gedan ind sal ich [*l.* in] kunt don dat die my*n*ne mit der du mich gemy*n*net hest in in si vnd ich in in. Amen.

3. *Ein spruch des obd. mystikers Johann v. Sterngassen von den 21 stücken, die Maria an sich hatte, als der engel zu ihr kam* (Preger, *Geschichte d. deutschen mystik 2, 116—123*).

Bl. 62^b. Der van sterre*n*gassen wart gevraget wat vnse lieue vrouwe dede do der engel zu ir quam — *66*^{a} si wonde an der ewicheit si genogede an der gotlicher vulkome*n*heit. got my*n*nende ind got

1) *Aus* dem *corr.*
2) *Diese widerholung im anschluss an das latein nur noch in B.*
3) = *TLG;* gegeuen van der werlde *HBAM.*
4) = *TBG;* also wi een sijn *NZM.*
5) = *NZM;* vervarn *G;* vortorbin *B.*
6) *Hier fehlt T* sermo tuus veritas est, *was alle anderen texte haben.*
7) *Davor* sen *ausgestrichen.*
8) *T* ante constitutionem mundi; *alle:* eer de werelt was gemakt.

schowende was idel [*l.* ure?] sele zo allen zyden. Amen. *Gedruckt Z. f. d. a. 8, 257 fg; die Brüsseler überlieferung weicht (vom schlusssatz abgesehen) nur ganz unbedeutend ab.*

4. Ein prosagebet zu Christus: Bl. 66b Ich bidden dich lieue h're Jh'u xpc̄ durch die groisse mynne die du haddes zo alme mynschē kūne — *68b.*

5. Eine predigt auf Joh. 10, 11.

Bl. 69a. Jhesus sprach ich byn eyn guyt hirde. hie is eyn guyt hirde neit alleyne dat hie sijne schaiffe beschirmet hait vur deme wulffe vnd vur deme gry*m*menden lewen mer (*69b*) ouch dar vmb dat hie wail sij weydet ind spiset mit eme seluer in deme heilgen sacramente. Ind hie gan des wal synen scheifgyn dat sij in alle dage essen. der gunst voilgde (*70a*) de heilge kirche[1] in der .... heit also dat alle cristene menschen alle dage namen dat heilge sacrame*n*t. Mer wie der mensche soile geschickit syn die alle dage dat heilge sacrament (*70b*) neman mach, dat sult ir wyssen. voylis du in dyme grunde eyn wyllich wedersagen alre creaturlicher besitzunge*n* na sinlicher lust ind dat du X*ristu*m Jhesu*m* vnsen lieuen herre*n* (*71a*) soickis in der rechteren hant[1] des vaders ind neit die in der zijt sin mer ewige dinck, soickes du die in essen, in drincke*n*, in claiffen[2], in wache*n*, in doyn, in laissen, in bynnen, in buysse*n* ind hoides dich gerne vur degelichen sunden: of alsus got din war vmb is in allen dyngen, so nym koynlichen ind oitmodichlichen dat heilge sacrament alle dage ind des (*72a*) gan dir got ind id is dir goit. Ich neyman eynen spruch vs der mynne*n* boiche: Sage mir den dar mynt myn sele, wa weydes du ind wa roywes du in deme midden dage dat ich eyt irre goinde werde nae deme vey dinre gesellschaft? In weystu neit, o du schoinste der wyue, so ganck vs ind ganck af na den voisporen des veys dinre gesellschaft (*73a*) ind weyde dyne zückelgin by den tabernaculen der heirden.

Diese vraige deit der anvainde mensche, etzwanne doynt sy die vortgainden ind ducke die volkomen. In deme begynne des anvainden ind des vortgains ind der volkomenheyt soe sich der mensche keret in sich seluer in die intgeinwordicheit vns heren vnd hait van bynnen (*74a*) leifliche offenheit vnd intgainwordicheit vns lieuen herren, so sijt hie sine vergeyt ind sin unu*er*moigen ind cranckheyt ind sijt dat gunstige gunnen ind dat creftige vermoigen sins lieuen heirden wie hie sine scheifgin lieflichen weydet. so were der mensche gerne in die geselschaff vnd enweys neit wo hie dar zo komen sal. So spricht (*75a*) hie in bynne*n* in hertzelicher begerlicheit zo deme guden hirde*n*: sage mir den da my*n*net myn sele, wae weydes du, wa roiwes du in deme midden dage dat ich eyt irre gainde werde na der gesellschaiff dyns veys? Dit vye dat sint die vsserwelten gotz zo deme dys mensche woilde ind voirtet sich irre gains alz Joseph irre geinck up dem acker do hie sochte (*76a*) sine broider in sycheym vnd wart gewyst dat hie sij vant in dochaym. woil mach man sich voirten irre gains want veile is des irredums. dem in relicheit vragen wirt geantwurt van der ynnerlicher wairheit: In weystu des neit so ganck vs van dinre egenschaff ind gainck dins selues af ind voilge deme [*l.* den] voisporen der heiligen apostolen ind (*77a*) der lerrer ind den voisporen manige*n* lieuen menschen de der waerheit getruwe sint in gesunder cristelicher ordenu*n*ge. ouch weyde dyne zijckelgen

1) *Von C ergänzt.*

2) *l.* slaiffen.

by den tabernaculen der hirde*n*. zijckelgin dat sint die sinne ind die crefte der sele die geweydet werden mit der leire vns[1] here*n*[1]. ouch hait ir vre zijckelgin hoide vsser Coellen gedreuen an dit velt bis hier zo deme wyer (*78a*) ind syt hir komen by den tabernackel der heirden zo weyden vre zijckelgin. dat tabernackel der heirden is dys stoil. der [*l.* die] heirden sint die leirrer ind die zijckelgin weyden sy. sin ich da*n* hude den stoil des tabernackels bekumberen, so geboret mir zo bescheydene die vrage wa weydes du, wa roiwes du in deme midden dage? want mir dat neit alz offen (*79a*) in ist alz id billiche were, ich neyme[1] zo holpen deme[2] heilgen p*ro*pheten Ezechielem durch den der munt[3] gotz die vrage bericht wa weydes du? die antworde: in den hoen bergen Israhel sal sin ir weyde, da soilen sy royn in grone*n*den cruden. Nu mercket dry berge in Israhel die der p*ro*phete wyset ind spricht: der berch gotz, der vette berch, der zoe samen gerunnen (*80a*) berch is der dure lijf vns lieuen he*re*n Jhesus Cristus den der heilge geist dede zo samen rin*n*en, dar is veil gelidere eyn lijf. dat is der berch in deme dat gode behagede zo woynen alz der prophete spricht. ouch spricht Sanctus Paulus (*Coloss. 2, 9*): der voilde (= vullede) der gotheit behagede lijflich zo woynen in eme. Nu etzeliche werde lieue menschen die schaif sint des guden hirden die doint alz ge(*81a*)schreuen is: neit in sal id uch ydel sin vro up sta*n* vur die lichte want got hait geloift die crone den die wol wachen. alsus sint die lieuen scheifgen in hude up gestanden vro ind sint gegangen in die weyde des leyuens vnses lieuen herren Jhesus Cristus dat is dat vlijssig an sein vnd dat oyuen in deme leuen vns lieuen heren Jhesus Cristus. So weydet sich dyne sele wanne sy an sijt dat lutter leyuen vns lieuen he*rr*en Jhesus Cristus, sine mynnecliche wandelinge mit siner lieuer moider vnd mit sinen vianden. So (*82a*) geit dit scheifgen weyden in dussem berghe van eyme sinre leiflicher spruche zo dem ande*r*n, van eynre[4] sinre min*n*en wercken zo dem anderen bis in die werde wunden vnd die milde vergessunge[5] sins edelen dure*n* bloides, bis in den getruwen doit vns lieuen getruwen he*r*n Jhesus Cristus. Dat is dat weyden dieser scheifgin in der koilre vrouden[6]. want sij noch hungerich sint, so vur louffet ein dat ander, alz up deme veilde wanne eyn scheifgen sijt eyn groyn buysschen grais of ein crutgin dat id lichte van naturen (*83a*) bekent dat id emme smeichlich[7] is, so louffet id vur den ande*r*n schaiffen hyn. dat is dat loiffen dinre sele*n* in bynnen vp der weyden dys berges. hie vur louffet ein scheifgin dat ander want ein meynsche hait in einre zijt etzwanne me hyndernisse dan up der andere van slaiffe, van bilden, van cranckeit, van manigerhainde vngeschickeit, van ynnelicher kaltheit, van ynrelicher we, van duysternissen in bynnen, dat hie eme neit gedoin en kan wanne dat got inthelt sinen invlus vnd sin licht. (*84a*) so geit id alsus. — Dit deit got vmb goit. dar na alz hie dir schickunge gijft, so loiffes du ind weydes luystlichen ind vurkomes etzwanne die anderen. Och! wie wail is dir dan wanne dat du offenheit haist ind my*n*ne in

1) *Von C ergänzt.*

2) *Der dat. statt acc. wol infolge vermischung mit einem vorschwebenden* ich kome zo holpen.

3) *Von C ergänzt. Ex. 34, 14.*

4) *l.* eyme; *der fehler wol durch die endung des folgenden pron. veranlasst; zum schw. gen. pl.* wercken *vgl. Weinhold, Mhd. gramm.*[2] *§ 454.*

5) *= nd.* vorgêtinge.

6) *Nd.* vroide = *frühe.*

7) *Schmackhaft: Mhd. wb. II, 2, 417.*

diesen vurgenanten[1] dyngen. so weydes du lustlichen in diesme berge vnd rastes in deme gronen der vrucht des dodes vns lieuen hern Jhesus Cristus. Hor vmb hindernisse in sint dir neit hindernisse. dat du eme neit gedoin[2] ein kainst in bynnen den dingen dat in sal dich (*85a*) neit zorucke setzen. lyd dich da ynne vnd var vort. die schaif schrient sere wanne sij hungerich van dir weyden koment. Ouch! wan dat scheifgin der weyden Ch*risti* hunger lijdet eynen dach of ein iair of langer: dat inrelicke schrien des geistes wie mach die stimme horen dan alleyne got, wie mach troisten den troistelosen grunt, wie mach helpen dan der heirde weder up die heyde, da die sele gespijset wirt inde gesteirckit, da sy vort mach komen an den anderen berch dat is der vette berch (*86a*), die koistber werdige sele vns lieuen heren Jhesu Cristi. Die weyde dysses berges is dat du an seys die vnmiddeliche vereynunge der gotheit vnd der leiflicher selen vns lieuen heren Jhesus Cristus. Hir vmb is sy der vette berch vnd der acker der (*l.* den) got gebenediet hat vur allen andern(?)[3]. vnd ouermitz sij is der dure lijf vns lieuen herren Jhesus Cristus vereyniget der gotheyt. dieser dinge inreliche offenheit ind bevindinge is lustliche weyde dinre sele alz die sele an sijt die wyse wysheit der wyser (*87a*) selen vnses lieuen herren Jh*esus* Cristus vnd wie wunsam sy is in irme adel, wie ardich vnd lieflich ind getruwe deme vrsprunck in deme geschaffenen vngevinster wairer, gantzer, wijser truwen. ind doirste kunlichen hir vmbe lijden noit in bynnen ind in buyssen vs adele inreliches wissens[4] war vmb ind wair zo alz dit schaif deiser weyden dine sele[5] is. ind ein wirt is me gewar dan dat ander. Ouch! wie sy dan loiffent in irre stilheit van deme eyme zo deme andern! dat ynreliche bevinden (*88a*) is so leiflich ind so heimelsch ind so wunderlich dat id sij deit springen ind louffen in in seluer ind vlijslichen weyden. Alle deise lieue menschen dys geplagen haint den morgen so moigen sij wail komen zo deme elter vnd soicken in zo male zo essen, in[6] der da is der heirde der berge ind die weyde intfain, dat heilge sacrament, ind geintsitzen by sich seluer. Ind in kanstu diesen dingen alle weghe geliche woil neit gedoyn, dat is billich dat in schadet dir neyt. dar vmb eyn (*89a*) saltu neit af laissen noch in salt dich neit ir veiren, mer ganck vort an den dirden berch der goitheit. Der dirde berch is dat ungeschaffen goit: Cristus. in deme berge is dey roy des midden dages. da heildet dit schaif sine meridien, alleyne dat deise dinck in dir sich ergain moigen in dage vnd ouch in naichte, ind in eynre vren maichtu weyden in allen dren bergen, nu van dem in den; doch na setzungen der worde hain wir id alsus gegreiffen. Die weyde (*90a*) dijs bergis is als du ansijs die creaturlicheit gotz dat is sin eidel menscheit ind die wunderliche ordenunge vnd tzeirde d*er* hemele ind der engel ind der menschen sunderlich wie got mit dir gedain hait, so weystu wail wie dir gescheit is van gode. so du dan an seys die vngeschaiffenheit, dat is gotlich weysen, die heilige dryueldicheit, dar mach dir werden alz veil offenheit dat du verluses dich[7] in offenheit ind dat der geist verslindet bis in vnbekennen des dins ind des sinen: so moistu

1) *Vgl. bl. 81a. 82a.*

2) *Ihm nichts geben? vgl. oben bl. 83, oder mit hinblick auf bl. 88* = woil gedoin *gerecht werden.*

3) *Undeutlich in der hs.*

4) *Hs.* wisses.

5) *Hs.* dit schaif dine sele deiser weyden is.

6) *Hs.* ind.

7) *Hs.* dich vnd offenheit ind dat geist.

(*91a*) van noit rasten in stilheit want da in bistu neit in dinre vermogenheit. van wunder weirstu wunderlois ind indsingkes in dat ewige dat die gewaire roye is. da[1] heildet hie mit der (= dir) meridien roye der da sprach: ich bin ein goit heirde[2]. na dinre bevindunge in blïues du neit da, doch bist du alda Cristo also geeyniget dat din wail in[d] din we in der zijt neit anders in sal sin dan vs eme. dit sal dir leif sin ind bis vort alle dine dage ein scheifgen der weyden des guden heirden de da sprach: Ich bin ein guit heirde. Selich sint (*92a*) die die dys heirde weyden sal eweclichen in deme geberge des ewigen leyuens. Ere ind lof sij deme guden heirden in diesme ind in alme. amen.

Es ist im hinblick auf die unten folgenden stücke (9 und 10) möglich, dass auch die vorstehende predigt J. Tauler angehört. Wenigstens enthält sie unzweifelhaft Taulersche gedanken und der hinweis auf Köln (bl. 77b) spricht, da er sich auch sonst bei ihm findet, eher dafür als dagegen.

6. Ein kurzer spruch des hl. Augustinus, und darauf

7. Predigt H. Susos auf Joh. 1, 19—21.

Bl. 93a De pharisei santen zo Johannes ind vraiden wer he were off he were Elyas? he geide vnde lointe neit vn*d* sprach: non sum. — *118a* dat wir nu alle in der v*er*neitheit kome*n* dat wir in dat gotliche eyt da mit versyncken des helpe vns god der vader ind d*er* son ind d*er* heilge geist. amen.

In niederdeutscher, mehrfach verderbter fassung ist diese durch ihre grosse innigkeit und rhetorischen schwung ausgezeichnete predigt abgedruckt im Jahrb. d. ver. f. nd. sprachf. 2, 11—18; als verfasser wird hier ein Augustiner vermutet; in verkürzter gestalt und (wie oben) im köln. dialect findet sie sich mitten unter anderen predigten auch im MS. Phill. 643, vgl. Priebsch, Deutsche hss. in England I, s. 62, wo bereits auf die Brüsseler hs. hingewiesen ist; S. Diepenbrock, H. Susos leben und schriften 1837, s. 444 fgg.; Hamberger, J. Taulers predigten 1872, 1, 68 fgg.

8. Ein, wie es scheint, unbekannter spruch des nl. mystikers Heinrich von Löwen (Preger II, 129; Wackernagel, Lesebuch I, 890).

Bl. 118b. De van Loue*n* sait: dat sint arm herze*n* de neit dat alre meiste in dorren begeyren. also grois saltu begeiren as got ey eingen .M. gegaf wa*nt* he geit vil leiuer grose gaue*n* dan cleine vn*d* vergeit vyl leyuer al sunden dan eyne. sin nature is geue*n* vn*d* de groiste gaue*n* vn*d* de meiste.

1) *Hs.* dat.

2) *Davor* roye *rot durchstrichen.*

9. Eine predigt.

Bl. 119a. Unse here Jhesus X*ristus* sp*r*icht in deme heylgen ewa*n*gelio: Dat broit dat ich geue*n* sal vur der werelt leue*n* dat is myn vleisch — *134a* dit is my*n* rait ind myne leirunge. Got alle vnse noit vmbekeire! dit helpe vns got zo volbrengen na deme leifsten willen. amen.

Das stück erweist sich als fragment der ersten predigt am 7. sonntag nach trinitas, die unter dem namen Taulers geht, von Hamberger ihm aber abgesprochen wird; vgl. Hamberger, J. Taulers predigten 1872, 2, s. 173; unser text setzt mit s. 177 z. 1 ein.

10. Ein fragment aus J. Taulers vierter frohnleichnamspredigt = Baseler ausg. 1522, fol. 68b 2. sp. bis 69a 1. sp.; Hamberger a. a. o. 2, s. 98 fg.

Bl. 134a. Wilch sint nu die eyge*n* hindernisse die deme .M. den vnsprechliche*n* schaden doint dat eme der duyre schatz der da hemelrich vn*d* ertriche ervult[1] vn*d* die my*n*sche[n] doch neit mugent dar (*134b*) van ind also wan vnde ydel blyuent alz ir dar aue ma*n*che*n* .M. siet. dit mircken: id synt degeliche gebreich, die deiser my*n*ne*n* hitzede in irme wercke deit[2] verkalden vn*d* dat he*r*cze zomaile zo streuwet vn*d* die andacht hyndert vn*d* den heilgen ernst zomale benympt vn*d* (*135a*) sy gode intvreynde*n*t vn*d* vnheymelich machent[3]. alleyne sy die genade zo male neit indoident in der gewissenheit, so doint sy doch desen schaden vn*d* sy geue*n*t grois ouer [*D* vrsach] vn*d* dar so walle*n*t sy in die neygunge die genade zo verleisen vn*d* in die doit sunde so sint sy geneygit zo vallen, (*135b*) So wie sy doch deigelich synt. nu dan zo sint dese deigeliche sunde die einre[4] (?) kunne[5]: de eyne dat sint stande[6] gebrech, de ander dat sint vleissende gebrech. die alle beyde hinderent die selicheit des *in*vloisses ind dar[7] zo de genade des heilgen sa*cra*mentis. Nu versteit dit vnderscheit: die stande[6] (*136a*) gebreche die alsus enxstlichen hinde*rn*t, dat is dat der .M. is mit wisse*n* ind mit willen besessen mit den *creat*u*r*en (ind hey is van in gevange*n* myt der mynnen vn*d* mit de*r* meynungen) die synt wilcher kunne dat sy syn leuende off doit, der got neit eyne geware sachen in is. kinder, all*i*t (*136b*) dat der .M. sinliche genoichde*n* an sich ny*m*pt of suchet, dat is allit dagheliche sunde vn*d* etzelich synt also grois dat ma*n* veil lichte zein iar of veil me in deme veigevuyre birne*n* mois, off man sy dar in vngheboist brengit. Nu dan dese gebrechen de steynt also dat der .M. de*r* [*l.* die] *creat*vren vn*d* (137a) die genoichde durch got neit en wilt laissen, want die *creat*v*r*en de besitze*n* die stat also dat da got neit ynne gewoynen in kan noch die stat neit besitzen inkan noch gewircken in mach. dyt mois

1) *Ergänze* nae is? *druck (D) corrupt:* das jnn der teüer schatz nit wird (der . . . . . . erfült mit reicheit) öd vnd leer dabey bleibē.

2) *Man erwartet den plur. dieser und der folgenden verben wie in D.*

3) *Vgl. zu diesem abschnitt über* degeliche sunden *auch Strobl, Berthold v. R. II, s. 693, z. 18—31.*

4) *Aus* em *corr. D* zweyerley.

5) *Darnach eine rasur.*

6) *Nach* st *eine rasur.*

7) *Von C ergänzt.*

der .M. proeuen, so wat in eme sy. hey mach id seluer sin[1] in eynre vngeordenheit, (*137b*) id sy an syne*n* mage*n* of an syme gude of kind*er*. dese gebrechen dat is leyder so geyne[2] . . . . . der viant inwirt mit geyne*n* dingen balder verdreiuen noch hey in vortet ouch geyn dinck me dan der mynsche sich oidmoideliche vrdeilt ind gode getruwet. de*n* syn behaldet, des be (*138a*) geren ich. vn*d* getruwit gode ind offerbairt (!) eyme alle ire [*l.* vre] gebrechen vnde soickit hulpe vnde rait an eme. ir vindet gancze truwe an eme, he hilpit uch gerne want hey hait my*n*ne dar zo. Nu helpe vns got ame*n*.

11. Ein ausspruch Sente Dyonisius.

138a Sente Dyonisius sp*r*icht etzeliche engele werdent beweget cirkel (*138b*) wijs als van den invloisse die [*l.* da?] sy nement sunder middel dat licht van gode vnde brengent weider in got.

12. Ein spruch: Bl. 138b Us den w*er*den wu*n*den ind v*er*wu*n*ten aderen der benedider he*n*de vn*d* der suysser voisse vns leuen heren Jh*esu* X*rist*i geinck ane vnderlais lydem (!) ind pyne in dat gotliche getruwe (*139a*) hertze ind weidervmb vis deym gotlichen getruwen hertze*n* geinck ane vnderlais lyde*n* ind pyne in den werden wunden ind v*er*wunte*n* aderen der benedider hende ind suysser voisse vns leuen here*n* Jh*esu* X*risti* vnde so die zarte keyserliche lycham vns leue*n* he*re*n Jh*esu* X*risti* ey lan (*139b*) ger indstoynt leue*n*dich an deym cruce, so die werde wunden ind verwunten aderen in he*n*den ind in voissen myt deme gotliche*n* getruwen herczen me verbittert wurden.

Im anschluss eine stelle aus S. Augustinus und darauf:

13. Eine predigt Meister Eckharts = Pfeiffer nr. LXXVI, 1.

Bl. 140a. Man leist in de*m* heilge*n* ewangelio dat vns he*r*e sprach zo sinen Ju*n*ge*r*n Id is vch nutze dat ich va*n* uch vare — *166a* Da van spricht ouch sent Jeromias ir syt werlichen doit da van dat ir got beke*n*net vnd my*n*net. zo deser wairheit so help ons got amen.

Die Brüsseller überlieferung zeigt keine nennenswerten abweichungen von dem Pfeifferschen text.

14. Mystische tractate (oder fragmente solcher) und sprüche, von denen sich zwei (b und d) als Eckhartsches gut erweisen, während das vierte stück (f) wenigstens einen spruch des meisters eingesprengt enthält.

Bl. 166a. a. Nv is eyne vrage of der vad*er* (*166b*) eit weder neme an deme sone. neyn he neit me dan dat wale beuallen dat he eme

1) = sien (*= sehen*)?

2) D gemein; *damit bricht die predigt mitten im satze ab; die folgenden scheinbar den schluss des stückes bildenden sätze gehören, wenigstens nach ausweis des druckes, gar nicht zu dieser predigt. Der schreiber wird also eine bereits lückenhafte vorlage achtlos copiert haben, man müsste ihm denn zutrauen, dass er ein paar seiten überschlagen und ohne es zu merken ganz mechanisch in seiner arbeit fortgefahren sei.*

seluer beuelt in deme vsvloisse sins vnd an deme mit wircken, da der vader mit deme sone wircket.

b. (unmittelbar d. h. in der zeilenmitte an a anschliessend): Nu is euer (*167*[a]) eyne vrage of vns herre Jhesus Xristus sinen heilgen licham sinen Jungeren geue doitlich of vndoitlich — *170*[a] want Xristus hadde an syme doitlichme liue moichtenheit zo geyuen synen lycham vndoitlich an deme werc vnd neit an der eygenscaff. *(Aus dem Liber positionum; Pfeiffer 2, s. 679 nr. 15 z. 11—29. Abweichungen:* heirlichen *st.* urstentlichen *z. 13;* Wailbraicht *st.* Albrecht *z. 18; überhaupt scheint die Br. überlieferung für den satz z. 17—21 allein das richtige zu bieten:* Desen Meister weder spricht busscof Wailbraicht. Der da spricht dat Xristus alle die eygenscaf des doitlichen lifs hadde an sinre doitlicheit vnd spricht: Mich wundert dat deser hoer meister doirste ey so doirlichen gesprechen want eynecliche eygenscaf vlusit vs irre eygenre formen. want dan Xristus forme doitlich was, so in moichte geyne vndoitliche eygenscaf vs sinre doitlicher formen neit gevleissen; *z. 23/24* an der forme und *fehlt hier, dagegen steht nach* denne er selber was (*z. 25*) *folgender einschub:* vnd id was eyn gotlich werck dat he worte).

c. (wider unmittelbar anschliessend): Eyn heydensch meister spricht dat dat der gode mynsch (*170*[b]) ane haluer zijt is mit deme sunder, dat is an deme slafe: so in sundet der boise mynsche, noch hey in doit goit: also in doit der gode mynsche ouch. mer eyn dinck hait hey bevur dat eme gode dinck (*171*[a]) droymen in syme slafe. dat is eyn gewijs zeygen eins reynen mynschen. comet eme euer eyt ouel vur, da stridet he weder in deme slafe. Dat is eyn zeichen dat he wachende hait ouerwunnen. ist eme (*171*[b]) euer leue dar zo in deme slafe, so hait he noch neit verwunnen wachende.

d. [I]D coment wale etzwanne veil lude zo clairme verstentenis vnd zo vernunftichme vnderscheide bilde vnd forme — vnd weir (*186*[a]) ir neit in hait der in darf noch in sal van sinre vernunft nichtes nicht halden noch he seluer noch ander lude. vnd dar na dat sich der mynsche me vnd mynre vindet an desen zeichen, dar na mach hie [me] vnd mynre (*186*[b]) hoffen.

Es ist der tractat von den zeichen eines warhaften grundes, Pfeiffer s. 475—478. Die abweichungen der Brüsseler überlieferung sind nicht gross und zumeist lexicalischer oder stilistischer natur; immerhin bessert sie den Pfeifferschen text an einzelnen stellen, so wenn sie liest: 476, 10 van deme eirsten punte bis an dat leste, *oder 477, 32* Dat XV. si scauwent vnd bekennent die wairheit blois: des leyvent si ir ain vnderlais vnd sint deme genoch dat si bekennent,

vielleicht auch 477, 39 Dat XX. si lasent in ain gesiegen wa man mit in kreyget, da si id allein angeit.

e. (Unmittelbar anschliessend.) Nu sage mir du alre leifte wat is din werck in deme my*n*nen grunde? dat is bevoiliche my*n*ne den [*l.* dey?] geuet mir der adel der my*n*ne*n*. Wat were mir vmb dey my*n*ne, in hedde si neit adel? der adel geuet (*187a*) alsulche lust vnd alsulche vreude de mich beruvet myns selues vn*d* ouerbildet mich mit deme dat ich neit inbin. Nu sage mir, alre leifte, wat is de hoiste vreude der selicher? dey vrage berichtet die sele vns Heren Jh*esu* (*187b*) X*rist*i die de wirdieste is vnd die hoiste: Die vreude de si intfeinck in der vereynu*n*gen gotlich*er* naturen mit my*n*schlicher nature*n* der personen[1] des ewigen wordes. do bekante die edel sele dat deme hemelschen vader ge(*188a*)noich soilde geschein allis sins willen in ir. wat was der wille sins hemelschen vaders dan dat wir selich wrden? We vreuwet dis sich *(dieses wort am rande ergänzt)* de edel sele dat mit irme verdeynen soilde af gelaicht werden der middel (*188b*) der tuschen gode vn*d* deme mynschen was! mit deme verdeyne*n* vns here*n* Jhesu X*rist*i geyn wir in de ewige ere. De antwert[2] de intfeis du van deme heilige*n* geiste in dyme grunde, in gantzme geloyuen: so wirt de sele (*189a*) gevoirt in vnsichticheit[3], in de schole des heilgen geistis. da steit de sele my*n*nelois vnd hait ere my*n*ne gesenckit in die vngescaffene mynne. de ungescaffene my*n*ne die is ir leyuen vnd is ir nature weyse(*189b*)lois vnd suicket vp dat neit: neit dat nature ir weysen verleyse, want si suycket [*l.* syncket] in eyn deif afgrunde des eynveldichen wesens. da ynne is dryheit. woiltu nu bliue*n* bi deisme grunde, so drinck in dat eynvel(*190a*)diche dins geistes. De heydensche meister sprechen van eyme vogel der heischeit der seydich[4]: der is zo male grone. wan der gevoylet dat he steruen sal, so geit hey in den stroym der da vluset vs dem para(*190b*)dyse intgeygen der sunne*n*, da sy luchtet vp deme middage. in deme stroyme vernuwet der vogel sin vleisch vn*d* weschet sine vederen, darvmb dat he reyne sterue: Also do du ouch, du reidelicher geist. (*191a*) Ganck in den stroym der da vlussit vs deme herzen vns here*n* Jh*esu* X*rist*i vnd vys vlusit vis craift der gotheit. dat herze vp gedain wart an deme cruce myt eyme scarpen sper. In disme stroym vernuwe dynen geist (*191b*) vnd reynunge dine consciencie of si bevleckit sy vnd cleyde dich myt deme bloide des lamps vnd stercke dich mit der craift der gotheit. So bereydes du dich zo deme geistlichen dode. Sich, deser vogel drinckt (*192a*) vys deme stroyme des paradijs mit sulcher lust dat he van rechter suyssicheit stirft. also do ouch du, du reidelicher geist. Proyue we vngelich is der stroym der da vlussit vs deme paradyse deme stroyme der da (*192b*) vlussit vis deme herzen vns heren Jh*esu* X*rist*i vnd vs ewiger my*n*nen vnd vs sulchme bevoylen. (we) dra*n*c der vogel dat hey starf, Drinck du vs deme ryuere dat du ewelichen leues. Der voygel bleif in deme stroym:

1) *Gen. sg. des schw. f.*

2) *Sc. auf die obige frage: was ist die höchste freude der seligen?*

3) *= unsichtbarkeit, Schönbach, Altd. pred. I, 10, 3.*

4) *Weder für diese noch die unten (195b) folgende ‚tiereigenschaft' ist es mir gelungen die quelle zu finden. Was hier vom* sittich *erzählt wird, erinnert entfernt an das, was von phönix und adler berichtet wird; welches tier aber hinter dem hsl.* seyth *(195b) stecken soll, weiss ich nicht, doch ist die lautliche übereinstimmung mit* seyd-ich *(oben 190a) so gross, dass die annahme eines schreiberversehens nahe liegt und der name im original ganz anders gelautet haben mag. — Vom strauss heisst es, er brüte seine jungen mit dem blicke aus (Lauchert, Physiologus s. 38a. 3; 178).*

(*193ᵃ*) also nym du dyne woynunge in deme herze*n* vns heren Jhesu X*rist*i dat da is de schatzcamer der heilger drivueldicheit. vnd du bist mit eyme scarpen sper dar in gesegelt. die meister vragent in der scholen we dat (*193ᵇ*) moichte gesyn dat vnsme heren Jhesu X*risti* sin edel hertze wart vp gedain, do hey doit was. vnd vnse selicheit da vis vlois, dat id neit wart vp gedain, do id leuede. Der hoiste meister der antwert: do gescach ere deme ewi(*194ᵃ*)gen worde dat da geeyniget wart myt selen vnd mit lyue vis deme vermoigen der heilger dryueldicheit. Der alre my*n*ste der antwert: We kunde ich dat geliden, soilde dat edel herze vns h*e*ren Jh*e*su X*rist*i sin gewunt. (*194ᵇ*) id was doch vol gewu*nt*. ney in wart der edelre my*n*scheit slach gegeuen noch ouel wort gesprochen, dat edel herze id in wurde verwunt. want dat leuen der selen so eydelichen dar inne is. Soilde dat sper sin (*195ᵃ*) gestechen in dat h*e*rze die wile dat leifde, so were*n* die wunde*n* alle verwundet worden. neyn. meister, dat were also swair zo gedencken[1]! wa*n*ne du intfeist dat heilge sacrament, so weyde dich in deser weyde*n*. (*195ᵇ*) De meister sprechen van eyme deyre dat heisset der seyth. der hait eyn also scarp gesichte wanne hie gesiith sinen gesellen in irre ougen, so intfeit si ir iungen in sich. Du reidelicher geist, also do du (*196ᵃ*) ouch. sich in den edelen my*n*nen grunt dat hey dich also erweilt hait, dat hey dir gan der spisen dat du de salt essen. dat da is sin[e] eynige geboren sun den he eweclichen gebeire*n* is na der vngescaf(*196ᵇ*)fenheit. haistu in mit my*n*nen intfangen, die vrucht, den eynige*n* geboren sun vs vederlicher gunst, so gebeire in weder. want alle doichde*n* sint alle neit, sy in werden dan we(*197ᵃ*)der gedragen in eren vrsprunc. De Meister vragent in der scolen wat dat hoiste ordel sy dat got geuet geistlichen my*n*schen in der zijt? Der Meister antwert: Du vragis also groser dinge. id in is noch (*197ᵇ*) vure noch swert noch zijtlich doit. Dat hoiste vrdel dat dir got geuet dat du salt daruen eynen dach durch dinre ydelgeit willen des troistis der leiflicheit des heymelschen seint*es*[2] dat got deit in eyme (*198ᵃ*) leydichen, lutere*n* gru*n*de. Warumbe is id eyn so scarp vrdel? Dis wirt wenich gevoilt in der zijt. dat moisse got erbarme*n* dat wir solen daruen der ewiger antwerden die got geuet vmbe eclich goit (*198ᵇ*) werck. Och wat antwerden geuet dan got vmbe eyn leyflich zo keir de da geschuit na sine*n* willen! Eyn heydens meister spricht: die nature in hait neit dat [als] snel sy als der hemel. der versnellet alle dinck (*199ᵃ*) an syme loyffe. ain sicherlichen, des my*n*schen gemoite dat is vngeloiflichen veil snelre an syme loiffe! weret dat id bleue in sime moigene vn*d* werke, also dat id bleue vngequait (*199ᵇ*) vnd vnzorissen van ydelen dinge*n*, id ouerleiffe den oversten hemel vnd gestoy*n*de nu*m*mer, id in queme in dat alre ouerste vnd wurde gespiset van den ouersten dingen zo [stain?] in disme moigen (*200ᵃ*) vnd deser moigelicheit na zo gain[3]. Dat duisternis we ydel id si of ledich, da is der vernu*n*ft nutze stain vnd vort gayn, neyt keren weder, want der is dir zo maile moigelich zo erkrigen der alle (*200ᵇ*) dinck is. vnd we du da woister[4] steist, we du disme nare steist, van deser woistenu*n*ge*n* spricht Jeromias: Ich wille myne bruyt voire*n* in die woistenu*n*ge vnd wil ir da zo herze*n* spreche*n*. (*201ᵃ*) Dit wort wirt alleine gesprochen in der woistenu*n*ge*n*, da der my*n*sche verwustet vnd verellend is van eme seluer v*nd* van allen dingen. Hir af

1) *Darnach wird wol eine textlücke anzunehmen sein.*

2) *Das sehen, beschauen.*

3) *Darnach wird ebenfalls eine lücke anzunehmen sein, worauf das unvermittelte auftreten von* dat duisternis *(worauf bezieht es sich?) weist.*

4) r *nachgetragen.*

spricht der propheta ouch[1]: we sal mir geuen (*201b*) veyderen als der duuen dat ich vleyge da ich raste. wat deide, ich veirde mich al vleinde, mit der vlucht veirde ich mich vnd bleif wonede. myne woynunge maichte ich in der woistenu*ngen* (*202a*), sprach der salmiste. Ich[2] erweilde zo worpen zo werden vn*d*[3] myns got*es* me dan in den tabernacule*n* (zo woyny*n*ge) der sundere veil richdum zo hauen. Da in bussen nu moichtis du sprechen: Eya Here, (*202b*) moissis dan vmm*er* hie verworpen sin vnd moissis alzomaile alre dinge verellende sin: creifte, werkis vnd alre dinge, da is swair stain vp eynen got. Do leyset[4] sunder sin inthalt[5] als der (*203a*) prophete spricht: We mir vnd leider! my*n* ellende is mir ermeirt, erlenget. Ich woinde al woynende in dem duisternis, harde vnd veil ellende is myne sele, of got also myn ellende lengit (*203b*) vnd schuut intganc mir, neit wirkende noch luchtende noch sprechende. vnd der my*n*sche ouch seluer in hait noch wirken noch sprechen noch luchten de wile der my*n*sche [neit] steit in eyme lutere*n* (*204a*) lichte. Is id dan besser dat der my*n*sch vley dat duisternis vnd do etzwat dat eme dat duster ellende verdryue? dat man beite of lese of sermone hoirte of des gelichs, da man sich mede behulpe? Wisse in der wairheit neyn. sunder stain is din alre beste. sunder schaden dine meiste dancberheit die du maicht*es* bewise*n* is dat du dich also ledich haldis dat got sins hoisten (*205a*) werkis in dir bekomen moige vnd sinen hoisten adel vnd willen dat hey dich na vnd alre naiste in sich getzeyn vnd geleyden moige vnd dir altzo in sich seluer bewisen moige (*205b*) so wat dir das nutzde vnd dat bequemste is. geistlich dat is gode alle wege dat eirlichste vnd dat alre leifte vnd in sijt neit algerne ander, wa*n*t hie in mynnet mit nichte also sere als (*206a*) dat wir vreude vnd vreeden hauen. des helpe vns got Amen.

Vgl. zum grundgedanken dieses tractats, der nach gedanken und stil Eckhart zuzuweisen sein möchte, auch das mystische gedicht in MS. Phill. 683, Priebsch, Deutsche hss. in England I, s. 67.

f. (Anschliessend.) Nu moichte ir mich vragen: Here, we sal ich mich keren als ich dat heilge sacrament intfangen hain? Ich wise vch vp unsen Here*n* Jh*esum* (*206b*) X*ristum*. do hie sich selu*er* intfangen hadde, do keirte hey sich zo sine[n] heilgen bittere*n* liden. Die inkere was also grois dat bloit ind wasser ouer sinen heilgen lijf vlois vnd was also starck vnd werte (*207a*) also lange bis dat hey an deme cruce starf: also do ouch du[6] vnd nym war vs wat my*n*ne*n* hie geleiden hait. Sich, he is got vnd my*n*sch der dir so leiflich gedeint heit. Sich, we du sinen deinst (*207b*) vnd sin bitter liden intfangen haues vnd we du id gebruchet haues mit dancberheit. Sich, leyues du also, so is dir dat heilge sacrament eyne arzedie. Sent Bernart spricht: Hie (*208a*) is dat vure dat dich durch hitzen sal, he is die my*n*ne de dich durch vleissen sal mit suissicheit vn*d* mit lust. Hie is de craift die dir helpe*n* sal zo verwinnen alle dine becoru*n*ge. Eyn lerer[7] sprach: (*208b*) Da die creaturen endent, da beginnet got zo sin. Nu in begeret got neit me van dir dan dat du dins selues vs geis in creaturlicher wisen vnd lasis got in dir got sin. Dat

1) *Ps. 54, 7—8.*
2) *Ps. 83, 11.*
3) *l.* in myns gotes huse.
4) *l.* Dat leyset? = ***das spricht, heisst.***
5) ***Parallel mit*** intganc ***unten 203b.***
6) ***Vgl. oben 192a und 195b.***
7) *Eckhart; s. Pfeiffer 2, 66, 26—67, 16.*

mynste cre(*209a*)aturliche bilde dat sich vmmer erbildet in dir dat hindert dich eynen ga*n*zen got. Reichte da dat bilde in geit, da geit got vs; euer da dat vis geit, da geit got in. Got begeret dat du dins (*209b*) selues vs geis in creaturlicher wijs. Eya leue my*n*sch wat schadet dir dat dat du gode gunnes dat got got in dir sy? Ganc dins selues alzo male vs durch got. so geit got sins selues vs. Da dese zwey (*210a*) vs geint, wat da bliuet dat is eyn eynueldich eyn. In disme eynen gebirt der vader sinen sun, in deme innesten [*l.* inresten] gequelle da bluet vs der heilger geist vnde int springet in gode eyn wille der geburt (*210b*) der selen zo. der wille steit vnberoit [*l.* vnberoirt] van allen creaturen vn*d* van alre gescaffenheit. so is der wille vrij. Vnse Here Jh*esus* X*ristus* spricht: neyma*n* in komet zo deme hemelrich dan der van deme hemelriche (*211a*) comen is. alle dinc gescaffen sint van neitte, dar vmb is neit der reichte vrsprunck. vnd also sich der edel wille neiget vp de creaturen, also vervlusit hie mit den creaturen zo irme nichte. (*211b*) Nu is eyne vrage of der eydel wille also vervlese dat hie nu*m*mer me in moge weder comen? Die meister gemey*n*lichen sprechen dat hie nummer weder in come also verre hie mit der (*212a*) zijt vervlust. euer ich sprechen: wa*n*ne sich der wille keirt van eme seluer vn*d* van alre gescaffenheit eyn ouge*n* blick weder in synen vrsprunc, da steit der wille in sinre rechter vrier art vnd (*212b*) is vri. vnd in disme ougenblick wirt alle verloren zijt weder bracht[1]. Sent Ambrosius spricht: alle de verloren zijt mach man weder brengen mit zwen dingen: mit groser begerungen vnd (*213a*) mit vuriger my*n*nen. Der wissage spricht (*Isai. 49, 13*): vreuwet vch hemel vnd erde! by gode dat mi*n*ste goide werck of der my*n*ste goit wille of de mynste gode begerunge der vreuwent sich alle (*213b*) heilgen in hemel vnd vp ertrich v*nd* alle engel. einre sulcher vreuden d*er* vreuden alle dese werilt neit geleiste*n* in mach, vnd eyn etlich heilge of engel, so hie hoer ist so dan af sine vreu(*214a*)de groser is, vnd de vreude al same*n*t is reichte also cley*n* as eyne lynse wed*er* de vreude de got in deme werke hait. want got hait reichte eyn spil, eyn lachen in deme goden werck. Da van (*214b*) spricht hie: vreuwit vch hemel vn*d* erde! Got de hait getroist sin volk vnd wilt sich erbarmen ouer sine armen. Hie spricht mirkelich sine armen, want de armen sint alleyne (*215a*) gode gelasen vn*d* neyman in neymet sich ir ain. hait eyman[2] eynen vrunt der arm is, der in begert sin neit; vn*d* hait hey goit vn*d* is hey wijs, so spricht hey: du bist (*215b*) myn maich vnd begert sin balde. vnd Salomon spricht in sinen perabolen (*14, 20*): Etia*m* ꝑximo suo zcet'a: zo den arme*n* spricht man: Got berade dich! de werden gode gelasen, want (*216a*) so war si coment da vindent si got vnd hauent got an allen steden vn*d* got nemet sich ir an, want si eme gegeuen sint. Da van spricht he in deme evangelio dat de armen se(*216b*)lich sint.

15. Ein ausspruch S. Augustinus:

Bl. 216b. Scs Augustinus spricht Nu*m*mer in komis du in pine — *217b.*

16. Prosagebete:

Bl. 218a (rot). Dit gebet plent (= plegent) die prister van andacht ze sprechen vur der missen zo eynre bereydungen zo deme heilgen sacr*a*me*n*t. Ich sunderse sal gain zo der alre suister Tafelen — *233b.*

1) *Hier schliesst das aus Eckhart entlehnte stück.*

2) *Darnach* eymā *durchstrichen.*

17. Das handschriftlich sehr häufige gebet:

233b. O Martel grois
O wunden deif
O craift des bloitz
O bitter doit *etc.;*

vgl. Borchling, a. a. o., s. 269.

18. Ein strophisches gedicht auf die sieben leiden Marien.

Auf eine einleitende, paarweise gereimte strophe von 12 [resp. 10] zeilen folgen 7 strophen von je 4 × 6 zeilen mit dem reimschema aabccb[1]*; die letzte (9.) strophe dagegen enthält nur 6 zeilen des nämlichen baues. Sie kann, braucht aber nicht notwendigerweise, fragment sein. Freilich in der überlieferten fassung tritt uns das von dem dichter für str. 2—8 wol sicher durchgeführte schema von 24 zeilen nunmehr in str. 2 in reiner gestalt entgegen. Schuld daran ist einmal der verderbte zustand des textes — so fehlen z. b. mehrmals ganze zeilen —, dann aber m. e. auch die hand eines interpolators*[2]*, dessen zusätze ich herauszuschälen versucht habe. Des dichters heimat wird man wegen der reime* genade : werde, kinde : munde, gesceit : leit, gelacht (*zu* legen) : gebracht, volbrengen : senden, hof (*zu* heven) : genoich *etc. am Niederrhein (Köln oder nördlich davon) suchen müssen. Dieser annahme scheint nur der reim 5, 13* iamerheit : meit (*geschrieben* mait) *entgegenzustehen; vgl. C. Kraus, Deutsche ged. d. 12. jh., s. 148; aber gerade die tatsache, dass der dichter sonst immer* mait : stait : geseit *bindet, führt darauf, hinter diesen versen die hand des interpolators zu erblicken, dem vielleicht auch 9, 4 die zerstörung des ursprünglichen reimes* leiuen : *gesneuen *zur last fällt, indem das wort seinem sprachschatz mangelte. Wenigstens macht es den eindruck, als wenn der schreiber unseres textes, den man mit dem dichter an den Niederrhein setzen wird*[3]*, eine schon zerrüttete fassung vor sich gehabt hätte, die er sich begnügte mechanisch zu copieren. Dass die abfassung des gedichtes hinter die scheide des XIII./XIV. jh. zurückzuverlegen sein möchte, glaube ich nicht: auf ungenauigkeiten des reimes lässt sich in unserem falle kein sicherer beweis aufbauen, aber der ton des ganzen*

1) *Dasselbe schema z. b. Bartsch, Liederdichter, s. 163* (Wintersteten), *s. 203 fg. str. 3 u. 5* (Rubîn); *Ambraser lb. nr. 126; Uhland, Volksl. nr. 69.*

2) *Es können auch deren mehrere gewesen sein: der stoff, dem aus dem evangel. bericht und aus dichtungen verwandter art (Marienklagen, Tageszeiten) noch mancher neue zug abzugewinnen war, stand eben deshalb zudichtungen offen.*

3) *Das einmalige* ayn *2, 14 sowie 9, 1* vrauwe : scauwe *hindern daran nicht. Heinzel, Nfk. geschäftssprache, s. 283. 323.*

scheint mir für die spätzeit zu sprechen. — Zum folgenden abdruck bemerke ich, dass wol die strophen, nicht aber die zeilenschlüsse in der hs. abgesetzt sind, dass ich die abkürzungen aufgelöst, interpunktion eingeführt und angenommene interpolationen durch sperrschrift zwischen eckigen klammern kenntlich gemacht habe, während antiqua *in klammern meine ergänzungen bezeichnet.*

Bl. 234^a^. Dit sint de seuen liden Marien d*er* moder gotz.

1. **I**ch bidden dich, suisse Jh*esu* crist,
Want du alles des geweldich bist
Dat gescaffen is up erden
Ind dat ummerme sal werden,
5 Dat du mir geues genade
Dat ich der magit w*er*de
Bedencken moge ere smerzen grois
Dat si van iamer sere verdrois
[Den si leit in irme herzen
10 Dar zo grosen iamer ind smerzen]
Ind dat swert des ruwe*n* [si] durch vlois:
Ir hertz[e] veil na de*n* doit erkois.

2. **M**aria, veil edel konyncynne,
Wa*n*t myne gedencke sint vil zo geringe
Dit gedichte zo volbrengen,
Dar umb bidden ich dich, edel troisterynne,
5 Dat du mir dyne suisse mynne
In myn herze willes senden,
Dat ich [bedencken] din heilich liden
Die dir dyn herze wulden durg snyden,
Do du seges mit dyne*n* oygen
10 Den groissen iamer manichvalt
In[d] we sin edil lijf was gestalt.
Wilchen iamer moiste si [dogen]!
Dat sade Maria din heilge munt
Ind ded es ouch ayn salmys kunt.
15 De hait vns bescreuen
Syn liden ind sin martilie [grois]
Vnd we dat bloit van eme vlois
Ind sin engstelich leue*n*.
Nu bidde ich dich, hogeloifte mait,
20 Want alle genade an dir stait,
De in musse mir neit versagen
Ind musse mir in myn hertze senden
Dat ich din grose liden moge volbre*n*ge*n*
In[d] dine iem*er*liche clage.

3. **D**es eirsten lidens man ich dich,
Maria, alre dogeden rich,
Van Jh*esus* dime kinde,
Do du in den tempel quemes
5 Ind din eirste liden vernemes
Van er Symonis munde.
Hey sprach: Maria, vil eidel mait,
Eyn prophecie si dir gesait
Des gein ich dir urkunde:
10 Van iamer vnd van smerzen
Sal dat swert des ruwe*n* din herze
Snyden durg dinre selen grunt.
Dat liden durch ir herze brag,
Ind si ir lieff kint anesach
15 Den si hadde gedragen.
Dat edil eynhorn vreslich
Dat leis sich also gezogelich
In Marien schois iagen.

1, 8 So dass ihr vor leid gar schwer zu mute ward. 9—10 z. 10 verrät deutlich den plumpen zusatz. 11 Es scheint einfacher an den ausfall von si *zu denken als* ir hertz *ἀπὸ κοινοῦ zu fassen.*

2, 2 Hs. zo cleyne. *12* si] *von jüngerer hand (C) ein* u *übergeschrieben; l.* du?

3, 6 er = her (herre) *Weinhold § 243. 12 l.* grunde *mit unorgan. -e § 448. Z. f. d. a. 17, 4 fg. 14* ind = do *Z. f. d. a. 44, 181. 16 Hs.* vreslach. *Zu den beiden symbolen einhorn und pellikan vgl. W. Grimm, Konrad v. W. Goldene schmide, s. XXXII fg. u. vv. 256 fgg. 468 fgg.; Wunderhorn (1808), bd. 3, s. 157. 159 ins weltliche gewandt. Ferner A. Schultz, Die leg. v. leben der jungfr. Maria. 1878. s. 50 fgg.; Lauchert, Physiolog., s. 8 fg. 22 fg. 151 fgg.*

[Da intfeinck id den doit
20 Inde moiste vergeissen sin bloit
Dat moiste Maria clagen].
Dat edil pellican[us]
Dat leis sin bloit zome herzen uis.
Da spisede hey sine jungen:
25 Dat was der suisse Jh*esu*s Crist
De an dat cruce gehangen is
Al vur des mynschen sunden.

4. **D**at ander liden ich dich man[e],
Veil edel geburt van Abraham[e].
Van Jhesus dime kinde
Den du mit groissen iamer clagen
5 Haddes verloren dri dage,
Ind du in under den iuden vundes.
We wis de iuden alle waren,
Si in kunden deme kinde van XIII iaren
Den eirsten boistaf neit uis gelesen:
10 De is ein alf genant.
Des moiste de edel heilant
In schone lere geuen.
[Hey sprach: Ysaias hait vns gesait
Id sole van eynre reinre mait
15 Eyn kint geboren werden.
Des kins edilkeit sal
Gewalt hain ouer den hemel [al?]
Ind werden mynsch up erden].
Maria sprach: vil leif kint myn,
20 Ich ind Josep der verwarer dyn
Wir waren in groisme liden.
Hey sprach: war na, leue moder myn,
Mins vader wille de mois sin
Dat in wil ich neit vermide*n*.
25 Dat edil, werde goitz la*m*p,
Hey trat vur vnse sunden in zo kamp.
Do hey bestonde zo striden
Ind hey sich alsus had verwegen,
Wat si eme lidens mochte*n* anlegen,
30 He woilde mit willen liden.

5. **D**at dirde liden gescach in der nacht
(Des seluen manich dich [o magt]),
Do Jhesus wart geua*n*ge*n*
Ind do Judas der verreder quam
5 (Da va*n* hey XXX. penny*n*c nam)
Ind kusden vur sine wange*n*.
Marien clage die was iemerlich
Want si in wiste wa inthalden sich
Van so grose*n* herze*n* bangen,
10 Ind ouch dė lude mere quam
Die sį an irme kinde vernam
Dat he was gevange*n*.
[Sie leif mit groser iamerheit
Die edil, kuische, reyne mait
15 Da si ir kint vinden moichte
Bis dat si quam up dat spor

3, 19—21 Diese das reimschema störenden verse sind für den zusammenhang ohne weiteres entbehrlich und mögen ihre entstehung einem ähnlichen gedanken in einer anderen Mariendichtung verdanken. 24 *Hs.* iunger.

4, 1 *Hs.* man ich ich(!) dich. 6 Ind = *,bis', a. a. o., s. 182.* 7—12 *Diese eigentümliche darstellung erklärt sich wol aus vermischung mit der apokryph. erzählung vom Jesusknaben in der schule, woran sich in manchen recensionen (vgl. z. b. R. Clemens, Die apokryph. evangelien, Stuttgart 1850, I, 129 fgg.) die tempelscene unmittelbar anschloss. Zur schulepisode vgl. Keller, Walther v. Rheinau, Marienleben II, s. 46 fg., bes. aber Jahrb. f. nd. sprf. XIV, 4 fgg. das fragm. eines nd. schauspiels 'Der Jesusknabe in der schule'.* 10 *Aus metrischen gründen wird* alfa *zu lesen sein.* 11 *Hs.* dat. 12 *Hs.* iñ scho- | lere, *aber strich über* n *und abteilungszeichen, sowie ein* is *über* lere *von C.* 13—18 *sollen wol nur die* schone lere *in v. 12 ausführen, haben aber an dieser stelle eigentlich gar keinen sinn.* 13—15 *Js. 7, 14.* 20 *Hs.* verwarre myn. 27 *vgl. Bartsch, Über Karlmeînet s. 171. 272.* 28 *Hs.* versweigen. 29 *Hs.* mochtē doin. 30 *Hs.* want he.

5, 2 *Hs.* manich ich. *Zum reim* nacht : magt *vgl. PBB. 29, 152.* 3 *Hs.* Van Jh's dyme kinde do hey … *wozu wol nur der typische eingang (vgl. str. 3 und 4) den schreiber verführt hat.* 9 *Hs.* herzē grosē. 10 Ind *vgl. 4, 6.* 13—19 *Der reim* iamerheit : mait, *die stark verderbte überlieferung (15 l.* moichte vinden. 17 *als*

Da si ir kint vinden mochte
Da hey wart gevort vor
Geuangen inde gebunden].
20 O we der gros*er* iamerheit
Die dat myn*n*ecliche herze leit
. . . .
Do si der engeynen bi eme sach
Die hey alle dage zo ir enplach:
25 Vnd waren van eme gesceiden.
Da durg grunde des iamer smerze
So lange so leif dat mynnecliche herze.
Id moiste si zo grunde roren,
Da si ir leif kint sach
30 Van Anno leiden z[o] Cayphas
Ind van danne zo Pylatus [voren].

6. Dat veirde liden *(rot)*

Dat veirde liden manich dich,
Maria, dat was iemerlich
Van Jhesus dime kinde,
Do eme die martilie ain wart gelacht
5 Ind uis Pilatus hůis [hey] wart gebracht
. . . .
Eyn swar cruce moist hey dragen.
Nu hoirt Maria clagen,
Do si in sach mit oygen
10 Dat eme eyne dornen crone
Was geslagen in sin hoift schone.
Wat iamer moicht si dogen,
Do si sach dat eme dat bloit
Darneder ouer sin oige*n* woit
15 Also reichte iemerlichen.
Si sprach: lief kint, we is dir gesceit?
Allen sterren geist du leit,
Du bist also gar verblichen
Ind verstalt an dyme liue.
20 Nu troiste dyne moder, dat arme wijf
[In myme liden.
Jhesus gůtlich vmbe sach
He troist si clein do he si an sach
Alzo den seluen ziden
25 Maria sin moder [bi eme?] stunt
Hey sprach: wijf, dat is din kint!]
Marien herze do soilt spalden.
In der seluer grosser noit
Were Maria bleuen doit,
30 Hedde si god neit behalde*n*.

7. **D**at V. [liden] haistu Maria
(Des seluen manich dich magit vri)
Van Jhesus dime kinde,
Do deme edel[me] heilant
5 Wart genomen al sin gewant
Van de*n* hoifde bis zo den vusse*n*.
[Do hoif si[ch?] Maria iamer clagen
Al ir troist wart ir benomen

widerholung von 15 natürlich zu eliminieren), der sehr prosaische ton, endlich die wörtliche übereinstimmung in 13 und 20, machen diese zeilen verdächtig, die ohne schaden für das verständnis des folgenden fehlen können, sich dagegen leicht aus anderweitiger lectüre erklären (vgl. z. b. Schade a. a. o., s. 258 v. 341fgg.). 21 Hs. grose *(aus der voraufgehenden zeile in die feder gekommen)* mynecliche. *22 etwa:* Do si neit bi eme moichte beiden | Ind si . . . *24* en- *in* enplach *von C über der zeile, l.* zo seyn enplach? *26 statt* des iamers s. *(Sandhi). 29—31 Hs.* Da si sach ir lief kint | Van anno leiden z caiphas | Ind van danne zo pylatus.

6, 9 in *zu streichen? 14 Hs.* Dat eme *(aus der vorhergehenden zeile!)* ouer. *21—27 gehören gar nicht hierher, sondern zur kreuzscene (Joh. 19, 26); höchstens 22 könnte sich auf Luc. 23, 28 beziehen. Möglich, dass 20 ursprünglich lautete:* Och we, mir armen wiue!, *vgl. dazu Par. tagzeiten (Waetzoldt) v. 1197 fgg. u. 1947 fgg.*

7, 1 l. Marie : vri, *vgl. Marienklage in Schades Nrh. gedichten s. 214 fgg. v. 231. 3 Ist des reimes wegen zu ändern:* Van dime kinde Jesuse? *4 Hs.* heilant edel. *7—10 Schon das fehlen der 2 aa gereimten verse des schemas weist auf den späteren zusatz; zudem schliesst sich z. 11 vollständig passend an z. 6 (vgl. zur situation auch Par. tagzeiten v. 1411 fgg. u. Schade a. a. o. s. 209 v. 32 fgg., s. 273 v. 821 fgg.), vgl. ferner z. 7 mit 17.*

Geyn lude moichten ir helpen neit,
10 Hey in wurde an dat cruce geslagen]
Da moiste in Maria an seyn,
We moichte .e. moder wirs geschein
Do si sag de iemerliche wunden
Die man eme durch sin hende sloich:
15 Die slege si neit gerne verdroich
An irme veil leuen kinde.
Mit iamer clade si ir noit.
Si sprach: ey, iemerliche doit
Wie lange wiltu beiden?
20 La mich an dir des erweruen
Dat ich mit myme kinde moge steruen,
Inla mich neit van eme scheiden!
Si sprach: myn vil leiues kint
We bistu nu so iemerlich gewunt
25 An dyme edelen liue!
Do man in mit eyme cruce up hoif,
Ir herze leit iamers genoich
. . . .

8. Dat VI liden *(rot)*

Dat seisde liden manich dich
Maria rosa wunneclich
Van Jhesus, dynes kindes, noit
De sin wunneclich leyuen
5 An deme cruce up hait gegeyuen
Ind leit den iemerlichen doit
[De edel pellicanus
Dat leis sin bloit zo me herzen uis
Do mede spisede hey sine jungeren
10 Dan af gewunnen si dat leiuen
Dat hait uns got gegeyuen
. . . .]
Maria, wat leit din heilich herze,
Do du seges den iamer smerzen
15 Dat eme dat edel herze brach.
Do leis sin hoift [hey] hangen,
Ind de blinde quam gegangen
De in in sin herze stach.
O we, Maria, des iamer smerzen,
20 Do durch din edel herze
Des swerdis scharpes ende drang
Do du seges dat din kint
So iemerlich wart ze dode gewunt
Ind vsser sinre siden sprang
25 Beide wasser inde bloit
Dar af wir arm sunder sin erloist.
[Ouch Maria was dir bange
Want du in kuns din kint neit gelangen].
Ouer dich en wulde engeyn sich erbarmen,
30 Bis Josep van aromatien quam
De in van me crúce nam
Ind laigten doit in dyne armen.

7, 9 l. helpen comen. *12 kann sowol auf das vorausgehende wie auf das folgende sich beziehen. 13 Hs.* Do si hoerte. *16 fgg. Mit hinblick auf den inhalt von 13—16 wäre es vielleicht angezeigt zu ordnen: 16, 23—28, 17—22, wodurch auch die strophe kräftiger ausklingen würde.*

8, 7—12 eine nur zum schluss etwas variierte widerholung von 5, 22—27. 14 l. mit iamer. *17* de blinde] *vgl. Wackernagel, KL 2, 1028* ain iud so blinde; *Anselmus boich, Schade a. a. o. s. 281, v. 1089* der heiz Longinus ind was blint. *20—26 Hs.* Do durch des swerdis ende. drungen dat edel herze din | do dit kint wart gewūt zo dode | ind vsser sinre edelre siden | Vlois bei de wasser ind bloit | dan af wir arm sunder sin erloist *(dieses wort von C über der zeile). 27 fg. hinken, das voraufgehende abschwächend, nach. Der zug findet sich freilich auch sonst, z. b. in der Nrh. Marienklage, Jahrb. f. nd. sprf. 18, s. 105 fgg., z. 53* wand sie in roren nicht enmochte *oder bei Schade a. a. o., s. 274, v. 860. 29 Hs.* wulde sich neit erbarmen *und über* wulde *von C* he. *30* aromatien *vgl. Schade a. a. o., s. 222 fg. zu v. 193. 32 Hs.* loigten in.

9. Dát seuende liden háddes du, vrauwe,
Do du din kint doit moistis scauwen
Ind wart dir in dinen schois gelaicht.
De al der werelt gaf dat leuen
5 De is vur unse sunden gesneuen
Ind hait sinen willen da an volbracht. Explicit *(rot).*

19. Prosagebete von 247ᵇ ab; bes. 248ᵃ Dit sint de betrachtungen der eicht bluetsturtzungen uns leuen herren Jhesus Xristi — *274ᵇ.*

20. Bl. 275ᵃ Maria was oitmoidich *etc., ein auszug aus oben nr. 3, gefolgt von zwei sprüchen S. Gregors — 276ᵇ.*

21. Bl. 277ᵃ Anfang des Johannes evangelium, endlich

22. Prosagebete auf den beigebundenen papierblättern.

(Fortsetzung folgt.)

9, 5 Hs. de is ..... gestoruen; sneuen = *sterben kenne ich nur aus nl. quellen; zur conjug. Franck, Mnl. gr., § 145 u. 172.*

LONDON. R. PRIEBSCH.

MODUSGEBRAUCH IM MITTELHOCHDEUTSCHEN.

Über den einfluss der negation im hauptsatze auf den modus in substantiv-, consecutiv- und relativsätzen.[1]

Einleitung.

Wenn ich in dieser untersuchung auf den einfluss der negation eines übergeordneten satzes auf den modus des davon abhängigen satzes zu sprechen komme, so verstehe ich darunter stets, dass sich die negation des übergeordneten satzes inhaltlich auf den nebensatz bezieht.[2]

Eine reihe von vorarbeiten steht zur verfügung:

Die modusverhältnisse im altfranzösischen (Diez, Rom. gram. III, 1038, Meyer-Lübke, Grammatik der romanischen sprachen III, § 672, p. 717. 719) beleuchten die

1) Die anregung zu dieser untersuchung, die ich im febr. 1903 der phil. facultät der k. k. universität in Wien als dissertation vorgelegt habe, verdanke ich herrn hofrat prof. Richard Heinzel, dessen förderung dieses ersten versuches selbstständiger forschung ich an dieser stelle dankend erwähnung tue.

2) Satzverbindungen wie die folgenden, gehören deshalb nicht in den bereich dieser untersuchung: Wig. 254, 4 *dem kan daz laster niht nâhe gên daz sînem hêrren und im geschiht,* Klage d. Kunst 22, 5 *und helfet mir daz man hie spür ir schulde niht ze kleine, diu mir sô gar der Saelden tür beslozzen hât aleine.* Zweter I, 41, g. Gerh. 3066. Derartige beispiele liessen sich noch sehr viele anführen, sind sie doch weitaus zahlreicher als die, in denen eine inhaltliche beziehung stattfindet. Erdmann, Otfrid-syntax I, § 234, p. 135 citiert O II, 17, 13 *nist burg, thaz sih geberge, thiu stentit ûfan berge* = eine burg, welche auf einem berge steht (tatsächlich), kann sich nicht verbergen. Der indicativ '*stentit*' weil der relativsatz nicht in dem bereiche der negation steht, vielmehr nur ein attribut zum substantiv des negativen satzes ist.

verhältnisse im mhd.; vgl. die ausführungen Quiehls: Der gebrauch des conjunctivs in den ältesten französischen sprachdenkmälern, Kiel, diss. 1881. Auf p. 26—27 behandelt der vf. die relativsätze, er macht besonders auf die inhaltlichen beziehungen zwischen haupt- und nebensatz aufmerksam. Ist diese bedingung erfüllt, so bezeichnet der relativsatz nur eine gedachte tätigkeit oder eigenschaft. In einer anmerkung citiert der vf. Rolandslied 1960—62 *ne à muillier ne à dame qu'as vëud, ne'n vanteras el regne dunt tu fus, vaillant denier que m'i aies tolut;* der indicativ ist correct, 'da die verneinung des hauptsatzes sich nicht auf den inhalt des nebensatzes erstreckt'[1]. Aus der grossen anzahl der von Quiehl angeführten beispiele seien nur folgende zwei herausgehoben: Alexiuslied (ed. G. Paris) 111, 4 *nul n'en i at qui'n alget malendos, cel n'en i at qui'n report sa dolor,* Rol. 22 *ni ad paien qui un sul mot respundet.* Die von Quiehl angestellten beobachtungen umfassen aber nur die ältesten französischen sprachdenkmäler. Über Chrestien de Troyes liegt uns eine untersuchung von F. Bischoff, 'Der conjunctiv bei Chrestien de Troyes', Halle 1880, vor. Auf s. 83b führt der vf. die unser problem betreffenden relativsätze an, auf s. 104 fgg. finden sich unter dem capitel 'determinierende adverbialsätze im conjunctiv', abteilung b, a, beispiele für consecutive satzverbindungen. F. Perles aufsatz: 'Die negation im altfranzösischen' (Zeitschr. II, 1 fgg. 407 fgg.) enthält nichts hierhergehöriges. Nicht zugänglich war mir Andresens schrift 'Über den einfluss von metrum, assonanz und reim auf die sprache altfranzösischer dichter' (Bonner dissertation, 1874). E. Lobedanz, 'Das französische element in Gotfrieds Tristan', 1878, bespricht die modusverhältnisse nicht. Und gerade von derartigen einzeluntersuchungen könnte man verlangen, dass sie den einfluss französischer syntax auf den deutschen dichter klarlegen; selbst ein nur negatives resultat würde einen schritt nach vorwärts bedeuten[2].

Fürs mittelhochdeutsche erschien eine wichtige abhandlung im ergänzungsbande der Zeitschr. 1874: Holtheuer, 'Der deutsche conjunctiv nach seinem gebrauche in Hartmanns Iwein', s. 140—182[3]. Vor diese abhandlung fällt ein aufsatz

1) Doch bietet O, die Oxforder handschrift, *quaies vëud!*

2) Anbei die mir bekannte, unser problem betreffende litteratur: J. Cratz, Die nebensätze im Hildesheimer Alexiuslied, diss., Kiel 1902; Ebering, Syntaktische studien zu Froissart (Zs. f. rom. phil. V); Eckhardt, Über sprache und grammatik Clement Marots (Herrig, Arch. XXIX); Gräfenberg, Beiträge zur franz. syntax des XVI. jh., Erlangen 1855; Grosse, Syntaktische studien zu Jean Calvin (Herrigs Arch. LXI, Zs. f. nfz. spr. u. litt. XI); Haase, Zur syntax R. Garniers (Frz. stud. V); Kowalski, Der conjunctiv bei Wace, Breslau, diss. 1882; H. Krollick, Über den conjunctiv bei Ville-Hardouin, Greifswald 1877; R. Nebling, Der subjonctif bei Joinville, Kiel 1879; H. W. Philp, Le subjonctif et les grammairiens français du XVI[e] siècle, Upsala 1895; A. Roeschen, Der syntactische gebrauch der negation bei Ville-Hardouin, Giessen. diss. 1884; Schäffler, Grammatische abhandlung über Rabelais (Herrigs Arch. XXXV); Spohn, Über den conjunctiv im altfranzösischen (Wissensch. beilage des gymn. Schrimm 1882); Th. Svenonius, Om bruket af subjonctif hos Chrestien de Troyes, Upsala 1880; M. Trautmann, Die bildung der tempora und modi in der Chanson de Roland; Halle, diss. 1871; J. Vogels, Der synt. gebrauch der tempora und modi bei P. de Larivey (rec. Zs. f. fz. sp. u. litt. III, 587); W. Weissgerber, Der conjunctiv bei den franz. prosaikern des 16. jh. (Zs. f. nf. sp. u. litt. VIII, 273).

3) Zuerst habe ich unser problem in K. F. Beckers 'Ausführlicher deutscher grammatik' 1837, II, 87. 80 erwähnt gefunden.

von W. E. Lidforss in Upsala Universitets Årskrift 1862: Beiträge zur kenntnis von dem gebrauch des conjunctivs im deutschen [vgl. für substantivsätze s. 27—30, für consecutivsätze s. 33—34, für relativsätze 39—40]. Lidforss hat als grundlage für seine untersuchung das Nibelungenlied, Walther v. d. Vogelweide, Hartmann von Aue, Vrîdank verwendet. Wenngleich das von L. verzeichnete material ungemein dürftig und unvollständig ist, so muss ich doch diese schrift wegen eines bedeutsamen gesichtspunktes erwähnen. Der vf. weist darauf hin, dass der gebrauch des conjunctivs in den germanischen sprachen abnimmt und dass an seine stelle der indicativ tritt. Ludw. Bock legt in seiner gleich zu nennenden untersuchung diesen gedanken dem zweiten teil seiner schrift zugrunde. Im jahre 1877 hat Karl Peters in seinen 'Studien zur mittelhochdeutschen syntax, I. teil' die syntax des object- und subjectsatzes mit besonderer berücksichtigung der dichtungen Hartmanns von Aue untersucht; cap. VII ist unserer frage gewidmet. Einzelne beispiele aus autoren der sprache des XII. und XIII. jahrhunderts sind auch zusammengetragen worden, so von Ludwig Bock in seiner untersuchung 'Über einige fälle des conjunctivs im mittelhochdeutschen' Strassb. 1878. Uns wird besonders der zweite abschnitt (p. 51 fgg.) beschäftigen. Gerade diese arbeit hat anregend gewirkt; eine reihe von einzeluntersuchungen geht auf sie zurück. Leopold Weingartner: 'Die von L. Bock aufgestellten kategorien des conjunctivs im mhd., untersucht an Hartmann von Aue', prgr., Troppau 1881[1]. Im

1) Zu dem von W. allerdings mit reserve aufgenommenen beispiele aus dem Greg. 1279 '*und volge mîner lêre daz dir durch dînen tumben zorn der werke iht werde sô gâch, daz ez dich geriuwe her nâch*' bemerke ich, dass es hätte nicht angeführt werden sollen; denn nach conjunctivischem finalsatze muss an und für sich das verbum des davon abhängigen nebensatzes im conjunctiv stehen. Die Iweinstellen 2126. 3669 u. 6624 haben futurischen, allgemeinen sinn, der conjunctiv würde auch ohne die negation stehen. Beachtenswert sind die verse Erek 411 '*sô vil was dem rîchen man grôzer êren nicht verlân daz er einen kneht mohte hân*' und ebda 2262 *dô was er niht sô rîche daz er volleclîche mohte mit dem guote volziehen sînem muote*'. Ob '*mohte*' in diesen beiden fällen indicativisch zu fassen ist, bleibt dahingestellt: die überlieferung ist eine sehr unzuverlässige. Zahlreicher sind die beispiele für relativsätze. Weingartner citiert 25 fälle, 22 conjunctivische, 3 indicativische; unter den ersteren 5 belegstellen am hilfszeitwort, unter den letzteren 2. Im reim haben die folgenden beispiele die verbalform: I. B. 1680; Erek 3787. 8703. 9447; Greg. 2478. 3622; a. H. 436; Iw. 1032. 1145. 1830. 1842. 3589. 4042. 4074. 4087. 6102. 6724. Futurisch und deshalb auch ohne die negation den conjunctiv verlangend, ist vers 496 a. H.: *wir gewinnen niemer mêre deheinen herren alsô guot der uns tuo.* Interessant sind die beiden Iweinstellen v. 1830 und 1842. Es ist eine leise verschiedenheit in der bedeutung zwischen den beiden beispielen wahrzunehmen: v. 1830 *enist dâ niemen der in wert* [*: behert*]; ich fasse diesen relativsatz als attribut zu *niemen* auf: 'kein verteidiger'. Der nebensatz ist nicht in die negationssphäre des hauptsatzes einbezogen. Anders verhält es sich vers 1842: *enist dan niemen der in wer* [*: her*], *so ist iuwer êre verlorn.* Der nebensatz ist conditional: 'wenn ihn niemand verteidigen wird, so . . .' Der conjunctiv des verbums ist selbstverständlich. Es ist mir aufgefallen, dass der indicativ am einfachen zeitworte bei Hartmann an keiner stelle vorkommt (Iw. 1830 gehört nicht hierher) gegenüber sieben conjunctivischen. Am hilfszeitwort bezeichnet Weingartner zwei fälle und zwar Erek 3077 *dô was aber niemen der sich des mohte verstân wie sîn gemüete was getân*

jahre 1884 erschien von Hubert Roetteken eine abhandlung 'Über die hypothetischen und relativen satzverbindungen bei Berthold von Regensburg' (QF. XLIII)[1]. Aus demselben jahre besitzen wir eine wertvolle monographie 'Über den modusgebrauch in mittelhochdeutschen relativsätzen' von F. Ullsperger, abgedruckt in den jahresberichten des gymnasiums zu Smichov 1884—86; wichtig für uns ist besonders § 21. 22. Erdmann urteilt im 12. band des Anz. f. d. altert. 353 folgendermassen über diese arbeit: 'im allgemeinen ersieht man aus Ullspergers arbeit sowol die feinheit als die freiheit des mhd. sprachgebrauches'. Hierher gehören auch Erdmanns 'Grundzüge der deutschen syntax', 1886, I, p. 157 fgg., §§ 192. 193. Walther v. d. Vogelweide hat zum gegenstande einer untersuchung unser thema betreffend gemacht: Jos. Knepper, 'Tempora und modi bei W. v. d. V.', diss., Lingen 1889. Eine systematisch geordnete abhandlung bietet H. Goehl, 'Die modi in den werken Wolframs von Eschenbach, diss. 1899. Ferner hat unser problem R. Neuse in seiner dissertation 'Über tempora und modi bei Nicolaus von Strassburg' behandelt, 1892. Zwei jahre

(vgl. Erek 411. 2262) und ebda 8703 *ich sage iu daz dar umbe mûre noch grabe gie, noch in dehein zûn umbe vie, weder wazzer noch hac, noch iht daz man begrîfen mac* [*: hac*]. Im Iwein und den anderen späteren werken Hartmanns, im Gregorius, im armen Heinrich findet sich kein beispiel dafür. Seltsam ist es auch, dass sich gerade nur im Erek bei den folgesätzen zwei belege für den indicativ [v. 411. 2262?] finden. Im Iwein wider nichts davon! Und so kann man auch das vorkommen des indicativs nach negation im Erek, das gänzliche fehlen dieser erscheinung — wenigstens für das hilfszeitwort — im Iwein und den anderen reiferen werken Hartmanns als kleinen beitrag zur chronologie seiner werke ansehen. Allerdings haben wir da mit zwei hindernissen zu rechnen: das erste ist die späte und unzuverlässige überlieferung des Erek, und das zweite, dass es sich um nur wenige beispiele handelt. Eine untersuchung dieses problems an allen anderen satzkategorien bei Hartmann dürfte vielleicht zeigen, dass dieser dichter im Erek noch modusformen bei negativer antecedenz gebraucht, die er sich in den späteren werken, im Iwein, nicht mehr erlaubte.

1) R. verweist auf 411, 10 *sô ist niendert dehein mensche vor mînen ougen daz kristennamen habe*, dazu 455, 7 *der wil er rehte von nieman gerâten, der kristennamen hât.* Er sagt, dass 411, 10 die conjunctivform *habe* nach der allgemeinen analogie stehe. Mit dieser begründung wäre ich nicht zufrieden; ich fasse die stelle so auf: *swie vil ir stricke und ir liste noch sî, wellet ir iuch genzliche vor disen vier stricken hüeten unz an iuwern tôt, sô ist niendert dehein mensche vor mînen ougen daz kristennamen habe daz ez iemer verlorn werde, ist daz er iuch niwan vor disen vier stricken behüeten wellet.* Das ganze satzgefüge ist bedingt; derjenige erst wird ein (rechter) christ sein, der sich bemüht die vier nachstellungen zu meiden. Anders ist die sachlage 455, 7: 'diese drei (lehren 455, 5) möchte gott bei keinem menschen, der (schon) christ ist, entbehren'. Die negation des übergeordneten satzes bezieht sich nicht auf den relativsatz, infolgedessen auch der indicativ! Wenn Roetteken von einer strengen regel spricht, die in den zwei fällen 59, 28 und 273, 26 durchbrochen wird, so ist er in dieser hinsicht zu weit gegangen; er hat bei weitem nicht alle beispiele für relativsätze aus Berthold von Regensburg gesammelt. Schon Ullsperger widerspricht jener behauptung Roettekens (p. 19). Beide relativsätze drücken eine tatsache aus, derentwegen der modus der bestimmten aussage, der indicativ, steht.

später erschien Star Willard Cuttings 'Der conjunctiv bei Hartmann von Aue', Germanic studies (ed. von der universität Chicago 1884), vgl. s. 35 fgg. Mit Berthold von Regensburg hat sich John Kjederquist beschäftigt: 'Über den gebrauch des conjunctivs bei B. v. Regensburg' 1, Lund 1886. Endlich Emerich Pantl mit seiner untersuchung des modusgebrauches in den schriften Meister Eckarts: 'Die von Ludwig Bock aufgestellten regeln über den gebrauch des conjunctivs im mhd. untersucht an den schriften Meister Eckarts', in 2 teilen; für unser problem kommt der 2. teil in betracht (programm des gymn. Freistadt in O.-Österr. 1902, s. 12 fgg.)[1]

1) Der vf. findet unter anderem (s. 12 oben) den indicativ 297, 13 seltsam; die stelle lautet: *ez ist unmüglich, daz in der natûre zwêne vater sint*, d. h. es darf niemals sein, dass in der natur zwei (gott)vater sind (auch nhd. indicativ) und bestärkend fügt Eckart z. 14 hinzu: *ez muoz iemer ein vater sîn in der natûre.* Das vorkommen zweier (gott)vater wird innerhalb der natur geleugnet, der conjunctiv wäre am richtigen orte. In dieser vermutung bestärkte mich folgende erwägung: für unsere stelle findet sich keine textvariante; doch führt Pantl selbst folgende gleichwertige fälle an: 12, 39. 58, 32. 102, 26. 117, 19. 321, 12. 422, 36. 439, 26. 652, 20. 657, 6 und S XIII, 15. Ist es da leicht denkbar, dass gerade in einem beispiele (297, 13) der prediger von seinem syntaktischen gebrauche abgewichen wäre? Mir scheint dies nicht der fall zu sein, ich denke eher an ein textverderbnis, ein verschreiben des conjuctivs *sîn* in *sint* ist nichts unmögliches. — Die relativsätze behandelt Pantl auf s. 17 fgg. Die bedenken, welche er über die belegstellen 365, 18. 557, 22. 650, 11. 416, 24 auf p. 18 und über 31, 8. 211, 15. 486, 4. 501, 21. 317, 11. 92, 28. 230, 8. S IV, 39 auf der folgenden seite äussert, sind gerechtfertigt; ich habe auch deshalb diese fälle nicht für das resultat verwendet; dieses gestaltet sich nach ausscheidung obiger beispiele folgendermassen: am blossen verbum erscheint der conjunctiv des präsens 35 mal, der des präteritums in 3 fällen, nach einem präsens erscheint letzteres einmal. Für den conjunctiv mit partikel bietet Meister Eckart eine belegstelle. Der indicativ des verbums erscheint an 6 stellen. Beim hilfszeitwort gestalten sich die verhältnisse folgendermassen: conjunctiv des präsens in 9 beispielen, dreimal finden wir den conjunctiv des präteritums; dagegen nur einen indicativischen fall. Somit stehen 59 fällen mit dem conjunctiv 7 indicativische entgegen (ungefähr 8 : 1). Den vergleich, den Pantl mit dem modusgebrauch bei Hartmann an dem von Weingartner gefundenen resultate anstellt, erachte ich als nicht zutreffend: ein dichter höfischer ritterepen um 1200 und ein prediger ein jahrhundert später! Dazu kommt noch der umstand: Hartmann von Aue, der so grosse sorgfalt auf die reinheit der reime verwendet — und gerade der reim bietet für syntaktische untersuchungen dieser art eine wichtige stütze — ist uns in textkritischen ausgaben zugänglich; nicht so der text Meister Eckarts: Pfeiffers ausgabe im 2. band der Mystiker des XIV. jh. hat keinen kritischen apparat; zu den von Sievers im XV. bande der Zs. f. d. altert. abgedruckten predigten Eckarts sind die lesarten verzeichnet. — In den bereich dieser untersuchung gehören nicht mehr 1. Karl Stolzes dissertation: Der zusammengesetzte satz im Ackermann aus Böhmen. Ein beitrag zur mhd. syntax, Bonn 1888. Über relativsätze handelt der vf. s. 75. 76; die unser problem betreffenden substantivsätze werden s. 78, b besprochen, die consecutiven satzverbindungen s. 81, A. 2. Tobias Dickhoffs schrift 'Über den zusammengesetzten satz im Reinke de Vos', diss., Leipzig 1899; s. 30, § 22 sagt der vf.: ...'in den relativsätzen sind im Reinke die modi im haupt- und nebensatz voneinander vollständig unabhängig'. Zu demselben

So sehr auch L. Bocks untersuchung als anregende, die feinheit der mhd. ausdrucksweise entwickelnde arbeit zu loben ist, so ist sie es doch weniger, wenn man Bocks 'gesetze' an einzelnen autoren prüft, d. h. wenn der untersuchende sich nicht mehr begnügt, ein und das andere beispiel aus einem dichter des 12. und 13. jh. anzuführen, sich nicht begnügt, zu sagen, 'der conjunctiv steht mit, ohne partikel, doch kommt auch der indicativ vor', sondern wenn der prüfende sagt: bei diesem dichter, in diesem werke finden wir unter gleichen bedingungen (verbum finitum, auxiliar, reimstelle) so und so viele fälle, welche conjunctivische formen haben, so und so viele, die das gegenteil aufweisen: dann wird eben oft die schönste syntaktische regel, die sich aus den belegen einzelner stellen mhd. autoren ziehen liesse, zu nichte. Und gerade auf das vorkommen des indicativs müssen wir besondere aufmerksamkeit legen. Von da aus lässt sich ein urteil über den modusgebrauch bilden[1].

Gegenüber der von H. Wunderlich (Zeitschrift 31. 411) geäusserten ansicht, dass modi, die in der reimstelle stehen, schon für die zeit Hartmanns in bestimmten fällen keine beweisgiltigen zeugen mehr sind, habe ich gerade den durch den reim gestützten verbalformen grösseren wert als denen im versinneren beigelegt. Denn wie vermag man verbalformen z. b. im inneren der verse von Hartmanns Erek bedeutung beizulegen, wenn man die späte überlieferung (anfang d. 16. jh.) berücksichtigt? Hartmann von Aue, Gotfried von Strassburg und nicht minder Wolfram von Eschenbach beherrschten die sprache in einem masse, dass man von schwierigkeiten, die ihnen der reim verursacht hätte, nicht ernstlich reden kann[2].

resultate ist D. auch in bezug auf die substantivsätze (p. 58, § 68) und consecutivsätze (p. 86, § 89) gekommen. 3. Werner Cordes abhandlung 'Über den zusammengesetzten satz bei Nicolaus von Basel', 1889.

1) Betrachten wir nun von diesem standpunkte aus L. Bocks schrift (§§ 18—21), so bringt er z. b. (s. 63) für den conjunctiv mit und ohne partikel, bei hilfsverben im ganzen drei beispiele aus dem Parzival, für den indicativ gar keins, aus anderen mhd. autoren ungefähr 20 — und der Parzival allein umfasst ca. 24000 verse. Vollkommen stimme ich deshalb dem urteile Khulls (Zs. f. d. realschulw. 7, 377) bei: 'Dass diese aufstellungen mit der strenge und entschiedenheit, wie sie Bock erkannt zu haben glaubt, keineswegs zu halten sind, zeigt Weingartner in einem concreten falle an Hartmann von Aue'.

2) Ich habe zu jeder modusform in der reimstelle das reimwort in klammern gesetzt, z. b. Wig. 124, 7 *ouch ist dehein gesmîde daz den wurm snîde* [*: gesmîde*]. — L. Jensen bringt in seiner dissertation 'Über den Stricker als bîspel-dichter 1885' nichts über die modusverhältnisse, obwol er auf s. 108—112 über den reimgebrauch beim Stricker handelt. Dasselbe gilt von K. Borchling, 'Der jüngere Titurel und sein

Die negation kann auf verschiedene weise ausgedrückt werden:

1. Durch *ne (en, n')*.

2. Durch das präfix *un* — sowol beim particip als auch beim adjectiv und adverb (Mære v. d. sperw. 272 *nu wart dar nâch unlanc, daz er kom dort her geriten*).

3. Durch verstärkung: *α*) die negation ist zwei- oder dreimal gesetzt, ohne dass sich die negationen wechselseitig aufheben (Freid. 37, 20 *nie kein sünde wart sô grôz, sin habe mit riuwe widerstôz*). Es fehlt auch nicht an beispielen mit dreifacher negationspartikel: dabei kann man aber beobachten, wie einzelne hss. nur zwei negationen gelten lassen (Wig. 155, 19 *sin ist nie sô ungehiure ichn welle* . . ., die hs. C überliefert '*si*', tilgt aber '*nie*'); *β*) die negation wird durch positive begriffe verstärkt, die den begriff des nichtigen, geringen enthalten (Grimm, Gr. III, 727—34; Zingerle, Wiener sitzungsber. 39, 414).

4. Auch die formen der litotes sind zu berücksichtigen: *wênec, lützel, selten, vil selten, nicht vil* u. s. w. (Nib. 124, 8 *in sach vil lützel iemen der im wære gehaz;* Zweter 207, 7 *man vint in aber selten, der die vrist mit dienste welle gelten;* Wig. 79, 12).

5. Schliesslich verweise ich auf eine gruppe von negativen ausdrücken wie: 'es ist unleugbar, es ist eine lüge, es ist unvermeidlich' (z. b. Trist. 293, 3 *ez hât diu werlt vür eine lüge daz iemer unart garten müge;* Freidank 149, 24 *daz der babest nicht gesünden müge, swer des giht, daz ist eine lüge*).

6. Negative frage (z. b. Nib. 2110, 2 *wâ sâht ir ie durch suone sô manegen helt gân mit ûf gebunden helmen, die trüegen swert enhant?*).

Wie immer auch die negation im übergeordneten satze ausgedrückt sein mag, es lässt sich kein unterschied in bezug auf den modusgebrauch im nebensatze wahrnehmen.

Was die anordnung der belege betrifft, so mögen die von Ullsperger (§§ 21. 22) aufgestellten kategorien für die relativsätze praktisch sein, das schema genügt nicht für alle fälle[1]. Neben Ullspergers ein-

verhältnis zu Wolfram von Eschenbach'; s. 110 bespricht der vf. Albrechts abhängigkeit von Wolfram in sprache und stil; cap. I 'metrisches' berührt nicht den modusgebrauch. Nicht zugänglich war mir W. Hofmanns 'Der einfluss des reims auf die sprache Wolframs, diss. 1894.

1) Vgl. Wunderlichs einteilung der relativsätze (Beiträge zur syntax des Notkerschen Boethius, s. 88). Der verfasser unterscheidet 1. solche, die sich auf einen gegebenen einzelnen gegenstand beziehen, dem sie eine eigenschaft beilegen; dieser

teilungsprincip lag es nahe, an die tabellen Goehls zu denken. Allein wir können aus diesen tabellen nicht ersehen, ob die betreffende belegstelle das verbum in der reimstelle hat und wir erfahren auch nichts von textvarianten (O. Behaghel, Litteraturbl. 1891, 188). Eine wesentlich verschiedene anordnung des stoffes gegenüber den hier genannten schriften unternimmt Werner Cordes in seiner untersuchung 'Über den zusammengesetzten satz bei Nicolaus von Basel' 1889, insofern er vom materiellen gesichtspunkte ausgeht; dem vf. kommt es nicht auf die function der einzelnen elemente an, sondern auf den formalen ausdruck derselben. O. Behaghel (Litteraturbl. 1891, 222) deckt die mängel dieser anordnung auf.

Auch den gedanken, die 'consecutio temporum' als einteilungsprincip zugrunde zu legen, habe ich aufgegeben; und zwar, weil die regelung in der zeitfolge eine sehr mannigfache ist[1]. Ich erachte es für richtiger, die äussere anordnung der belegstellen nach der zeitstufe der verbalformen des untergeordneten satzes zu treffen. In den einzelnen unterabteilungen werden zunächst die beispiele für das einfache verbum, dann für das hilfszeitwort angeführt; dabei gehen jedoch stets die reimformen voraus. Es folgt die beobachtung textkritischer varianten.

Bevor ich mich zur besprechung der einzelnen satzarten wende, betone ich, dass der conjunctiv im nebensatz nicht nur durch die im übergeordneten satze wirkende negation bedingt ist, sondern durch eine reihe von umständen, die den conjunctiv schon allein verlangen; hierher gehören auch jene fälle, in denen sowol indicativ als conjunctiv im nebensatze bei gewissen verben im hauptsatze stehen kann (vgl. Paul, Mhd. gram.[5] §§ 359. 362. 364. 367). Diese art von belegstellen nenne ich der kürze halber 'syntaktisch-neutrale' zum unterschiede von solchen, an deren verbalform man nicht erkennen kann, ob sie conjunctivisch oder indicativisch gemeint sind: formell-neutrale[2].

gegenstand mag person, sache oder begriff sein; 2. solche, die sich auf eines oder mehrere glieder aus einer unbestimmten anzahl von personen, sachen oder begriffen beziehen, denen durch die aussage des relativsatzes erst ihr wesen, oder besser ihr gemeinsames kennzeichen beigelegt wird. Letztere sind mit dem bezugssatze weit enger verbunden als die ersteren. Leider bin ich auf diese anordnung erst zu einer zeit gestossen als meine arbeit beinahe beendet war.

1) Behaghel, Der gebrauch der zeitformen im conjunctivischen nebensatz des deutschen 1899, § 5—15. Miklosich, Vergleichende grammatik der slav. sprachen IV, 769.

2) Es kann auch vorkommen, dass beispiele sowol syntaktisch als auch formell-neutral sind.

α) Syntaktische neutralität.

1. Substantivsätze.

M. v. Crâûn 513 *ditz ist ein ungeloube daz ich mich trôstes roube.*

Parz. 12, 24 *durch sîne zuht er nie gewuoc daz si z tæten umbe reht.* 5, 17. 134, 20. 135, 25. 138, 3. 225, 19. 252, 14. 343, 1. 385, 28. 443, 16. 509, 15. 545, 20. 554, 4. 584, 22. 667, 25. 677, 5. 701, 24. 790, 26. 798, 24.

Tit. 100, 4 *des'n mag ich dîner stæte nicht getrûwen, daz du sô wanklichen unbildest.* 210, 2.

Trist. 21, 14 *ine wil niht daz ir mir haz oder argen willen traget.* 24, 38. 39, 7. 53, 11. 96, 31. 119, 8. 172, 6. 190, 16[1]. 199, 19. 208, 39. 212, 15. 215, 3. 220, 39. 244, 18. 264, 7. 285, 40. 299, 34. 327, 3. 338, 7. 343, 15. 21. 346, 3. 354, 19. 373, 31. 392, 30. 406, 29. 411, 31. 423, 13. 453, 34.

Wigal. 32, 31 *im was daz leider unerkant daz niemen mohte in daz lant ân des küniges geleite komen.* 32, 9. 87, 1. 97, 36. 113, 27. 148, 11. [104, 29. 167, 2]. 183, 18. 233, 2.

Âmîs 2258 *der rede wirt er nimmer sat, daz ich im sîn guot wider gebe.*

Bloch 139 *mich enlustet niht daz ich si sehe.* 335.

von Wildonie 200 *wes si dâ pflâgen, des ist unnôt, daz ich daz ie man tuo bekant.* 260.

G. Gerh. 360 .... *daz mir niht gezimt daz ich sî fürbaz nenne.* 543. 2979. 4920. 5376. 6625.

Zweter 50, 5 *dâ kan ich niht gedenken, daz silber, golt unt edel gestein der zweier vröude vergulte ...*

Winsbekin 14, 3 *es ahtent nicht die sinne mîn daz im von wârheit sî alsô.*

Freidank 48, 1 *nieman sol des haben muot daz wuocher roup verstolen guot gote sî genæme.* 48, 15. 8, 12. 52, 14. 57, 20. 91, 8. 101, 25. 126, 25. 171, 13.

Nib. 59, 1 *des en ist mir niht ze muote, daz mir sülen ze Rîne recken volgen mit ...* 293, 3. 1048, 4. 2062, 2. 2087, 3.

Gudrun 127, 3 *ez möhten unser tûsent nimmer hân getân, daz wirs erslagen hæten.* 794, 3. 904, 1. 1406, 4.

Konr. v. Würzburg: Weltlohn 108. Otte 235 *daz ich niht muotes hân dar zuo, daz ich iu keine gnâde tuo.* 469. Gold. schm. 318. 870. 880. 1206. 1510. Herzm. 507. Schwanr. 367. Engelh. 148 *ob ich niht erwerben kan daz man ir welle*

1) Vgl. zu letzterem beispiele L. Bock § 13: 'Wie ganz verschieden aber dieser conjunctiv [nämlich nach negativer antecedenz] von dem nach dem positiven '*ez ist site*' stehenden ist, erhellt sofort daraus, dass wir den nach dem negierten begriffe stehenden auch im nhd. noch haben, während der andere uns fremd geworden ist'. Ich kann mich aber nicht davon überzeugen. In der Tristanstelle (*'so enist ez ouch nicht spiles site daz manz deheine wîle tuo* [: zuo]') kann man im nhd. ohne bedenken den indicativ setzen; gerade in solchen präsentischen fällen hat der indicativ bedeutend an gebiet gewonnen (vgl. Wustmann, Allerhand sprachdummheiten[3], s. 140). Im frühneuhochdeutschen lässt sich vielleicht Bocks annahme durchführen, in dieser zeit ist der conjunctiv noch viel gebräuchlicher: während Luther, Joh. 9, 32 schreibt *von der welt an ist es nicht erhört, dass jemand einem gebornen blinden die augen aufgetan habe*, finden wir bei Leander van Ess (1889) ebda: *seit menschengedenken ist es nicht erhört, dass jemand einen blindgebornen sehend gemacht* [*hat*, ebda vers 30].

ruochen. 1462. 1480. 1530. 1693. 2052. 3763. 3792. 4106. 5203. 5850. 6046. 6174. 6365.

Alexius 556. 866. 1142 *daz uns von dir nie wart geseit daz du wær unser kint.* 1197. 1284.

Dav. v. Augsburg 332, 9 *daz dûhte sie sô gar unbillich, daz sie sich joch ze vil grôzen sündæren ahten ....*

Öster. reimchr. 398 *ich wæn vil selten in daz gerou, daz er des prinzen tohter het.* 486. 1226. 1966. 9793. 9841. 9883. 10109. 23801.

2. Consecutivsätze.

Tit. 128, 2 *sîn edelkeit, sîn kiusche getörst' doch nimer genendn an die getürste, daz sîn jugent nâch dîner minne spræche.*

Trist. 155, 34. 158, 14. 471, 31 *der bedörfte er nie sô sêre daz sir tugent und ir êre vil verre an ime bedæhten.*

Âmîs 1732 *daz alliu tiutschiu erde deheinen man sô rîchen hæte der mich ir âne tæte.*

Neifen 51, 22 *ez enwende ir güete alsô daz ir güete trœste ..*

Konr. v. Würzburg: Alexius 1228 *ich armiu sol ze keiner vrist vinden alsô rîchen trôst daz von sorgen werde erlôst ...* G. schm. 1186.

3. Relativsätze.

M. v. Crâûn 331 *wan des muote nieman der nû lebe.*

Parz. 116, 22 *ich wæne ir nu vil wênic lebe, die junc der erden rîhtuom liezen ...* 481, 25. 718, 10. 771, 15. 824, 17. Tit. 78, 2.

Trist. 117, 19 *daz ich nicht kan gereden dar abe, da von kein herze vröude habe.* 118, 16. 193, 20. 322, 5. 365, 26. 423, 32. 427, 16. 442, 30.

Wig. 124, 6 *niht ist daz dâvor gewer.* 168, 11. 202, 36. Âmîs 1113.

G. Gerh. 1931 *und wizzest âne valschen wân daz mir niemen ist erkant über elliu heidenischiu lant dem ich sî gæbe âne bant ..*

Zweter 52, 6 *daz dû mit rede iht machest, dâ von ir herze gewinne swæren muot.*

Nib. 2136, 2 *ez wirt iwer gelîche deheiner nimmer mêr, der ellenden recken sô hêrlîchen gebe.*

Dav. v. Augsb. 362, 37 ... *unde daz nimmer mêr an in des niht enwirt, daz dir missevalle.* 362, 38. 329, 27.

Konr. v. Würzburg: Herzem. 416 *daz man enbîzen niemer sol dekeiner slahte spîse diu sî gemaht.* Engelh. 200 *daz er gehœret nimmer mê kein mære dâ von er bestê.* 1565. 2091. 3753. 3796. Schwanr. 712. 606. 652. Diu halbe bir 213.

Öst. reimchr. 23853 *ouch wær dâ niemen rehte kunt, der des möhte gejehen ...*

β) Formelle neutralität.

1. Substantivsätze.

M. v. Crâûn 513.

Parz. 138, 2 *doch wesse der unverzagte niht daz man in jagte.* 385, 26. Tit. 100, 4.

Trist. 21, 14 *ine wil niht daz ir mir haz oder argen willen traget.* 119, 8. 212, 15. 244, 18. 285, 40. 338, 7. 343, 21. 354, 19. 373, 31. 423, 13.

Wig. 87, 1 *iedoch hêt sî deheinen trôst daz ir frouwe wurde erlôst.* 97, 36. 164, 29. 167, 2.

Âmîs 2258. Bloch 139. 335.

G. Gerh. 360 *daz mir niht gezimt daz ich si fürbaz nenne.* 4920.

Nib. 2063, 2 *daz möhte nimmer wesen daz ir deheiner lebte.*

Konr. v. Würzburg: Herzem. 506 *ob ich gedæhte daran, daz der vil tugenthafte man sante mir sîn herze tôt.* Engelh. 1462.

Öst. reimchr. 9793 *nû was der kunic sô gemuot, daz er des niht enwolde, daz iemen widerreden solde.* 9883. 9897. 10577. 23801.

2. Consecutivsätze.

Trist. 161, 38 *mîn ist hie nu niht alse vil, daz ich ze lantstrîte iht gewerlîche rîte.* 158, 14.

Freid. 76, 24 *son weiz ich keinen rîchen man, daz ich sîn guot und sînen muot wolte haben ....*

3. Relativsätze.

Parz. 153, 26 *daz niemen dinne wære der tjostierens gerte.* 589, 27. 766, 26. Tit. 78, 2.

Trist. 99, 21 *und ersach niht, des er wolde.* 101, 7. 272, 20. 333, 13. 398, 6.

Dav. v. Augsb. 353, 24 *ob got deheine sünde an uns wizze, der wir niht reht erkennen.* 333, 9. 329, 7. 341, 32.

Konr. v. Würzburg: Engelh. 1448.

Öst. reimchr. 1078 *dâ von daz er niemen het, der in darumbe buozte.* 24291.

I. Substantivsätze.

Schon o. s. 91 haben wir betont, dass neben dem conjunctiv auch der indicativ im nebensatze vorkommt. Eine bestimmte regel lässt sich im voraus nicht feststellen, wol aber dies, dass, sobald der inhalt des substantivsatzes etwas tatsächliches enthält, der indicativ eintreten kann: der conjunctiv, wenn der inhalt des nebensatzes durch die negation des hauptsatzes ins gebiet der reinen vorstellung oder der annahme verlegt wird; aber auch schon, wenn sich die negation nicht auf den ganzen nebensatz bezieht, sondern nur ein bestimmtes satzglied, einen bestimmten grad verneint: Trist. 50, 26 *sone geschach ez weder sît noch ê daz ein man unde ein wîp ie mê mit solher liebe ir hêrren zugen,* wo vielmehr nur der grad '*mit solher liebe*' durch die negation besonders hervorgehoben ist.

a) Conjunctiv.

1. prs.

Parz. 323, 10 *ez mac mit rede niht ergên daz hôher prîs geneiget sî* [: *bî*], 'das man hohen ruhm herabzieht'.

Trist. 264, 8 *mîn herze stât mir niht dar zuo, daz ich sîn vriunt gewesen müge* [: *tüge*]. 293, 3 *ez hât diu werlt vür eine lüge, daz iemer unart garten müge* [: *lüge*] (conj. m. partikel). 239, 8 *ine hân ez an dem lîbe noch leider an der krefte niht, daz ich iu mîne geschiht bescheidenlîche müge gesagen.*

Freid. 138, 13 *daz zwên hunde ein bein nagen* [: *sagen*] *ân grînen, hœre ich selten sagen.* 149, 24 *daz der babest niht gesünden müge* [: *lüge*], *swer des giht, daz ist eine lüge.*

Nib. 1421, 1 *son mac ouch sich vrou Kriemhilt bereiten niht dar zuo daz uns durh ir ræte iemen schaden tuo* [*: zuo*].

Dav. v. Augsb. 334, 9 *und enmac doch niht erlîden daz man in versmâhe oder vernihte...*

Konr. v. Würzburg: Herzem. 512 *ez enmac niht langer gesîn, daz ich âne iu eine lebe* [*: swebe*] *und er in dem tôde swebe....* Engelh. 5508 *wan ez nieman ûf erden tuot daz er mit sînes lîbes fruht mich læse von der miselsuht.* 4369 *wan ich der wîle niht enhân daz ich nû müge alhie bestân und ich belîbe langer iht.*

Öst. reimchr. 6 *swie selten daz wirt ersehen, daz mir sô gelinge* [*: dinge*] *daz mich hoflîcher dinge begrüeze ieman.* 10075 *daz ouch mîn bruoder dheine schulde hab an disen sachen, des wil ich in unschuldic machen....*

2. prt.

Parz. 250, 3 *si sprach "ez [ist] widerzæme daz iemen an sich næme* [*: zæme*] *sîne reise in dise waste"* [1]. 458, 3 *mîn herze enpfienc noch nie den kranc daz ich von wer getæte wanc:* 'mich befiel noch nie die schwäche, dass ich gewichen wäre, wo es die verteidigung galt'. Der hier gebrauchte conjunctiv ist im nhd. ebenfalls in verwendung. 705, 25 *ern genam sît nimmer mêre mit rede an sich die êre daz er zwein mannen büte strît...* 'er nahm nie mehr für sich den ruhm in anspruch, dass er es mit zwei männern im kampfe aufnehme'.

Trist. 230, 24 *done mohte im state werden vor vorhten, die er hæte, daz er sô vil getæte* [*: gesæze*, conj.].

Wig. 42, 37 *ezn was dâ vor nie geschehen, daz ie ieman würde ersehen ûf dem selben steine.* 171, 17 *Karrîôz dem was unwert, daz er die tjost hêt* [2] *gewert âne vallen wider in.*

G. Gerh. 6630 *nu enmag ich niht gezîhen mich in herzen noch in muote daz ich iht mê ze guote durch got iemê getæte* [*: stæte*].

Gudr. 324, 2 *daz wunder nie geschach al umbe in den landen, daz ie burgære gæben guot sô ringe.*

b) Indicativ.

1. prs.

Helmbr. 938 *under mînen genôzen ist ez selten geschehen daz ich ze hove hân gesehen....*

Mære v. d. sperw. 236 *ez ist harte unbillich daz man uns iht gebresten lât* [*: hât*].

Freid. 26, 24 *eins dinges hân ich grôzen nît, daz got gelîche weter gît* [*: nît*] *kristen, juden, heiden.* Der indicativ erklärt sich aus der im nebensatz enthaltenen tatsache.

Dav. v. Augsb. 362, 14 *und davon werdent sie nimmer urdrütze, daz sie alle zît iteniuwe gnade enphâhent.*

1) 'Es ist unwahrscheinlich, nicht möglich, dass irgend jemand eine reise in die wüste unternehmen sollte'. Lachmann tilgt *ist* in vers 3, Bartsch wendet aber, wol mit recht, dagegen ein, dass Sigune nicht sagt: 'es wäre unwahrscheinlich, sondern es ist'. Ich schliesse mich der auffassung Bartschs an.

2) Zwierzina, Festschrift für Heinzel, 493 führt folgende fälle an, in denen *'hêt'* bestimmt indicativ ist: 209. 1162. 2659. 3065. 3461. 3738. 5485. 5646. 5702. 6987. 8611; unter diesen befindet sich obiges beispiel nicht.

Konr. v. Würzb.: Alexius 458 *diu rede ist âne lougen daz er bi namen heilec ist* [*: krist*]. 1054 *diu rede ist âne lougen, daz du mir hâst ze herzen vil siufzen unde smerzen gesenket alliu mîniu jâr.*

2. prt.

Parz. 636, 9 *wande ir niht zuo gewuoc daz in unt si ein muoter truoc* [*: gewuoc*] 'denn er (Gawan) liess sie (Itonje) nicht inne werden, dass ihn und sie eine mutter geboren hat'. Der übergeordnete satz enthält '*gewähenen*', ein verbum des mitteilens, der conjunctiv wäre am platze (ebda 12, 24); allein der nebensatz enthält eine tatsache, derentwegen der indicativ erscheint[1].

Trist. 9, 10 *daz aber er ie ze schaden kam* [*: genam*] *dazn kom von arkheite nicht.* Auffällig an dieser stelle ist, dass der untergeordnete satz dem hauptsatze vorangeht und zwar im indicativ des verbums[2]. 50, 26 *sone geschach ez weder sît noch ê daz ein man unde ein wîp ie mê mit solher liebe ir hêrren zugen* [*: mugen*][3]. 458, 11 *nune was ouch daz sô schiere nie, daz Marke von dem bette gie und harte unverre was dervan*[4]. 175, 3 *ern liez im nie die state geschehen, daz er vor slegen moht (?) ûf gesehen.*

Wig. 170, 34 *und was im daz vil ungemach daz er disen rîter sach* [*: gemach*] . . . .

Mære v. d. sperw. 272 *nu wart dar nach unlanc, daz er kom dort her geriten* . . . . .

Freid. 8, 14 *nieman daz für wunder habe, daz krist erstuont von dem grabe.* Dieses beispiel ist insofern bemerkenswert, als nach dem imperativischen *habe* der indicativ des präteritums steht. Der grund ist leicht einzusehen: 'niemand soll es für ein wunder ansehen, dass Christus erstanden ist'.

Konr. v. Würzb.: Engelh. 5080 *dar nâch sô was vil harte unlanc daz der künic reine starp* [*: erwarp*] *und Engelhard die krône erwarp* [*: starp*] *und des rîches stuol besaz* [*: daz*].

Öst. reimchr. 9955 *unlange wart darnâch gebiten, daz der kunic sant her ze Stîre in daz lant und enbôt den herren friunden daz* . . . .

1) Schon aus Notkers Boethius sind uns zwei fälle (24^b 4; 35^a 31) belegt, Wunderlich, Beiträge zur synt. d. N. Boethius, s. 107.

2) Ich möchte bei dieser gelegenheit auf eine vermutung von Lidforss (s. 39) aufmerksam machen; derselbe schreibt: 'Es scheint somit, als wäre der conjunctiv im nebensatze beharrlicher, wenn dieser dem hauptsatze vorangeht'; und weiter unten: 'Selten findet sich in dieser stellung der indicativ'. Lidforss hat seine vermutung auf beispiele aus den Nibel., Freidank u. a. gestützt und zwar für fragesätze. Diesen gedanken habe ich aufgenommen und für substantiv- und relativsätze im ganzen fünf belege gefunden, conjunctivisch: Freid. 138, 13. 149, 24; Öst. reimchr. 10075; Engelh. 5888; indicativisch: Tristan 9, 10. 445, 20. Conjunctiv und indicativ stehen im verhältnisse 2 : 1. Eine bevorzugung eines der beiden modi liegt unter den wenigen beispielen dieser art nicht vor.

3) Ob die form mit *u* sicher indicativisch ist, ist fraglich, vgl. Kraus, Festschrift für Heinzel, 119.

4) Nicht hierher gehört 141, 6 *unlange und vil schiere ez wart, daz er ze Britanje kam* [*: nam*], da das negative *unlange* durch den folgenden positiven ausdruck aufgenommen wird, so dass der hauptsatz positiv wird.

Der übersicht halber fasse ich das ergebnis in einer tabelle zusammen:

	einfaches verbum:								hilfszeitwort:					
	im conj.		im c. m. p.		im ind.		im ind. m. p.		im conj.		im c. m. p.		im ind.	
	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.
Parz. . . .	323,10	250,3 458,3 705,27	—	—	—	636,9	—	—	—	—	—	—	—	—
Trist. . . .	—	230,24	—	—	—	9,10 458,11	—	50,26 (?)	239,8 264,8	—	293,3	—	—	175,3 (?)
Wig.. . . .	—	171,17	—	42,37	—	170,34	—	—	—	—	—	—	—	—
Helmbr.. .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	938	—
Maere v. d. sperw. .	—	—	—	—	—	272	236	—	—	—	—	—	—	—
G. Gerh.. .	—	—	—	6630	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Freid. . . .	138,13	—	—	—	26,24	8,14	—	—	149,24	—	—	—	—	—
Nib.	1421,1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Gudr. . . .	—	—	—	324,2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Dav. v. Augsb. .	334,9	—	—	—	362,14	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Konr. v. W.:														
Herzm. .	512	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Engelh. .	5508	—	—	—	—	5080	—	—	—	—	4369	—	—	—
Alexius .	—	—	—	—	458	—	—	—	—	—	—	—	1054	—
Österr. reimchr.	6	—	—	—	—	9955	—	—	10075	—	—	—	—	—

Summe der conjunctive 21, der indicative 16, verhältnis 4:3.

Wenn wir den modus der hier angeführten belege betrachten, so finden wir, dass unter 37 beispielen 21 conjunctivisch, 16 dagegen indicativisch sind; der conjunctiv mit partikel stellt sich in 4, der indicativ mit partikel (beim einfachen verbum) in 2 fällen ein, beim hilfszeitwort kein indicativischer fall mit partikel. L. Bock sagt (s. 56): 'Indicative in solchen sätzen finden sich vereinzelt'; er citiert z. b. Wh. 310, 12. Dass diese stelle nicht hierher gehört, hat schon Weingartner (s. 31) gezeigt.

Was den conjunctiv selbst anbetrifft, so liegt in den fällen der tabelle der irrealis vor; der inhalt des nebensatzes wird durch die negation im hauptsatze in abrede gestellt; nicht selten finden sich *ie* (für die vergangenheit) und *iemer* (für die zukunft) verstärkend hinzugesetzt. Der indicativ tritt stets dann im nebensatze ein, wenn in letzterem etwas tatsächliches zum ausdrucke kommt.

II. Consecutivsätze.

Als grundlage für diese kategorie gilt das von Erdmann, Otfridsyntax § 271, s. 156, besonders § 272 gesagte. Der conjunctiv steht regelmässig, wenn sich an einen negierten hauptsatz, der mit '*thaz*' eingeleitete folgesatz so anschliesst, dass sein inhalt mit unter der negation des hauptsatzes steht, z. b. IV, 21, 23 '*nist mîn rîchi hinana, thaz ih mih nu biuuerie mit mînes selbes herie*'. Diese regel gilt (nach Erdmann) für die sprache Otfrids consequent; im mhd. aber erleidet sie — wenngleich zunächst nur in der mehrzahl der beispiele am hilfszeitworte '*mugen*' — ausnahmen.

Selten ist nach Erdmanns darstellung (§ 275) der conjunctivische folgesatz nach rein positiver antecedenz: vgl. V, 1, 14 *uns ist fruma hiar gizalt joh segan filu managfalt, sâlida zi lîbe, thaz scado uns hiar ni klîbe*. Der hauptsatz enthält eine in der gegenwart abgeschlossene tatsache und aus dieser fliesst eine für alle zukunft giltige forderung im conjunctiv des verbums; vgl. ferner I, 5, 13. II, 13, 17. V, 20, 41. Im mhd. finden wir relativ weit mehr belegstellen dafür. Wenn L. Bock (s. 59) darauf aufmerksam macht, dass im mhd. wie im ahd. beispiele für den conjunctiv nach positivem hauptsatze vorkommen, jedoch ganz vereinzelt, so ist diese vermutung nur mit vorsicht, so lange nicht eine eingehende untersuchung darüber vorliegt, aufzunehmen; denn aus den 2316 strophen des Nibelungenliedes (nach Lachmann) führt er nur 34, 3 an: *Dô si ze rîter wurden nach ritterlîcher ê*
mit alsô grôzen êren daz wætlich nimmer mêre ergê.

Ohne dass ich das Nib.lied auf diesen fall hin untersucht habe, verzeichne ich folgende, neutrale belegstellen: 174, 3. 231, 3. 805, 1—1146, 2. 1163, 3.

A. Die mit '*daz*' eingeleiteten consecutivsätze.

a) Conjunctiv.

1. prs.

Parz. 637, 12 *mîn kunst mir des niht halbes gibt, ine bin solch küchenmeister niht daz ich die spîse künne sagen.*

Tit. 70, 2 *niemen als künstec lebet, daz er künne ir wunder volprîsen.* [J fügt ein verstärkendes '*sô*' ein]. Die im nebensatz umschriebene person ist nicht wirklich existierend: 'es gibt unter den lebenden überhaupt niemanden, der . . .' Und diese totale negierung wird durch den conjunctiv des verbums ausgedrückt; vgl. Zweter 34, 8 *nieman lebt, der wîp volloben kunne* [*: sunne*] *noch ir lop müge vollen tihten.*

Trist. 176, 16 *ouch enbin ich noch ze solher nôt mit einer wunden niht getriben daz ez allez hier an sî beliben.* 119, 1 *ir rede ist niht alsô gevar* (beschaffen), *daz edele herze iht lache dar.* 260, 24 *und der (gewalt) alsô niht ist getân, daz ich in alsô geüeben müge* [*: tüge*].[1]

1) Dieser consecutivsatz hat stark finale färbung, es könnte vielleicht infolgedessen der conjunctiv auch ohne die negation stehen, vgl. ebda 155, 34. 158, 14. 471, 30.

G. Gerh. 929 *ich hân niht durch got getân sô grôzes daz ich müge hân...*

Freid. 119, 22 *der rîchen leben ist niht sô frî, daz ez gar âne urliuge sî* [*:frî*]. Im nhd. verwenden wir entweder den conjunctiv des präteritums oder auch den indicativ des präsens, hier wol den ersteren, ebenso 106, 18 *nieman alsô rehte tuot daz ez alle liute dunke guot:* 'es steht kein mensch in dieser welt so hoch, dass ich mich neben ihm zu schämen hätte.' 120, 17 *nieman ist sô vollekomen daz er dem wandel sî benomen.* 122, 23 *sô grôziu witze ist niemen bî daz er wizze wier geschaffen sî.*

Nib. 1470, 1 *'ja enist mir', sprach Hagne, 'mîn leben niht sô leit, daz ich mich welle ertrenkén in disen ünden breit.'* Nach negativer antecedenz ist der conjunctiv des verbums, bes. aber des auxiliars verständlich. In diesem falle aber scheint doch noch etwas anderes diesen modus verlangt zu haben: das gesagte ist die ansicht Hagens, der nicht ohne zu ertrinken über die Donaufluten kommen kann und deshalb schiffsleute sucht (1471, 2). Zum ausdrucke dieser subjectivischen ansicht kann im mhd. der conjunctiv stehen. 2165, 2 *dine sint niht sô stæte, daz unser vînde lîp müge des engelten von Rüedegêres hant.*

Dav. v. Augsb. 367, 6 *weder engelisch sin noch menschlîch verstantnüsse mac sich niht alsô hôch erbüren mit sîn selbes maht, daz sie daz lûterlîchen ervinden...*
Indicativ dürfte wol vorliegen 364, 24.

Konr. v. Würzb.: Engelh. 3371 *mîn herze sinnes niht enhât daz ich dir geràten müge* [*:tüge*]. G. schm. 13 *nû bin ich an der künste liden sô meisterlîchen niht bereit daz ich nâch dîner werdekeit der zungen hammer künne* [ADFG f *kunne*] *slahen.*

2. prt.

Trist. 98, 27 *durch Britanje streich er dô sô strîteclîchen und alsô, daz nie kein tac sô langer wart, daz des iht würde gespart.* 276, 26 *da enwas kein alse wîse man ... daz er iemer hæte verjehen, daz....* 489, 32 *und ich iu niht sô mære bin, daz ir mich hætet sît besant und etswaz umbe mîn leben erkant.*

Zweter 207, 4 *der im doch nie sô vil ze dienste wart, daz er im ie gebuge diu knie....*

Nib. 219, 2 *done heten ouch die Sahsen sô hôhe niht gestriten daz man in lobes jæhe....*[1]

Gudr. 590, 2 *wær si aller lande vrouwe, si ist uns sô nâhen bî mit hûse niht gesezzen, daz wir si möhten werben.* Ob nicht der conjunctiv durch die hypothetische färbung der ganzen satzverbindung beeinflusst ist? Hier wie 1260, 2 ist die späte überlieferung der Gudrun zu berücksichtigen. 1260, 2 *wande ich nie gewan deheine gebære, daz man mich möhte schelten* 'da ich mich noch nie so betragen habe, dass.... (nach W. Grimm, ed. Martin).

Konr. v. Würzb.: Schwr. 420 *sô breites noch sô wîtes betwinges wir niht beide hân, daz iu getörste widerstân....*

1) Wenn wir die handschriftliche überlieferung berücksichtigen, so gehört auch 995, 1 her: *dehein kint was sô kleine.... ez muose gên ze opfer* (nach Lachmann); Bartsch setzt mit BD '*daz*' ein, so dass er einen vollständigen consecutivsatz erhält. Über die conjunctionslosen consecutivsätze vgl. Dittmar 'Über die altdeutsche negation 'ne' in abhängigen sätzen', Zeitschr. ergänzungsbd. 1874, 240 fgg.

b) Indicativ.

1. prs.

Trist. 257, 14 *ezn stât nû leider niht alsô daz wir uns mugen* [?] *gerechen.*

Dav. v. Augsb. 364, 24 *doch werdent sie nimmer sô gesunt, daz sie die gotlichen wârheit unde den êwigen brehenden suneglast mit unerschrockem anplicke mugen an gesehen ....*[1]

2. prt.

Trist. 182, 18 *diz gebot und dirre ban der gie vür sich sô sêre, daz niemen keine kêre ze deheiner slahte stunde dâ hin gehaben kunde von kurnevalscher diete, daz er deheine miete mohte gebieten ...* (?). Nicht mehr ist wol mit den folgenden stellen, deren verbalform im inneren des verses steht, anzufangen. 397, 20 *daz zunge nie sô redehaft noch herze nie sô wîse wart, daz sîne schœne und sînen art kunde geschrîben ....* 471, 18 *sine waren niht sô statehaft, daz sie deheinen veltstrît mohten gehaben ze keiner zît.*

Konr. v. Würzb.: Engelh. 2041 *ich wart dar under nie sô balt daz ich iu getorste klagen ....* [im alten druck: *gedurffte*].

Tabellarische übersicht:

	einfaches verbum:						hilfszeitwort:					
	im conj.		im c. m. p.		im ind.		im conj.		im c. m. p.		im ind.	
	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.
Parz. . . .	—	—	—	—	—	—	637,12	—	—	—	—	—
Tit.	—	—	—	—	—	—	70,2	—	—	—	—	—
Trist. . . .	176,16	—	119,1	—	—	—	260,24	489,32	—	98,27	257,14(?)	471,18(?)
										276,26		182,18(?)
												397,20(?)
G. Gerh. .	—	—	—	—	—	—	929	—	—	—	—	—
Zweter. . .	—	—	—	207,4	—	—	—	—	—	—	—	—
Freidank. .	106,18	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	119,22											
	120,17											
	122,23											
Nib.	—	219,2	—	—	—	—	1470,1	951,1	—	—	—	—
							2165,2					
Gudr. . . .	—	—	—	—	—	—	—	590,2(?)	—	—	—	—
								1260,2(?)				
Dav. v. Augsb. .	367,6	—	—	—	—	—	—	—	—	—	364,24	—
Konr.v.W.:												
G. Schm.	—	—	—	—	—	—	13	—	—	—	—	—
Schwr. .	—	—	—	—	—	—	—	420	—	—	—	—
Engelh. .	—	—	—	—	—	—	3371	—	—	—	—	2041

1) Ich habe hier die nicht umgelautete form als indicativ betrachtet; David von Augsburg gebraucht dort, wo über den conjunctivischen character der verbalform kein zweifel ist, die umgelautete: z. b. 336, 32 *dunket aber iemen, daz geistliche vreude niemen haben müge.* 349, 30 *niemen ist sô übel, ern gere daz sîn übele ein deckementelîn müge haben* [nebensatz nach conj. vordersatz].

Es kommen im ganzen 30 beispiele in betracht, unter diesen sind 24 conjunctivisch, 6 indicativisch; in 4 fällen kommt der conjunctiv mit partikel vor. Gegenüber dem althochdeutschen ist das auftreten des indicativs zu betonen, er findet sich nur beim hilfszeitwort und wie es scheint zunächst beim präteritum (4 fälle), allerdings ist die überlieferung etwas unsicher. Das zahlenverhältnis zwischen conjunctiv und indicativ beträgt 4 : 1.

B. Das consecutive verhältnis wird durch einen relativsatz ausgedrückt.

Die zahl der folgesätze ist gering und dazu entsteht bei einigen fällen zweifel, ob sie nicht besser als reine relativsätze zu fassen sind.

a) Conjunctiv.

1. prs.

Parz. 440, 10 *sô trag ich niender den gebere der underswinge mir mîn ê* 'so fasse ich nie einen solchen gedanken, der mir mein recht, ihn als gatten zu betrachten, beeinträchtigen könnte.' Wir haben hier einen potentialis vor uns. 254, 29 *niemen ist sô rîche, der gein mir koste mege hân;* wir übersetzen: kein mensch ist so reich, dass er im vergleich mit dir reichtum besitzt[1]. 749, 5 *nû bin ich leider niht sô wîs, des iwer werdeclîcher prîs mit worten mege gehœhet sîn* ['*des*' steht für einen satz mit '*daz*': dass, dadurch, Bartsch].

Trist. 389, 10 *iust aber allen wol erkant daz niemen alsô sælic ist, der al der werlde und alle vrist sô wol ze willen müge geleben . . .*

Wig. 202, 24 *wâ ist nu ein wîser man der mir den strît bescheide* [: *leide*] (negative frage).

G. Gerh. 458 *ich weiz von wârheit sunder wân daz nû bî disen zîten in allen landen wîten niemen alsô guoter ist, der dir, vil heiliger Krist, sô wol gedienet habe als ich.*

Zweter 64, 3 *ez wart nie keiser, künec sô hêr, der gedanke unt merken kunne erweren.*

Gudr. 29, 1 *sô rîche nieman ist lebendic erkant, der habe sô vil der bürge unde ouch wîtiu lant* — — — 'unter den jetzt lebenden kennt man keinen, der so reich wäre . . . .' Martin, in einer anmerkung zu dieser stelle, verweist auf Walth. 58, 22 *ezn lebe nû nieman der iht singe* [: *ringe*], allein dieses beispiel ist nicht streng beweisend, da im übergeordneten satze der conjunctiv, von *sprechen* abhängig, steht. 349, 4 *ez lebet sô rîcher nieman, der iuch hinnen müge wol vertrîben.* Gemeinsam ist beiden Gudrunstellen, dass die im consecutiven relativsatze bezeichnete person nicht wirklich existiert; sie wird nur als gedacht hingestellt.

Konr. v. Würzb.: Schwr. 679 *nieman ûf der ërden ist alsô rëhte guoter, der mir und mîner muoter ze helfe kome hiute . . . .* 686 *sô balden hân wir dekeinen*

1) Vgl. dazu Rückert, Rostem 114, a 'kein starker ist so stark, so rasch ist nicht der rasche, den überwältigend sein tag nicht überrasche'. Das nhd. setzt aber im allgemeinen den indicativ, wenn nicht feine stilistische unterschiede charakterisiert werden sollen: 'keiner ist so alt, der nicht noch ein jahr leben will, keiner so jung, der nicht heute sterben kann' (Erdmann, Grdzge I, 159).

ritter, dër unser angest bitter beriuwen lâze sîniu lît. 693 *und wir doch nieman vinden sô milten noch sô linden, dër unser leit erbarme noch.*

2. prt.

Parz. 196, 7 *nieman was dâ sô wîse, der wurde ir gêns dâ gewar.* [Kraus, a. a. o. s. 124.] Der conjunctiv findet seine erklärung in der nichtexistenz der im nebensatz umschriebenen person.

Öst. reimchr. 274 *ez was dhein sô tiwer man, der umbe dheiner slahte schulde verlure des kunigs hulde*[1].

b) indicativ.

1. prs.

Âmîs 519 *und alle die dâ bî sint, si sîn alt oder kint, sô ist dâ nieman sô guot, sô wîse noch sô wol gemuot, die [daz si] daz gemælde kunnen (?) sehen ...*

Tabellarische übersicht.

	einfaches verbum:						hilfszeitwort:					
	im conj.		im c. m. p.		im ind.		im conj.		im c. m. p.		im ind.	
	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.
Parz.	440,10	—	—	—	—	—	254.29 749,5	196,7	—	—	—	—
Trist.	—	—	—	—	—	—	389,10	—	—	—	—	—
Wig.	202,24	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Âmîs	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	519 (?)	—
G. Gerh. . . .	—	—	—	—	—	—	458	—	—	—	—	—
Gudr.	—	—	—	—	—	—	29,1 349,4	—	—	—	—	—
Konrad v. W.: Schwr. . .	679 683 693	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Zweter	—	—	—	—	—	—	64,3	—	—	—	—	—
Öst. reimchr.	—	274	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Von den hier in betracht kommenden 15 fällen gehören 14 dem conjunctiv an; nur eine stelle (hilfszeitwort Âmîs 519) dem indicativ (und da ist die überlieferung fraglich). Verhältnis des conjunctiv zum indicativ 14 : 1. Beim hilfszeitwort finden sich allein 8 conjunctivische belege. Die erklärung der modusverhältnisse ist dieselbe wie bei den einfachen relativsätzen.

1) Im nhd. ist in solchen sätzen zwar der conjunctiv belegt, aber der indicativ gewinnt immer mehr an gebiet, insbesondere wenn anstatt der abhängigen sätze der äusseren form nach unabhängige, nicht negierte treten, z. b.: 'es ist kein feind so klein, dass er nicht schaden könnte', dafür hören wir in der umgangssprache: 'es ist kein feind so klein, er kann dir schaden' (D. Sanders Wb. d. deutschen sprache I, 892, Erdmann Grdzge. I, 152).

III. Relativsätze.

Ehe ich an die aufzählung der hierher gehörigen belegstellen gehe, will ich ein für das problem interessantes beispiel anführen: Trist. 5, 11 *ir ist vil gewesen, die von Tristande hânt gelesen, und ist ir doch niht vil gewesen, die von im rehte haben gelesen*, d. h. 'schon viele haben von Tristan gelesen und dennoch gibt es deren nicht viele, die von ihm richtig und gut erzählt haben'. Für uns kommt das modusverhältnis in betracht; im ersten teile ist der hauptsatz bejahend, ebenso der nebensatz: deshalb der indicativ, es handelt sich um tatsachen. Anders dagegen im zweiten teile: da wird die existenz von personen, die richtig und gut von Tristan erzählt haben, negiert; um diese nichtexistenz auszudrücken, bedient sich der autor des conjunctivs des verbums[1].

a) Conjunctiv.

1. prs.:

Parz. 561, 8 *weder grôz noch kleine vint ir niht daz dâ lebe* [*: gebe*] 'ihr werdet in dem palaste (vers 17) niemanden finden, weder erwachsenen, noch kinder, überhaupt niemanden lebenden'. Der begriff 'ein lebender' ist für den ganzen in betracht kommenden raum negiert und diese nichtexistenz wird in der sprache durch den conjunctiv zum ausdrucke gebracht (cf. Trist. 404, 24). 449, 1 *wan füerstun dâ er erwarme* [*: arme*], dieser fragesatz hat den wert einer negation. 108, 15 *er ist von muoter ungeborn, zuo dem sîn ellen habe gesworn*[2].

Tit. 161, 3 *nu wirdet niemer mêre geborn dîn gelîche der schildes ampt ordenlîche êre* [*: mêre*]. Trist. 389, 23 *mirst leider lützel iemen bî, der mînes leides leidic sî* [*: bî*]; totale negierung[3]. 5, 11 *ir ist vil gewesen, die von Tristande hânt gelesen, und ist ir doch niht vil gewesen, die von im rehte haben gelesen* (vgl. oben). 154, 15 *und enkunnet under in allen an einen niht gevallen, der wider einen man sîn leben an die wâge welle geben.* 362, 16 *undn weiz nu weder rât noch list, dâ mite ich iu gehelfen müge* [*: tüge*]. 362, 18 *ine kan niht vinden, daz iu tüge* [*: müge*]. 461, 38 *und habet an ir noch niht erkant, daz wider ir êren müge gesîn.*

1) Konr. v. Würzburg, Trojanerkrieg (Wackernagel, Lesebuch I, 703, 20 fgg.): *und ist ir zwâre doch niht vil, die mit getihte fröuden spil den liuten bringen unde geben* [*: leben*]. *man siht der meister wênic leben die singen oder sprechen wol.*

2) Zum verständnis dieser stelle: Gahmuret war dem baruk von Bagdad zu hilfe geeilt und getötet worden (v. 108, 9 u. 106, 7). Nun lebte niemand, dem solcher mut, wie er ihn besass, innig zugesellt gewesen wäre (108, 15). Derjenige, '*der aller rîter bluome wirt*', (109, 10) kommt erst 14 tage später zur welt (112, 5). Dass aber unmittelbar nach G.s tode unter allen menschen keiner ist, der sich in bezug auf '*ellen*' ihm vergleichen könnte, bringt die sprache durch den conjunctiv zur geltung.

3) Fürs griechische und von da aus fürs indogermanische überhaupt hat Delbrück diese art des conjunctivs grundlegend behandelt in den 'Syntaktischen forschungen' I, 39 fgg.

Wig. 79, 12 *wand ir ist leider nu niht vil die diu Sælde ûf ir zil sô gärliche lâ*ze [: *mâze*] (zu Trist. 5, 11). 207, 25 *noch nie munt dâ von gesprach daz sich iht geliche dar* [D, 14. jh.: *gelichet*]. 70, 29 *wan niemen lebt bî dirre zît der wider in deheinen strît gehaben müge ân den tôt.*

Der conjunctiv in diesen relativsätzen erklärt sich aus der irrealität der im nebensatze beschriebenen personen oder sachen.

Helmbr. 800 *ez ist hie nindert nâhen bî ein wirt der mich behalte* [: *walte*]: die negation geht auf '*nâhen bî*'. 849 *sô bin ich an deheiner stete dâ man mir tuo ....*

G. Gerh. 5163 *swie wir doch haben wîsen rât, unser rât doch niht verrât, daz wir iemen vinden, des wir uns underwinden der unsers landes krône trage:* [: *hage*] *und uns ze herren wol behage*[1]. 3116 *ich hân leider rehte ersehen, daz niemen lebender ist erkant, der iu ze friunde sî benannt*, 'keiner unter den jetzt lebenden ist dein freund'. 270 *daz nû niemen lebt der umb daz êweclîche leben durch got habe als vil gegeben*[2] .... 926 *ich kan iu leider niht verjehen, dâ von ich guot geheizen müge* [: *trüge*].

Zweter 88, 3 *wan sünde ist sô gemeine, daz lützel iemen lebt gar sünden vrî* [hss. DT] *daz niemen lebt der gar ane sunde si* [: *bi*]. 129, 3 *in* [*ichne*] *vinde ab der niht vil diez rehte tragen* [: *sagen* prt. pf.] (vgl. Trist. 5, 11). 34, 8 *nieman lebt, der wîp volloben kunne* [: *sunne*] *noch ir lob müge vollen tihten*[3]. 115, 3 *nu ist ir leider lützel, die sich derselben vröude wellen schamen*[4]. 207, 7 *man vint in aber selten, der die vrist mit dienste welle gelten.*

Winsbekin 22, 8 *der herzen ich niht einez trage, daz von der Minnen meisterschaft an sîner werdekeit verzage* [: *trage*].

Freid. 12, 9 *diu erde keiner slahte treit daz gar sî âne bezeichenheit.* 33, 2 *zer werlde niht geschaffen ist, daz stæte sî ze langer vrist.* 73, 4 *ich weiz niender fürsten drî, der einr durch got fürste sî* [: *drî*]. 2, 24 *got geschuof nie halm sô swachen, den ieman müge gemachen.*

Nib. 866 *ine weiz hie niht der liute die mir iht hazzes tragen* [: *tagen*], Siegfried sagt zu Kriemhilde, dass er '*hie*', in seiner umgebung, unter seinen verwandten und deren gefolge keine feinde habe. Die sprache Luthers hat auch hier

1) Vgl. a. H. 436 *ich enkan ze Salerne einen meister niender vinden der sich mîn underwinden getörste oder wolte.*

2) Vgl. Luther, Luc. 18, 29. 30 *es ist niemand, der ein haus verlasset umb des reiches Gottes willen, der es nicht vielfältig wider empfahe;* Leander van Ess setzt in seiner bibelübersetzung (1889) den indicativ ein.

3) Dieser nebensatz kann auch consecutiv aufgefasst werden. Der begriff 'talis' ist im hauptsatze zu ergänzen: 'es lebt niemand so, kein solcher lebt, dass ....' Diese zweifache auffassung einer stelle tritt uns oft entgegen, vgl. auch im ahd., z. b. Otfrid I, 1. 81 '*nist liut thaz es beginne, thaz uuidar in ringe*'; das erste '*thaz*' kann relativisch aufgefasst werden [es gibt kein volk, welches ...], aber auch als consecutive conjunction. nur ist in diesem falle der begriff 'tale' im übergeordneten satze zu ergänzen [kein volk ist so, dass es ....].

4) Auch im nhd. noch: Tasso (Hempel VII. 223 unten) 'Du findest keinen, der seines nachbarn sich zu schämen brauche'. Die heutige prosa würde den indicativ dafür einsetzen.

den conjunctiv (Hiob 15, 4 'ist doch niemand, der also hasse'). 1135, 3 *diene hânt nu leider niemen der ir mit triuwen pflege* [*: gelege*].

Dav. v. Augsb. 323, 10 *des menschen sun hât niht, dâ er sîn houbet geneige ....* 323, 11 *dâ von vindet daz herze niht dâ ez an rouwe.* 338, 18 *Diemuot rüemet sich nihtes; ze deheinem dinge sprichet si, daz ungelimpflîche lûte.* 365, 39 *dâ von ist dehein dinc daz man sô lûterlîchen minne ....* 318, 31 *daz der lützel ist, die im der selben marter danc wizzen.*

Konr. v. W. Otte 308 *ist iemen der nû rüere mich, sô muoz der keiser ligen tôt* [hs. V, vom jahr 1393, *rür*, P, 14. jh., *ruret*] [1].

Engelh. 797 *und wâren* (Engelhard und Edeltrût) *sô gesellic, ... daz man si niemer mêre gesiht, die sô reiner triuwe pfliht tragen zuo einander.* 5472 *kein ander salbe ist dir beschert dâ mite man dich heile noch.*

Alex. 1262 *wan ich enhân dekeinen, den ich von herzen gerne sehe* [*: jehe*] *und dem ich holdes muotes jehe ....*

Klage d. kunst 7, 7 *daz nieman alsô guotez hât daz disen zwein geliche* [*: rîche*].

G. schm. 486 *kein wunder ich ervreische, daz sô vremde künne sîn* 'es gibt kein wunder in der ganzen welt, das ....

Engelh. 292 *ich fürhte, ich muoz ir beider [ritters name und ouch sîn amt] samt ledic unde frî gestân, swenn ich des geldes nicht mac hân dâ mit ich gewinnen müge* [*: tüge*] *lop* [2] ....

2. prt.:

M. v. Crâûn 795 *dâ enwas nieman — swaz spilmanne dar kam — der sie sô wol beriete* [*: diete*]. 1058 *ir ervreischtet dâ vor nie dehein schif sô mære daz âne wazzer wære* [*: mære*]. 103 *ez was dô mit kreften noch von hêrscheften kein stat in den rîchen, diu Rôme möhte gelîchen* [3]. 280 *dô was dewederthalp nieman des lîp ez baz tæte* [*: hæte*] *und des prîs hæte.*

Parz. 224, 10 *daz munt von wîbe nie gelas noch sus gesagte maere, diu schoenr und bezzer wære* [*: mære*]. 315, 14 *wan munt von rîter nie gelas, der*

1) Hier haben wir keine direct ausgedrückte negation, vielmehr ist der dem relativsatz übergeordnete satz der indicativische vordersatz einer hypothetischen periode. Die existenz der im relativischen nebensatze bezeichneten person wird nur als möglich auftretend hingestellt (tritt überhaupt nie auf v. 325 fgg.) und deshalb kann (muss aber nicht) der relativsatz den [potentialen] conjunctiv haben; cfr. Ullsperger § 31 fgg.

2) Auch hier steht der relativsatz im zusammenhange mit einer hypothetischen periode, so zwar, dass der inhalt des relativischen nebensatzes unter die negation des indicativischen vordersatzes der hypothetischen periode fällt: 'ich werde auf ritters name und stand verzichten müssen, wenn ich nicht geld aufzutreiben im stande bin, mit dem ich ruhm erreichen kann ....' Zum ausdrucke dieser geminderten, bedingten realität verwendet die sprache den potentialen conjunctiv (Otte 308, oben).

3) Das vorkommen der durch den relativsatz bezeichneten sache — der stadt, die sich mit Rom vergleichen könnte — wird verneint und zwar für ein örtlich bestimmtes gebiet *(in den rîchen)* und deshalb der irrealis. So nach dem texte Ed. Schröders, 1894. In Massmanns ausgabe steht v. 106 '*mohte*' (vgl. Lachmann zu Iw. 2088). Das gedicht ist nur in der Ambraser pergamenthandschrift (16. jh.) erhalten, neben Hartmanns Erek. Zur charakteristik dieser hs., Haupts Erek 324.

pflæg sô ganzer werdekeit. 270, 14 *ich hân doch selten frouwen wâpenroc angesehen tragen, die wære in strîte alsus zerslagen.* 485, 16 *du noch ez ze wirte nie kômt, der iwer gerner pflæge* [*: læge*]. 362, 4 *nie gast zuo wirte kom geriten, der im wære als undertân.* 486, 24 *dune fündst in allen gâhen dehein wirt der dir gunde*[1] *baz guoter wirtschaft.* 632, 4 *sît mir mîn erster tac erschein, sô wart rîter nie dehein ze dem ich ie gespræche wort.* 588, 28 *sînen ougen wart nie bekant rîchheit diu dar zuo tøhte* [*: möhte*][2]. 512, 4 *dem brunnen wonete ninder mite, da er ez geheften möhte* [*: töhte*]. 556, 10 *ich envriesch in al den landen nie, dâ man möhte schouwen.* 613, 12 *daz in niemen kunde erreichen, den valschheit möhte erweichen.* 745, 14 *nu geloube, helt, daz ich gesach bî mînen zîten noch nie man, der baz den prîs möhte hân.*

Tit. 120, 1 *ez'n wart ûf mer geworfen ûz kocken noch ûz kiele nie anker alsô swære der ze tal durch wâc sô tiefe geviele* [*: kiele*].

Trist. 323, 23 *dô sî an ir niht vunden noch ervinden kunden, daz morde gebære und tôtbære wære* [*: bære*]. 367, 9 *done vant der künec noch daz getwerc dekeine stat noch kein gebere, daz in reht unde gebære zuo ir lâge wære* [*: bære*]. 346, 3 . . . *er zwîvelte an Tristande, an dem er niht erkande daz valsch gebære und wider den triuwen wære* [*: bære*]. 444, 3 *sît er* (Marke) *dâ niht erkande, daz wider den êren wære* [*: mære*]. 423, 25 . . . *der sælige Artûs nie dâ heime in sînem hûs sô grôze hôhgezît gewan, dâ mære ir lîbe lustes van und wunne wære entstanden.* 163, 15 *daz rœmesch rîche nie gewan under sînen vanen einen man, der ie würde alsô sagehaft von manlîcher ritterschaft* (e. m. p.). 340, 10 *undn was doch niemen under in, der in getörste bestân*[3].

Wig. 25, 3 *ichn gesach ir nie deheine . . . diu sô wol bedrungen mit gezierde wære* [*: mære*]. 60, 30 . . . *daz sie nie deheines gesach daz ir z'ihte mære wider daz selbe wære* [*: mære*][4]. 100, 26 *dem enkunde ich niht gezeigen noch gerâten ze wîbe deheine magt, diu sînem lîbe sô rehte wolgezæme* [*: næme*] *und die ouch so genæme an allen dingen wære* [*: bære*]. 281, 11 *ir gelîch nie wart betaget diu sô sêre würde geklaget.*

1) In der anmerkung zu dieser stelle schreibt Bartsch: *'gunde'* conjunctivisch. Und es dürfte dem so sein; Wolfram schwankt bei den präterito-präsentia in der bezeichnung des umlautes; die form steht noch dazu im versinnern; vgl. Kraus, Festschrift f. R. Heinzel, s. 124.

2) Der durch den relativsatz ausgedrückte inhalt ist negiert und zwar für das gebiet, das je Gawans augen gesehen haben. In diesem gebiete kommt der reichtum nicht tatsächlich vor und diese vorstellung bringt der dichter durch den conjunctiv zum ausdrucke.

3) Bechstein *'getorste'*, den indicativ, kaum mit berechtigung. So viel aus dem textkritischen apparat Massmanns unter 340, 11 zu ersehen ist, hat nur F (hs.) die indicativische form. Abgesehen davon, dass der conjunctiv seine berechtigung hat — die im nebensatze bezeichnete person existiert nicht —, so ist wol kaum in diesem falle der handschrift F (statt den anderen ebenso wertvollen) folge zu leisten. Die form *'torste'* fällt entweder dem schreiber von F oder der mangelhaften überlieferung zu. Schon Massmann setzte in seinen text *'getörste'*.

4) Diese stelle ist wegen des verbums *'jehen'* im hauptsatze nur mit reserve aufzunehmen.

Helmbr. 171 *weder hie noch anderswâ truoc nie dehein meier ein roc der zweier eier wære bezzer dan der sîn.*

G. Gerh. 1235 *daz ich dâ bî mir niemen vant dem daz gebirge wære erkant und der mir des verjæhe* [*: gesæhe*]. 1263 *er seite daz er nie gesach ein lant, daz im geviele baz.* Vgl. s. 108, anm. zu Wig. 60, 30.

Neifen 19, 16 *in den grüenen ouwen, in luft und ouch in touwen wart lieberz nie gesehen daz sô lieplîch wære* [*: swære*].

Nib. 128, 3 *ir sult gelouben daz, in sach vil lützel iemen, der im wære gehaz.* 1711, 3 *in gesach mit küneges wîbe nie sô manegen man, die swert enhende trüegen alsô strîtlîchen gân.* 2110, 2 *wâ sâht ir ie durch suone sô manegen helt gân mit ûf gebunden helmen, die trüegen swert enhant?*

Schon L. Bock weist in seiner untersuchung (s. 60) darauf hin, dass der conj. prt. bei hilfsverben an stelle des conj. prs. tritt:

Gudr. 590, 2 *si ist uns sô nâhen bî mit hûse niht gesezzen, daz wir si möhten werben* und Klage 1891 *mîn sin der krefte niht enhât, daz ichz in kunde wol gesagen*[1].

Ullsperger hat diese bemerkung aufgegriffen und für relativsätze beispiele beigebracht, so auch die folgenden (§ 21, 1, c, β):

Gudr. 210, 4 *ich enweiz deheine . . . die man mir ze hûse möhte bringen.* [Conditionalis wie im hauptsatze möglich.] 239, 4 *nû enweiz ich nieman, der mir dâ bezzer wære* [*: bære*] *danne ir, Wate, lieber vriunt.*

Nicht allein unter den einfluss der negation des hauptsatzes fällt der conjunctiv des verbums:

Gudr. 210, 3 *ich enweiz deheine, diu ze Hegelingen mit êren wære vrouwe*[2]. 201, 3 *er wolte si geben deheinem, der swacher danne er wære* [*: mære*]; Ullsperger § 21, 5. 1650, 3 *si hete niht untugende, diu sich im mehte leiden.*

Dav. v. Augsb. 323, 13 *wir haben niht guotes von uns selben, des uns nôt wære.*

Konr. v. Würzb.: Herzem. 431 *daz jæmerlîche trehtelîn süeze dûhte ir werden munt, daz si dâ vor ze keiner stunt nie dekeine spîse gâz, der smac ir ie geviele baz.*

Schwr. 103 *daz man gesach nie keinez mê daz wunderlîcher wære* [*: bære*]. 600 *die frouwe keinen mohte hân dër mit im strîtes pflæge* [*: træge*][3].

1) Das letztere beispiel möchte ich wegen der überlieferung nicht anführen: A *chunde,* C *kunne,* B *chünne,* ferner ist auch nicht sicher, ob das von A überlieferte '*chunde*' conjunctivisch ist.

2) Ullsperger macht dazu eine feinsinnige bemerkung: 'der relativsatz ist als nachsatz einer hypothetischen periode aufzufassen, infolgedessen ist der conjunctiv im relativsatze bedingt: ich kenne keine, die, wenn ich sie heimführen möchte, mir mit ehren herrin wäre'.

3) Vgl. dazu Herzem. 434 oben; z. b. Luther, Joh. 5, 7 'es wird sich keiner finden, der das unternähme' (den kranken in den teich zu bringen); L. van Ess (1889) hat an dieser stelle ebenfalls den conj. praet.: 'ich habe keinen menschen, der mich . . . hinabliesse' (conditionalis).

Engelh. 592 .... *daz ich gesellen niht envant der mich diuhte alsô gewant...* 3983 *und daz ich nie gewan den sin der ûf ir minne stüende* [*:verstüende*]. 5888 *wan allez daz mich hülfe wol und dâ von ich würde ernert* [wenn ich es hätte], ***weiz got das ist mir unbeschert*** [Ullsperger, § 21, 1, c, γ].

Klage der Kunst 2, 5 *von einem plâne ich nie gelas der wære baz gerüemet.* Schwr. 29 ***kein ritter was in ir gewalt, dër ime getörste widerstân.***

Öst. reimchr. 274 *ez was dhein sô tiwer man der umbe dheiner slahte schulde verlure des kunigs hulde.* 3562 *ez was dhein man der an ir tôde schuldic wære* [*:bære*]. 23945 *ob von im iht* [*= niht*] *wurde erfunden, dâmit er iren unmuot möhte bringen ze guot.*

b) Indicativ.

1. prs.

Parz. 476, 24 ***ich enbinz niht der dâ triegen kan*** [*:man*].

Trist. 452, 3 ***ezn ist niht ein biderbe wîp, diu ir êre durch ir lîp, ir lîp*** *durch êre lât* [*:hât*]; negiert ist nur '*biderbe*', der nebensatz ist positiv. Der satz ist gleich einem satze wie: 'Ein weib, das .... lässt, ist nicht *biderbe*', der indicativ ist natürlich. 175, 37 *diu kan eine disen list und anders niemen, der der ist* [*:list*]. 251, 1 *Frouwe, ez enist kein man, der sich hier umbe iht nimet an und mich von mînen êren mit valsche wænet kêren.* 445, 20 *daz si wol sehent under in, daz enwellent si niht sehen.*

Wig. 247, 14 *wan niemen ân si mac genesen, der ir güete erkennen kan* [*:tân*].

Freid. 72, 7 *in küneges râte niemen zimt, der guot fürs rîches êre nimt* [*:zimt*]. 115, 14 *diu bant kan niemen vinden, diu gedanken mugen binden.*

Nib. 1112, 1 *ez ist neheiner derz gerne von mir nimt* [*:gezimt*] *ich engebe islîchen daz im wol gezimt.* Nach Bartschs auffassung ist der erste relativsatz conditional zu fassen: 'es ist keiner, dem ich nicht, jedem unter ihnen, wenn er es gerne nimmt, geben möchte'. 154, 2 ***jan mag ich allen liuten die swære niht gesagen, die ich muoz tougenlîche in mîme herzen tragen.***

Gudr. 1481, 2 ***sô dich niemen klagete der aller, diu hie sint*** [*: kint*].

Dav. v. Augsb. 310, 31 *niemen ist ouch noch mac geistlîch geheizen nâch rehte, der sich niht dar nach vlîzet ze lebene mit triuwen.* 325, 18 *und als niemen vor dem wîsen Salomône mohte daz tempel vollbringen, alsô ist niemen wîse geistlîcher wisheit, der disiu sibeniu niht hât noch vlîzet sich ...* [E, eine hs. vom jahre 1402 bietet einen ansatz zur conjunctivischen auffassung: *flisze;* vielleicht sind die stellen 310, 31. 325, 18. 335, 18 als ausnahmen vom standpunkte des mhd. aus zu betrachten]. 335, 18 *unde niemen mac behalten werden, der niht an dem vlîze gotes minne ist.* 367, 10 *wan dû bist niht der dinge diu wir verstên mugen (?) oder kunnen (?).*

Konr. v. Würzburg: Engelh. 4109 *sît hie geziuge niht enist die hânt gesehen disiu dinc*[1].

1) Auch im ahd. kommt schon der indicativ in relativsätzen vor, wenn in denselben eine offene tatsache zum ausdrucke kommt; das von Wunderlich, Synt. des Notk. Boethius p. 92. 104 angeführte beispiel 73ᵃ 8 *táz téro nehéin dîn gûot neist. tiu dû fûre dáz áhtôst* = 'quae tu computas' gehört nicht hierher, weil der hauptsatz kein existentialsatz ist und die negation sich nicht auf den nebensatz bezieht.

2. prt.

Parz. 279, 21 *irn gesâzt nie über wirtes brôt, derz iu mit bezzern willen bôt* [*: brôt*], vgl. Trist. 50, 26 s. 96 [1]. 311, 10 *an disem ringe niemen gesaz, des*

1) Der hauptsatz ist kein existentialsatz, doch habe ich dieses beispiel wegen der litteratur über dasselbe aufgenommen. Zwei erklärungsversuche liegen für diese und ähnliche stellen vor; L. Bock (p. 62) sagt: 'es soll nicht geleugnet werden, dass ein wirt ihm überhaupt brot geboten habe, sondern nur, dass er es mit besserem willen getan, bezw., dass man einen gast so gerne sah, nicht dass man überhaupt einen gast gerne sah. Der nebensatz ist also nur in bezug auf diesen grad, auf dieses mass unwirklich. Doch (und darauf komme ich noch zurück) findet sich auch ohne solche begründung der indicativ schon im XII. jahrhundert'. Auf diesen erklärungsversuch geht L. Weingartner (s. 35) ein, indem er an einem beispiele aus dem Erek [v. 9447 *wande er nie wart geborn der liute gerner sæhe,* (irreal)], — besser wäre es gewesen eine belegstelle aus dem Parzival, bezw. aus dem 'Mai' zu bringen — die unhaltbarkeit nachweist. Ich hätte, ehe ich zur widerlegung der von L. Bock auf nur zwei beispiele gestützten hypothese gegangen wäre, darauf hingewiesen, dass Bock nur ein so geringes, aus verschiedenen autoren stammendes material anführt, dass er gerade nur beispiele beibringt, in denen derartige gradbestimmungen vorkommen. Wie verhält es sich aber in den weitaus zahlreicheren belegen ohne diese bestimmung? (Parz. 311, 10. 416, 3. 739, 9; Trist. 175, 37. 251, 1. 445, 30. 95, 24; Wig. 98, 30 u. a.). Es zeigt sich da wider die willkür in der auswahl der beispiele. Und gerade bei einer derartigen hypothese hätte Bock ein grösseres material anführen sollen. Weingartner äussert eine ansicht, die darauf hinaus läuft, den indicativ als aus einem zu ergänzenden vergleichungssatze 'einfach' herübergenommen zu erklären. Wenn aber W. zur illustrierung seiner behauptung ein entgegenstehendes beispiel (Erek 9447) anführt, so ist dies ein unliebsames versehen. Ullsperger bezeichnet Weingartners ansicht als eine willkürliche annahme und erklärt den indicativ dadurch, dass der sprechende bei der durch den relativsatz bezeichneten person oder sache obwol sie nicht wirklich ist, nicht den mangel an existenz hervorheben, sondern sie schlechtweg, ohne rücksicht auf ihr verhältnis zur wirklichkeit durch den relativsatz charakterisieren will. Dies tut er, wie auch in andern fällen, durch den indicativ. Ehe ich auf die annahme Ullspergers eingehe, schicke ich voraus, dass U. nicht ganz mit recht Weingartner eine willkür zuschreibt; dieser stützt seine hypothese (s. 35) nur auf beispiele, in denen eine solche gradbestimmung vorkommt, die einen positiven vergleichungssatz leicht zulässt. Und ich bin nicht abgeneigt, für solche sätze einen einfluss des indicativs im vergleichungssatze anzunehmen. Wenngleich ein solcher vorgang nicht 'einfach' ist, so ist er doch nicht unmöglich. Sehen wir uns einmal unser beispiel an: 'ihr setztet euch nie an eines wirtes tisch zum essen, der es euch so gänzlich ohne untreuen hintergedanken, in so lauterem wolwollen bot [als ich es euch biete]'. Hätte Wolfram in die rede des Artus den conjunctiv gesetzt, so wäre nach meinem sprachgefühl der eindruck des wolwollens etwas gemindert worden, jedesfalls geringer an bestärkender kraft, als in dem leicht hinzuzudenkenden vergleichungssatz. Ullsperger begründet aber seine vermutung mit einer reihe von beispielen (§ 22, 1), unter denen nur wenige eine derartige gradbestimmung zulassen; für die grosse mehrzahl möchte ich selbst nicht Weingartners hypothese beipflichten. Und nun zu Ullspergers meinung: dass ich das in frage stehende beispiel (Parz. 279, 21) lieber nach Weingartner erklärt haben möchte, habe ich schon gesagt. § 22, 1 weist

werdekeit sô lützel troue [*: gesoue*]. 410, 3 *irn gesâht nie ameizen, diu bezzers gelenkes pflac* [*: lac*]. 739, 9 *wand es nie man vor im gepflac gein dem er strîtes sich bewac* [*: pflac*] 'niemandem mit dem er je gekämpft hatte gelang es, dass er im sattel sitzen blieb (739, 7. 8 *ez hete der heiden gar vür haz, daz dirre man vor im gesaz*).

Trist. 95, 24 *ezn gesach nie man von kinde die sælde, die man an im sach* [*: gesprach*]. 344, 35 *ir* (Marke) *müget hie selbe merken an, daz sî sich niht gehelen kan der grôzen liebe, die sim treit* [*: heit*]. 172, 24 *mirn geviel nie ritter alse wol den ich mit ougen ie gesach* [*: sprach*]; *ie* steht mit einer präteritalform und bezieht sich auf eine schon verflossene handlung, desgleichen 404, 25. 445, 19.

Wig. 98, 33 *und vergaz doch nie sîn der imz gegeben hêt* [*: stêt*], *in des gewalt diu werlt stêt* (vgl. s. 97, anm. zu Wig. 171, 17).

G. Gerh. 5321 . . . *daz sî mit ir râte nie niemen vinden kunden an dem sî rehte vunden* [*: kunden*] *rât und wîse lêre*[1].

Freid. 58, 9 *ezn wart nie künec noch künegîn, diu âne sorge mohten (?) sîn.*

Nib. 783, 4 *jâ was ez niht mîn bruoder der dînen meituom gewan* [*: nam*]. 2180, 1 *die mit im dar în kômen, der ist einer niht genesen.*

Gudr. 126, 3 *ir einer niht genas, bî den ich mînes lîbes in vil grôzen sorgen was* [*: genas*]. 657, 4 *holder danne i'u wære ist dehein maget, die ir ie gesâhet* [*: versmâhet*]. 824, 4 *der was vrô deheiner, die dem künege stuonden alsô nâhen.* 1609, 1 *die mit in komen wâren, der schiet ê nieman dan.* 1610, 2 *man liez der niht belîben, die man in daz lant dar ze gîsel brâhte.*

Konr. v. W. Engelh. 1730 *si entorste mit ir ougen erzeigen niht den smerzen, den si truoc ze herzen von Engelhartes schulden.*

Alex. 703 *sîn vater der vil guote erkande niht die smâcheit die der gotes kempfe leit* [*: heit*].

Öst. reimchr. 22 *sô hân ich sunder liugen ir deheinen hin lâzen, die an dem gewalte sâzen* [*: lâzen*]. 1078 *dâ von daz er niemen het, der in darumbe buozt* [*: gegruozt*].

Ullsperger auf eine Parzivalstelle hin (485, 16 *du noch ez ze wirte nie kômt, der iuwer gerner pflæge, ob ez hie bereitez læge.*) Wie in v. 279, 21 im hauptsatze indicativ des präteritums, im nebensatze aber conjunctiv des präteritums! Und auch erklärlich: 'weder du (Parzival) noch dein pferd (*ez*), ihr kamet nie zu einem wirte, der bereitwilliger [als ich es tun möchte], euch verpflegen möchte, wenn die mittel dazu hier wären'. Diese sind aber nicht hier und infolge dieser irrealität steht der conjunctiv; dabei sehen wir auch hier den leicht zu ergänzenden vergleichungssatz im conjunctiv! Weiter führt Ullsperger Iwein 1830 und 1842 an; über diese beiden stellen hat Weingartner (s. 34) gesagt: 'Sie sind vollständig(!) gleich und doch(!) zeigt die erste den indicativ, die zweite den conjunctiv, so dass diesen unterschied offenbar nur der reim veranlasst haben kann. Die beiden relativsätze unterscheiden sich aber von den übrigen dadurch, dass sie von bedingungssätzen abhängig sind, in welchen also der ausgesprochene gedanke nicht als absolut verneint hingestellt ist, mithin auch im relativsatze keine nichtwirklichkeit ausgedrückt ist; und deshalb werden wir auch erklärlich finden, dass der dichter den indicativ setzen konnte . . . . In allen übrigen stellen drückt der relativsatz eine nichtwirklichkeit aus'. Diese gründe scheinen mir nicht zu genügen; man vgl. über diese beiden Iweinstellen s. 88.

1) V. Junk, Zum reimgebrauch Rud. von Ems, Beitr. XXVII, 460 nimmt an: *funden* (conj.) : *kunden* (ind.).

Der übersicht halber stelle ich die beispiele widerum in einer tabelle zusammen:

	einfaches verbum:								hilfszeitwort:					
	im conj.		im c. m. p.		im ind.		im ind. m. p.		im conj.		i. c. m. p.		im ind.	
	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.
oriz von Crâûn . .	—	280 795 1058	—	—	—	—	—	—	—	103 280	—	—	—	—
rzival . .	561,8 449,1	224,10 270,14 315,14 362,4 485,16 486,24	–	632,4	—	311,10 410,3 739,4	—	—	108,15	588,28 512,4 556,10 613,12 745,14	—	—	476,24	—
urel . . .	161,3	120,1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
istan . . .	389,23	323,23 367,9 346,3 444,3 423,25	—	463,15	175,37 445,20 452,3	95,24 344,35	251,1	172,24	5,11 154,15 362,16 362,18 461,38	340,10	—	—	—	—
igalois . .	79,12	25,3 60,30 100,26 281,11	207,25	—	98,33	—	—	—	70,29	—	—	—	247,14	—
Helmbr.	800 849	171	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Gerh. . .	5463 3113	1235 1263	—	—	—	5321	—	—	270 926	—	—	—	—	—
ifen . . .	–	19,16	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
eter . . .	88,3 129,3	—	—	—	—	—	—	—	34,8 115,3 207,7	—	—	—	—	—
nsbekin .	22,8	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
idank . .	12.9 33,2 73,4	—	—	—	72,7	—	—	—	2,24	—	—	—	115,14	58,9
b.	866,2 1135,3	128,3 1711,3 2110,2	—	—	1112,1	783,4 2180,1	—	—	—	—	—	—	154,2	—

	einfaches verbum:								hilfszeitwort:					
	im conj.		im c. m. p.		im ind.		im ind. m. p.		im conj.		i. c. m. p.		im ind.	
	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	prt.	prs.	pr
Gudr.	—	239,4 (?) 201,3 (?) 210,3	—	—	1481,2	126,3 824,4 1609,1 1610,2	—	657,4	—	210,4 (?) 590,2 (?) 1650,3	—	—	—	–
Dav. v. Augsb. .	318,31 323,10 323,11 338,18 365,39	323,13	—	—	310,31 325,18 335,18	—	—	—	—	—	—	—	367,10	–
Konrad von Würzburg:														
Otte . . .	308	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	–
G. schm.	—	—	—	—	—	—	—	—	486	—	—	—	—	–
Herzem. .	—	—	—	134	—	—	—	—	—	—	—	—	—	–
Schwanr.	—	103 600	—	—	—	-	—	—	—	29	—	—	—	–
Engelh. .	797 5472	592 3983 5888	—	—	4109	1730	—	—	292	—	—	—	—	–
Alex. . .	1262	—	—	—	—	703	—	—	—	—	—	—	—	–
Kl. d. K.	7,7	2,5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	–
Öst. reimchr.	—	274 3562	—	—	—	22 1078	—	—	—	23945	—	—	—	–

Es stehen somit von einfachen verben im präsens 27 conjunctive, im präteritum 38; mit partikel im präsens 1 fall, im präteritum 3. Für den indicativ finden wir 11 belege im präsens, 16 im präteritum; 1 mit partikel im präsens, 2 im präteritum. Beim hilfszeitwort erscheinen 15 conjunctivische stellen im präsens, 13 im präteritum, kein fall mit partikel. Der indicativ ist mit 5 beispielen im präsens, 1 mit partikel, 1 im präteritum vertreten. Verhältnis der conjunctivischen belege zu den indicativischen: 3 : 1.

Was den modus anbelangt, so ist auch hier zu sagen, dass der conjunctiv entweder potentialis oder irrealis ist, jenes, wenn der inhalt des relativsatzes nur für einen bestimmten fall negiert wird, dieses, wenn die totale nichtexistenz der im nebensatz enthaltenen person oder

sache ausgedrückt wird. Daneben tritt, gut überliefert, der indicativ auf, trotz der negation, in solchen relativsätzen, deren inhalt etwas tatsächliches bietet[1]. Nach meinem dafürhalten genügen derartige regeln nur für die grössere anzahl der stellen und waren nicht unbedingt bindend für den dichter. Der individualität muss rechnung getragen werden. Die feinsten, stilistischen schattierungen, ein leiser zweifel an dem eintreten eines ereignisses, eine beabsichtigte folge, der eindruck von etwas tatsächlichem können modificationen im modusgebrauche hervorbringen. —

Fassen wir nun die ergebnisse der untersuchung für die substantiv-, consecutiv- und relativsätze zusammen! Für die erste satzkategorie ergaben sich insgesamt 37 belege (21 conjunctivische, 16 indicativische) [4 : 3]. Der conjunctiv (irrealis) steht zum ausdrucke einer im substantivsatze enthaltenen vorstellung, der indicativ tritt ein, wenn der inhalt des nebensatzes ein tatsächlicher ist. Anders bei consecutiven satzverbindungen (A + B s. 100 fgg.); stehen sie doch schon ohne die negation oft im conjunctiv, um so viel mehr, wenn der inhalt des consecutiven nebensatzes von einer negation im übergeordneten beherrscht wird. In diesem fall steht der conjunctiv relativ genommen häufiger, es kommen auf 38 belegstellen nur 7 indicative [5 : 1]. Für die relativsätze fanden wir das zahlenverhältnis 3 : 1. Und nehmen wir zu diesem die ergebnisse Weingartners für Hartmann von Aue, Neuses für Nicolaus von Strassburg, Pantls für Meister Eckart hinzu, ebenso die andeutungen Roettekens und Kjederquists für Berthold von Regensburg, Goehls für Wolfram von Eschenbach, Kneppers für Walther von der Vogelweide, so müssen wir sagen gestützt auf ein so umfangreiches material mittelhochdeutscher litteratur:

In substantiv-, consecutiv- und relativsätzen steht im mittelhochdeutschen [1150 bis 1300] nach negiertem hauptsatze bei inhaltlicher beziehung zwischen der negation desselben und dem inhalte des nebensatzes

I. der conjunctiv zum ausdrucke, dass der inhalt des nebensatzes entweder für einen bestimmten fall [ort, zeit, wahrnehmungsvermögen, tätigkeitsgebiet] an personen, persönlich gedachten wesen, begriffen, an sachen oder allgemein nicht existiert;

II. der indicativ zum ausdrucke dafür, dass im nebensatze etwas tatsächliches ausgedrückt ist oder ausgedrückt werden soll.

1) Leicht erklärlich ist der indicativ in sätzen wie Trist. 452,3 *ezn ist niht ein biderbe wîp, diu ir êre durh ir lîp, ir lîp durh êre lât* [*: hât*], in denen der nebensatz positiv ist und eine im hauptsatz stehende gradbestimmung negiert wird.

WIEN. WILLIBALD KAMMEL.

RICHARD BETHGE †.

Am 28. märz 1903 starb in noch verhältnismässig jungem alter der germanist dr. Richard Bethge, oberlehrer an der vierten realschule und docent an der Humboldt-akademie in Berlin. Geboren war Bethge am 28. juni 1859 zu Kolberg als sohn eines lehrers an der dortigen vorschule. Er besuchte, da sein vater später in Berlin wohnte, das Berliner Louisenstädtische gymnasium und bestand dort ostern 1877 die reifeprüfung.

In seinem ersten semester studierte Bethge philologie in Berlin, ging dann in seinem zweiten zur theologie über, nahm jedoch in seinem dritten das der philologie in Tübingen wider auf, um es von seinem vierten semester ab wider in Berlin fortzusetzen. Zugleich classischer philologe und germanist beschäftigte er sich auch mit indogermanischer sprachwissenschaft (vergleichende grammatik des Sanskrit) bei Joh. Schmidt. Noch auf ein anderes philologisches gebiet führte ihn Toblers vorlesung über ausgewählte provenzalische sprachproben. Von seinem vierten semester ab wurde er recht eigentlich germanist und schüler Müllenhoffs. Die anregungen, die er hierbei von seinem lehrer empfieng, sind für seine spätere wissenschaftliche tätigkeit von hohem werte gewesen.

Im jahre 1881 promovierte Bethge mit einer litterarhistorischen untersuchung über Wirnt von Grafenberg, die vervollständigt auch als buch erschien[1]. Hierbei bemühte er sich für Mebes' behauptung, dass der Bel inconnu des Renauld de Beaujeu die quelle für Wirnts Wigalois gewesen sei, den beweis zu liefern, indem er darzutun suchte, dass es weder vor Renauld eine bearbeitung desselben stoffes gegeben habe noch in der kurzen zeit zwischen Renauld und Wirnt eine zweite solche angefertigt worden sei. Durch die unterschiede, die er zwischen Renauld und Wirnt aufdeckte, glaubte er daher letzteren als dichter characterisieren zu können. Musste er so einerseits annehmen, dass Wirnt seiner quelle viel freier als ältere höfische dichter gegenübergestanden und damit die manier der spielleute, den überkommenen stoff durch freie erfindungen zu verändern, auf das höfische epos übertragen habe, so bemerkte er andrerseits doch, dass Wirnt mit der unsicherheit des anfängers nach vorbildern unter den deutschen dichtern suchte und sich anfangs besonders an Hartmann, später an Wolfram, durchweg aber an Veldekes Eneit und stellenweise an Ulrich von Zatzikhofen anlehnte. Sind nun zwar später Bethges ergebnisse über Renauld als directe quelle Wirnts von Saran stark in zweifel gestellt worden, so behält doch seine darlegung auch jetzt noch ihren wert. Jedesfalls ist seine arbeit die erste gewesen, in der ein material in grösserem umfange zur beurteilung Wirnts herangezogen und vor allem unter höheren litterarhistorischen gesichtspunkten verarbeitet wurde.

Litterarhistorische arbeiten von selbständigem werte hat Bethge nicht mehr verfasst. Dass ihm auch die neuere litteratur keineswegs fern lag, zeigt seine schulausgabe von Wielands Oberon (1896), die mit einer einleitung über Wielands leben und werke, über entstehung, aufnahme und quelle des Oberon, über seine sprache und metrik sowie am schlusse mit einer anzahl erklärender anmerkungen ausgestattet ist. Seine wissenschaftliche vielseitigkeit geht aber noch daraus hervor, dass er auch eine classisch-philologische abhandlung über die Sieben gegen Theben des Äschylus schrieb, die 1890 als schulprogramm erschien.

1) Wirnt von Gravenberg, eine litterarhistorische untersuchung. Berlin 1881.

Seine eigentlichen forschungsgebiete waren indess die altgermanische grammatik und die germanische altertumskunde. Was die grammatik betrifft, so hatte er den löwenanteil an Dieters Laut- und formenlehre der altgermanischen dialekte[1]: während hier jedes andere sprachgebiet, das angelsächsische, das altsächsische und das althochdeutsche je einem bearbeiter überlassen war, übernahm Bethge allein zugleich das urgermanische, das gotische und das altnordische. Die von ihm verfassten teile zeichnen sich durch ein ebenso unparteiisches urteil aus, wie sie genaue kenntnis der einschlägigen litteratur verraten. Unparteiisch hat Bethge, der selbst aus der Berliner schule hervorgegangen war, insbesondere die vielfach befehdeten anschauungen der jüngeren Leipziger schule beurteilt, was sich vor allem in der anerkennung der auslautstheorie Hirts und der dehnstufentheorie Streitbergs zeigt, während er bezüglich Brugmanns sonantentheorie dem kritischen standpunkt Johannes Schmidts näher steht. Das selbständige denken, ohne welches diese unparteilichkeit nicht vorhanden sein könnte, tritt in eigenen anschauungen hervor, die besonders in dem urgermanischen und dem gotischen teile niedergelegt sind.

Beachtung verdienen namentlich seine bemerkungen über die absolute chronologie der germanischen lautverschiebung. Er verwirft hier wol mit recht die annahme Muchs, dass aus verschiebungen von keltischen namen, die nicht viel früher als 400 v. Chr. in das germanische aufgenommen worden sein können, wie dem der *Volcae* zu germ. **Walhōz* zu folgern sei, die lautverschiebung habe erst um 400 v. Chr. stattgehabt, indem er auf die möglichkeit einer substitution für solche laute, die in der sprache überhaupt nicht mehr existierten, hinweist. Bei der völligen gleichmässigkeit, mit der sämtliche acte der lautverschiebung sich im ganzen germanischen sprachgebiete vollzogen haben, hält er es vielmehr für sicher, dass wenigstens der anfang dieser lautveränderungen schon in einer zeit vor sich gegangen ist, als die Germanen noch auf einem weit engeren gebiete sassen, als es bei berührung mit den keltischen Volcae um 400 v. Chr. der fall war. Die ersten stadien der lautverschiebung liegen nach ihm dem jahre 1000 v. Chr. vielleicht näher als dem jahre 400 v. Chr.

Aus der formenlehre erscheint unter anderem die scharfsinnige erklärung des überganges der adjectivischen *u*-stämme in die *i̯o*-declination bemerkenswert. Bethge geht hier vom femininum auf idg. -*i̯ē*,-*ī* z. b. in ai. *tanv-ī*, griech. ϑήλε(ϝ)-ια aus, das dann durch -*i̯ā* ersetzt wurde, vor dem *u̯* lautgesetzlich ausfiel; das -*i̯ā* des femininums erzeugte dann im mascul. und neutr. ein -*i̯o*, also z. b. acc. pl. masc. got. ***hardjans*** für ****harduns*** nach fem. ***hardjōs*** aus ****hard(w)jõz.***

Bleibenden wert hat eine entdeckung Bethges in der gotischen grammatik, die er durch eine peinlich genaue durchsicht der gesamten gotischen texte gewann. Danach wechselt auslautendes *ē* in unbetonter silbe in übereinstimmung mit inlautendem *ē* auch in betonter wol mit *ei*, niemals aber auslautendes *ē* in betonter, wie es in den adverbien *ƕē*, *þē*, *swē* (und nach Bethge auch in *untē*) vorliegt. Er erklärt das so, dass geschleiftes -*ẽ*, wie es in den alten instrumentalen oder ablativen, die in den adverbien dieser art erhalten sind, aus dem indogermanischen ererbt war, im betonten auslaut dreimorig geblieben, im unbetonten dagegen zweimorig geworden und dass dann zweimoriges -*ē* in -*ei* übergegangen, dreimoriges aber unverändert geblieben war.

Selbständige ansichten über grammatische dinge hat Bethge auch in den von ihm bearbeiteten teilen der von der Gesellschaft für deutsche philologie herausgegebenen

1) Leipzig 1898—1900.

jahresberichte niedergelegt. Er hatte hier in den letzten jahren (seit 1897) die allgemeine und vergleichende sprachwissenschaft nebst dem urgermanischen, das gotische und das deutsche in seiner gesamtentwicklung übernommen.

Mit noch grösserer liebe als der germanischen grammatik hat sich Bethge der germanischen altertumskunde gewidmet, über die er (wie auch über deutsche und nordische mythologie) auch an der Humboldt-akademie vorlesungen hielt. Vor der gelehrtenwelt legte er von diesem seinem interesse zuerst 1892 zeugnis ab durch seine mitarbeiterschaft an Gebhardts Handbuch der deutschen geschichte, für das er den einleitenden teil über die deutsche urzeit verfasste (in zweiter auflage 1901). Die einzelnen paragraphen dieser arbeit (1. Indogermanen. 2. Europäer. 3. Ausbreitung und stämme der Germanen. 4. Wirtschaftsleben, verfassung und heerwesen. 5. Recht. 6. Character, leben und kultur) zeigen, auf wie verschiedenen gebieten er sich hier umgetan hatte. In dem zweiten teile desselben handbuchs „Germanen und Römer — 166“ betrat er sogar direct das feld der politischen geschichte.

Noch mehr treten die vorzüge von Bethges beschäftigung mit der germanischen altertumskunde in seiner historischen darstellung der forschung auf diesem gebiete hervor, die in dem teile „Altertumskunde“ der von ihm im auftrage der gesellschaft für deutsche philologie herausgegebenen festschrift „Ergebnisse und fortschritte der germanistischen wissenschaft im letzten vierteljahrhundert“ (1902) enthalten ist. Er zeigt sich hier auch mit den forschungen in der vorgeschichtlichen archäologie wol vertraut, die ihn in seinen letzten lebensjahren immer mehr angezogen hatte. Dabei aber wollte er die kunde vom deutschen altertum nicht im wesentlichen aus einer einzelnen disciplin wie etwa ganz vorzugsweise aus der archäologie oder ganz vorzugsweise aus der sprachwissenschaft, sondern nur aus der zusammenwirkung und gegenseitigen befruchtung aller ihrer einzelgebiete gewonnen wissen. Und als ein ziel der nächsten zukunft bezeichnete er eine gesamtdarstellung der germanischen altertumskunde auf grund der fast unübersehbaren einzelarbeiten in ihren verschiedenen unterfächern. Dabei bemerkte er als selbstverständlich, dass nur ein philologe ein solches buch schreiben könne. Für gemeinverständliche zwecke übernahm er selbst noch diese aufgabe, wurde aber vor vollendung des werkes durch den tod abberufen. Doch liegen von demselben bereits vier „bücher“ im manuscripte vor, über die herkunft, die wanderung und ausbreitung, den staat und leben und cultur der Germanen, so dass der grösste teil der arbeit schon zu ende geführt war.

Dass er schwierige fragen der altertumskunde selbständig zu lösen wusste, hatte er übrigens schon früher durch seinen aufsatz über die hundertschaft der Germanen, den er in der Weinhold gewidmeten festschrift der Gesellschaft für deutsche philologie (1896) veröffentlichte, bewiesen. Er hat es hier in hohem grade wahrscheinlich gemacht, dass die von Tacitus genannten hundert richter, die jeder gau der Germanen hatte, in der wanderzeit aus der aus reitern und fussgängern gemischten elitetruppe hervorgegangen und dass letztere selbst einer ähnlichen keltischen einrichtung, der aus wagenlenkern und mitkämpfern gemischten elitetruppe, nachgebildet worden war.

Wie kein anderer ist er berufen gewesen, die festschrift der gesellschaft für deutsche philologie, von der selbst den teil „Altertumskunde“ schrieb, zu redigieren und herauszugeben. Aber die germanische altertumskunde, besonders die prähistorische archäologie, hatte ihn auch den wert der urgeschichte überhaupt erkennen lassen. Welche anerkennung er sich bereits auf diesem gebiete erworben hatte, zeigt seine ernennung zum stellvertretenden mitgliede der commission von sachverständigen für die vorgeschichtliche

abteilung des Berliner museums für völkerkunde: die nachricht von diesem erlass, der am 23. märz 1903, also fünf tage vor Bethges tode erfolgt war, ist erst am 11. april an seine adresse gelangt. Auch war Bethge mitglied der Gesellschaft für anthropologie, des Vereins für volkskunde und der Gesellschaft für volkstrachten; früher hatte er auch der Gesellschaft für neuere sprachen angehört. In der Gesellschaft für deutsche philologie bekleidete er seit einer reihe von jahren das amt eines schriftführers.

Alle diese beschäftigungen giengen neben einer anstrengenden berufstätigkeit einher. Ausser den zweiundzwanzig wöchentlichen unterrichtsstunden an der realschule hatte er wöchentlich noch weitere vier an einer mädchenschule zu erteilen. Dazu kamen im winter noch wöchentlich ein oder zwei stunden germanistischer vorlesungen oder übungen (letztere über mittelhochdeutsch) an der Humboldt-akademie.

Bethges eiserner fleiss aber war ebenso wie sein unparteiisches urteil und sein selbständiges denken nur der ausfluss seines strebens nach der wissenschaftlichen wahrheit um ihrer selbst willen. So schied er denn von uns als das muster eines deutschen gelehrten. Sein andenken wird in der wissenschaft in ehren bleiben, und denen, die ihn persönlich gekannt, wird sein bild nimmer im herzen verlöschen.

WILMERSDORF-BERLIN. RICHARD LOEWE.

Bericht über die verhandlungen der germanistischen section der 47. versammlung deutscher philologen und schulmänner zu Halle a. d. S.

In stattlicher zahl fanden sich am mittwoch, d. 7. october, nachmittags $2^1/_2$ uhr teilnehmer des 47. philologentags im hörsaal 17 des neuen auditoriengebäudes der universität Halle zusammen, um sich zur germanistischen section der 47. versammlung deutscher philologen und schulmänner zu constituieren. Die vorbereitungen zu dieser tagung hatten in den händen der herrn prof. Strauch-Halle und prof. Matthias-Burg gelegen. Diesen herrn wurde jetzt durch acclamation der vorsitz bei den verhandlungen der section übertragen. Gleichzeitig wurden zu schriftführern ernannt die herrn privatdocent dr. Helm-Giessen, cand. d. höh. schulamts dr. Lucke-Schleusingen, A. Jellinek-Wien.

Unter den festschriften, die den teilnehmern des philologentages gewidmet worden waren, nahm an umfang die erste stelle (239 s.) eine speciell germanistische und für die mitglieder der german. section bestimmte ein:

Studien zur deutschen philologie. Festgabe, der germanistischen abteilung der 47. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Halle zur begrüssung dargebracht von Philipp Strauch, Arnold E. Berger, Franz Saran. Der band enthält drei beiträge: Strauch, Philipp, Schürebrand, ein tractat aus dem kreise der Straßburger gottesfreunde s. 1; Berger, Arnold E., Der junge Herder und Winckelmann s. 83; Saran, Franz, Melodik und rhythmik der „Zueignung" Goethes s. 169.

Am donnerstag, d. 8. october, morgens $8^1/_2$ uhr, trat die section zu ihrer ersten sitzung zusammen. Prof. Strauch eröffnete dieselbe mit einer begrüssung der versammlung. In warmen worten gedachte er dann der seit dem letzten philologentage verstorbenen förderer der germanistik, deren andenken die section durch erheben von den plätzen ehrte.

Das wort erhielt darauf prof. Ehrismann-Heidelberg zu seinem vortrage: „Märchen im höfischen epos." Er führte etwa folgendes aus:

Für die meisten „heroischen" partien der Artusromane lassen sich bekannte märchen- und sagenmotive als grundlage nachweisen, und zwar stammen die wichtig-

sten dieser motive aus dem irischen sagenschatz. Zwei stoffe sind es, die alle andern an häufigkeit und bedeutung übertreffen, und für diese beiden kann man die vorbilder in den irischen überlieferungen, für die jedoch nur die ältesten sammlungen als zeugen benutzt werden dürfen, widerfinden. Jene hauptstoffe lassen sich formulieren als 1) das verlockungsmotiv, 2) das befreiungsmotiv.

Am ursprünglichsten hat Zazikhovens Lanzelet, dessen technik noch rohepisodenhaft ist, die motive bewahrt. Dieser roman zerfällt in drei teile: die erste und zweite Lanzeletgeschichte, die ganz verschiedene themata behandeln (das erste die dreimalige widerholung des märchenmotivs von der heirat der tochter mit dem feinde des vaters, das zweite den raub und die befreiung der Chinover aus dem land ohne widerkehr, gleich Chrestiens karrenritter, anerkannt keltisches motiv) und der dritte teil als abschluss in rein höfischem geschmack.

Das thema des Wigalois ist eine abart des verlockungsmotivs und gründet sich auf die irische erzählung von Cuchulinns krankheit unter beiziehung einer volkstümlichen gespenstersage, die in dem ihr zu grunde liegenden aberglauben ähnlichkeit mit der Hamletsage hat.

Das thema des Erec berührt sich mit der Schwanenrittersage: ein held hohen standes heiratet ein armes mädchen, legt ihr aber das verbot (gess) auf, sie dürfe nicht reden, so seltsame dinge sie auch an ihm sehen werde. Sie verletzt dies gebot, indem sie in klagen über sein „verliegen“ ausbricht.

Deutlich auf irischem sagenhintergrunde ist die episode von Brandigan-Ioie de la court am schlusse des Erec aufgebaut, ebenso die geschichte von Iwein und Laudine (vgl. Arthur Brown, Iwain, Studies of the Harward univ.) und die befreiung der gefangenen arbeiterinnen (menschentribut).

Der grundriss des Parzival besteht aus drei teilen: A. die jugend Parzivals und B. die abenteuer Gawans bilden zusammen einen roman in der anordnung von Ulrichs Lanzelet. Teil A behandelt das aufwachsen in der weltabgeschiedenheit, B die damenaffären. Die zweite derselben (Antikonîe) beruht auf dem motiv der ersten Lanzeletgeschichte: eine jungfrau heiratet den mörder ihres vaters. Die dritte (Orgeluse) fällt unter das verlockungsmotiv. In diesen aus A und B bestehenden grundroman ist C. Parzivals gralsuche, ein auch in Deutschland verbreiteter märchenstoff, eingefügt.

Das märchen bildet die grundlage für den stoffkreis der Artusromane, und den grundstock der motive bilden die märchen vom feenland und totenreich, die auf keltischem volksglauben beruhen. Überlieferte sagenstoffe lagen Chrestien vor, und daran läßt sich seine tätigkeit messen. Er hat den stoff nicht selbst gebildet, sondern umgebildet. Aber die kunst, mit der er das getan und der reiche gedankeninhalt — das ist sein eigentum, das sind die taten seines großen geistes.

In der folgenden discussion führt privatdoc. dr. Petsch-Würzburg aus, daß er keinen so starken zusammenhang zwischen den irischen märchen und den höfischen epen sähe. Derselbe sei mehr zufällig, und notwendigerweise hätte das höfische epos die beiden von Ehrismann festgestellten motive herübernehmen müssen. Er glaubt, dass das volksmärchen direct und nicht durch das bindeglied der irischen sage auf das höf. epos eingewirkt habe.

Prof. Ehrismann meint, dass seine annahme einer directen beziehung zwischen den epen der Artussage und der keltisch-irischen sage die einfachste erklärung biete und der andern daher vorzuziehen sei, die in dem indisch-europäischen märchenreservoir die directe und alleinige quelle sehen wolle.

Prof. Panzer-Freiburg i. B. stimmt dem referenten bei. Er wünscht die frage erörtert, ob diese einflüsse direkt aus Irland und nicht vielleicht aus der bretonisch-aremoricanischen überlieferung stammen. Prof. Ehrismann erklärt, daß die forschungen auf diesem gebiet noch nicht zu einem greifbaren resultat geführt hätten.

Zur einleitung des folgenden vortrags machte prof. Strauch die mitteilung, dass auf seine veranlassung hin die preussische regierung die reichen wortgeschichtlichen materialsammlungen Fedor Bechs angekauft habe und sie in der Berliner kgl. bibliothek der allgemeinen benutzung zugänglich seien.

Darauf hielt prof. Matthias-Burg seinen vortrag: Zur geschichte des Grimmschen wörterbuchs[1]:

Der vortragende will einen bericht geben über den stand der arbeit am Grimmschen wb. in der ausgesprochenen absicht die versammlung zu einer entschliessung zu veranlassen, die hoffentlich dazu beitragen werde, den abschluß des werkes in absehbarer zeit herbeizuführen. Im jahre 1867 war diese frage auf veranlassung von Julius Zacher in Halle auf dem philologentage zur verhandlung gekommen. Zacher hatte damals erklärt: „Sollte in der bisherigen weise weiter gearbeitet werden, so werden mindestens noch 30 jahre bis zur vollendung vergehen." Eine damals beschlossene eingabe an das präsidium des norddeutschen bundes hatte direct die gewährung einer staatlichen unterstützung an die mitarbeiter, indirekt die übertragung von professuren an Hildebrand und Weigand zur folge. Seitdem sind statt 30 jahren 36 vergangen, und von dem werke fehlt noch weit über ein drittel. Der hauptgrund dafür liegt in dem unaufhörlichen wechsel der mitarbeiter: als Hildebrand, Lexer, Weigand, Wülcker starben, ruhte die arbeit oft jahrelang; ihre nachfolger vermochten sich erst nach langer zeit in den stoff hineinzuarbeiten und kamen oft garnicht zur ausarbeitung selbst. Von den jetzigen mitarbeitern ist keiner in der lage sich dem Wb. ausschliesslich zu widmen, alle sind durch ihren hauptberuf in anspruch genommen. Infolge dessen hat von den buchstaben T, U und V, bei denen eine langwierige vorarbeit nötig war, um den zettelapparat in ordnung zu bringen, seit Lexers und Wülckers tode noch nichts zum druck gegeben werden können. Von G und W, die auf noch je 30 hefte anzuschlagen sind, vermögen die beiden bearbeiter jährlich nicht mehr als ein heft herauszubringen, der bearbeiter von G auch kaum dieses, da er vorläufig durch seinen neuen beruf als bibliotheksbeamter völlig in anspruch genommen ist. Traurig stände es um das Wb., wenn nicht ein unermüdlicher arbeiter seit 1867 ununterbrochen für seinen fortgang tätig gewesen wäre, der erst allein H, J und L, M, dann mit hilfe von jüngern kräften den 8. und 9. band (R-seele) und den grössten teil des 10. zum abschluss gebracht hat. Sein vorgang zeigt auch den einzuschlagenden weg: bei einem werke von dem umfange des D. wb. ist auf einen ungestörten fortgang und eine schliessliche vollendung nur zu rechnen, wenn haupt- und hilfsarbeiter zugleich an ihm tätig sind, sei es nun in der weise, daß sie einander in die hände arbeiteten, wie es in Göttingen geschieht, sei es, daß mehrere, die natürlich über die art der behandlung einig sein müssten, nebeneinander einen besondern teil eines buchstabens zu erledigen hätten. Der vortragende, der noch eine ganze reihe von fragen eingehend erörterte, z. b. ob eine beschleunigung der arbeit durch verengerung der grenzen, durch ausscheidung eines der mitarbeiter u. s. w. herbeizuführen sei, der auch die ausführung des planes eines Thesaurus linguae germanicae

1) [Dieser vortrag ist inzwischen im 49. heft der Grenzboten vollständig abgedruckt. Red.]

vor vollendung des Grimmschen Wb. durchaus abwies, brachte zum schluss folgende resolution ein: Die germanistische section richtet an den herrn reichskanzler die bitte, damit das nationale werk in 10—12 jahren zum abschluss gebracht werde, den bearbeiter von G beruflich soweit frei zu machen, dass seine hauptarbeit dem D. wb. zugute komme, ihn aber, sowie den bearbeiter von W durch gewährung einer grösseren beihilfe in den stand zu setzen, je 2 selbständige, ausschliesslich für das Wb. tätige mitarbeiter zu gewinnen, endlich den bearbeitern von T, U und V mittel zur verfügung zu stellen, um je eine jüngere hilfskraft zu ihrer regelmässigen unterstützung heranzuziehen.

Im anschluss an den vortrag berichtet prof. Siebs-Breslau über den stand der vorarbeiten für den buchstaben V. Von den hierfür nötigen ca. 20000 zetteln sei ihm kaum ein viertel von seinem vorgänger hinterlassen worden. Er tritt sehr energisch für die einstellung von hilfsarbeitern ein, allerdings sei sein in den jährlichen arbeitsberichten an das reichsamt des innern regelmäßig ausgesprochenes gesuch um gewährung der mittel zur zuziehung eines hilfsarbeiters stets unberücksichtigt geblieben. Um irrigen anschauungen vorzubeugen teilt er mit, dass eine besoldung der mitarbeiter nicht bestehe.

Prof. Wunderlich-Berlin hält es im interesse der arbeit für wünschenswert, dass den mitarbeitern gelegenheit zu anderer tätigkeit geboten werde, dass sie besonders durch docententätigkeit in verbindung mit der akademischen jugend bleiben sollten. Er schlägt vor, die resolution von Matthias anzunehmen und einen ständigen ausschuss zu wählen, der auf den philologentagen über die art und den fortgang der arbeit am Wb. berichten solle.

Prof. Fischer-Tübingen dringt auf eine weitere teilung der arbeit und spricht über die art der verwendung jüngerer hilfskräfte.

Prof. Wunderlich-Berlin schlägt vorläufige annahme der resolution Matthias vor. Diese wird von der section einstimmig gutgeheissen. Zu ihrer genauen formulierung für die eingabe an den reichskanzler wird auf den vorschlag von dr. Luther-Berlin eine commission, bestehend aus den vorsitzenden der section und prof. Fischer-Tübingen ernannt.[1]

Die 2. sitzung der section begann freitag, den 9. october, morgens 8 uhr. Nach der eröffnung derselben durch prof. Strauch überbrachte dr. Luther-Berlin der section die grüsse der gesellschaft für deutsche philologie und forderte zur unterstützung der bestrebungen der Gesellschaft, besonders des Jahresberichts, auf.

Prof. Wunderlich-Berlin sprach dann über „Die deutsche gemeinsprache in der bauernbewegung des 16. jahrhunderts.“

Die bauernbewegung von 1525 bietet auch nach der sprachlichen seite hin bedeutsames, weniger wegen der dauernden wirkungen auf unsre neuere sprache, als wegen der aufschlüsse, die sie über die wesensbedingungen dieser schrift- oder gemeinsprache gibt. Die episode des bauernkrieges lässt die factoren, die bei einer gemeinsprache zusammen wirken können, sämtlich anteil gewinnen. Sie steht vor allem unter dem starken einfluss der öffentlichen mündlichen rede, der in unsrer schriftsprache bis ins 19. jahrhundert ganz zurücktritt. Dieses moment ist unter den sprachlichen factoren des reformationszeitalters bis jetzt wenig gewürdigt worden, nur die historiker haben es beachtet. Das bauernparlament von Heilbronn ist allerdings jetzt wol aus der wissenschaftlichen discussion ausgeschieden, aber ein richtiges bauernparlament hat viel früher, im märz 1525 in Memmingen, getagt. Noch wichtiger

1) [Über den stand dieser angelegenheit wird im nächsten hefte prof. Matthias ausführlich berichten. Red.]

sind die rhetorischen leistungen, die den aufstand entfacht haben. Sie werden uns von augenzeugen geschildert, die anschaulich dartun, wie die „predigt“ der laien in die volksreden auswuchs. Auch mit der bezeichnung „redner“ werden schon einzelne führer neben den „schreibern“ erwähnt. Wie belebend diese volkstümliche rhetorik auf den einförmigen kanzleistil einwirkte, das läßt sich aus den in solchen versammlungen festgesetzten beschwerdeartikeln ersehen, deren eine grosse anzahl in allen formen des stils auf unsre zeit gekommen sind. Aus ihnen haben sich durch auslese — festhalten des gemeinsamen, abstossen des individuellen — die gemeinen artikel der gesamten bauernschaft, die berühmten 12 artikel, entwickelt.

Sie bieten uns — das zeigt die geringfügigkeit der änderungen in den mitteldeutschen nachdrucken — eine gemeinsprache dar, die auf folgenden bedingungen fusst: gemeinsamkeit der interessen und stimmungen in örtlich getrennten kreisen als grundlage, lebendige steigerung dieser stimmungen als treibendes agens, die fähigkeit, einen längeren gedankengang in ausgeführter darstellung einem grösseren kreise verständlich zu machen als ergebnis. Die gemeinverständlichkeit beruht auf redewendungen, auf festgefügten sätzen und wortbildungen viel mehr als auf der einheitlichkeit des lautbildes und der flexion; das wird widerum durch die nachdrucke bestätigt.

Von hier aus fällt neues licht auf das problem unsrer nhd. schriftsprache, bei der man neuerdings gerade laut- und flexionsformen einseitig als kennzeichen der gemeinsprache heraushob. In dieser einseitigkeit hat man die bedeutung Luthers für unsre sprache unterschätzt, der ihr im wortschatz und in der satzbildung die innere form aufprägte, während die äussere form auf mechanischem wege und später durch die festsetzung der grammatiker vereinheitlicht wurde.

Zu den ausführungen des vortragenden nimmt in der discussion nur prof. Fischer-Tübingen das wort. Er meint, dass die gemeinsprache der 12 artikel nicht bloss auf die bauernbewegung zurückzuführen sei. Die betr. allgemeinverständlichen ausdrücke seien zum grossen teil juristische. Bei diesen ausdrücken sei schon vorher ein ausgleich durchgeführt. Also müsse man bei aufstellung einer statistik nach litteraturgattungen unterscheiden.

In der nächsten stunde war die section bei der romanistischen abteilung zu gaste, um den vortrag des prof. Voretzsch-Tübingen über „philologie und volkskunde“ zu hören.

Um 10 uhr fand sie sich im auditorium 16 zu dem vortrage von prof. Weber-Jena: „Kunstgeschichtliche erläuterungen zu mittelhochdeutschen dichtungen“ wider zusammen.

Der vortragende will das enge ineinandergreifen und die gegenseitige ergänzung der litteraturgeschichte einerseits, der kunstgeschichte anderseits für die durchforschung der mhd. zeit erläutern. Es ist bisher noch nicht systematisch untersucht, wie weit die sagenstoffe aus der ritterlichen blütezeit einen niederschlag in der bildenden kunst gefunden haben. Besonders wichtig für die erkenntnis dieses zusammenhangs sind die an den ort gebundenen denkmäler, wandmalereien und skulpturen. Oft besprochen sind die Runkelsteiner wandbilder. Aber in den letzten 15 jahren sind manche neue funde von profanfresken gemacht; der älteste derselben ist der Iweincyclus im Hessenhofe zu Schmalkalden, der vor 1250, viell. noch zu lebzeiten Hartmanns entstanden ist. (Die einzelnen teile werden in lichtbildern vorgeführt und dabei die abweichungen des malers vom texte und seine zutaten eingehend besprochen.) Von werken der skulptur ist besonders lehrreich ein tympanonrelief am palas

der Wartburg, den tod Ortnits darstellend. Als mahnung zur wachsamkeit war es früher am aufgang zum torturm angebracht und mit entsprechenden versen umgeben. So werden manche sculpturen an den mittelalterlichen profanbauten auf grund von sagenstoffen zu deuten sein.

Beispiele für bewegliche kunstdenkmäler des ma., welche illustrationen und ergänzungen zu gleichzeitigen dichtungen bieten, werden ebenfalls im bilde vorgeführt: kämme mit darstellungen aus verschiedenen heldensagen, spiegelkapseln und ein teppich des 14. jhrh. mit bildern der erstürmung der minneburg.

Zum schluss werden im bilde einige ergänzungen geistl. schauspiele des ma. aus den kunstdenkmälern geboten. An einem französischen kirchenportal des 12. jhrh. ist die krämerscene aus dem osterspiel plastisch dargestellt, die sich in den frz. dramen nicht vor dem 13., in den deutschen nicht vor dem 14. findet, ein beweis für das vorhandensein der scene im frz. osterspiel schon des 12. jhrh. und eine stütze für die annahme, dass diese scene frz. ursprungs sei. Ebenfalls dürfte eine darstellung des streits zwischen Ecclesia und Synagoge auf frz. miniaturen des 15. jhrh., die sich mit keinem der erhaltenen litterar. fragmente decken, ein zeugnis verlorner litterarischer originale sein. 2 miniaturen des 15. jhrh., deren eine einen bühnenaufbau, deren andre eine vollständige darstellung eines mysterienspiels zeigt, bieten eine wertvolle ergänzung zu den bisher bekannten bühnenskizzen vom Donaueschinger passions- und Luzerner osterspiel.

In der discussion weist prof. Panzer-Freiburg i. B. darauf hin, dass das Wartburgrelief einen teil einer in der kirchlichen plastik des ma. häufigen darstellung biete, die als illustration zu dem psalmvers: „Salva me ex ore leonis“ gedacht sei. Auch dürften die bekannten figuren an den portalen in Basel, Straßburg, Freiburg u. s. w. nicht ohne weiteres mit der frau Welt der gleichzeitigen dichtung identificiert werden, indem dort stets männliche gestalten als verführer mit schlangenzerfressenem rücken erschienen.

Prof Strauch gibt der hoffnung ausdruck, daß die germanisten sich in zukunft immer mehr mit dem studium der kunstgeschichte beschäftigen.

Die 3. sitzung der section eröffnete am sonnabend, dem 10. october, morgens 8 uhr, prof. Matthias-Burg, indem er das wort dr. Fritz Burg-Hamburg zu seinem angekündigten vortrag: „Das runenalphabet des Theseus Ambrosius“ erteilte.

Der vortragende betonte zunächst, einigen in neuster zeit ausgesprochenen abweichenden behauptungen gegenüber, dass wulfilanische schriftzeichen zum ersten male gedruckt erschienen sind 1597 zu Leiden in dem von Bonaventura Vulcanius veröffentlichten commentariolus „De literis et lingua Getarum sive Gothorum“, und führte sodann den durch neun verschiedene alphabet-photographien veranschaulichten nachweis, dass die trotz jener veröffentlichung bis zum jahre 1665 vorherrschende verkennung des wulfilanischen alphabets ausgegangen sei von einer 1588 im grossen saal der vaticanischen bibliothek angebrachten frescomalerei. Diese noch heute wolerhaltene malerei stellt als die wulfilanischen buchstaben die ersten 24 zeichen des 1539 von Theseus Ambrosius in seiner „Introductio in linguam Chaldaicam“ abgebildeten schwedischen runenalphabetes dar, das, weil es „Gothicum“ genannt war, der custos der Vaticana, Federicus Ronaldus, der geistige vater jener malerei, für das alphabet des Gotenbischofs gehalten hatte.

Zu den ausführungen des vortragenden bemerkt privatdoc. dr. Gebhardt-Erlangen, dass die meinung, das alphabet sei gotisch, darin ihren grund habe, dass in

jener zeit die wörter „gotisch“ und „schwedisch“ promiscue gebraucht seien und insbesondre das volk der Schweden häufig als Goten bezeichnet worden sei.

Es sprach darauf prof. J. Franck-Bonn. „Eine litterarische persönlichkeit des 13. jahrhunderts“ lautete das thema seines vortrags.

Das nach einer Kopenhagener hs. von van Veerdaghem veröffentlichte „Lewen van Sinte Lutgart (Leiden 1899) ist eine zwischen 1266 und 1274 entstandene ganz freie bearbeitung der lat. vita dieser cisterciensernonne von dem dominicaner Thomas von Cantimpré.

Der nl. dichter ist von einer schwärmerischen verehrung für die nonne erfüllt und zweifellos unmittelbar von ihrer übergrossen nervösen reizbarkeit, mit der sie sich in verzückungen zu bringen verstand, angezogen worden. Er verrät indes neben dieser sympathie für den krankhaften zustand einen ausgesprochenen sinn für feine formen des lebens und des verkehrs. Ausser der abstammung aus vornehmem hause dürfte sich darin auch wol eine aussergewöhnliche bildung des mannes verraten. Es tritt an ihm ein ausgeprägt litterarischer character hervor, wie er für diese zeit wol einzig dastehen dürfte.

Sein im niederl. einzigartiger, regelmässig zwischen senkung und hebung abwechselnder vers ist dem französischen (und lat. rhythmischen) verse verständnisvoll nachgebildet. Von hier hat er auch den gebrauch übernommen ausl. schwaches *e* vor dem vocalanlaut metrisch nicht zu zählen, während er vor anl. *h* nach belieben verfährt.

Als bezeichnend für den nl. dichter ist weiter anzuführen, dass er die verba *dichten* und *bewerpen* auch auf die gesellschaftliche unterhaltung anwendet. Dem entspricht denn nun auch sein eigener stil, der durchaus von dem germanischen poetischen stil abweicht und sich in sorgsam ausgearbeiteten perioden mit unbeschränkten einschachtelungen bewegt, der aber nie in anakoluthe verfällt oder den reiz künstlerischer durchbildung verliert. Er kann ihn nur aus dem lateinischen gelernt haben.

In andrer hinsicht ist auf die wirkung berechnet eine durchsichtige litterarische fiction, die am stärksten hervortritt, wenn er im 3. buch vorgibt, hier die capitel kürzer gemacht zu haben, weil er tags zuvor beim vortrag des 2. bemerkt zu haben glaube, dass die langen capitel die zuhörer ermüdeten. Allerdings müssen, wenn dies auch fiction ist, doch wol entsprechende erfahrungen zu grunde liegen, die uns wol auf mehrtägige klosterfeste führen. Diese wurden grösstenteils mit solchen erbaulichen vorlesungen ausgefüllt. Die 3 bücher unsres gedichts sollen je an einem tage vorgetragen sein. Das 2. umfasst dabei 15000 verse.

Der verfasser muss ein meister des vortrags gewesen sein, wenn er eine litterarisch gebildete periode für die hörer genügend verlebendigen konnte.

Er musste sich seiner wirkung sicher fühlen, und wir dürfen vermuten, dass schon seine ganze, auch die äusserliche art zu fesseln vermochte. Auch Plato erwähnt der dichter einmal, in einer besonders bemerkenswerten weise, indem er ihn nämlich wegen seiner darstellungskunst citiert.

Dieser interessante mann, von einer so ausgeprägt litterarischen erscheinung ist uns wahrscheinlich dem namen und den lebensumständen nach bekannt.

Heinrich Goethals von Gent, der hauptvertreter der neuplatonischen philosophie jener zeit, schreibt dem Wilhelm van Afflighem aus Mecheln, zuletzt abt von St. Truiden in belgisch Limburg, eine übersetzung der „Vita St. Lutgardis“ des Thomas in reimpaaren zu. Demselben verfasser werden beigelegt die lat. übersetzungen von visionen einer Cisterciensernonne und eine sammlung von sermonen. Was wir

sonst von Wilhelm v. A. wissen und was sich anderseits aus dem gedicht für seinen verfasser ergibt, das stimmt alles so gut zusammen, dass wir in Wilhelm v. A. wol den verfasser des lebens annehmen dürfen, und der herausgeber tut unrecht daran, wenn er sich in diesem naheliegenden schluss wider dadurch beirren lässt, dass die sprache der dichtung eher westlimburgischen als brabantischen charakter zeigt.

Die reihe der vorträge schloss ab mit einer ausführlichen erörterung über „die behandlung des altdeutschen auf den höheren schulen" von gymnasialdirektor dr. A. Schmidt-Schleusingen.

Der vortragende sprach zunächst über die bedeutung des altdeutschen unterrichts für die höheren schulen. Sie liegt 1) nach der formalen seite hin.

Ein notwendiger teil der höheren allgemeinen bildung müssen die hauptergebnisse der vgl. sprachwissenschaft sein. Den schülern ist ein überblick über die idg. sprachen zu geben, die bedeutenderen erscheinungen der sprachentwicklung sind an passenden und naheliegenden beispielen zu erörtern. Ferner ist aufmerksam zu machen auf die dialekte, besonders hoch- und ndd., auf unterschiede in der sprache der gebildeten und des volkes, auf doppelheiten in der sprache der gebildeten selbst, dazu auf abweichende formen, wie sie besonders in der bibel und in kirchenliedern den schülern aufstossen. In der verfolgung der neueren spracherscheinungen der 2. lautverschiebung, den unterschieden von hoch- und ndd., ebenso von mhd. und nhd. ist zugleich auch eine ergänzung des grammat. betriebs der alten sprachen gegeben: auf der einen seite ein erstarrter zustand, auf der andern ein lebendiger organismus. So kann auch auf diesem gebiet der idee geschichtlicher entwicklung geltung verschafft werden.

Die bedeutung des unterrichts liegt 2) nach der seite des inhalts hin.

Es ist selbstverständliche pflicht der schule den geistigen entwicklungsgang des eigenen volkes vorzuführen. Und die mhd. hauptwerke sind fast ebenso unerlässlich wie Goethe und Schiller. Man kann auch auf lebhafte teilnahme der schüler dafür rechnen. Die altd. litteratur ist in ihrem gehalte einfacher, in ihren psychologischen entwicklungen geradliniger, die personen sind nach ihrer anlage einseitiger, in ihren beweggründen durchsichtiger als die seelisch vertieften und unendlich differenzierten charaktere der modernen geisteswelt. Gleichwol sind die motive nicht flach. Es kommen genug tiefe sittliche, wenn auch leicht verständliche konflikte vor. Diese eigenschaft und besonders die vorliebe für feuriges rasches handeln, für ein heldentum, das mehr in körperlicher tüchtigkeit als in geistiger grösse besteht, kurz, der ganze jugendliche character dieser litteratur, macht ihren betrieb am geeignetsten für Obersecunda.

Für den umfang des lehrstoffs schlägt der vortragende einige ergänzungen zu den festsetzungen der neuen preussischen lehrpläne in folgendem lehrgang vor:

1. Widerholung der hauptsächlichsten grammatischen eigentümlichkeiten der deutschen sprache: ablaut, umlaut, brechung, st. und sw. declination und conjugation.

2. Überblick über die idg. sprachen und über die entwickelung der deutschen sprache bis zum nhd.

3. Abriss der altd. litteratur mit einbeziehung des gotischen.

4. Die hauptabschnitte des Nibelungen- und Gudrunliedes und ausgewählte gedichte Walthers v. d. Vogelweide im urtext.

5. Durchblick durch Wolframs v. Eschenbach Parzival, mit lesen einiger stellen nach einer übersetzung.

6. Skizze von der weitern entwicklung der deutschen litteratur bis zur reformationszeit.

7. An den geeigneten stellen vorträge über verwandte werke aus dem altdeutschen und über neubearbeitungen mittelalterlicher stoffe in der modernen dichtung.

In der hauptfrage, in der die lehrpläne die entscheidung anheimstellen — urtext oder übersetzung? — entscheidet sich der vortragende aus 5 gründen für den urtext. Es spricht dafür:

1. Die erhebende macht des originals.

2. Eine vollbürtige übersetzung ist, namentlich bei lyrischen gedichten, nicht möglich.

3. Neben der absoluten bedeutung hat der urtext historischen wert. So ist z. b. das lied: „Ir sult sprechen willekomen" in der übersetzung für den schüler nichts bedeutendes; er schätzt vielleicht andre lieder dieser gattung von Arndt, Körner u. a. höher. Erst durch die urform wird das erste nationale lied sofort als eigenartige grösse empfunden.

4. Nur der urtext wahrt für OII dem stoff den reiz der neuheit.

5. Nur der urtext dient der formalen aufgabe, er vertieft und sichert die kenntnis und das verständnis für die deutschen spracherscheinungen.

Für den betrieb der lectüre hat sich folgender weg bewährt: Zuerst vorlesen des textes durch den lehrer, erklärung einzelner sprachlicher eigentümlichkeiten, vorübersetzen durch den lehrer. Der schüler hat zuerst nur nachzulesen, nachzuübersetzen und die typischen spracherscheinungen repetendo zu erklären. Später tritt häusliche präparation mit vorheriger unterstützung ein, schliesslich wird nur noch gelesen, nicht mehr übersetzt. Philologische genauigkeit ist nicht zu erstreben.

Die geistig-ästhetische würdigung ist zunächst selbständig nach der übersetzung, später gleich am urtext zu geben.

Notwendig für einen betrieb des unterrichts in dieser weise ist die zeit von ostern bis weihnachten. In der noch übrigen zeit von 9/4 jahren ist die durchnahme der modernen litteratur wol zu bewältigen, wenn auch der vorschlag die stundenzahl für das deutsche in den obern klassen auf 4 zu erhöhen, billigenswert ist, und diese vermehrung notwendig ist, wenn philosophische propädeutik hinzukommt. Aber am wichtigsten ist die lehrerpersönlichkeit und die richtige methode. Mit diesen beiden factoren lässt sich auch heute schon befriedigendes erreichen.

An den vortrag schliesst sich eine kurze discussion. Prof. Kannengiesser-Strassburg trägt bedenken gegen die benutzung der mhd. texte. Sie ist wünschenswert, aber die zeit ist zu kurz. So soll der lehrer lieber proben charakteristischer stellen vorlesen. Auch ist das fehlen einer fortsetzung ein mangel des mhd. unterrichts. Solange nicht eine 4. deutsche stunde eingefügt wird, ist er nicht obligatorisch zu machen.

Director Schmidt erklärt, dass der mhd. unterricht kein neuer gegenstand, sondern nur eine vertiefung des schon vorhandenen sei. 2 wochenstunden (die Kannengiesser nur zur verfügung stehen) seien auch verhältnismässig viel weniger brauchbar als 3, die eine concentrierte wirkung ausüben. Die zeit nach 1250 lässt sich sehr kurz abmachen. Zwischen proben aus dem Nibelungenlied und ganzen stellen findet er nur einen quantitativen unterschied. Das blosse vorlesen aber sei ohne jede dauernde wirkung.

In dem schlusswort sprach prof. Strauch allen mitgliedern der section für ihre rege teilnahme an den verhandlungen dank aus und rief ihnen ein „Auf widersehn in Hamburg!“ zu.

Prof. Lambel-Prag stattete den vorsitzenden den dank der section für die treffliche leitung der sitzungen ab.

In das album der section hatten sich 62 mitglieder eingetragen.

BURG. WILH. LUCKE.

MISCELLE.

Eine alte verdeutschung lateinischer sprichwörter.

Die Münchener hof- und staatsbibliothek bewahrt einen eigentümlichen grammatischen traktat[1]: es ist ein lateinisches schul- und übungsbuch für anfänger.[2] Sein verfasser ist Georg Hauer — Tursenreutinus — der sein werkchen, das keinen gesamttitel trägt, dem „senate und dem volke von Engelstadt“ — Angelypolis, Ingolstadt — widmet, und zwar mit dem datum: Valete ex aedibus nostris Angelypoli in regione Scholari, septimo calendas apriles. Anno a Christo nato 1515. Der verfasser ist originell in der anwendung kurzer deutscher übersetzungen bei schwierigen lateinischen regeln und phrasen und gewinnt dadurch für uns an kulturgeschichtlichem interesse.

Der practische schulmann lässt seiner grammatik eine blütenlese aus sinnsprüchen berühmter männer folgen: „dicteria ex Jacobi Wimphelingii Adolescentia translata“ und Erasmi adagia. „Verum — bemerkt der einsichtige pädagoge — cum haec (Erasmi adagia) hypodidascalis nostris inaudita et difficillima appareant, placuit ea teutonicis aperire. Facilius enim si, cui quadret, Germanicam paroemiam habueris illam dicterii Latini nebeculam cognosces.“ Dann fährt er fort: „Est et illud pulchrum, posse Latinum proverbium Teutonico exponere, quod potissimum fieri arbitror, ut et Latina illa magis delectent et haereant puerorum mentibus tenacius, recepi autem ea dumtaxat, quae clariora videbantur“.

Bei der auswahl betont der autor als grundsatz für die verdeutschung: „Non autem arbitror ita me Latina Teutonicis explicasse, ut verbum verbo respondeat (quisquis enim hoc attentaverit, pleraque et obscuriora reddet et gratiam adagii admirandam conculcabit), sed, quod dixi, ut habeant pueri quo pacto haec usurpentur et quando Latinae orationi aut convictui cotidiano congruant.... Verum si in his insolentius quiddam me scripsisse aut rancidulum offenderis, id rogo professioni tribuas, ut qui Teutonicis litteris non admodum assuetus imperfectiora haec ediderim, age boni consule, optime praeceptor, et quae jam profero Erasmica dicteria, in puellorum tuorum usum, quod est factum facillimum, converte.

1) Sammelband A. lat. a. 126. [Erwähnt bei Wander, Sprichwörterlexicon 1, XXXVI. Red.]

2) Philippus Gundelius Boius sagt in der empfehlung des büchleins an den leser: Hanc licet exiguam, sed firmam inscende carinam,
Quae cito tam longas tuta secabit aquas —
und der verfasser selbst in seiner vorrede... ut habeat pubes Angypolitana, quo possit quam optime prima tyrocinia exercere.

Ich gebe die sprichwörter in der reihenfolge des autors[1]:
Caliga Maximini est — der ist ein grober püffel.
Res ad triarios rediit — es geet an die drümer.
Nudior leberide — gantz ploß.
Ignem gladio ne fodito — raitz kein zornigen.
Inter sacrum et saxum sto — ich bin in grossen engsten.
Foras Cares, non amplius anthisteria — auff, auff, es ist nicht allweg fastnacht.
Amicorum communia sunt omnia — Mein gůt ist dein gůt.
Stateram ne transgrediaris — hau nicht uber die schnůr. — Ubermachs nit. — Trit nicht über das zyl.
Cor ne edito — bekümer dich nit zu fast.
Per publicam viam ne ambules — volg nit dem gemainen pöfel.
Adversus solem ne loquitor — widerstreb nit dem offenbaren.
A prora et puppi perit — der verdirbt in grundt — der ist fertig von kuchen und von keller.
Sine capite fabula — es hat weder hand noch fůß — es hat weder trum noch end.
Codro est pauperior — er ist ermer dan Codrus.
Qui, quae vult, dicit, quae non vult, audit — sag mir nit, wer ich bin, so sag ich dir nit, wer du bist[2].
Sero sapiunt Phryges — es ist zů lang gewart.
Piscator ictus sapiet — der wirt mit seinem schaden weyß.
Malo accepto stultus sapit — narren soll man mit kolben lausen.
Gratia gratiam parit — ein gůts wort vindt ein gůtte stadt.
Par pari referto — gleich umb gleich, korn umb salz.
Annus producit, non ager — zyt bringt rosen.
In portu navigat — der ist sicher.
Bos lassus fortius figit pedem — an alten keslen ramigt man sich.
Tota erras via — du velest weyt — du hast daneben geschossen.
Suo jumento sibi malum accersere — er ist selbs daran schuldig — die mü macht ich mir selbs, sprach der esel, do furt er synen mist aus.
Incidit in foveam, quam fecit. — Suo ipsius laqueo captus est — Hanc technam in teipsum struxisti — das bad hat er im selber gemacht.
Irritare crabrones — du machest sy nur bößer.
Octipedem excitas — laß den hundt schlaffen.
Atlas coelum suscepit — wie wirdt der das außrichten.
Homo homini deus — er ist sein got gewest.
Est tibi genius malus — der ist dein teuffel.
Quarta luna natus — der ist in ainem unrechten zaichen geboren.
Albae gallinae filius — der ist in ainem guten zaichen geboren.
In me haec cudetur faba — es wirdt ob mir außgeen.
Ipsi testudines edite, qui cepistis — hastus wol angefangen, so richts auch wol auß.

1) Das ganze schriftchen klingt aus in einige — weit ausgesponnene — regeln über die beste ratio studiorum der knaben mit dem hinweis auf die notwendigkeit einer steten verbindung des lateinischen mit dem deutschen. Am ende steht: Effícta in officina Millerana Augustae Vindelicorum: decimo octavo Augusti. Anno Christianae salutis M. D. XVII. Über Hauers Grammatik an andrem orte näheres; vgl. noch meine mitteilung in den Neuen jahrbb. f. klass. altertum 1903, s. 579—580.
2) Handschriftlich hinzugesetzt: Fux, biß mich nit, ich biß sonst auch.

Servire scenae — sich nach der zeyt richten.
Cothurno versatilior — der ist auff all settel gericht.
Diomedis et Glauci permutatio — gibt ein roß umb ein pfeyffen.
Ne scinde penulam — lieber, halt mich nit.
Multae regum aures et oculi — herren haben vil zusagen.
Clavum clavo pellere — böß mit böß treiben.
Hululas Athenas mittis — du thůst ain arbayt umbsunst.
Malum consilium consultori pessimum — untrew trifft iren herren.
Suum cuique pulchrum — ainem yeden gefelt sein weyß.
Aequalis aequalem delectat. — Simile gaudet simili. — Semper graculus assidet graculo — gley und gley geselt sich gern.
Cretensis Cretensem provocat — es ist böß an böß.
Fortes fortuna adjuvat — wagen gewint, wagen verleüst (!).
In trivio sum — ich wayß nit, wo auß.
Cum larvis luctari — mit den todten fechten.
Castus castam ducit — einem alten man gehert ein alts weyb — stro gehört in ain kumat.
Ubi timor, ibi et pudor — wo forcht ist, do ist eer.
E multis paleis paulum fructus collegi — vil geschray und wenig woll.
Oportet remum impellere, qui didicit — nyemandt kans baß, dann ders gelernt hat.
Ex ipso bove lora sumere — mit seiner aigen růtten ain streychen.
Ex uno omnia specta — bern bey dem (?)
Et meum telum cuspidem habet acuminatam — mein schwerdt schneydt auch.
Musicam docet amor — lieb lernet reden.
Non est ejusdem et multa et oportuna dicere. — In multiloquo non abest peccatum — mit stilschweygen verredt man sich nit.
Minutula pluvia imbrem parit — vil stuck meren den hauffen
Majora perdes, parva ni servaveris — wer den pfenning nit liebt, wirt nit reych.
Citra vinum temulentia — du redest eben, als seyst vol.
Relinque quippiam et Medis — laß ander leüt auch reden.
Quot homines, tot sententiae. — Suus cuique mos est. — Velle suum cuique est nec voto vivitur uno — ein yeder hat sein sin.
Semper foeliciter cadunt Jovis taxilli. — Coelestes omnia possunt — waß die herren thun, ist alles recht.
Feras, non culpes, quod vitari non potest — was du nit wenden magst, das geduldt.
Sursum versus fluminum feruntur fontes — es get als hinder sich styel auf benck.
Muneribus vel dii capiuntur — wer schmert, der ferdt — geben macht kain feintschaft.
Davus sum, non Oedipus — red, das ich versteh, ich kan nit behmisch.
Finem vitae specta — es ist nit aller tag nacht oder abent — schau daz end an.
Nec obolum habet, unde restim emat — er het nicht ain haller umb brot — er het nit ain hundt auß aim offen zů locken.
De asini umbra contendis — de lana caprina — de fumo disceptas — du kriegst umb nichtig ding.
Talpa es caecior — du bist ganz unverstendig.
Suo ipsius judicio periit forex (?) — er hat sich selbs verratten.
Generosioris arboris statim planta cum fructu est — welche nessel wol wil, die prennet frye.

Frusto panis conduci potest — umb ain stuck prot thut er, was man will.
Omnium horarum homo — er ist, wie man will.
Pecuniae oboediunt omnia — gelt regiert die welt.
Veritatis simplex oratio — schlecht und gerecht.
Nosce te ipsum — schau dich selber an.
Ne quid nimis — thů im nit zů vil.
Simia simia est, etiamsi aurea gestet insignia — narren sein narren, und wenn man sy krönet.
Odi memorem compotorem — was bey dem wein geschicht, sol nit gedacht werden.
Omnia idem pulvis — es ist alles ains zeügs.
Currus bovem trahit — es get alles hinder sich zů.
Non es in hoc albo — du steest nit in dem register.
Ante victoriam eucomium canis — du schreyest zů fru fro — du schreyest iu, ee du uber den zaun kumbst.
Male parta male dilabuntur — böß gewunnen, böß verzert.
Una hirundo non facit ver — ain man macht kain thantz.
Mutuum muli stabunt[1] — es lobt ainer den andern.
Aequalem tibi uxorem quaere — uberweyb dich nit.
Phryx plagis emendatur — er thůt an schleg kain gůt.
Caecus caeco dux — es fürt ain blinder den andern.
Ut possumus, quando, ut volumus, non licet — wie mir mögen, nit, wie wir wollen.
Plus aloes quam mellis habet — meer buß dann gůts.
Animus in pedes decidit — mir ist das Hertz gantz empfallen.
Ut sementem feceris, ita et metes — gleich als du arbaitst, also hastu.
Bis dat, qui cito dat — ye ee, ye lieber.
Honos alit artes — von eeren wegen thůt mancher vil.
Vel caeco appareat — es möcht ain plinter sehen.
Multis ictibus dejicitur quercus — für und für und gmelich get man auch weit.
Virum improbum vel mus mordeat — ein zeittigen dieb erlauft ain hinckender scherg.
Citius quam asparagi coquantur — er, dann einer pfennig spricht.
Mali corvi malum ovum — es ist etwan der sun als der vatter.
De fructu arborem cognosco — auß den wercken erkennt man dich.
Post festum venisti — du pist zů lang gewesen.
Merx ultronea putet — angefailt gůt verdenkt man.
Elephantem ex musca facis — ey, lieber, wie vil wiltu darauß machen.
Balbus balbum rectius intelligit — gleich und gleich versteet an ainander.
Intus et in cute te novi — ich kenn dich inn und außen.
Vulpes haud corrumpitur muneribus — gscheyd sindt böß zů laichen.
Summum literis, summa injuria — man sol nit zů witzig sein.
Simia non capitur laqueo — du fechst mich nicht mit dem.
Boni ad bonorum convivia ultro accedunt — gůet freundt bedarff man nit laden.
Caninum prandium ministrasti — wir haben kain wain nicht gehabt.
Indus elephantus haud curat culicem — ich fürcht dich nicht.

1) handschriftliche verbesserung *scabunt.*

Similes habent labra lactucas — einer kue sol nichts dan haberstroe.
Corrumpunt bonos mores colloquia prava — hüet dich vor bößer geselschaft.
Magistratus virum indicat — jetz wirt man sehen, was in ym sey.
Conscientia mille testes — den nagt sein gewissen.
Equum habet Sejanum. — Aurum habet Tolosanum — es ist ain ungluckhaftigs gůet.
Nemini fidas, nisi cum quo prius modium salis absumpseris — vertrau nicht ainem yeden.
Alterum pedem in cymba Charontis habes — bu pist mit dem ainen fues schon im grab.
Aquam in mortario tundes — du machts nichts bessers.
Ama tamquam osurus, oderis tamquam amaturus — lob den also, das du in auch schenden mögst.
Purpura juxta purpuram dijudicanda — schau das gegen ainander.
Ignis, mare, mulier tria mala — drey böße ding.
Exercitatio potest omnia — ubung thůt vil.
Aureo piscari hamo — das wirdt der müe nicht lonen.
Fallacia alia aliam trudit — list uber list.
Sera in fundo parsimonia — den stal zů, wan das roß hin ist.
Simul sorbere et flare difficile — ich mag nit da und dort sein.
Carpet citius aliquid quam imitabitur — vil leichter zů schenden dan der gleichen zů thon.
Quaevis terra patria — ain frummer kumbt uberal auß.
Perdidisti vinum infusa aqua — du hast das alles verderbt.
Vinum caret clavo — wein hat nit rat.
Ouo prognatus eodem — es ist eben das holtz.
Summum cape et medium habebis — stel nach vil, dir wirt dannocht wol wenig.
Accipit et glebam erro — ich schlach nichts auß.
Ingens telum necessitas — ey, laß dich wort nicht erschrecken — der geet nit von schmützen.
Cum diis non pugnandum — es ist böß mit herren schertzen.
Aliam aetatem alia decent — du must nicht allweg kindisch thon.
Mors optima rapit, deterrima relinquit — pöß kraut verdirbt nit.
Aetate prudentiores reddimur — vernunft kumbt nicht vor den jaren.
Cedendum multitudini — gib nach der menig.
Rerum omnium vicissitudo — es verkert sich all ding.
Periculum ne temere subeas — gib dich nicht leicht in geferlichait.
Antiquis debetur veneratio — alt leut sol man eren.
Flagitiorum turpis exitus — als ainer arbayt, also lonet man ym.
Officium ne collocaris in invitum — dien kainem über sein willen.
Jactantiae comes invidia — hat dir got etwas gegeben, so schweig.
Nihil recusandum, quod donatur — geschenkt roß schau nicht im maul.
Mala senium accelerant — das macht mich alt.
Multa docet fama — katzen kindt lernt wol maußen.
Mala ultro adsunt — du bedarfst nicht nach unglück schicken — solt nicht leuß an peltz setzen.
Aequalitas haud parit bellum — gleich taill machen kain krieg.
Malum vas non frangitur — pöß mensch verdirbt nit — ye bößer mensch, ye besser glück.

Mores hominum regioni respondent — es ist eben daz rich als der stal — lentichlich: sittiglich.
Te ipsum inspice — zuch dich selbs bey der nasen.
Inanes culmos excusisti — du drischt lär stroe.
Actio idem quod Titio — gleich ainem als dem andern.
Festina tarde — füder dich und thue ym recht.
Austrum ego perculi — ich habe den windt geschliffen.
Prurit tibi tergum — guck dich der puckel.
Strenui equi non sunt opere defatigandi — man sol willige roß nit ubertreiben.
Canes, qui plurimum latrant, perraro mordent — vil geschray und nichts dahinder — er ist nur im maul pöß.
Plurium calculus vincit — die menig geet vor.
Optimum est aliena frui insania — sälig ist der, der mit ander leut schaden witzig wirdt.
Isthmum fodis — du schafst nichts.
Tantaleum poculum bibemus — ain trunck auff kuntschafft.

Damit schliesst die auslese, welcher der autor bescheiden das bekenntnis und die mahnung anfügt: *Pauca haec de innumeris festinatio coegit, tu reliqua adde.*

BITSCH I. LOTHR. J. KNEPPER.

LITTERATUR.

P. D. Chantepie de la Saussaye, The religion of the Teutons translated from the dutch by B. J. Vos. Boston and London, Ginn & Comp. 1902. VIII, 504 s. (= Handbooks on the history of religions ed. by M. Jastrow vol. III).

Der bekannte Leidener religionshistoriker hat zu Jastrows grossem sammelwerk diese (zuerst teilweise in holländischer sprache veröffentlichte) Germanische mythologie beigesteuert. „The first eleven chapters — also published in Dutch — have been carefully revised by professor B. Sijmons of the University of Groningen, who has read the proof sheets with the keen eye of the specialist and whose numerous suggestions have frequently proved of value in controlling and correcting my own views" (s. V). Ferner fügt der verf. bei, er habe dankbar Mogks darstellung benützt und bezeichnet seine aufgabe mit den worten: „at the present moment there is at least as much need of arranging the material at hand and of presenting the picture it discloses of Teutonic paganism as of searching for new material" (s. 5). Man hat es also mit einer germanischen mythologie zu tun, die sich von den vorhandenen darstellungen dadurch unterscheidet, dass nicht ein philologe, sondern ein erfahrener religionshistoriker seine auffassung der data und facta entwickelt. Man wird nicht so sehr den stoff, als die religionsgeschichtliche beurteilung und erläuterung zu verfolgen haben.

Der plan des werkes ist folgender: Introduction (s. 1), History of Teutonic Mythology (s. 7), The prehistoric Period (s. 49), Tribes and Peoples (s. 65), Teutons and Romans (s. 97), Paganism and Christianity (s. 113), The German heroic saga (s. 133), The Anglo-Saxons (s. 149), The North before the age of the Vikings (s. 163), Norway and Ireland [History and Literature] (s. 180), Folklore (s. 210), The Pantheon (s. 221), Gods and divine nature (s. 282), Animism, souls, worship of the dead

(s. 289), Walkyries, Swan-maidens, norns (s. 304), Elves and Dwarfs (s. 318), Giants (s. 328), The world: Cosmogony, Cosmology, Eschatalogy (s. 338), Worship and Rites (s. 355), Calendar and Festivals (s. 379), Magic and Divination (s. 385), Conclusion (s. 398), Bibliography (s. 417), Index (s. 465).

Fast die hälfte des buches ist den einleitungsfragen gewidmet. In diesem ersten teil werden alle möglichen dinge abgehandelt, die mit der religion nur in sehr loser verbindung stehen. Der hauptfrage der einleitungswissenschaft, der frage nach den quellen der uns überlieferten mythen ist der verf. nicht ernstlich näher getreten. Er stellt sich auch auf den standpunkt, dass heldensagen nicht aus göttermythen abgeleitet werden dürfen, sondern dass sie unabhängig von einander sich entwickelt haben „even though we find here and there the same myths, this does not prove that the one is derived from the other“ (s. 139). Wenn aber dieselben „mythischen“ züge in heldensage und göttersage widerkehren, obwol beide gattungen unabhängig von einander sich entwickelt haben, dann folgt daraus mit zwingender consequenz, dass beide aus gemeinsamer quelle herzuleiten sind. Über diese primäre quelle erfahren wir bei Chantepie de la Saussaye nichts. Er hat völlig versäumt, seine leser darüber zu orientieren, dass neuerdings mit wachsendem erfolge jene primäre quelle im märchenschatz der völker entdeckt worden ist. Einerseits ist es gelungen, diese und jene „heldensage“ auf ein märchen als seine quelle zurückzuführen, andererseits hat zuerst Bugge mit schlagender evidenz „göttersagen“ in märchen aufgelöst (vgl. jetzt F. v. d. Leyen, Das märchen in den göttersagen der Edda, Berlin 1899 u. a.). Unklar ist der satz: „the accounts of the doings of Thor have to a large extent become m ä r c h e n“ (s. 197 vgl. s. 207. 239), aber es ist doch jedesfalls zugestanden, dass, was die nordischen dichter von Þórr zu erzählen wissen, märchenwert besitze d. h. poesie sei. Wie kann man aber unter solcher voraussetzung sich dazu verstehen, märchenpoesie zu „deuten“[1], wenn man gar der meinung ist, dass viele märchen orientalischen ursprungs seien? (s. 211). Unser religionshistoriker steht nicht an, Wodan zu definieren mit folgenden worten: he is the god of the wind, of agriculture, of war, of poetry, the progenitor of many families etc. between some of these attributes it is indeed possible to point out a connection (s. 224) ... some scholars hold that Wodans character as god of the dead is even more original than that as god of the wind (s. 227). Þórr kann danach von Wodan kaum unterschieden werden (the sphere of his activity is no less comprehensive than that ascribed to Odhin .. many of these functions he shares with Odhin s. 237). Obwol nun der verf. ältere deutungen ablehnt oder für zweifelhaft hält, weil es sich bei den betreffenden mythen um „märchen“ handle (s. 239), stellt er es als zweifellos hin, dass mit Þrymskviþa anders zu verfahren sei: this tale[2] doubtless conceals a genuine nature-myth, that of the thunder-god, who in the spring after the long winter regains his strength. It is of course n o t p o s s i b l e to extend this interpretation to all the details. The narrative is told in a humoristic vein and Thor assumes the character of the gluttonous giant in nursery rimes and f a i r y t a l e s[2] (s. 240). Ganz anders ist Ch. mit Hymiskviþa verfahren: I do not venture to interpret the story as symbolical of a phenomenon of nature (s. 242). Er spricht auf der folgenden seite das gute wort: it does not argue in favor of sagacity on the part of many mythologists that they are constantly endeavoring to explain what from the nature of the case does not require or even admit an explanation (s. 243). Leider hat sich Ch. trotzdem viel zu oft den allzuvielen an-

1) Vgl. die eigenen worte des verf. s. 242 fg.
2) Was bedeutet dieses wort? etwas anderes als märchen?

geschlossen. Es wäre z. b. besser gewesen, er hätte Þrymskviþa nicht anders beurteilt als Hymiskviþa oder die märchen der SnE. Denn der stoff ist in allen drei fällen noch heute im besitz der märchenerzähler. Für Þrymskviþa lässt sich Ch. vielleicht auch noch überzeugen, wenn ich ihn auf die schönen märchen verweise, die Friedrich Kreutzwald aufgezeichnet hat (Ehstnische märchen übersetzt von Fr. Löwe. Halle 1869, nr. 9. 10, s. 122 fgg.): „beide märchen behandeln einen und denselben stoff, die entwendung des donnerwerkzeugs durch den dasselbe über alles fürchtenden teufel, welchem es der in einen fischerknaben verwandelte donnergott wider abnimmt.“ Sogar die hochzeit kehrt hier wider: eine variante dieser märchen ist die quelle des dichters gewesen, dem wir Þrymskviþa verdanken. Aus der religionsgeschichte haben derartige dichterische erzeugnisse auszuscheiden, sie gehören in die mythologie. Ich erkenne nun gern und mit freuden an, dass Ch. in dieser hinsicht weit strenger verfahren ist als seine vorgänger, aber eine fatale inconsequenz hemmte seine guten absichten. Besonders anerkennenswert ist die stricte scheidung der über die einzelnen gottheiten vorliegenden überlieferungen in zwei gruppen: es werden erst die kultnachrichten und danach die rollen vorgeführt, in denen die götter in den einzelnen mythen auftreten. Nur auf diesem wege ist die wesensverschiedenheit von religion und mythologie zu veranschaulichen. Leider wird dieser fortschritt durch die systematisch verfolgte meteorologische deutung der einzelnen gottheiten beeinträchtigt. In dieser hinsicht ist der verf. durch die neuere religionsgeschichtliche betrachtungsweise nicht eines bessern belehrt worden (Týr ist wolkengott, Baldr ist lichtgott usw.), die s. 282 fgg. gegebenen ausführungen reichen nicht entfernt aus, um seinen standpunkt zu rechtfertigen und die behauptung, ein so wichtiges religionshistorisches problem wie das, welches in der frage nach dem verhältnis von magie und religion liegt, falle ausserhalb des rahmens der geschichte einer einzelnen religion (s. 385), lässt uns nur bedauern, dass auch in diesem seine vorlagen überholenden buch die religionsgeschichtlichen grundfragen umgangen worden sind.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

A. K. T. Tielo, Die dichtungen des grafen Moritz von Strachwitz. (Ein beitrag zur deutschen litteraturgeschichte, herausgegeben von dr. Franz Muncker). Berlin, verlag von Alexander Duncker 1902. XIX, 254 s. 7,50 m.

Tielos ungemein fleissige arbeit gehört zu der gattung der beschreibenden litteraturgeschichte — einer gattung, die ich selbst widerholentlich hoch belobt und empfohlen habe. Ich muss aber gestehen, dass gerade diese studie mich in dieser begeisterung ein wenig wankend gemacht hat. Wenn der gute alte Vico — oder sagen wir lieber, der grosse alte Vico — eine bestimmte zeit oder die anschauungsweise einer nation oder eine kulturstufe charakterisieren wollte, so griff er zu seinem geliebten luoghi d'oro und führte uns mit einem oder zwei citaten das wesen der betreffenden gegenstände vor. Ich weiss nicht, ob diese methode nicht bei geistreicher ausübung sicherer zum ziele führt als unsere beliebte statistische methode. Ich lese etwa bei Strachwitz die beiden verse:

„Wer reitet nicht gern durchs haidekraut
den lang sich streckenden renner.“

Was sagen mir diese beiden verse nicht alles! Ich sehe vor mir einen dichter, der eine ausserordentliche schärfe der sinnlichen beobachtung besitzt und das jagdpferd, wie es sich „lang macht“, im momentbild erfasst. Ich erblicke einen mann mit bestimmten noblen passionen, dem die jagd nicht nur eine persönliche liebhaberei ist.

sondern der auch diese liebhaberei als etwas selbstverständliches für die besseren ansieht. Ich gewahre einen poeten, der seine aussage gern einigermassen pathetisch aufstutzt, indem er statt des einfacheren „pferd“ oder „ross“ „renner“ sagt und der klingende und zugleich archaistische spiele wie die allitteration („reitet — renner“) liebt. Keiner von all den zahlreichen dichtern, die nach T.s nachweis auf Strachwitz einfluss geübt haben, würde diese beiden verse so geschrieben haben, und es wäre leicht sich auszumalen, wie etwa Heine oder Platen, Georg Herwegh oder Anastasius Grün, Carl Beck oder Friedrich Rückert diesen gedanken ausgedrückt hätten, — wenn er ihnen eben überhaupt gekommen wäre. Geben uns diese beiden verse nicht vielleicht ein deutlicheres profilbild des dichters als zahlreiche häufungen von material, wie man sie in diesem für die ästhetik als beispielsammlung wol zu empfehlenden buche findet? T. kommt gewöhnlich zu dem resultat, dass er beim überblick eines solchen tatsachenhaufens seinen poeten zwischen zwei andere einstellt und meint, er halte etwa die mitte zwischen dem einen und dem andern. Aber in wirklichkeit bilden doch lebende gestalten kein festgefügtes mosaik, in dem ein steinchen durch den platz zwischen zwei anderen seine feste stellung erhält; in wirklichkeit ist es eben die fülle der berührungen, die das wesen des lebens ausmachen.

Nun bin ich keineswegs der meinung, dass die beschreibende litteraturgeschichte oder dass auch nur die statistische methode, die mit jener keineswegs identisch ist, durch das buch ad absurdum geführt würde. Wol aber ist gerade dieses werk geeignet, die grenzen ihrer anwendbarkeit und die schranken ihrer leistungsfähigkeit klarzulegen. Wo es sich um rein technische dinge handelt, da ist die studie ganz ausserordentlich förderlich. Die zusammenstellung etwa über symbole (s. 52 fgg.), über farbenkontraste (s. 53) und farbworte (s. 63. 82), über antithesen und wortspiele (s. 53 fgg.), personifikationen (s. 55), allegorien (s. 59), tropen (s. 61), populäre wendungen (s. 63), über metaphern (s. 65), über fremdworte und archaismen (s. 83) sind ungemein lehrreich und zwar nicht nur für Strachwitz. Ganz besonders glücklich sind die zusammenstellungen über epitheta (s. 62) und der gut benannte abschnitt über „Belebung des vortrages“ (s. 70 fgg.) ausgenutzt. Oft genug freilich hat der verfasser seine erfolge hier nicht nur der vollständigkeit seiner sammlungen, sondern noch mehr dem glücklichen herausgreifen von einzelheiten zu verdanken. So wenn er über die rolle des meeres bei Strachwitz (s. 55) und die metaphern, die das wasser betreffen (s. 66), spricht, wenn er die technischen kunstgriffe der verhüllung und enthüllung (s. 73), der höhe und helle (s. 74), der beleuchtung (s. 189) hervorhebt. So hat er denn auch das wichtige capitel der correcturen (s. 40 fgg.) mit einem scharfblick behandelt, der deutlich erkennen lässt, dass der verfasser selbst ein dichter ist. Kleinigkeiten wie das verhältnis der präpositionen „in“ und „von“ (s. 42) werden hier ebenso glücklich ausgemünzt wie ein ander mal das „auf, auf“ und „denn“, das am beginn der terzette im sonett bei Rückert oder Strachwitz steht. Die besondere bedeutung der schlusszeilen (s. 45), die beseitigung von allzu häufig gebrauchten lieblingswörtern (s. 47), die art, wie Strachwitz dem Schillerschen „Und“ am strophenbeginn nachfolgt (s. 76 anm.) — all das sind höchst dankenswerte winke zur empirischen ästhetik und poetik, und ich gebe gern zu, dass sie mindestens in dieser sicherheit ohne eine vollständige durcharbeitung des materiales nicht zu gewinnen waren. — Dagegen ist gerade da, wo die statistische methode zuerst und wol am erfolgreichsten eingesetzt hat, nämlich bei der metrik (s. 104 fgg.), der verfasser auffallend dürftig, obwol er dinge, die sonst oft übersehen werden, wie die strophenzahl (s. 117), in seine betrachtungen mit einbezieht.

Anders nun aber steht es mit der wirksamkeit seiner methode bei litteraturhistorischen problemen. Zunächst freilich ist das weniger ein fehler der methode als der ausführung. T. hat ausserordentlich fleissig und viel gelesen und es drängt ihn, vollständig zu sein, auch wo es sich nicht um seinen dichter handelt; was sich aber doch schon durch rücksicht auf den raum verbietet. So bringt er denn bei verschiedenen gelegenheiten namenhäufungen unergiebigster art. Rein ins gebiet abgetaner kuriositäten scheint es zu gehören, wenn er (s. 1) eine anzahl von jung verstorbenen dichtern zusammenwirft und Strachwitz mit jedem von ihnen eine oder die andere eigenheit gemein haben lässt. Ja, mein gott, mit welchem dichter hat denn nicht ein dichter von einiger bedeutung irgend etwas gemein! Aber auch sonst hilft es doch recht wenig, ja es hindert nur, wenn etwa für die nordlandspoesie (s. 216. 219 fgg.) oder für die Rolandslieder (s. 203) oder für die anwendung der termini „romanze“ und „ballade“ (s. 167) eine menge namen zusammentreten, ohne dass man irgendwie ein bild von ihren trägern erhielte. Am schlimmsten ist es, wo T. von der betrachtung der natur spricht und nun beliebig viele ihm zufällig bekannte dichter, die mit Strachwitz teils etwas zu tun haben, teils auch nicht, in bunter menge nennt (s. 54). Ein satz wie: „Ich hätte z. b. auch auf Tasso, der gern tag und nacht personificiert, auf Sophokles und andere hinweisen können“, ist an sich eine verurteilung dieser manier, die hier doppelt störend wirkt, weil der systematischen vollständigkeit bei der aufzählung Strachwitzscher eigenheiten eine so wahl- und planlose mischung anderer namen gegenübersteht.

Dieses missverhältnis wirkt dann gelegentlich auch auf die beurteilung des dichters selbst ein. Die diminutiva (s. 17), das lob der begeisterung namens des dichters (s. 14), das verhältnis des dichters zur poesie (s. 18) und manche ähnliche dinge sind in dieser zeit allgemein üblich. Über die mode der diminutiva spottet z. b. Wilhelm Jordan. Auf derartiges deutet auch T. selbst gelegentlich hin; indem es nun aber doch für Str. sehr ausführlich herausgearbeitet wird, verschiebt sich die perspective und wir erhalten den eindruck, als lägen da besondere eigentümlichkeiten vor, wo der dichter gerade ganz besonders wenig originell gewesen ist. Wie viel wichtiger ist in solchen fällen eine negative charakteristik, wie der hinweis darauf, dass bei dem schlesischen grafen keine schlesischen und auch keine hellenischen stoffe vorkommen (s. 190). Freilich möchte ich T.s erklärungsweise nicht für richtig halten; ich sehe vielmehr die ursache in dem specifisch ritterlichen charakter der Str.schen muse, der weder in dem demokratischen Griechenland, wie man es sich mindestens damals vorstellte, noch in dem mehr feudal-klerikalen als eben ritterlichen Schlesien viel stoff vorfand.

Durchaus möchte ich den hauptwert des buches in drei punkten finden: 1. in jenen vollständigen sammlungen zur technik, die unter allen umständen wert haben und bei denen auch wirklich die vollständigkeit als solche ein berechtigtes ideal ist deshalb, weil sie hier erreicht werden kann; 2. in den nachweisen, die in grosser reichhaltigkeit und fast durchweg in zuverlässiger weise gegeben werden (s. 193) und 3. in der kritischen charakteristik der einzelnen dichtungen. In diesem letzten punkte war T. in der glücklichen lage, vortreffliche vorgänger zu haben, nämlich an den „merkern des tunnels“, jener Berliner dichtergesellschaft, deren protokolle er benutzen durfte und mit grossem erfolg benutzt hat (s. XVII), besonders den beiden hauptkritikern des tunnels, H. von Mühler, dem späteren kultusminister, und W. von Loos (s. 20, 40. 155). Er hat sich diese anregungen zu nutze gemacht, ohne irgendwie von ihnen abhängig zu bleiben. Wo er eine objective charakteristik zu erreichen ver-

suchte, etwa im anschluss an die Schillersche terminologie (s. 17), da haben wir nur tote worte vor uns; wo er als ein für diesen liebenswürdigen dichter mit innerem anteil interessierter poet die einzelnen gruppen von Strachwitz' poesie oder die einzelnen hauptgedichte (s. 206 fgg.) mit leuchtendem blicke durchmustert, ergibt sich sehr viel mehr, als wir gewöhnlich in litterarhistorischen arbeiten gerade nach dieser richtung hin zu finden pflegen. Den lyrisch-epischen stil des dichters (s. 178) weiss er vortrefflich herauszuarbeiten: die einleitung der gedichte (s. 180), die personen und situationen (s. 184) — wie bezeichnend, dass bei Strachwitz damals wie bei Uhland die blinden alten herren vorkommen (s. 186) — die form, die bedeutung des pferdes bei Str. (s. 189): alles das tritt klar und greifbar in sicht. Die nennung einer grösseren anzahl früherer balladendichter (s. 171 fgg.) tut aber wider nicht allzu viel zur sache, und abermals müssen wir betonen: ein hinweis wie der, dass bei Str. die nachtigall fehlt (s. 155), ist für seine liebeslyrik ergiebiger als die zahlreichen hinweise auf andere dichter verwandter art.

Im besondern möchte ich noch bemerken, dass das verhältnis des dichters zu Geibel meiner meinung nach in einem zu günstigen lichte erscheint. Wol haben beide einmal ein gedicht „Germania“ (s. 146) gemeinschaftlich verfasst; und es ist eben deshalb meines erachtens (worin ich allerdings von dem verfasser abweiche) keines der besten geworden. Aber es zeigen sich doch an manchen stellen bei Strachwitz, vor allem in dem gedicht „An die zarten“ deutlich genug die spuren eines gegensatzes, der ja auch in Goedekes Geibelbiographie keineswegs bemäntelt wird. Der gegensatz bestand wol nicht in der tendenz. T. selbst hebt hervor, dass jener typische umschwung in bezug auf die tendenzdichtungen, den Freiligrath in klassischer weise durchgemacht hat, auch bei unserem schlesischen grafen hervortritt (s. 18), und ebenso hat ihn Geibel selbst erlebt, und in bezug auf die richtung der tendenz standen sich beide keineswegs so sehr fern. Der gegensatz ist vielmehr wol eben der des starken gegen das zarte. Jener teil von süsslichkeit, der nun einmal Geibels gedichten kaum je ganz fehlt, liegt keinem der dichter jener epoche (T. charakterisiert sie im allgemeinen s. 22 fgg.) so fern als gerade eben Strachwitz. Das gilt nicht bloss für die auffassung und den stil, sondern auch für die form: jener scharfe, klare nordlandston, der in seinen balladen wie frische morgenluft berührt und der ihn gerade hier wirklich epoche machen lässt (s. 218), musste an sich eine kritik der allzu glatten rhythmen und reime Geibels bilden.

Die frage, wie weit Str. gewirkt habe, hat T. durch eine aufzählung solcher dichter aus dem Tunnel (s. 219 fgg.), die ganz gewiss von ihm gelernt haben, und durch eine kurze namenreihe späterer balladendichter wie Dahn und Liliencron (s. 222) zu erschöpfen versucht. Ich glaube, der einfluss von Strachwitz geht erheblich darüber hinaus. T. hat für die dichtung des grafen den sehr glücklichen ausdruck „erlebte balladenpoesie“ (s. 200) gefunden. Strachwitz war seit Uhland (besonders in dessen gedichten vom grafen Eberhard) der erste, der wider das typische einer epischen situation ganz persönlich auffasste und es verstand, die personalunion zwischen dichter und helden viel inniger werden zu lassen, als sie das bei der masse der übrigen balladendichter war. Ich habe das in einem aufsatze über „Das herz des Douglas“ näher ausgeführt. Das ist der punkt, durch den Strachwitz, obwol gewiss kein grosser dichter, befruchtend und segensreich gewirkt hat; freilich eben nicht auf alle. Unter seinen schülern sind männer wie Theodor Fontane und Detlev von Liliencron, die nach ihrer eigenen natur sich dazu eigneten, ebenfalls jenes experiment der poetischen bluttransfusion vorzunehmen und sich wirklich in eine balladensituation hineinzudichten. Das

höchste in dieser hinsicht hat Conrad Ferdinand Meyer geleistet. Aber auch unter den directen schülern von Strachwitz sind solche, die ihm das grösste geheimnis seiner kunst nicht ablauschten, sondern wie Felix Dahn in rein äusserlicher nachfolge stecken blieben. Nun will ich natürlich nicht behaupten, dass jene bedingung einer echten ballade, dass nämlich der dichter die kämpfe seines helden mitkämpft, nicht ohne Strachwitz wieder entdeckt worden wäre; tatsache aber ist es doch eben, dass er es war, der zwischen Uhland und Conrad Ferdinand Meyer am glücklichsten und vollständigsten diese forderung erfüllt hat.

Es wäre noch manches über unglückliche behauptungen des verfassers, wie z. b. dass die jungdeutsche litteratur rasch verworfen worden sei (s. 22) oder über die gesuchten gegenüberstellungen von Platen und Heine (s. 22) zu bemerken. Statt dessen halten wir uns lieber auch hier an das gute, das reichlich vorhanden ist, und vor allem an jenes schlagwort, mit dem der verfasser eine seite der Strachwitzschen poesie treffend erfasst hat: der dichter verstehe es besser, zu verkörpern als zu vergeistigen (s. 54 vgl. 64). Wegen dieses glücklichen wortes wollen wir ihm den unglücklichen ausdruck „klein-epiker“ (s. 203. 215 und öfter), wollen wir ihm die ungerechtigkeit gegen die romantik (s. 122) und die noch grössere seiner bitteren gegenwartskritik (s. 229. 233) verzeihen. Wir wollen es um so lieber tun, als ein reichhaltiger anhang zahlreiche varianten und verbesserungen auch gegenüber der ausgabe Weinholds (s. 236) und sogar neue bisher ungedruckte verse und gedichte von Strachwitz (s. 244. 250) bringt!

Fragen wir uns zum schluss: wenn die anwendung der beschreibung und der vollständigkeitsmethode hier ein gewisses unbehagen erregt — woran liegt dies? Zunächst wol an dem gegenstand selbst. Strachwitz ist mir sicherlich lieber als eine ganze menge grösserer dichter, und ich hoffe, dass die werbenden worte, die T. seinem buche beifügt, auch der deutschen jugend gesagt sein werden. Aber Strachwitz ist weder im vollen sinne des wortes ein bedeutender dichter noch eine grosse persönlichkeit; er hat weder eine richtung auf den gipfel geführt noch kann er als eine interessante übergangsfigur zwischen verschiedenen stimmungen und strömungen bezeichnet werden, was er vielleicht geworden wäre, wenn er sich hätte ausreifen können. Und somit ist vielleicht das object selbst für eine psychologisch auswählende charakteristik mehr als für eine litterarhistorisch erschöpfende geeignet. Daneben trifft auch den verfasser ein teil der schuld, der allzu umständlich selbstverständliches (XI. XIX) bringt, der in überflüssigen anspielungen (z. b. s. 12) schwelgt und der es nicht ganz verstanden hat, sich die kunst seines helden anzueignen, die knappe schlagende, frisch-drauf-losgehende manier der charakteristik und der schilderung!

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

---

1. Deutsche sprachrichtigkeiten und spracherkenntnisse. Zweifelhafte fälle, unsichere begriffe, deutsche personennamen und brauchbare fremdwörter in einer alphabetisch geordneten auswahl nach zuverlässigen forschungen erläutert von **Th. Vernaleken.** Wien, A. Pichlers witwe und sohn 1900. VIII, 317 s. 3 m.
2. Die deutsche sprache der gegenwart. (Ihre laute, wörter und wortgruppen). Ein handbuch für lehrer, studierende und lehrerbildungsanstalten. Auf sprachwissenschaftlicher grundlage zusammengestellt von **L. Sütterlin.** Leipzig, R. Voigtländer 1900. XXIII, 381 s. Geb. 6 m.

Die beiden bücher haben das gemeinsam, dass sie nicht sowol der wissenschaft neue ergebnisse zuführen als die durch eigene oder fremde forschung gewonnenen

einem grösseren kreise wissenschaftlich nicht gebildeter oder wenigstens mit germanistischen studien nicht vertrauter leser zugänglich machen wollen. Über den inhalt wird deshalb an dieser stelle nicht viel zu sagen sein; nur die methode, die die verfasser bei der lösung ihrer aufgabe anwenden, soll kurz beurteilt werden.

Theodor Vernaleken übergibt mit dem vorliegenden buche, wie er selbst sagt, seinen lesern sein litterarisches vermächtnis, nachdem er ein halbes jahrhundert als lehrer und germanistischer schriftsteller der förderung der reinheit und richtigkeit unserer muttersprache gedient hat. Vernalekens vor 40 jahren erschienene zweibändige Deutsche syntax (Wien 1861—63) war für ihre zeit ein bedeutendes buch, das starke wirkung geübt hat. Nach der unfruchtbaren speculativen betrachtungsweise K. F. Beckers war sie eigentlich das erste werk, in dem der versuch gemacht wurde, auf der grundlage eines umfassenden, aus den besten schriftstellern gesammelten materials das gebäude der deutschen syntax zu errichten, das erste auch — und das verdient heute besonders hervorgehoben zu werden, — in dem die syntaktischen verhältnisse der mundart wenigstens gestreift wurden. Dass Vernalekens buch, dem eine neubearbeitung nicht zu teil geworden ist, heute in manchen stücken den anforderungen nicht mehr genügt, ist bei dem fortschritt der wissenschaft natürlich. Aber Vernalekens verdienst bleibt bestehen; seine arbeit ist nicht umsonst getan, sie steckt in der entwicklung der syntaktischen forschung drin, und jeder, der selbständig auf diesem gebiete gearbeitet hat, wird sich mancher förderung durch Vernalekens buch dankbar erinnern.

Mit seiner letzten schrift habe ich mich bei aller achtung vor dem greisen gelehrten nicht befreunden können. Der stoff ist nicht methodisch behandelt, sondern, wie auch der sehr umständliche und dabei nicht einmal ganz zutreffende titel des buches ankündigt, nach art eines nachschlagewerkes alphabetisch geordnet. Der verfasser hat nun diese lockere form dazu benutzt, um alle möglichen persönlichen anschauungen und meinungen vorzutragen, nicht etwa bloss über sprache und sprachrichtigkeit, sondern auch über sociale, politische, kirchliche und religiöse fragen. Wir hören unter „doctor“, dass dieser titel nach V.s meinung zu häufig verliehen werde; wir erfahren unter „reife“ seine ansicht über die zulassung zum universitätsstudium, unter „demokratie“ seine stellung zur sprachenfrage in Österreich, unter „das bildliche in der sprache“ gar seine stellung zur frage der gottheit Christi u. a. m. Was haben die belehrungen, die V. z. b. über abendmahl, Arier, beichte, Habsburg gibt, mit deutscher sprachrichtigkeit und spracherkenntnis zu tun? Und für wen mag die bemerkung s. 54 bestimmt sein, dass „die heilige schrift einen hohen religiösen und moralischen lehrinhalt hat“? Die einzelnen artikel lassen häufig feste gedankenfügung und abrundung vermissen; der verf. kommt sozusagen vom hundertsten ins tausendste, bewegt sich in wunderlichen gedankensprüngen und liebt es als belesener mann allerlei rein anekdotenhaftes auszukramen. Unter „umlaut“ wird z. b. nach erklärung dieses begriffes auch der unterschied zwischen *übersetzen* und *übersétzen* erörtert, nebenher erwähnt, dass man statt *couvert decke* sagt, und zuletzt erzählt, dass man in Westfalen um 1820 die wasserleitung *aketute* (aquädukte) nannte. — Insbesondere haben noch die gut gemeinten, aber ermüdend oft widerkehrenden klagen über die verderbnis und verwälschung der deutschen sprache, die häufigen ausfälle gegen die „pedanten“ bei eigener unduldsamkeit und kleinlichkeit[1], die wunderlichen schrullen auf dem gebiete der rechtschreibung (*fisik, süntax, koral,*

1) So soll man z. b. nach Vernaleken auf schildern nicht schreiben: ***Felders gasthaus,*** sondern: ***Felder, gasthaus*** oder ***Felder: gasthaus!***

heckse u. a.) dazu beigetragen, das buch für mich zu einer recht unerquicklichen lektüre zu machen. Doch andere mögen darüber anders denken. Dass das buch auch manchen hübschen artikel enthält, brauche ich kaum zu erwähnen; auch bezweifele ich nicht, dass die kreise für die es bestimmt ist, viel daraus lernen können.

Eine quelle reicher belehrung kann bei eindringendem studium Sütterlins buch für die im titel bezeichneten kreise werden. Man hat von vornherein das wohltuende gefühl, dass der verfasser auf dem sicheren grunde wissenschaftlicher erkenntnis ein gebäude errichtet. Pauls Prinzipien, die anregungen von John Ries, Behaghels arbeiten haben das buch in den grundanschauungen und in der anordnung des stoffes stark beeinflusst. Die wichtigsten neueren darstellungen der deutschen grammatik sind ausgiebig verwertet, und es fehlt auch nicht ganz an eigenen gaben. Die ansichten der neueren forscher sind im ganzen mit besonnenem urteil geprüft und meist geschickt in die darstellung verarbeitet. Dass der verfasser seine quellen (ausser in der vorrede) nirgends genannt hat, erschien ihm durch den zweck des buches geboten.

Sütterlin behandelt mit einer in ähnlichen büchern nicht immer anzutreffenden vollständigkeit das ganze gebiet der lautlehre, wortbildungslehre und syntax. Wenn auch der bestimmung des buches gemäss die betrachtung des gegenwärtigen sprachzustandes im vordergrunde steht, nimmt der verf. doch da, wo es unumgänglich notwendig ist, auch auf frühere sprachperioden und auf die geschichtliche entwicklung rücksicht. Auch darin entspricht das buch den neueren anforderungen, dass häufiger die zustände in den mundarten zum vergleich herangezogen werden. Freilich scheint dem verf. die oberdeutsche mundart wesentlich bekannter zu sein als die niederdeutsche; sonst hätte er z. b. s. 182 nicht zweifelhaft darüber sein können, dass der verlust des eigentlichen präteritums nur im oberdeutschen eingetreten ist, während das niederdeutsche noch heute zur bezeichnung der in der vergangenheit eingetretenen handlungen ausschliesslich das einfache präteritum verwendet und das umschriebene perfectum nur zur bezeichnung eingetretener zustände benutzt, also im wesentlichen den alten gebrauch gewahrt hat.

Der abschnitt über die consecutio temporum hätte wol eine erheblich andere gestalt angenommen, wenn S. die schrift Behaghels Über den gebrauch der zeitformen im conjunctivischen nebensatz (Paderborn 1899) schon hätte benutzen können (s. meine anzeige Zschr. 35, 224 fgg.). Das gilt sowol von dem geschichtlichen überblick s. 250 fg., der z. b. das entscheidende auftreten des präs. hist. ganz unberücksichtigt lässt, wie von der darstellung der heutigen verhältnisse s. 357 fg., wo ausserdem die bedingungssätze nicht hätten herangezogen werden dürfen. Das daselbst unter e) angeführte beispiel aus Schillers Jungfrau *(so sagt' ich, du wärst Talbot)* scheint mir nicht hierher zu gehören, da im selbständigen satze keineswegs conj. prät. zu stehen brauchte. Auch sonst wird man bei der erklärung der einzelerscheinungen oft anderer meinung sein als der verfasser. Unverständlich ist mir z. b. die gleichsetzung des infinitivs in *baden gehen* und *ich war essen* mit dem accusativ der ortsbezeichnung in *ziehet eure strasse* u. a. Auch der erklärung der wendungen *ich habe suchen helfen* und ähnl. aus dem früheren zusammenfall von infinitiv und participium bei gewissen verben kann ich nicht zustimmen, da das gerade für die ältesten in dieser fügung nachgewiesenen verben nicht zutrifft; vgl. Zeitschr. 29, 134 fg. Überhaupt ist der infinitiv wie gewöhnlich sehr stiefmütterlich behandelt. Dass die verbindung *er wird 70 jahre* gleichzustellen sei mit *er wird kaufmann*, glaube ich S. nicht; ich halte *70 jahre* für einen accusativ, bei dem das adjectivum *alt* erspart ist. Das bei-

spiel aus Don Carlos § 322 ist falsch; Schiller schrieb: *ich lebe ein bürger derer, welche kommen werden;* der fall gehört also zu § 336. Doch ich will mich nicht mit einzelheiten aufhalten, sondern noch ein wort über die darbietung des stoffes sagen.

Ob S. überall die für seine leser passende form der darstellung gefunden hat, ist mir zweifelhaft. So fürchte ich, dass die lautlehre für manchen nicht ohne weiteres verständlich sein wird. Auch die tabellen über die flexion der substantiva s. 168 fg. kommen mir nicht besonders praktisch vor. Auf die schilderung der wortgruppen ist die anordnung, die Behaghel in seiner Heliandsyntax befolgt hat, von sehr starkem einfluss gewesen; meines erachtens hat dabei die klarheit und übersichtlichkeit nicht selten gelitten. Manches, was ich in dieser hinsicht gegen Behaghels buch (vgl. Zeitschr. 32, 77 fgg.) vorgebracht habe, gilt auch von Sütterlins darstellung. Insbesondere tritt auch bei ihm die neigung hervor, bewährte scheidungen der „landläufigen" syntax, deren geringschätzung er von B. übernommen hat, aus formalen gründen zu verwerfen. So gibt es für S. kein adverbium des adjectivums mehr! Weil das adverbium heute formal nicht mehr von dem adjectivum geschieden wird, wird es nun auch begrifflich mit ihm zusammengeworfen. In S.s terminologie heisst das adjectivum „beiwort"; § 319 erscheinen nun als belege für „beiwort mit einem zweiten beiwort" folgende wendungen: *ein tadellos beschaffenes exemplar, dieser krumm gewachsene baumstamm, der ziemlich lange brief* und viele ähnliche (auch die *selten günstige gelegenheit* bleibt uns nicht erspart). Eine solche zusammenstellung schlägt denn doch nicht nur jeder historischen entwicklung ins gesicht, sondern muss auch das unentwickeltste sprachgefühl verletzen, ganz zu geschweigen der unnötigen schwierigkeiten, die dadurch für das erlernen fremder sprachen geschaffen werden. Vollends aber welche verwirrung muss in den köpfen der lernenden entstehen, wenn nun in der anmerkung als beispiel für eine verbindung der beiden „beiwörter" durch ein „formwort" die wendung *diese misslungene, weil überstürzte arbeit* erscheint! Ich verstehe überhaupt nicht, was diese art von verbindung mit der in den obigen beispielen gemein hat. Nun aber weiter! In § 320 wird „das beiwort mit einem „beziehungs-(umstands-)wort" behandelt. Hier erscheint u. a. als beispiel *ein sehr neugieriges mädchen.* Ich frage: welcher unterschied ist in syntaktischer beziehung zwischen dieser wortverbindung und der oben in eine andere gruppe gebrachten: *ein ziemlich langer brief?* Hat es einen sinn, diese ganz analogen fügungen zu trennen? Aber so geht es bei der äusserlichen betrachtungsweise der dinge: zusammengehöriges reisst man auseinander, fremdartiges koppelt man zusammen.

Aus den angeführten proben ersieht man, dass S. zur bezeichnung der sprachlichen erscheinungen deutsche ausdrücke angewendet hat. Das rührt, wie das vorwort sagt, von der ursprünglichen bestimmung des ersten entwurfes her, bei dem auf den unterricht an volksschulen rücksicht zu nehmen war; später als der verf. sein buch für höhere ziele und einen anderen leserkreis erweiterte, hat er „der einheitlichkeit wegen" an dem einmal eingeschlagenen verfahren festgehalten. Ich kann das von meinem standpunkt aus nur bedauern; denn ich gestehe offen, dass die „wessenfälle", die „satzgegenstände", die „nennformen" und „mittelwörter", die „form-, umstands- und verhältniswörter" und andere benennungen, die — wie es scheint unter dem einfluss des Deutschen sprachvereins — in neuere lehrbücher eingang gefunden haben, für mich ein greuel sind. Ich finde auch, dass die oft ganz farblosen, dazu meist unsäglich schwerfälligen verdeutschungen, die an die stelle der bewährten, durch jahrhundertelangen gebrauch eingebürgerten lateinischen termini

treten sollen, nur dazu beitragen können, unklarheit und verwirrung in der erkenntnis sprachlicher erscheinungen zu stiften. Und welche ganz zwecklose unbequemlichkeit bürden sie denjenigen auf, die mit den lateinischen ausdrücken zu arbeiten gewohnt sind, wie doch sicher die meisten, wenn nicht alle „studierenden", für die Sütterlins buch auch mit bestimmt sein soll! Ich selbst muss mich jedesmal wider besinnen, was mit der „einzahl der wirklichkeitsform der vergangenheit" oder dem „mittelwort der leidenden form" gemeint ist, und vollends was ich mir unter dem „aussagewenfall" oder den „beifügungsbeifügungen" (!) vorstellen soll. Wenn den „zeitwörtern" die „nichtzeitwörter" gegenüber gestellt werden, so müssten diese doch logischer weise alle wortklassen ausser dem verbum umfassen; es sind aber bloss die nomina darunter verstanden. Mit der von Sütterlin im vorwort betonten „einheitlichkeit" ist es übrigens nicht weit her. Er ist alles andere als consequent, und man weiss nicht, ob man sich darüber freuen oder ärgern soll. Er kennt artikel, abstracta, präteritopräsentia u. a. Nach einführung des begriffes „nichtzeitwörter" müsste es folgerichtig statt „nominalbildung" heissen: „nichtzeitwortsbildung", und s. 223 würde sich die geschmackvolle überschrift ergeben: „die nichtzeitwortsformen des zeitworts". Das ist wol Sütterlin selbst absurd vorgekommen. Was übrigens S. eigentlich unter „umstandswörtern" versteht, und in welchem verhältnis diese zu den „beziehungswörtern" stehen, ist mir nicht klar geworden. Der verwirrung zwischen „beiwörtern" und „umstandswörtern" wurde schon oben gedacht; sie findet auch darin ihren ausdruck, dass das wort *links* s. 293 als „beiwort", s. 295 als „umstandswort" erscheint. — Möchten wir wenigstens auf grammatischem gebiete und in büchern, die der wissenschaft dienen wollen, vor dem furor teutonicus der sprachreiniger bewahrt bleiben!

KIEL. OTTO MENSING.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Adelung. — Müller, Max, Wortkritik und sprachbereicherung in Adelungs wörterbuch. [A. u. d. t.: Palaestra . . hrg. von A. Brandl u. E. Schmidt. XIV.] Berlin, Mayer & Müller 1903. IV, 100 s. 2,60 m.

Bloesch, Hans, Das junge Deutschland in seinen beziehungen zu Frankreich. [A. u. d. t.: Untersuchungen zur neueren sprach- und literaturgeschichte hrg. von Oskar F. Walzel. I.] Bern, A. Francke 1903. (IV), 136 s. 2,40 m.

Burdach, Konr., Bericht über forschungen zum ursprung der nhd. schriftsprache und des deutschen humanismus. [Abhandl. der kgl. preuss. akad. d. wissensch.] Berlin 1903. 62 s. 4.

Edda (Sæmundar). — Eddalieder mit grammatik, übersetzung und erläuterungen von Wilh. Ranisch. Leipzig, Göschen 1903. 139 s. geb. 0,80 m.

Gschwind, Hermann, Die ethischen neuerungen der früh-romantik. [A. u. d. t.: Untersuchungen zur neueren sprach- und literaturgeschichte hrg. von Oskar F. Walzel. II.] Bern, A. Francke 1903. (IV), 136 s. 2,40 m.

Grabbe. — Behrens, Carl, En tysk digter, Christ. Dietrich Grabbe, hans liv og digtning. Kopenh., Gyldendal 1903. VIII, 462 s.

Hass, Albert, Das stereotype in den altdeutschen predigten. Mit einem anhang: Das predigtmässige in Otfrids Evangelienbuch. Greifswalder dissert. 1903. (II), 111 s.

Aus der **hauptbibliothek** der **Franckeschen stiftungen.** Zur begrüssung der 47. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Halle a. S. dargebracht von dem kollegium der Lateinischen hauptschule. Halle a.S., Waisenhaus 1903. 63 s. 1,20 m.

Inhalt: K. Weiske, Mitteilungen über die handschriftensammlung der hauptbibliothek in den Franckeschen stiftungen zu Halle a. S. — R. Windel, Gebete und betrachtungen über das leben Jesu Christi in mnl. sprache aus einer in der hauptbibliothek der Franckeschen stiftungen befindlichen handschrift. — J. Lübbert, Die Hallische handschrift (H) von Joh. Codovius-Müller's Memoriale linguae frisicae.

Haym, Rudolf, Gesammelte aufsätze. Berlin, Weidmann 1903. VIII, 628 s. 12 m.
Darin u. a.: Ulrich von Hutten; Schiller an seinem hundertjährigen jubiläum; Ernst Moritz Arndt; Varnhagen von Ense; Ein deutsches frauenleben aus der zeit unserer litteraturblüte [Caroline Schelling]; Eine nachlese zu Novalis' leben und schriften.

Hebbel. — Georgy, E. A., Die tragödie Friedrich Hebbels nach ihrem ideengehalt. Leipzig, Ed. Avenarius 1904. XII, 334 s. 3,75 m.

Herrmann, Paul, Nordische mythologie in gemeinverständlicher darstellung. Leipzig, Engelmann 1903. XII, 634 s. 9 m.

Hildebrand. — Laube, Rich., Rudolf Hildebrand und seine schule. Ein beitrag zur geschichte des deutschsprachlichen unterrichts in der 2. hälfte des 19. jhs. Leipzig, Fr. Brandstetter 1903. XV, 136 s. 1,80 m.

Moritz, Carl Phil., Reisen eines Deutschen in England im jahr 1782, hrg. von Otto zur Linde. [A. u. d. t.: Deutsche litteratur-denkmale des 18. u. 19. jhs., hrg. von A. Sauer. 126.] Berlin, B. Behr 1903. XXXIII, 167 s. 3,50 m.

Ordbok öfver svenska språket utgifven af Svenska akademien. Häfte 25, 25[b], 26. auktion-azurit; bemärkansvärd-berg; c-census. Lund, Gleerup (Leipzig, M. Spirgatis) 1903. sp. 2673—2780; 1121—1280; 1—48. à 1,50 kr.

Pipping, Hugo, Bidrag till Eddametriken. [A. u. d. t.: Skrifter utgifna af Svenska litteratursällskapet i Finland. LIX.] Helsingfors 1903. IV, 118 s. Fm. 3,00.

Shipley, George, The genitive case in Anglo-saxon poetry. Baltimore, The Lord Baltimore press 1903. 126 s.

Singer, S., Schweizer märchen. Anfang eines commentars zu der veröffentlichten Schweizer märchenliteratur. Mit einer abbildung. [A. u. d. t.: Untersuchungen zur neueren sprach- und literaturgeschichte hrg. von Oskar F. Walzel. III.] Bern, A. Francke 1903. 78 s. 1,20 m.

Stümcke, Heinr., Hohenzollernfürsten im drama. Ein beitrag zur vergleichenden litteratur- und theatergeschichte. Leipzig, Wigand 1903. XV, 306 s. 5,50 m.

Wilmanns, W., Der untergang der Nibelunge in alter sage und dichtung. [Abhandl. der kgl. gesellsch. der wissensch. zu Göttingen, n. f. VII, 2.] (II), 43 s. 4°. 3 m.

Wolf, Leo, Der groteske und hyperbolische stil des mittelhochdeutschen volksepos. [A. u. d. t.: Palaestra .. hrg. von A. Brandl und E. Schmidt. XXV.] Berlin, Meyer & Müller 1903. IV, 163 s. 4,50 m.

NACHRICHTEN.

Prof. dr. E. Kühnemann in Bonn ist zum rector der neugegründeten akademie in Posen ernannt worden; prof. dr. J. Schwering in Münster erhielt den auftrag, an dieser akademie über deutsche sprache und litteratur zu lesen.

Dem privatdocenten dr. Max Hermann in Berlin ist der professortitel verliehen worden.

An der universität Halle hat sich dr. Gust. Bauch für germanische philologie habilitiert.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

EIN SENDBRIEF EBERLINS VON GÜNZBURG.

Im jahre 1520 oder kurz darauf erschien ohne angabe von ort und jahr der '*Sendtbrieff an Pfarrer von | Hohensynn. Doctor Mar | tini Luthers Leer | betreffennde. | Oder eynem Jedē Prelatisch | en Pfarrer seynes | vatterlandts.* | ' Der druck umfasst vier blätter in quart. Eine zweite ausgabe, gleichfalls ohne angabe von ort und jahr, doch nach ausweis der typen wol aus der presse von Simprecht Ruff in Augsburg, folgte mit wenig verändertem titel: '*Sendbrieff an den Pfarrer von Hohen- | synnen, Doctor Martini Luthers | Leer betreffende.* | *Oder an eynen yeden Prelatischen Pfarrer* | *seines vatterlands.* | ♣ | '. Ein Nürnberger drucker, wahrscheinlich Jobst Gutknecht, druckte die zweite ausgabe ab unter dem titel: '*Sendbrieff an den Pfarrer von | Hohen Sinnen Doctor | Martini Luthers | Leer betref- | fende. | Oder an ainen yeden Prelatischen Pfarrer | seines vaterlands.* | ' und diese ausgabe liegt wider einer vierten zu grunde: '*Ein brief zu geschickt* | *An den Pfarrer von hohen synne | betreffen Doctor Martini Lu- | thers lere.* | *Oder an ainen yeden Prelatischen | Pfarrer seines vatterlands.* | ', die nach ausweis der typen von Hieronymus Hölzel in Nürnberg stammt. Wir nennen die vier drucke *A B C D* und geben im folgenden einen neudruck von *A*, zu dem wir die sinnesvarianten von *B C D* mitteilen. *A* ist vorhanden in der königlichen bibliothek zu Berlin, *B* in der hof- und staatsbibliothek zu München sowie in Dresden und Freiburg i. Br., *C* in München, *D* in Dresden.

MEyn wolmeynung mit freüntlichem grůß auß gutem hertzen vnd gemůt zůuor. Erwirdiger geistlicher vater vnd vicarij Christi, Nit auß fürwytz, spot oder freuel, sonder beweglich augenscheinberlich Exempel das mich darzů vorursacht, vndersten ich armer teütscher vngelerter ley, deyner Erwirdt zuschreiben mit verwunderung des främbden geists anzeygende die wunderbarlich Leer zů dissen vnsern zeiten eines 5 newen lerers, genant Doctor Martini Luther Augustiner zů Wittenberg (als ich acht du gedenckest) was manigfaltiger jrsal darauß komme vnd auß sölcher eyngebung sich täglich erhaben in den Christlichen hertzen Teütscher Nation, die sonderlich für alle ander menschen gar eyns warmen, getrewen, guten gemůts vnd geblůts seyn, darauß zůbesorgen auffrůr, widerwill oder vngehorsam (Ja den thorhafftigen regierern) 10

5 gaist *D* 6 Wittenburg *BCD* 8 erheben *BCD* 9 eyns *fehlt CD*

erwachssen möcht, in sonders so der gemelt Lerer gar niemandt ausschleüst noch vorschonet vnd so ernnstlich in die gemeyn stend der Christlichen priesterschafft (sonders den selsorgern) greifft: dieweil doch nit alle prelatisch priester oder pfarrer vngeschickt noch vnordenlich, sonder zum teil vnnd die merern gleich der Euange-
5 lischen leer Christi leben. Als dann (on schmuckwort zureden) du mit deinem Exempel ordenlich geystliches lebens deynes hertzen gemütt täglich (aber doch in leiblichen wercken) deyn vnderthanen erzeygest vnd so du auch vil mer dann ander sonnderlich verbunden byst Zu hassen vnd verachten auff das höchst alles das, was wyder den höchsten bischoff oder deynen prelaten, von dem dir dein (selbs gemachter)
10 höfflicher, subtiler geystlicher standt, den du (mit leiblichen diensten) erworben hast, deßhalben vnd darumben dir mer dann andern diß lerers Predigen, Sermon vnd schreiben verdrießlich zulesen billich seyn sol, wie ich vermerckt habe, du im geyst fürgenommen des Luthers Leer dein vnderthanen, sonders die du wilt achten deyne knecht vnd bey vnns priester heyssen, das zu lieben, predigen oder für gut (als es
15 ist) zu halten vorbieten vnd zum feür verhelffen vrteylen wöllest. Neme außred vnd sprich, die guten heiligen lerer seyn vorzeyten all gestorben, Es leb zu vnsern zeiten keiner mer der selben (das ist war) wer wil dir als eynem gelerten der schrifft (Decretal vnd Bäbstlicher satzungen) das vorargen, dieweil on liebkosen sonders mit meiner (jo yzigen) warheit dir mag zumessen, du seyest eyn volger der haubt artickel
20 Christenlichs gesetzs, darauff Luther am meysten die Prelaten, pfarrer vnd oberherren antastet, deshalben dir mer dann andern in der yetzigen inhabenden pfarr die schaff zu weydnen beuolhen werden söllen, hierinn du dich wol magst erfrewen, ob gleich wol durch des Luthers Leer einicher krieg erstat wider die pfaffheit. Leb du, bleib in ru an sorg, dann es wirt dich nit berüren Nach haltung deynes stands, vnd nem-
25 lich darumb.

Es ist durch den Lerer mitt Ewangelischer leer Christi probiert (das wöll wir ym nitt verneyn, doch vnbegeben vnsers prauchs, in dem wir erwachsen seyn) Zeygt an in seynen sermonen, das ayn yeder Prelat oder pfarrer soll seyn eyn nachuolgender stathalter Christi, doch sonderlich vnd zu foderist allein gottes vnd keynes
30 andern gebot zuuorkünden oder predigen, das ist allso fürgeben, das ein oberer oder pfarrer sol haben an yme die vier stuckh, als Christus gehabt vnnd sey gnug. Es ist Christus gewesen EIN HIRT, EIN LERER, EIN PREDIGER VND EIN MARTERER, Welcher vier artickel du dich wol gehalten habest Magst annemen vnd byßher als lang ich dein kundtschafft gehabt in gütem gebrauch vnd übung gehalten,
35 auß dem dir des Luthers leer vnd predig nit zu lernnen not ist, dieweil du on seyn schreiben nun etlich vnd vil jar vorlang her In guter Regierung außlegest, selbs haltest vnd ander lernest mit geberd vnd worten, dich auch am aller ersten in annemung deyner pfarr fleissig frag gehalten hast, wie vil eygner leüt, korn, habern, weyn, opffer, gelts, zyns vnd haltung grosser herdt vich, åcker, wysen, kraut-,

1 in sonders] besonder *BCD* 3 sonderlich *BCD* 4. 5 Euangelische *A* 6 geystlichem leben *ABCD* hertzens *BCD* 6. 7 in löblichem wercklich *A* 7 deine *BCD* 8 vnd *fehlt BCD* 9 dem] dē *D* 11 dar vmb *BCD* 13 besonder *BCD* 14 liebe *BC* lieber *D* Prediger *BCD* 15 Nim̄ *BCD* 16 lebt *ABCD* 17 geschrifft *B* 18 satzūg *BCD* besonder *BCD* 19 meinen *A* 20 Christliches *BCD* 21 inhabende *BC* in habender *D* 22 weyden *BCD* 23 entstat *BCD* 27 verneynen *BC* vermainen *D* gebrauchs *BCD* 29 forderist *BCD* allein] alles *ABCD* 30 gebots *BCD* 37 am auch *CD* 38 habest *BCD*

lustgårten, vischweyher, prunnen vnnd badtstůben du eynkommens, nutzung oder zů verhůten habest. wie dann vyl deiner nachuolger gleich lebennde der gestaldt wie du an zweyffel von dir abnemen oder genomen haben, gefunden werden vnd in gůttem gebrauch haben, deßhalben gůt were, das sein straff den recht ordenlichen Prelaten vnd pfarrern, als du, pillich verschwygen vnuerküündt blib. 5

Ich nem für den Ersten artickel zů sein EIN HIRT, das wirdet bey dir manigfaltig gefunden, habs selbs gesehen vnd gehört, das du mit sorgfeltigem gemůt die nacht geschlaffen vnd des morgens frů auffgestanden, ander dein vnderthanen erweckt, anweyssung vleisiglichen gegeben, selbs zůgryffen vnd gezeygt wie das vrber, zinßbůch, sygel, prieff, wachs vnd bleig auß Italien, new zeitung der Romanisten vnd 10 die frey lebenden mennschen auff dem haupt weyß bekleit, darzu dein haußhaltung, geschweifte pferdt, Esel, Schaff, Sew, Geyß, Kelber, Ků, Ochssen vnd dergleich vich sollen vorhůt, geweyduet, außgetriben vnd auff das fleissigest vorwardt werden, auch der iungen Lemer vnd kytz besunderlich auffmercken hast zů österlicher zeit.

Sol dann eyn Prelat vnnd pfarrer EIN LERER SEIN, wer wil sagen das du 15 nicht Ja billich zům hochsten darfür soltt geacht vnd gehalten werden? dann vntz auff ytzigs dein volkommens alter biß her vnd noch die gůt gewonheit, yebung du dich beflyssen hast zu lernen auß dem grundt vtriusque Juris, das ist gaystlich vnd weltlich Recht, Begerst mitt fleyß dein ler zu predigen, Propter bona Lucrando (Zum gewin) Erdichtest new formen der bekleydung, kompt auß deiner leer auch zyerung 20 der weyngarten, äcker, wysen, krautgarten, wurtzeln, öpffel, byrn, mistfůren, tüngen, korn, weyn, zyns eynmessen, kartenspyln, kurtzweylen anheym, vnd alles das eynem haußhabennden pfarrer, der gern bey seynem Vich, Casten, hauß vnnd weynkeller bleybt, zůgehört, wol gebůrt. als sich das erscheynnt an allen deyn knechten, die byßher von dir GELERNET, In deynem diennst gewessen: werden hochuerstenndig 25 Stifft, Ampter zů bekommen vnnd die aller besten gastgeben in deyner vorwaltunng, främbdt gest eynzůlassen: das alles hast du sy gar vleyssig GELERNET.

Soll dann eyn Prelat vnnd Pfarrer sein EIN PREDIGER, das hast du lanng zeytt in regierlichem gůttem Tyttel gehalten, alls allen deyn vnnderthanen bekanndt ist, Diennern, Meydt vnnd Knecht des zuuil beschehen beklagen am Morgenns frwe 30 im tag, offt des nachts bey dem liecht, du vnnd besonnder Nemest alle deyn Leer auß dem Capittel 'Solite de Maioritate', das ist für dich (nach deyner außlegunng) die menschen vnnder dich zů brynngen. Predigest auch auff dem Chorgericht, im zynnß hauß, am stifft tag, darnach anheym in deyner Prouynntz deynen vnnderworffnen vnnd dyenern heruor bey der thür, Im hoff, oben auff dem Sal, vom venn- 35 ster herrab PREDIGEST inn grossem geschreyg, sprechende mitt lautter stymm, das sich eyn yeder bewar vor des Luthers leer, dann er sey nitt wyrdig das der Bapst

1 oder nutzung zuerwarten *BCD* 4 gebrauchenn *D* den] dem *BC* dē *D* 5 pfarrer *BCD* 6 wirt *BCD* 9 fleyssigklich *BCD* zů greyffen *A* vrber] orber *Dresdner exemplar von B* ewer *CD* 12 dergleich vich] der gleichen *BCD* 13 geweydet *BCD* 14 kytz] geyßle *BCD* ein besonders *B* ein besonder *CD* auffmerckent *D* zur Osterlichen *BCD* 16 vntz] biß *BCD* 17 vorkommens *BCD* 19 predigen] pringen *A* 24 vn̄ wolgepürt *BCD* 25 gelernet) vn̄ in *BCD* 26 gastgeben] herbrig *BCD* 27 eingelassen *CD* 28 das hast du] Du hast *BCD* 29 ein regierlichen gůten *BCD* bekantistē *D* 30 megtē, vn̄ knechten *BCD* megt, vnd knechten *Dresdner exemplar von B* 34. 35 vnderworffen *BCD* 35 dyenern] diern *D*

oder die hohen Priester vnd Pfarrer mit ym söllen disputieren. du hast war, lieber Prediger, also geschach Christo auch, do sy sprachen: er wirfft auß die teüffel im gewalt Beltzebub. dich bekümmert auch hart vnd gar vleyssig anzeygestu, was nöttiger gescheft dir künfftig sein: brieff kommen von Rom, New Citation, verkün-
5 digest, Welche bauren noch nit bezalt Vnnd was die Pferdt, schaff, Sew, Geyß, Kelber, Küe, Rynndt vnd Ochssen alles der gleichen zu haußhaltunng notturfftiglichen des selben tags bedürffen, vnnd in den selben deynen Predigen du auch sorgfeltiglichen verkünndigest die geschicklicheyt der fyrmament, Aspecta, Nasser vnnd truckenn zeychenn, den Sonnenscheynn vnnd Regen, auch wann gůtt Lassen, Schrepffen vnnd
10 Paden ist Nach außweysunng des neüwen Colennders. das alles wyrdet durch dich auch mytt gůtter versehunnge gepredigt mit hohem fleyß, das zu mermalen du dich darob in sölcher starcker predig hart erzürnest, auß sölchem zoren dir als dann so wee vnd kümmerlich beschicht, das du dich selbst erkennest zu sein von deinen eygen leüten, Bauren, Knecht vnd meyden EIN MARTERER. In sölcher marter
15 syzende auff eynem bekleyten thier kumbst du auff die trinckstůben in sorgen, berüeffest etlich deyner völger anfahender deiner gewonheit nach zůmachen das spyl des prets bockmandel nach legen der karten. das kompt in sölchen verzůg nahend die gantz nacht, mit abpruch des natürlichen schlaffs in eynfassung der harten wolgebacken brotsbyssen auff das schwer starckh Etzsch tranck. vnrůwig, kümerlich in
20 der metten zu morgens wyder die alt sorg anfahendt, darumb du billich in sőlcher wyderwertigkeytt von mäniglich EIN MARTERER Erkendt werden soltest.

Auß dem dir billich disser spruch, zů sein EIN HIRT, LERER, PREDIGER VND EIN MARTERER, mag zugemessen werden, ob schon Luther bey dir außbelyb vnnd mit seyner Leer nit für dein hochuorstendig Erfaren gelerte vernunfft kommen
25 wer. deßhalben dem Luther wol zymet, etlich vnd sonders die prelatisch pfarrer zum teyl außzůschliessen, sein ler vnd geschrifft mit nichten vnder dein pfarrkynder komen lyeß, damit du auß deiner alten gewonheyt, lang herprachten wircklichen, ausserlichen, pfarrlichen regierung vnd von dein eygen leütten mit nichten gedrungen werdest, deyn wessen, leben oder gepranch zůuerkeren vnd frǎmbd personen über
30 dein keller, kasten vnd vichstal zů trauwen ist mißlich (da von Luther gar nicht weyß zů sagen).

Bewar dich wol vnd nit laß zů des lerers bůcher. Darmit magstu bleyben in altem leben vnd wesen wie von alter vnd yetzund vil deiner mituolger gewessen, noch seindt vnd also zů bleiben willen haben. oder standt auff, Predig wyder den
35 Luther, greyffs tapffer an, thů widerstandt, haw dreyn, hab nit zweiffel, wenn du dich wilt vmb yn annemen wyder yn zů predigen, schreyben vnd reden: Es wirdet mäniglich ynnen vnd offentlich bekant, wie gelert, Erfaren, glaubig vnd vernünfftig du bist, das sunst nyemant wissen mag (denn so du mit der welt sachen beladen byst, sůcht mann bey dir sölichs nit). warumb woltest du das vnderwegen lassen?

2 auch Christo *BCD* 2. 3 in der gewalt *BCD* 3 gar hart vnd gantz *BCD* anzeigest *BCD* 6 rinder *BCD* 8 aspect *BCD* 12 sőlcher *bis* auß *fehlt BCD* 13 geschicht *BCD* 14 knechten *BCD* 15 kumpstu *BCD* 17 bockmendel *BCD* 18. 19 wolgebachen *BCD* 20 anfahest *BCD* 24 hochuerstendigs *BCD* 25 besonder *BCD* prelatischen *BCD* 26 deine *CD* 27. 28 würchlichen eüsserlich *D* 28 regierungen *BCD* 29 oder] vnd *BCD* 30 zuuertrawē *BCD* nicht] nichs *B* nichd *C* 32 magst du *CD* 33 alten *CD* 34 also *fehlt BCD* 35 haw weydlich drein *BCD* 36 yn] jnen *B* wirt *BCD* 38 sunß *D* 39 wőltestu *BCD*

sprich: ich byn Prelat, pfarrer, her vnd nit der Luther, laß nit bey deyn pfarrkyndern ainen andern Lerer dann dich selbs erwachsen, hast vrsach gnūg wyder yn zūfechten, wie gehört ist. pillich verdrieslich hörest du sein Sermon lessen, so er sich deiner gewonheyt vnd herprachten geprauch so gar nicht vorgleicht.

Ey wa fůrt mich mein kundtschafft, die ich zů dir mer dañ andern Prelaten 5 oder pfarrern hab? vnd doch weylß gemeyn vnd offen ist, du nit alleyn wie hieuor erzelt dein standt Christlichs gelerts Leben haltest, sonder nahend der merteyl Prelaten, pfarrer vnd seelsorgern in vnsern landen, syten vnd gewonheiten zu der Romanisten gebrauch kommen, dann fast aller Prelaten handlungen ain handwerck worden, leben als von dir gesagt. Darumb dir disse meyn getrew wolmeynung — 10 nit von seins wolstands, sonder so es sich der warheit gleichet — bey dir allein nit ynhalt, vnd zeyg das andern deins gleichen, der meynung das sy sich der gestalt wye du von des Luthers leer ausschliessen vnd sich selb entschuldigen. Beschlůßlich vermerckhs, Lyß ynwendig, betrachts, Nyms für dich, vachs an, Lern, bekenn (die warheyt), vergyß nit, acht gegenwürtiger wirckung (so fyndestu) begird hab zu 15 künfftigem leben (so wirdest du merken). glaub: gůt vnnd das aller best ding ist nach dem aufgang bey vnns in ewigkeitt (also thu ym) das wirt dich machen recht vermercken vnnd verstan eynen gůtten Leerer. alleyn got die Eer, vnns seyn gnad zů merckhen die gůtten ding annemen im geyst. Amen.

G. H. G. H. 20

Der ungenannte verfasser des sendbriefs ist schreibgewandt, er beherrscht seinen stoff durchaus, drängt ihn eng zusammen und weiss ihn klug und gut zu disponieren. Die form des sendbriefs ist geschickt gewählt, alle dargestellten zustände bekommen dadurch concretes leben, die anrede mit 'du' spart manche längen und doch wird durch die erweiterung auf dem titel und durch den abschnitt am schlusse, der die kritik des sendbriefs auf *nahend den merteyl Prelaten, pfarrer vnd seelsorger in vnsern landen* anwendet, dem inhalt der flugschrift allgemeine geltung gewahrt. Diese wendung an alle deutschen prälaten beweist den weiten blick des verfassers, uns nimmt sie die möglichkeit, die flugschrift aus ihrem inhalt heraus zu localisieren. Auch die buchstaben *G H G H* am schlusse und der zusatz *XSM* in BC können kaum zur feststellung des verfassers dienen: *XSM* begegnet auch unter einer schrift Luthers (Weimarer ausgabe 7, 156, vgl. Clemen, Beiträge zur reformationsgeschichte aus Zwickau 1, 29) und bedeutet nach einer nicht bewiesenen aber einleuchtenden erklärung *Christus*

1 ein Prelat *BCD* 4 nicht] nichs *BCD* 5 Eya *BCD* 6 weil es *BCD* 7 lebens *BCD* merteyls *A* des mererteyls *BCD* 9 handlung *B* handlūg *C* 10 worden ist, leben *BCD* 12 vnd] sond' *BCD* zeygs den *BCD* 13 selbst *BCD* 13. 14 Beschließlich vermerck *BCD* 14 iñwendigs *BCD* leren *D* 15 gegenwertiger *BCD* vindest du *BCD* habj zuhaben *BCD* 16 künfftigen *CD* würstu *B* wirstu *CD* gůt vnnd das] daß das gůt vnnd *BCD* 19 an zunemen *BCD* 20 GHGH XSM *BC fehlt D*

salus mea. Dann wird aber auch hinter *G H G H* kein autorname verborgen und das ganze mehr auf rechnung des druckers als des verfassers zu setzen sein.

Die einzige andeutung, die der verfasser über sich zu machen scheint, führt irre. Im eingang nennt er sich einen armen, ungelehrten laien, aber die gute kenntnis der geistlichen zustände und des priesterlebens, die widerholten anführungen des kanonischen rechts, die mit theologischen kunstausdrücken durchsetzte sprache, namentlich der völlig in eindringlichen predigtton fallende schluss machen es durchaus wahrscheinlich, dass der verfasser ein geistlicher ist. Dass er sich als laien einführt, gehört zur fiction des ganzen, es ist ein zugeständnis an den geschmack der zeit, die die evangelische wahrheit am liebsten vom Karsthans hörte, und ist so wenig ernst gemeint wie der preis des pfaffenlebens und der widerspruch gegen Luther. Und dass sich der verfasser ungelehrt nennt, hat er mit manchem höchst gebildeten schriftsteller der reformationszeit gemein, vor allem mit dem, aus dessen geist und wesen das ganze schriftchen geboren zu sein scheint, an dessen stil und sprache es auf schritt und tritt erinnert, mit Johann Eberlin von Günzburg.

Eberlin schliesst (Schriften herausgegeben von Enders in Braunes Neudrucken 1, 204) seine Bundsgenossen mit den worten *Ich wayß wol, das ich vast vngelert bin*, und den sendbrief 'Wie sich ein Diener Gottes Worts halten soll' 3, 232 *Alßo habt yhr, Meyn lieber Herr vnd Vetter, eyne lange vnordentliche schrifft von myr vngelarten vnd vnördentlichen menschen.*

Auch in der anführung des geistlichen rechtes gleicht der verfasser Eberlin, bei beiden werden die Decretalien mehrfach citiert, auch bei Eberlin (1, 180. 3, 41. 64. 65) mit ihren lateinischen anfangsworten. Auch bei Eberlin (1, 9. 10. 19. 82. 90) heissen die vertreter der römischen geistlichkeit (wie zweimal im sendbrief) romanisten. Die spöttische anrede des prälaten im anfang des sendbriefs als *vicarij Christi* wird gut illustriert durch Eberlins äusserung 2, 177: *Es sol auch kain creatur genantt werden ain Vicari oder stathalter christi, wann ain vicari ist ains abwesenden. chrystus aber ist allen seinen glaubigen gegenwertig auff erden.* Trotz diesem bedenken nennt Eberlin 1, 51 die obrigkeit *stathalter gots in weltlichen stand* und der sendbrief 146, 28 berichtet von Luther, er zeige wie *ayn yeder Prelat oder pfarrer soll seyn eyn nachuolgender stathalter Christi.*

Die theologischen ausdrücke, die uns hier schon begegneten, ziehen sich durch den ganzen sendbrief und geben ihm, da spuren

weltlicher, besonders humanistischer bildung fehlen, sein gepräge. Schon die adresse an den pfarrer von Hohensinnen ist theologisch gefärbt, sie deutet zurück auf den *Magister de Alta Siena*, das ist Petrus Lombardus, über den auch Eberlin 1, 203 spottet: *Der maister von den hohen synnen hat vns vnsynnig gemacht in synem buch.* Auch in verblasster verwendung ist der ausdruck in Eberlins sprache eingegangen: *so jch aynfeltig vnnd niderig bin in synnen vnd schreyben, möcht jhr ainfeltigs niderigs heüflin mich baß verstohn dan die hoch synnigen* 3, 256. Zwei andere scholastiker, Duns Scotus und Petrus von Mantua, verspottet Eberlin 1, 58 mit ihren schulnamen *subtil lerer* und *subtilist lerer,* von der scholastik her ist ihm wol das wort (noch achtmal) geläufig. Zum spott braucht es auch der sendbrief 146, 10. *Subtil lerer* ist bei Eberlin 1, 58 übersetzung von *doctor subtilis*, 'Lehrer' ist in diesem sinne bei Eberlin durchaus geläufig und findet sich z. b. 1, 84 fünfmal als bezeichnung der reformatoren. Dem entspricht wider, dass der sendbrief Luther siebenmal als lehrer bezeichnet; dass er ihn dabei auch im nominativ *Doctor Martini Luther* nennt (145, 6) hat er mit dem titel von Eberlins Ermahnung an die Christen zu Augsburg (2, 137) gemein.

Zwei kirchenworte, die zu beginn der reformationszeit noch nicht gewöhnlich waren, *pfarrkinder* und *seelsorger*, begegnen im sendbrief je zweimal; auch Eberlin sind sie geläufig, gerade sein gebrauch zeigt, dass die bedeutung der neuen worte noch nach dem vollen sinne ihrer bestandteile gefühlt wurde, vgl. *Er wirt auch nit gehyndert in seyner pfarr ein pfarr kyndt nemen, Darumb das ers getaufft hat* 2, 36 (ferner 2, 62. 84) und: *das vnsere seel sorger vnd helgen frässer vnder eim gůtem schein ein soliche seel mördery vnß zů gericht hetten* 1, 170 und: *Her zů, du gelt- vnd nit seelsorger.* Auch zwei kirchliche fremdwörter, *marterer* und *prelat*, verwenden sendbrief und Eberlin gleichmässig gern. Ein ausgesprochenes lieblingswort Eberlins ist weiter *nation*, er übersetzt des Tacitus *originem gentis conditoresque* mit *Tuisco vnd . . . Mannus, von disen sey teutsche nation kommen*, er verwendet es häufig, wo ein anderer einfach 'die Deutschen' gesagt hätte (vgl. Eberlin 1, 14. 17. 46. 87. 90. 104. 134. 144. 149. 176. 2, 150. 3, 3. 4. 125. 126. 251) ganz wie der eingang des sendbriefs. Der schöne ausdruck der vaterlandsliebe hier stellt sich ganz Eberlins äusserungen zur seite: *schirm vnd regier das adelich vnd hocherkoufft christlich volck sunderlich der teütschen nation, welche dir von got sunderlich bereit wirt, das sy für andere empfencklich ist haylsames regiments nach christlicher ordnung* 1, 2 und: *Sähen zů, lieben frummen teütschen, vnß ist angeboren ein gloubhafftigkeit vnd einfaltigkeit, das*

wir meinen, andere wollen vnß so vngern betriegen als wir sie nit wolten laichen 1, 80.

Wortverbindungen, die der sendbrief mit Eberlins schriften gemein hat, sind *gemüt und geblüt, gebrauch und übung, nötige geschäfte,* vgl. den eingang des sendbriefs mit Eb. 1, 151 *Wolluff, ir erlichen streiter, vnd erwecken ewere härtz vnd gemůt vnd ewer christlich geblůt, stond trewlich by ewerem got vnd sinem gsatz: in gutem gebrauch vnd ůbung gehalten* 146, 34 mit Eb. 3, 165 *wie wir Christum in ein gebrauch vnd vbung solten bringen; was nöttiger gescheftt dir künfftig sein* 148, 4 mit Eb. 1, 40 *so ainer von nötigem geschäfft wegen vber feld züicht, ist er nit schuldig das zyt bůch mit im zů tragen.*

Mehrfach braucht der sendbrief einen ungewöhnlichen ausdruck, der auch Eberlin geläufig ist, er sagt 146, 20 *darauff Luther am meysten die Prelaten, pfarrer vnd oberherren antastet,* andern hätte hier das wort *oberkeit* näher gelegen, doch auch Eberlin spricht 3, 276 fgg. viermal von *oberherren*, daneben 3, 83 und 258 von *oberen*, die sendbrief 146, 30 gleichfalls auftreten. Statt bestreiten, abstreiten hat der sendbrief 146, 26 *verneinen: Es ist durch den Lerer* (Luther) *mitt Ewangelischer leer Christi probiert (das wöll wir ym nitt corneyn . . .).* Eberlin sagt 1, 71 in ähnlicher wendung: *Das solichs diene zů wältlichem bracht, zů vppiger eer der läbendigen, verneine ich nit. Das es aber nütze den todten . . . mag nit bewisen werden.* Das wort *irrtum* kommt im sendbrief nicht vor, dafür steht 145, 7 *irrsal* und diesen ausdruck bevorzugt auch Eberlin durchaus. Daran schliessen sich die vom allgemeinen gebrauch mehr oder weniger abweichenden wortbildungen, die der sendbrief im einklang mit Eberlins schriften aufweist. *Annehmung* und *versehung* stehen im sendbrief je einmal, *haltung* zweimal, *annehmung* ist aus Eb. 2, 174 und 3, 107 zu belegen, *versehung* aus Eb. 3, 32. 52. 272, *haltung* im gleichen sinne wie im sendbrief aus Eb. 1, 22. 146. 2, 120. 123. 3, 8. 73. 85. 145. 209. *Pfaffheit,* das im sendbrief 146, 23 steht, begegnet bei Eberlin achtzehnmal, *regierer,* das sich sendbrief 145, 10 statt *regent* findet, kennt auch Eb. 3, 60 fg. Das nach ausweis des Deutschen wörterbuchs seltne adjectiv *pfarrlich* hat der sendbrief 148, 28 wie Eb. 1, 136, das adjectiv *augenscheinberlich* sendbrief 145, 3 kehrt zwar bei Eberlin nicht wider, doch hat er 3, 44 *augenscheinbar* und in der übersetzung der Germania des Tacitus (Blätter für das bayerische gymn. 23, 9) *scheinbarlich.*

Schliesslich braucht Eberlin wie der sendbrief eine reihe von worten in seltenen bedeutungen. *Exempel*, das im anfang des sendbriefes zweimal begegnet, hat an der ersten stelle *beweglich*, *augenscheinberlich*

Exempel, das mich darzů vorursacht etwa den sinn von 'beobachtung'; wie es dazu kommen konnte, zeigt bei Eberlin, der das wort sehr gern anwendet, eine stelle, in der es noch als 'beispiel' gemeint, aber als 'beobachtung' verstanden werden kann: *Erwirdigen herren, yr befinden an euch selbs, vnd yr lernen in teglichem exempel in aller welt, lesen auch in bůchern, die blödigkait menschlicher natur* 2, 36. *Titel* bedeutet im sendbrief 147, 29 'name', ebenso Eb. 1, 82 *aber dar nach vyl vnderstůnden sich im båttel neren, vnder deren zweien frummen mannen vnd vnder irer frummen gesellen tittel,* ähnlich Eb. 3, 6. 24. 41. 44. 75. *Wirkung* steht bei Eberlin 1, 16. 2, 37. 81. 125. 127. 141. 185. 190 für 'tat, eingreifen', so wird es auch am ende des sendbriefs zu verstehen sein: *acht gegenwürtiger wirckung.* Die beiden anwendungen von *kümmerlich* im sendbrief 148, 13 u. 19 weichen vom gewöhnlichen gebrauch des wortes ab, decken sich aber auch nicht völlig mit dem gebrauch bei Eberlin 1, 39. 44. 85. Das wort schwankt zwischen den bedeutungen 'schwer, schwerlich', entfernt sich also im sendbrief wie bei Eberlin von seinem eigentlichen sinne.

Wir finden also eine reihe mannigfacher übereinstimmungen zwischen dem sendbrief und Eberlins schriften, wie sie bei dem nur fünf seiten betragenden umfang des sendbriefs nicht länger gewünscht werden kann. Dass auch inhaltlich in ihm nichts enthalten ist, was Eberlins ansichten widerstritte, bedarf keines beweises: eine ironische lobschrift auf die prälaten, die ihr leben an Luthers lehre misst, fügt sich aufs beste an Eberlins sonstige äusserungen über die bischöfe, auch wenn er einzelne wegen ihrer neigung zur reform gelegentlich mit anerkennung nennt, und eine bemerkung Eberlins über die pfarrer: *wan sie sollen das Euangelion predigen, so sagen sie vom genß zehenden, vnd beschliessen die predig mit einem fluch wider den Luther vnd wider den Eberlin* 3, 158 kann geradezu als eine zusammenfassung dessen gelten, was der sendbrief über die prälaten als prediger sagt. Wörtliche übereinstimmung längerer stellen dürfen wir aber nicht erwarten, denn Eberlin widerholt sich nicht und anklänge finden sich bei ihm höchstens zwischen solchen schriften, die ausdrücklich auf einander bezug nehmen.

Den zeitgenossen hat die herzhafte und geistreiche art des sendbriefs, seine schlagfertige beredtsamkeit und sein schwäbischer humor so gefallen, dass er in vier auflagen drucker und leser gefunden hat. Wir werden uns dem günstigen urteil der zeitgenossen anschliessen dürfen. Der litterarische gewinn, der aus der zuweisung der schrift an Eberlin erwächst, ist hauptsächlich darin zu sehen, das wir hier zum

ersten male eine schrift Eberlins kennen lernen, die vom ersten bis fast zum letzten worte ironisch gehalten ist. Zwar ist Eberlin auch darin kind seiner zeit, dass er mehrfach aus der rolle fällt und ernsthaft wird — ganz wie auch Murner in Narrenbeschwörung und Schelmenzunft oder Scheidt in den Glossen zum Grobianus — aber immer kehrt er wider zur ironie zurück. Dabei wird er niemals bitter — Eberlins hass gilt ja nicht den bischöfen, sondern den mönchen *sonderlich barfůsser obseruantzern* — und das macht das schriftchen um so lesbarer und erfreulicher.

Die weitere frage, ob der sendbrief die von Eberlin zweimal erwähnte, bisher aber verschollene „Ermahnung an die deutschen bischöfe“ sein kann, ist zu verneinen. Denn auch *cum grano salis* kann man den sendbrief nicht kindlich und freundlich nennen, wie es Eberlin 2, 31 tut, auch wird die Ermahnung, wie Lucke richtig bemerkt[1], über die priesterehe gehandelt haben. Auf dieses thema kam es dem bischof von Merseburg, der nach Eb. 2, 92 die ermahnung freundlich aufnahm, hauptsächlich an; denn gerade zur zeit ihrer abfassung, im frühling 1522, unternahm er (nach Köstlin, Martin Luther 5. auflage 1, 490) seine visitationsreise, die neben der änderung der messe und der flucht aus den klöstern gerade die priesterehe im Merseburger sprengel vernichten wollte. Und selbst wenn der altgläubige bischof auf den rat des argen spötters, der den sendbrief verfasst hatte, begierig gewesen wäre, wie hätte er den namen des anonymus, der in herzog Georgs stadt sein geheimnis wol hüten musste, erfahren sollen?

1) Die entstehung der fünfzehn bundsgenossen. Diss. Halle 1902, s. 21.

FREIBURG I. BR. ALFRED GÖTZE.

ZU DEN REIMDICHTUNGEN DES JOHANNES NAS (1534—1590).

1. Die Centurien und das bisher unbekannte bildergedicht Anatomia Lutheranismi.

Über Johannes Nas, der 1534 zu Eltmann im Würzburgischen als sohn lutherischer eltern geboren, erst schneidergeselle und dann nach dem übertritte zum katholizismus Franziskaner wurde, als prediger in verschiedenen städten Bayerns und Tirols eine grosse wirksamkeit entfaltete und als weihbischof von Brixen 1590 in Innsbruck starb, ist

schon widerholt gehandelt worden[1]. Ich will nicht das widerholen, was schon andere über die wirksamkeit dieses fruchtbarsten und unerschrockensten litterarischen vorkämpfers der gegenreformation mitgeteilt haben. Ich möchte hier nur einige neue beiträge dazu bringen und vor allem zwei auch für die litteraturgeschichte wichtige noch unbekannte confessionell-polemische bildergedichte von Nas veröffentlichen.

Neben seiner vielseitigen anstrengenden berufstätigkeit fand Nas noch die zeit, zahlreiche predigtsammlungen und eine grosse zahl polemischer schriften und dichtungen zu veröffentlichen. Auf protestantische herausforderungen überaus scharf erwidernd, veranlasste er seinerseits neue gereizte und derbe erwiderungen, so dass eine ganze kette von angriff und abwehr in wachsender leidenschaft und gehässigkeit folgte. Zwei jahrzehnte lang stand Nas so recht im mittelpunkt der confessionellen polemik seiner zeit, wurde von zahlreichen gegnern (Nigrinus, Fischart, Cyr. Spangenberg, Hesshus, Andreae, Osiander u. a.) litterarisch bekämpft und verhöhnt, ja er erzählt, dass er von protestanten persönlich verfolgt und mit dem tode bedroht worden sei. Seine polemische schriftstellerische tätigkeit eröffnet Nas durch sechs mehr äusserlich zusammenhängende rasch einander folgende und oft aufgelegte schriften, denen er (vielleicht auch im hinblick auf die kurz vorher — 1559 — von Flacius ins leben gerufenen Magdeburger Centurien) den titel Centurien gegeben hat, von denen jeder teil je „hundert evangelische wahrheiten“ vorführt und vornehmlich gegen eine bestimmte eben erschienene protestantische kampf- oder schmähschrift gerichtet ist.

Der erste band wurde veranlasst durch des Neuburger hofpredigers Hieronymus Rauscher „Hundert auserwelte, grosse, vnverschempte, feiste, wolgemeste, erstunckene, Papistische Lügen, welche aller Narren Tugend als der Eulenspiegels, Marcolphi, des Pfaffen vom Kalenbergs, Fortunati, Rollwagens etc. weit vbertreffen“ Eisleben 1562[2]. Rauscher

1) Joh. B. Schöpf, Johannes Nasus (Programm des k. k. staatsgymnasiums) Bozen 1860. — K. Goedeke, Grundriss zur geschichte der deutschen dichtung 2^2, s. 486–489. — Joh. Janssen, Geschichte des deutschen volkes 5^{14}, s. 383 fgg. — J. Hirn, Erzherzog Ferdinand von Tirol 1, s. 235 fgg., 252–262. — A. Räss, Die convertiten seit der reformation 1, s. 298–336. — J. Jung, Nas und die jesuiten. (Wagners Archiv für litteraturgeschichte 1, s. 49–66). — Die kurze lateinische selbstbiographie von Nas veröffentlichte J. Zingerle Zeitschrift 18, s. 488 fgg.

2) (München, Kgl. bibl. 4° polem. 2442.) Neu aufgelegt 1564. Die fortsetzung: Rauschers „Centuria secunda, das ander hundert der auserwehlten papistischen lügen 1565“ (vgl. Janssen 5, 387) scheint Nas nicht gekannt zu haben. Ich finde keine anspielungen darauf in den schriften von Nas.

hat hier, seinerseits herausgefordert durch die schriften des convertiten Friedrich Staphylus, aus allerlei mittelalterlichen büchern hundert verschiedene beispiele: Marienlegenden, wundergeschichten von heiligen, mönchen und teufeln zusammengetragen, sie mit eigenmächtigen übertreibungen und verdächtigungen, rationalistischen erläuterungen, boshaften randbemerkungen und derben schimpfworten versehen, und sie als zeugnisse für die verlogenheit, völlerei und unsittlichkeit der katholischen geistlichkeit verwertet. Dass Rauscher hierbei den stifter des Franziskanerordens als genossen Lucifers und buhlen der hl. Clara bezeichnet und ihn mit parodistischer verspottung der Franziskuslegende in rohester weise beschimpft, musste Nas ganz besonders erbittern. Nas erwidert denn auch mit gleicher münze in seiner schrift: „Das Antipapistisch eins und hundert Außerleßner gewiser Evangelischer warhait“ 1565[1]. Er trägt hier 101 evangelische wahrheiten, d. h. aussprüche aus den schriften der protestanten, lehrmeinungen, auslegungen der bibel usw., vor, die er mit theologischer gelehrsamkeit oder mit derbem spotte zurückweist. Nas schlägt hier denselben ton an wie sein gegner. Er erzählt ereignisse und mären aus der reformationsgeschichte mit derselben rücksichtslosen ironisierung, wie es Rauscher mit den katholischen legenden gemacht hat, er wirft mit derselben verallgemeinerung den protestantischen predigern alle möglichen laster vor und erzählt von ihnen allerlei schlecht beglaubigte skandalgeschichten. Widerholt antwortet Nas direct auf einzelne ausführungen des gegners[2]. So hat Rauscher gelegentlich die katholische kirche einen bettlermantel genannt. Nas bleibt die antwort nicht schuldig und entwirft nun das folgende drastische bild von dem geflickten mantel des Luthertums (Bl. 195[a]): „das mäntle, damit das lutherisch Evangelium bedeckt ist, ist fürnemlich auß diesen wüllen tüchern zusamen geflicket worden. Erstlich auß einer schwartzen Münchskutten, so Luther getragen, auß einem Schweytze-

1) Titel bei Schöpf s. 73, inhalt ebenda s. 16 f. Das von mir durchgesehene exemplar: München, Kgl. bibl. 8°, polem. 1935. Spätere auflagen 1567, 1570 u. ö.

2) Eine der stärksten stellen dieser polemik kann ich hier als beispiel nur kurz andeuten. Rauscher behauptet (O 6) in seiner verhöhnung der Franziskanerlegende, dass die verstorbenen Franziskaner ihren aufenthalt nicht im himmel und zwar in der seitenwunde Christi haben, wie sie selbst erzählen, sondern in der hölle im anus des teufels „dann darinnen haben sie ein schönen Tabernackl, wie solchen gEsellen gebührt“. Nas (97 f.) widerholt diesen bericht und meint, da niemand diese lüge Rauschern glauben wollte, sei dieser selbst in die hölle gefahren, um sich durch den augenschein von der sache zu überzeugen „gefelt jm aber der tabernackl, so wirdt er selbs drinn bleiben vnd ein grümpel vnnd gereuch machen, daß die Teufel lachen werden“.

rischen, Zwinglischen rothen tuch, auß einem Meychnißenschen blawen Melanthonischen tuch, auß einem weyssen Schwenckfeldischen, auß einem Märrhischen Widertaufferischen grawen wolff, auß eynem preußischen Osiandrischen grünen tuch, auß einem thüringischen und Sächsischen Illyrischen braunen leder, welche alle voller hanenfedern vnd Niclaus spindeln vnd Schmidling spenglein vnd dergleichen widerwertigen farben vnd stucken" [1].

In der 91. wahrheit dieser ersten centurie wendet sich Nas, der ja gleichzeitig eine eigene schrift gegen die lügenhaften proselyten geschrieben hat [2], insbesondere gegen jene zahlreichen protestantischen kalender und prognostikationen, die dem pabsttum baldigen untergang weissagen. In der 92. wahrheit beschäftigt sich Nas wider mit dem

1) Das gleiche motiv findet sich dann in einer schrift des jesuiten Georg Scherer: „Der lutherische bettlermantel". Auf dem titelblatt unter diesem titel ein bild (bettler mit geflicktem mantel) und nachfolgende verse:

Hie sitzt ein Bettler auff dem Stock,
Von vilen Flecken ist sein Rock.
Bedeut deß Luthers gflickte Lehr,
Von alten Ketzern kompt sie her.
Drumb sey gewarnet jederman,
Leg keiner solchen Mantel an.
Trag Christi Kleid, welchs vnzertrendt,
Gewirckt vom Anfang biß zum End.
Halt dich beym vnzerstückten Glauben,
Laß fliegen alle andere Tauben,
Also bestehst du hie vnd dort,
Vnd bleibst beim vnuerfälschten Wort.

4°. Sieben blätter text. Die vorrede unterzeichnet: „Wien 2. März 1588. Georg Scherer". — Die in prosa abgefasste kleine schrift wendet das motiv nicht wie oben Nas auf die verschiedenen lehrmeinungen und secten der reformatoren an, sondern darauf, dass die lehre der protestanten aus ketzerischen lehren vergangener jahrhunderte zusammengeflickt sei. Am schluss: Ingolstadt 1588 (München, mischhandschrift, 4°, polem. 2168). Die antwort auf diese schrift erteilte wider alsbald der württembergische theologe Jak. Heerbrand, Ausklopfung von Georg Scherer Jesuiten zusammengeflickten Lutherischen Bettlermantels. Tübingen 1588 (Berlin, Dg. 8814).

2) Vgl. darüber meine studie im Euphorion 5, 226 fgg. Ich erwähne hier noch, dass Nas widerholt die astrologie bekämpft. In der 2. centurie erwähnt er in der vorrede seine eigene praktik und die angriffe, die sie erfahren habe, in der 61. wahrheit wendet er sich gegen die protestantischen sterndeuter überhaupt, in der 4. centurie s. 82—89 gegen Hebenstreit, in der 5. centurie s. 48—59 verhöhnt er die nativitäten, die Luthern gestellt worden sind, mit citierung der eigenen praktik s. 48[b], in der „Widereinwarnung" s. 29 ff. allgemein gegen die astrologie. Hier s. 33 die randbemerkung: „Astronomie nichts in die kuchen bracht, darumb hat der geytzteuffel astrologi erdacht".

tode seines gegners. Rauscher, der als protestant an das fegefeuer nicht glauben wollte, sei dahin gefahren, um der sache auf den grund zu gehen, sei aber nicht wider gekommen.

Ausser gegen Rauscher wendet sich Nas schon hier gegen zahlreiche andere protestantische polemiker, überhaupt gegen „die vnzölichen Lesterbüchlein, Pasquillen vnd Rumorsgeschrifften“ der gegner. So zog er sich gleich mit der ersten schrift das ganze „lutherische Geschwirm“ auf den hals. Mit dem nebentitel *Primae Chyliadis centuria prima* stellt Nas in aussicht, dass dieses geplänkel seine ernstere fortsetzung finden solle. In der tat rückte er alsbald mit schwererem geschütz heran.

Zunächst folgte: „*Secunda Centuria, das ist das ander Hundert der Euangelischen warheit*“ 1567[1]. Nas war inzwischen wegen seiner ersten centurie von verschiedenen seiten angegriffen worden, namentlich von dem amtsnachfolger Rauschers Tillemann Hesshusius[2]. Die zweite centurie richtet sich darum vornehmlich gegen diesen neuen gegner. In den letzten abschnitten seines buches bekämpft Nas insbesondere die ausführungen der antijesuitischen schrift „Danksagung“ 1567, worin Hesshusius dem herrn dafür dankt, dass ein jesuit protestant geworden sei. Ausserdem beschäftigt sich Nas hier eingehend mit den inzwischen von Aurifaber herausgegebenen Tischreden Luthers 1566. Er zieht diese reden ins lächerliche, sucht sie als lügen zu erweisen oder benutzt sie als zeugnisse für Luthers völlerei und üppigkeit. Dazwischen bringt er unsaubere buhlgeschichten Calvins und beispiele grausamen vorgehens protestantischer gewalthaber gegen katholische geistliche an. Von den litterargeschichtlichen stellen dieser centurie seien einige vorgeführt. Bl. 128: „Zum 18. Befalch der Teufel den Briefmalern vnd anderen Dichtern, das sie der Welt fürmaleten, wie die bäpst in abgrund der Höll füren. Der Luther aber vnd der Sachs vnd andere Ketzerische schaweten mit freyden zu. Die anderen dichteten, yetzt wär jhn der Kayser todt vnnd man füret ainen anderen vmb . . .“ Widerholt werden Lutherlieder erwähnt. Bl. 137 erzählt Nas von seiner protestantischen jugendzeit: „Herr Gott wol offt hab auch ich's mit Lust vnnd freyden gesungen zu Nürnberg, etwann auch in Badstuben singen hören etc. Von Mitternacht ist kummen | ain Euangelischer Mann, | hat die schrifft für sich genummen | vnd gründtlich zeiget an etc. |“[3]. — Bl. 138: „Ferner

1) 1568. München (8°, polem. 1935). Titel und beschreibung bei Schöpf 73 und 17 fg.

2) Über Hesshusen 1527—1588 vgl. Realencyklopädie für protestantische theologie, 3. auflage, bd. 8, s. 8—14.

3) Näheres über dieses lied vgl. im 2. capitel meiner studie über Nas.

haben sie viel lieder vmb gewent, so von den Heiligen Gottes gemacht worden vnnd es auff jren Christum, das ist Martin Lugner gezogen." — Bl. 139 erzählt Nas nach Walther Rembach, dass eine bettlerin in Friesland gesungen habe:

Een doctor hefft Gott verhewen,
Luther ist he genandt,
Den hefft he ons gegeuen,
Gott hefft hem ons gesandt.
Christum kombt he ons lehren,
Gaeds wort ende anders nyt,
Daerom laet ons ehren
Van nu ende in aller tyt.

Dieses weib sagte auch, wenn Luther ein verkehrter mann sei, so solle auch das kind unter ihrem herzen verkehrt werden. Und richtig habe sie ein kind mit verdrehtem kopfe auf die welt gebracht. — Bl. 198—230 beschreibt Nas eine anonyme parodie „Der Papisten handtbüchlein" 1559, die er dem Cyr. Spangenberg[1] zuweist, und worin eine antikatholische parodie auf das vaterunser und „der Barfußer Zehn Gebott in gesangsweiß" sein besonderes missfallen erregten.

Einen neuen gegner nimmt Nas aufs korn in seiner „*Tertia Centuria*, Das ist, Das dritte Hundert der gedoppelten Euangelosen warhait betreffendt D. Luthers lehr vnd dolmetschung der Bibel auß ernstlichem ansuchen vnd begeren D. Andres Schmidleins . . . ." (1568)[2]. Schon in den ersten beiden centurien finden wir angriffe auf dr. Jakob Andreä (Schmiedlein), die dritte gilt ganz den „Erinnerungen", die Andreä zur bibelverdeutschung Luthers herausgegeben hat. Nas stellt dagegen hundert stellen aus Luthers bibel zusammen, die seiner meinung nach falsch übersetzt sind, und fügt unter den schärfsten persönlichen angriffen 100 „Vnwahrheiten" aus Luthers eigenen schriften hinzu. „Als ein aufgeforderter" tut hier Nas „mit dem Schmidlein zum ersten einen gang", er hat danach noch in den späteren centurien und in besonderen schriften diesen ehrgeizigen Lutheraner, der unablässig bemüht war, die verschiedenen protestantischen secten auf grund des Augsburger bekenntnisses zu einigen, hartnäckig bekämpft.

Vom litterargeschichtlichen standpunkt aus verdient die meiste beachtung die ganz besonders volkstümlich gehaltene und mit vielen versen versehene „*Quarta Centuria*, Das ist, Das vierdt hundert der

1) Über Spangenberg siehe unten.

2) O. j. (München, 8°, polem. 1935). Titel und beschreibung bei Schöpf, s. 73 und 187. Über Andreä siehe unten.

vierfach Euangelischen warheit" 1568[1]. Gleichsam als erholung nach den philologischen und theologischen ausführungen der früheren Centurien trägt Nas hier „allerley mucken, schnacken vnd gauckelwerks" zusammen, anekdoten, komische geschichten und beispiele, um die verschiedenen einander widersprechenden kultbräuche und lehrmeinungen der protestanten lächerlich zu machen, und um ihre immer grösser werdende zuchtlosigkeit zu erweisen. Erscheinen in der 3. centurie die hundert wahrheiten schon gedoppelt, so sind sie hier mehr als vervierfacht. Denn seinen 50 artikeln, die, vorwiegend gegen Johann Friedrich Cölestins *Pantheum sive Anatomia Papatus* (1568) polemisierend, übereinstimmungen zwischen den protestanten und den ketzern der ersten christlichen jahrhunderte zusammenstellen, lässt hier Nas noch hundert kapitel mit je vier lutherischen irrtümern folgen. Jedem dieser capitel sind verse vorgesetzt, die den inhalt dieser „Proben und erinnerungen" kurz andeuten, z. b. bl. 80ª:

> Vier Bůcher im Prechtingcautzenthumb
> Im brauch sein bey ihn vmb vnd vmb,
> Ein deutsche Bibel vnd Practicen,
> Aesopi fabel vnd d' karten.[2]

Zwei kapitel, die mir lehrreich scheinen, möchte ich mit entsprechenden kürzungen aus der 4. centurie anführen. Das 56. kapitel, das über die kirchenlieder, und das 83., das über die teufelsverehrung der protestanten handelt.

> (290ª fgg.) Vier lied singens mit fröhlichem můth
> Als wärens Davids Psalmen gůt:
> 1. 2. Martinus hat, Auß tieffer noth,
> 3. 4. Invicti Marti, Erhalt vns Gott.

Erinnerung dieser 56. Warfürung.

Newer Lieder und Gesång warn erstlich bey jhnen kein zihl noch maß, da kam ein (290ᵇ) Psalmbůchlen nach dem andern aus liecht, welche Gesang alle můßten Psalm haissen, ob sie gleich den Psalmen vnehnlicher waren, dann finsternuß vnd liecht einander sein. Darumb sie yetzt derselben lieder vil außgemustert vnd sie selbst verworffen haben als zů grob gespunnen, als eins, welchs sie zu Osterlicher zeit sangen für das Christ ist erstanden | das lautet also (Martinus hat gerathen | man soll die Pfaffen braten | vnd soll mit München vnderschüren | vnd soll die Nunen in d Frauhäuser füren | Kyrieleison etc.) Weil aber auch offt jres geblůts vnd gůt

1) 1570. München, 8°, polem. 1935. Titel und beschreibung bei Schöpf, s. 73 und 20—26.

2) Weitere beispiele bei Schöpf a. a. o. Hier besonders s. 22 fg. ein beispiel derben sarkasmus: die vergleichung hervorragender reformatoren mit verschiedenen tieren.

vom Adel vnder solchen Nuñen in die gemeyn häuser kamen, demnach es jhn ein spot war vnd würdig | der dem Luther ins Rhathauß gethon hett | da theten sie die gemeynen häuser ab, (291ᵃ) thailten solche bäßlein auss, wie geschrieben stehet | Diuidite inter vos . . . So haben sie auch gesungen | (Auß tieffer noth schlahe Pfaffen zu todt | vnnd laß keinen Münch nicht leben | vnd schneid allen Klosterfrauen auß | vnnd mach Evangelische docken darauß etc.) Das lautet den Paulinischen worten gemäß | da er also saget | das alle solche Narrentheydung vnd vnschambare wort, nicht sollten bey den glaubigen gemeldet werden, aber bey den Euangelischen müssen es Psalm sein, wie dann billich der Saw ein Bawrndopff besser schmeckt, dann die Muscatnuß (291ᵇ) pfuy euch jhr vnfläter. Sie haben auch das lied von der aufferstehung Christi (Victime paschali laudes ect.) verkehrt vnd darfür gesungen (Inuicti Martini laudes, & ect) dessen summa sumarum ist | das sie alles jrem Loder zugelegt, was biß in die fünffzehen hundert Jar | die Kirch von Christo gesungen hat, ist das nit zu vil auff ein bissen. . . . So singen vnd klingen sie noch jr Blůtgieriges Lied (Erhalt uns Herr bey deinem wort und stewer des Bapst und Türcken mordt ect.[1]) Welches Lied gleichwol in etlichen Stätten durch den Senat gecorrigiert worden, aber es sehen die Predigkautzen jhren Senat nicht durch einen Zaun ahn, sie singen fort | als (292ᵃ) des Spangenbergs Bücher vnnd solcher Stätt Practica beweiset. Wievil sie nun darmit dem Türcken abbrechen, das ist am tage, wie vor auch gemeldet etc. ☛ Eins muß ich noch hie melden zu lob jren Psalmenbůchlein, welche dermassen gestellet sein, das sie jhnen selbst, wie auch dem wahren Text offt zu wider sein, also das sie Singen, Beten, Begeren vnnd wissen selberst nicht was.

Vnd wann sie am andächtigsten sein, so singen sie anderen Leuten zů trůtz vnd jhnen zů einem ewigen spott . . . (293ᵃ) . . . Jha sprich ich, dasselbig Gesang vnd noch vil andere mehr kündten vnnd sollten Corrigiert vnnd wider sie retorquiert werden, dann es wol war ist, wie sie von sich selbst singen (Ach Gott von Himmel sihe darein | vnd laß dich das erbarmen | Wie wenig sein der Heiligen dein | verlassen seind wir armen) (jha freylich lieben Lutheraner seyt jr jha jämmerlich verlassen) (dein wort man läßt nit haben recht | der glaub ist auch verloschen[2]) (ist gewiß bey den Lutheranen wie sie singen) Also auch jr Psalm (Wo Gott der Herr nicht bey uns helt ect.[3]) welches Gesang | wir Catholischen vil besser vnd warhafftiger singen kündten | dann sie | vnnd andere vil mehr Lieder (293ᵇ), also das es meines gedunckens kein böse arbeit wär solche jhr Psalmenbüchlein zů vbersehen, corrigieren vnd castigieren vnnd von newem zům gebrauch Trucken lassen, dann was sie gůts haben, das ist vorhin vnser, habens alles von der Kirche gestolen, dann wo sie villeicht etwas vnwissent wider sich selberst wie Balaams Eselein geweissaget haben, das wir deßto frölicher singen sollten, weil es wider sie streittet vnd doch von jhnen also gedichtet worden wår. Es gehöret aber mehr dann eines Indicium, zu einem solchen Catholischen, Christlichen Layen gesangbůchlein, darmit es beståndig vnd vngeändert blib, sunst hett ich selbst für mein person einen lust darzů, dann ich mich offt durch jhre Gesangbüchlein | zur arbeit erfrischet und auffgemuntert . . .

1) Lied Luthers.

2) Die bisher citierten verse bilden die erste strophe von M. Luthers bekannter umdichtung des 11. psalms.

3) Der 124. psalm von Justus Jonas. Über die obige stelle näheres im 2. capitel.

(358[a]) Vier vnd vier mal vier Teüffel sie hon,
Gezeugt, geborn, vnd außgehn lohn,
Darbey man ja erkennen soll,
Das sie seind aller Teüffel vol.

Erinnerung dieser 83. Evangelosen warfürung.

Christus sagt, wessen das hertz vol sey, dessen geht der mund vber, dann was einer liebt, mit dem geht er stets vmb, redt, sagt und tracht darauff, wie am Luder zu sehen, der stets vom Teüffel gesagt. der mehr bey jhm geschlaffen, dann sein Kethe, der mit ihm spacieren gange auff sein schlaffhauß. wie der Engel mit Thobia, der vil saltz mit jhm geleckt, der jhm hat vrsach vnd vnderricht geben, die Meß abzuthun. In suma er hat mehr auf die Teüffel gehalten, dann auff die Engel, dann jnen hat er sich ergeben, disen hat er widersagt vnd offt (358[b]) gesprochen: Trutz allen Engeln und Lehrern ect. Sein gantze maynung war, das die Teuffel vil mächtiger wären, als die Engel oder Heiligen Gottes. dan also spricht er, als Aurifabel[1] schreibt, wan wir sehen, das ein einiger Teüffel so vilen Engeln zu schaffen macht, so würden wir verzagen ect. Und am 292. sagt er, Gott wiß die welt nit zů regieren, der Satan aber künn sie regieren (man finde in Luthers schriften auf tausend Teufel kaum einen engel usw. . . .). (359[a]) . . . . Also haben sie (die protestanten) heuer zu Frankfurt ein gātz Theatrum[2] voller Teuffel in die Welt geschickt, nemlich den pestilentzteüfel (359[b]), dann Luther sagt: theuerung, sterben, vngewitter, kranckheit ect. kom̄ vom Teüffel, vnd nit von den Planeten. Item am 288. blat, sagt er also: Kein kranckheit kompt von Got, sonder vom Teüffel, der alles vnglück stifftet, vnd anrichtet, der sich in alle spil und künst menget, scheüßt auß: Pestilenz, Frantzhosen, Fieber ect. Durch die Juristen ůbt er vngerechtigkeit, durch die Fürsten krieg, durch Theologen ketzerey ect. wie am Luther schein ist ect. 2. Hoffteüffel. 3. Spilteüffel. 4. Hosenteüffel. 5. Hochfartsteüffel. 6. Faulteüffel. 7. Scharpffteüffel. 8. Geitzteüffel. 9. Hůrenteüffel. 10. Eheteüffel. 11. Sauffteüffel. 12. Jagteüffel. 13. Gesindteüffel. 14. Tantzteüffel. 15. Flůchteüffel. 16. Zauberteüffel. 17. Bannteüffel. 18. Heyligteüffel. 19. Tyrannenteüffel vnd 20. letztlich durch den verruchten ehrlosen Apostaten, Herman Hammelman ist der Teüffel selbst außgangen, also das sie ein neue kunst erdacht haben, (360[a]) ins Teüffels namen bůcher zu schreiben. Der wöll jn den lohn geben, den sie warlich nicht fressen werden, wie sie mainen, als Luther sagt, in Tischreden am 286. blat: Ich will durch den Teüfel lieber, dañ durch dē Keyser sterben, so stirb ich doch durch ein grossen Herrn, aber er soll ein bissen an mir fressen, der jm vbel wirt zůlegen, dañ er soll jn wider speyen vnd ich, sagt Luther, will jn fressen ect. Da sieht man, daß Luther ein Teüffelfresser ist, solcher salat gehört in ein solchs maul...

Zu den empfindlichsten hieben, die Nas seinen gegnern versetzte, gehört der vorwurf, dessen berechtigung sie selbst gut einsahen und bitter genug empfanden, der vorwurf ihrer eigenen uneinigkeit, der

1) Natürlich Aurifaber. Randbemerkung dazu: „In tischreden am 277. blat“. Auch sonst zu diesem abschnitt mehrere randbemerkungen. Z. b. „Luther hat mit dem Teufel zů thůn“.

2) Theatrum Diabolorum: Das ist Warhaffte . . . beschreibung usw. Frankfurt am Main 1569 und später. Vgl. Goedeke, Grundriss 2[2], s. 479—482. Janssen a. a. o. 6, s. 487. M. Osborn, Die teufellitteratur des 16. jahrhunderts. Berlin 1893, s. 35 fgg. Hier s. 5 fg. auch über Luthers teufelsglaube. Über Nas ebenda s. 196 fg.

zersplitterung in die verschiedensten lehrmeinungen und einander hartnäckigst befehdenden sekten. Durch alle centurien hindurch, sowie auch in späteren schriften hat Nas den „Neuerern“ in den mannigfaltigsten bildern das scheitern ihrer einigungsversuche mit ersichtlicher schadenfreude vorgehalten. Die 4. centurie wird fast ganz von diesem gedanken beherrscht. Gegenüber dem schon von Ulrich von Hutten vorgebrachten und seitdem oft widerholten spott von den verschiedenfältigen ordenskleidern der mönche, verweist Nas auf die verschiedenheiten der amtstrachten protestantischer prediger[1]. Wie sein gegner Cölestin in der *Anatomia Papatus* das pabsttum zerschneidet und zergliedert, so will Nas hier das Luthertum anatomieren. (A. VII^a fg.) „Mag derhalben auch (dieses buch) Anatomia Lutheranismi genandt werden, wie das folgent Bilde anzeigt, das ich erst in der fünfften Centurie würd außlegen.“ Auf dem folgenden blatte findet sich auch ein kleineres bild, eine *Anatomia Lutheri* darstellend, das schon bekannt ist[2] und das bisher allgemein als jenes bild angesehen und bezeichnet worden ist, auf das Fischart mit seinem „Barfuser Secten vnd Kuttenstreit“ geantwortet habe. Dass dies nicht richtig ist, soll gleich gezeigt werden.

Zunächst müssen wir uns die erklärung zu dem erwähnten satirischen bilde ansehen, die sich, wie Nas selbst sagt, erst in der fünften centurie und zwar nebst einer widerholung des besagten bildes findet (S. 494^a fgg.). In dem abschnitt „Vons Luthers Anatomia ... die hunderst warheitt“ führt er mit hinweis auf zahlreiche neuere schriften aus, wie schon die nachfolger Luthers in ihren lehrmeinungen von ihm und untereinander abweichen und wie feindselig sie sich gegeneinander verhalten:

„Da befindet sich noch weyt ein ärgere Judenschul, darinn sie den Luther vnd sein Lehr, der gestalt Zutrennen, Radbrechen, Anatomieren, vnd nach billigkeyt stumpffieren. Da zeucht einer den Luther daher (494^b), der ander dort hin, etlich greiffen jn hinden an, etlich forn, oben etlich, welche jn züschneiden, vnd zusägen, das er nicht mehr, dann einem außgekehrten Ketzer ehnlich ist, also das seine eigene nachfolger ob seiner lehr zutrennt, und in vil Secten gespalten.“ (Wenn die reformatoren ihre conciliabula abhalten, so disputieren sie nicht um Gottes wort,) „sondern vmb die wort Lutheri, wie dieselben zuuerstehen sein, da gehet es dañ an ein schänden (495^b) vnd schmähen, da gehets an ein anatomieren | inn massen vor wenig

1) Diese stelle abgedruckt bei Schöpf s. 24 fg.

2) Beschrieben von Schöpf s. 20, reproduciert (sammt dem titelblatt der vierten centurie) in Könnecke, Bilderatlas zur geschichte der deutschen nationallitteratur[2], s. 158. Wenn hier K. sagt: „Im hintergrunde seine frau Katharina“, so ist das nicht richtig. Im hintergrunde steht Aurifaber mit einer narrenhaube und einem korbe auf dem kopf und gewinnt dadurch ein frauenhaftes aussehen. Die beschreibung, die Nas selbst von dem bilde entwirft (unten s. 164), erwähnt auch nicht die frau Luthers.

Jaren solche des Luthers Anatomey abgemalt, vnd mit Versen beydes Lateinisch vnnd Teutsch beschrieben worden. Dieweil nun Spangenberg so unnverschämbt liegen darff[1], Es habe uns solches werck gerewet vnd woltens gern vndertrucken, solches mit der that probieren erdicht sein. Sihe, so habe ich solche grossen Figur von newem vnd etwas kleiners reissen vnnd schneiden lassen, darmit Spangenberg sich doch . . . seiner Fantasey schäme. Souil aber die Anatomey des gantzen Lutherthumbs von dem Teüffel gestifft[2] vnd fortgeschifft belanget, das habe ich zür Antwort dem Jhenischen Scelesto[3] im vierdten hundert | abgefertiget | sambt dem grössern Bilde | mit den vorigen Reymen. Das trifft allein (496[a]) des Luthers person vnd lehr an | ect. Also das dises Bild anderst nichts ist, dann ein kurtzer gegenwurff, wie die Nachfolger des Luthers den ellenden Ketzer zuhacken, vnnd die jhn am meysten loben wöllen, die thun ihm den grösten schaden. Die Schmidischen Erbelein wöllen mit jhrem verstreichen den Luther thailen, segen jhn entzwey. Caluinus sticht jhm das hertz ab, Zwingel hauet jhm darm ab, Illiricus lecket jhms Rauchloch, Gallus hat das beste doch, so kumbt der grimmig Grap mit seinen Raben auch zum Schelmen. Aurifabel hat ein gantzen Korb voll Brocken vom Luther zusammen geraspelt, wie solchs diese figur anzeiget | daruon auch etwas im 4. hundert."

Aus diesen worten ergibt sich, dass Nas schon einige jahre vorher ein grosses satirisches bild 'Anatomie des Luthertums' mit deutschen und lateinischen reimen hat ausgehen — ein fliegendes blatt, das augenscheinlich verloren gegangen ist —, dass er ferner für die 4. und 5. centurie das bild in kleinerer gedrängter form hat herstellen lassen und dass er ausserdem der 4. centurie das grössere bild mit den vorigen reimen beigegeben hat. Das ist nun in der tat der fall. Dem von mir benutzten Münchener exemplar ist wirklich am schluss ein folioblatt beigeklebt, das das grosse bild mit dem bisher unbekannten reimgedichte von Nas enthält. Wir geben hier bild und reim wider, denn dieses blatt ist die eigentliche 'Anatomy des Luthertums', auf die, wie wir noch sehen werden, Fischart geantwortet hat. Schöpf hat dieses satirische bildergedicht von Nas nicht gekannt, auch anderen, die sich mit Nas beschäftigten[4], ist es entgangen. Diesen umstand kann ich mir nur so

1) Nas verweist in einer anmerkung auf die 10. predigt in Spangenbergs predigten von Luthers leben.

2) Dieser ausspruch ist natürlich eine antwort auf Luthers schmähschrift „Wider das Papsttum zu Rom, vom Teufel gestiftet" 1545.

3) Siehe unten s. 169 und oben s. 160.

4) Könnecke a. a. o. gibt wie gesagt nur das kleinere bild. Auch Schöpf erwähnt s. 20 und s. 33 anmerkung nur das kleinere bild als anregung für Fischarts Barfüsserstreit. Er wie Goedeke (Grundriss 2[2], s. 487 d) kennen nicht das betreffende reimgedicht von Nas. — Von dem oben von mir nach der ersten fassung mitgeteilten Nas'schen bildergedichte gibt es auch eine später selbständig erschienene ausgabe 1587. Kurz, Fischarts dichtungen 1, s. L, erwähnt einen Frauenfelder folioholzschnitt 1587 „Sihe wie das elend Luthertumb . . .", ohne weiter darauf einzugehen. Die leitungen

erklären, dass das nur lose eingeklebte folioblatt bei mehreren exemplaren früh herausgefallen ist.

Das gedicht von Nas steht also auf der einen seite eines folioblattes, das der 4. centurie beigeklebt und zusammengefaltet eingelegt ist. Die rückseite des blattes ist leer. Die lateinischen reime, die Nas für die ältere fassung erwähnt, befinden sich auf diesem folioblatte nicht. Auf der vorderseite steht zunächst die überschrift:

„Sihe, wie das ellend Lutherthumb, durch seine aigne verfechter gemartert, Anatomiert, gemetzget, zerhackt, zerschnitten, gesotten, gebraten, vnd letzlich gantz aufgefressen wirdt.“



Dann folgt der hier widergegebene holzschnitt. Er zeigt uns Luther nackt auf einem grossen seciertisch liegend. Ringsherum die hervorragendsten reformatoren, die an dem körper Luthers zerren und schneiden. Links im vordergrunde steht Gallus, eine übelriechende

der Thurgauer und der Aargauer kantonsbibliothek teilen mir nun auf meine anfrage freundlichst mit, dass sich der betreffende holzschnitt weder in Frauenfeld, noch in Aarau (dem dauernden aufenthalte von Kurz) befinde. Verzeichnet wird ferner der holzschnitt von 1587 bei Drugulin, Historischer bilderatlas (zweiter teil) s. 68 Nr. 741. Drugulin kennt nicht Nas als verfasser. Er citiert den eingangsvers „Ich gieng einmal auffs Gew hinaus“, also abweichend von der älteren fassung, ebenso Weller, Annalen 2, s. 468 Nr. 934. — Die *Anatomia Lutheri* von Pistorius 1595 hat nichts mit der von Nas zu tun.

reliquie Luthers auf dem kissen tragend, rechts im hintergrunde Aurifaber, als narr gekleidet und einen korb mit den brosamen von Luthers tisch auf dem kopfe tragend.

Unter dem holzschnitte steht in drei spalten das erläuternde gedicht, das in ziemlich flüssigen reimpaaren abgefasst, in anlage und durchführung deutlich von Hans Sachs, den ja Nas gekannt hat[1], beeinflusst ist. Wie so häufig die satirischen schwänke von Sachs, so beginnt auch das Nas'sche gedicht mit der schilderung eines erlebnisses und geht dann in die schilderung eines traumes über, der allegorisch gedeutet wird und den kern der satire bildet. Eine ältere frau, „die katholische kirche", deutet dem im traum in die Wittenberger kirche versetzten dichter das „greuliche, häßliche" auf dem holzschnitte dargestellte schauspiel, als ein sinnbild des heillos zerspaltenen Luthertums. Sie verdammt das „affenwerk" der neuerer und ermahnt schliesslich den dichter, bei der katholischen kirche, als der rechten säule der wahrheit, zu verharren.

Das gedicht lautet:

„Offenbarung der straff vnd außgang Lutherischer schwermerey, in Reymen gestelt durch F. J. N.

(1. spalte.) Ich gieng newlich auffs Gew hinauß,
Wolt samlen flaisch von hauß zů hauß.
Der weg mich trůg hin in die Pfaltz,
Da wol gerathen war das Schmaltz.
5 Das almůsen bat ich durch Gott,
Da lieff mich an ein grosse rott
Mit schreyen vnd grewlichem rasen,
Krümbten spŏttlich maul vnd nasen,
Schryen Wolff, Wolff, Schelm, Dieb,
10 Ich dult es als durch Christi lieb,
Daruon ich gieng über ein Berg,
Die leut ich bat vmb Herberg.
Sie schlůgens ab, liessen mich faren,
Dann sie auch Euangelisch waren.
15 Betrůbt gieng ich hin auß dem Dorff,
Kam spåt zů einem Bawrenhoff,
Alda ich lag dieselben nacht,
Vil hin vnd her bey mir bedacht.
Nun merckt ein wůnder seltzams ding,
20 Ein grosser schlaff mich gähling fing,

1) Nas erwähnt Hans Sachs öfters, so z. b. oben s. 158, vgl. auch Schöpf s. 24.

1 *Aufs gäu gehen*, aufs platte land, in die dörfer hinaus gehen; (Schmeller, Bayer. wörterbuch 1, sp. 853 fg.). 6 fgg. Ähnliche erlebnisse berichtet Nas in der 2. centurie, vgl. Schöpf s. 18. 18 Für bey druckfehler: hey. 20 fgg. Ganz

Verzuckt wurd ich darinn auch balt
Zů einer Kirchen ůd vnd alt
Vor Wittenberg, der Statt hinauß
Nit ferr vons frŏschleins Goteshauß.
25 Darbey fand ich ein alte frawen,
Die mich gantz sehnlich an thet schawen
Und hieß mich jhren Sün vnd freund.
Ich sprach, wer seind dann deine feind,
So dich erst haben außgeiagt?
30 Nenn mir die Nåmen vnverzagt.
Sie sprach, die Kirch haiß ich fürwar,
Vil frommer Christen ich gebar,
Die all Catholisch sein gewesn,
Biß Luther nam sein Henckers besn,
35 Macht jm ein rhůt vnd streich mich auß,
Sein aign Mütter auß jhrem Hauß,
Fieng an all mein Kind durchåchten.
Mit wort vnd mordt vnd zungn fechten.
Das můß er hie vnd dort auch bůssn
40 Mit seel vnd leyb, hånden vnd fůssn,
Jha yetzt auch all sein Sün gelehrt
Zwyspåltig, vneins, bŏß, verkehrt,
Jhn můssen bald zům můß verkochen,
Damit ich werd an jhm gerochen.
45 Kom̄ schaw ein grewlich håßlichs spil
Wie vmb jhn stehn der thåter vil,
(2. spalte.) Die hacken, stechen, segen, reyssen,
Rauffen, sauffen, küssen, beyssen,
Sieden, braten, fressen, spilen,
50 Ein yeder nach seim aignen willen,
Drumb wañ du yetzt ein stuck wilst haben,
Berayt findstu die Faßnachts knaben.
Sonst haben sie dir nichts zůgeben,
Vil lieber sie dir nemens leben.

ähnlich diesen einleitenden versen ist der beginn von Nas' gedicht auf die tierbilder in Strassburg 1588 (Scheibles Kloster 10, s. 1178 fgg.):

Einsmals ich gähling wart verzuckt
Nach Straßburg hin ins Münster ruckt,
Darinn ich sah ein geist spaziern,
Im Münster hin vnd her reuiern,
Trat zu mir her vnd mich empfieng
Mit Worten freundtlich aller ding
Vnd sprach: Nun komm ich muß dir sagn,
Nachdem jetzt vil der Künstler fragn,
Was jherre Bildtnuß wunderlich
Gemacht, bedeut vnd bringt mit sich.

24 Sebastian Fröschel 1497—1570. Langjähriger diakon an der stadt- und pfarrkirche in Wittenberg. Vgl. Real-Enzyklopädie f. prot. theologie[3] 6, s. 295 fg.

55 Am geben habens kein gewinn,
Zů rauben, brechen steht ihr sinn.
Daher sie Kirchen, Klőster, Klausen
Gschmeyd vnd Kelch fast geren mausen,
Rauben, brechen vnd Tolch drauß schmiden,
60 Lassen die frommen nicht zü friden
Verderben sie auch Land vnd Leut,
Der arme mann über sie schreyt.
Das richten zů die Predicanten,
Des Luthers freund, die wolbekannten.
65 Schaw dort sichst duß bey jhener metzgt,
Wie yeder nur sein waffen wetzt.
Nun hőr auff mich, ich will dir sagen,
Was mitten leyt auff jhenem schragen,
Nemblich das haylloß Lutherthumb,
70 Voller spält, zerrissen vmb vnd vmb.
Sihe, wie sie jhrem thewren Man,
So billich geben seinen lohn.
Caluinus jhm das Hertz absticht,
Darzů Melanchthon wenig spricht,
75 Dann er auch ist Caluinisch worn
Vnd thets dem Schmidlein noch so zorn.
Der Zwingel hawt jhm ab ein arm,
So worgt jn Viret mit eim garn,
Darauß er hat gemacht ein strick,
80 Des gibt jhm Eberlein ein blick.
Vnd weil es kan nit anderst sey (!)
Er vnd der Schmid segen entzwey
Des Luthers losen madensack,
Gantz falsch von lehrübel geschmack.
85 Sein alts ansehen er nicht hat,
Wie es dann allen Ketzern gaht.
Die obern bringens best daruon,
Spangberg der lugenbartet man
Vor lieb beißt jhm die zåhen ab,
90 Sonst mőcht er worden sein schabab.

76 Jakob Andreä (genannt Schmidlein) 1528—1590 bekämpfte als hauptvertreter der einigungsbestrebungen Calvin und die Kryptocalvinisten Melanchthon und andere in Wittenberg. Vgl. Real-Enzyklopädie[3] 1, s. 501—505. 78 Peter Viret 1511—1571. Reformator der romanischen Schweiz im sinne Calvins. Real-Enzyklopädie (die späteren lände citiere ich nach der 2. auflage) 16, s. 536 fg. 80 Eberlein ist nicht Eberlin von Günzburg, sondern Paul Eber 1511—1569, professor und später stadtpfarrer in Wittenberg, der in den kämpfen zwischen den strengen Lutheranern und den Kryptocalvinisten in Wittenberg zu vermitteln suchte. Real-Enzyklopädie[3] 5, s. 118—121. 88 Cyriakus Spangenberg 1528—1604. Gegner des Flacius. Nennt sich selbst „einen alten unbeweglichen Discipul Luthers“. Real-Enzyklopädie[2] 14, s. 469—473.

Sarcerius fordert sein blůt,
Trinckt all darauß, habt gůtten můt.
(3. spalte.) Delirans Flack thut hinnden schmecken,
Môcht jn beym kopff sonst aufwecken.
95 Gallus der schillet Hanne man,
Das best tregt auff eim küß daruon,
Darmit er sich erlaben will
Vnd forthin bleiben in der still.
Hosanders vnd des Luthers Sün,
100 Ir leben selbst verspilen thün.
Scelestus vnd der Hosenluchs
Zůr Kuchen schmecken, erben fluchs.
Zů letzt da kompt ein Gôckelman,
Jonn Aurifaber ist sein Nam.
105 Schleüfft vndern Tisch nach brôsemlein,
Fült ein korb vol solcher stücklein
Vnd nennt sie Tischred außerkorn,
Darinn man sicht vil neyd vnd zorn.
Vnd wirdt also jhr narenthandt
110 Der gantzen welt nür wol bekandt,
Die allen wůßt vnd schlafftrunks bossen,
So durch den bauch hat außgegossen
Luther, das müß jhr seelspeiß sein.
Sein Kamerlaug ist jhn güt wein,
115 Sein mist vnd koth vnd finsters loch,
Sie lecken, küssen, haltens hoch.
Sonst seins im grund vneinig gar,
Kein frid wehrt bey jhn zehen jar.
So hat sie Gottes vrthail tropffen,
120 Sie in ein falschen sinn geworffen.
In dem sie thün, das jhn nicht zimbt,
Dann frid vnd weißhait jhn zerrindt.
Drumb sey du dultig, schweyg vnd leyd,
Es wirt bald kommen ein andr zeyt.

91 Erasmus Sarcerius 1501—1559. Strenger Lutheraner. Ebenda[2] 13, s. 397—401. 93 Delirans Flack ist natürlich Mathias Flacius Illyricus 1520—1575. Leiter der Magdeburger centurien. Erhält die oben zugewiesene rolle wol wegen seiner streitsucht. Vgl. ebenda[3] 6, 82—92. 95 Nicolaus Hahn (Gallus) 1516—1570. Der treueste genosse des Flacius. Ebenda[3] 6, s. 361—363. 99 fg. Die söhne von Andreas Osiander (Hosemann) 1448—1552 sind Andreas Osiander der jüngere und Lukas Osiander der ältere, den Nas in der 6. centurie, sowie hier als Hosenluchs verspottet. Über Lukas 1534—1611 vgl. Real-Enzyklopädie[2] 11, 128—131. 101 Scelestus ist Friedrich Cölestin. Vgl. Ulenberg 2, 399. 104 Johannes Aurifaber Vinariensis c. 1519—1575. Sammler und herausgeber von Luthers schriften, predigten und briefen, gab 1566 „Tischreden und Colloquia Luthers“ heraus. Vgl. Real-Enzyklopädie[3] 2, 290—293.

125 Das jhn wirdt widergolten werden,
Als was sie böß theten auff erden
Wider Gotes kirch, mich vnd mein kindt.
In hailing Gaist habens gesündt,
Darumb sie sein verworffen gar
130 Mit aller Antichristi schar.
Ihr Affenwerck hat kein bestand,
Des hab dir meine trew zů pfand.
Laß jhn jhr flaisch vnd blůt allein,
Halt bey der Kirchen allgemein,
135 So einig ist, darzů Catholisch
Hailig, Römisch, Apostolisch,
Die ist die rechte seul der warhait,
Die gemeynschafft hat der hailigkait,
Von nun an biß in ewigkait."

Die unmittelbare antwort auf dieses bildergedicht von Nas ist Fischarts 1576 veröffentlichtes bildergedicht „Der Barfüßer Secten vnd Kuttenstreit"[1], das schon im titel die angabe enthält: „Dem F. J. N. vnd seiner Anatomy, zů lieb gestellt". Dass Fischarts entgegnung sich direct auf das eben vorgeführte bildergedicht von Nas bezieht und nicht, wie bisher vermutet wurde, auf das von Schöpf beschriebene, von Könnecke reproducierte kleinere bild der anatomie Luthers, ergibt sich ganz deutlich aus einem vergleich der beiden holzschnitte und reimdichtungen der gegner. Die anordnung der figuren ist bei Fischart ganz ähnlich wie bei Nas: auch bei Fischart in der mitte die hauptfigur, der h. Franciscus, der von seinen nachfolgern (den vertretern verschiedener aus seiner regel entstandener barfüsserorden) hin- und hergezerrt wird; im hintergrunde des bildes eine reihe kleinerer figuren. Auch bei Fischart steht über dem holzschnitt der titel, der der Nas'schen überschrift (s. oben s. 165) wörtlich nachgebildet ist: „Sihe, wie der arm Sanct

129 fgg. Auch das oben s. 167 erwähnte gedicht von Nas auf die Strassburger tierbilder schliesst mit einem ähnlichen allgemeinen hinweis auf die wahre kirche und mit einem dreireim:

„Darumb hüt dich, O frommer Christ,
Vermeyd der Ketzer argen List,
Hüt dich mit Ernst vor jhrem Betrug,
Dann es ist falsch vnd lauter Lug,
Im Gůtn verharr biß an dein End,
Von Gottes Kirch dich nicht abwend,
Dem ewigen Leben drinn zu lend."

1) Abdruck der älteren (um 1570 entstandenen) fassung bei Kurz, Fischarts dichtungen 1, 99—120, der jüngeren fassung (1577) bei Hauffen, Fischarts werke 1, 409—416. Der daselbst und anderwärts reproduzierte holzschnitt ist von Tobias Stimmer gezeichnet, aber sicher von Fischart entworfen.

Franciscus . . . von seinen eignen Rottgesellen . . . gemarttert, zerrissen, zerbissen, anatomirt . . . würt". Wie Nas beginnt Fischart mit einem (vielleicht fingierten) erlebnis und geht dann mit ähnlichen worten zu einer traumschilderung über. Versetzt Nas das im bilde dargestellte allegorische schauspiel in die wiege des Luthertums, in die kirche von Wittenberg, so verlegt es Fischart in die wiege des Franziskanerordens, in die kirche von Assisi. Dort wie hier deutet ein begleiter dem dichter die einzelheiten. Wie Gallus bei Nas (v. 96) „das best tregt auff eim küß darvon", so Nas bei Fischart (v. 655) „Vnd hat das best auff seinem Bůch", nämlich des h. Franciscus „angstschweiß vnd geruch". Vgl. auch Nas v. 19 „Nun merckt ein wunder seltzams ding": Fischart v. 155 „Hört aber nun was trägt sich zů?" Wie sein gegner, so schliesst Fischart die dichtung mit einem lob seiner kirche und äusserlich mit einem dreireim ab. Nur hat Fischart seiner weise gemäß alle einzelheiten bedeutend erweitert.

Wir müssen aber zu den centurien von Nas zurückkehren. Im jahre 1570 erschien die: „Quinta Centuria, Das ist Das Fünfft Hundert der Evangelischen warheit, darinn mit fleiß beschriben wirdt, der gantz handel, anfang, lebens vnd todts . . . D. Martin Luthers. . . . dem M. Cyriak Spangberg zůgeschriben"[1]. Sie leistet das äusserste an derber persiflage und rücksichtsloser schmähsucht in wort und bild. Denn ausser der schon erwähnten kleineren Anatomie Luthers sind mehrere satirische darstellungen Luthers in holzschnitten, doch ohne verse, diesem bande beigegeben. Widerum in hundert kapiteln reiht hier Nas erzählungen protestantischer autoren über das leben Luthers, namentlich aber aussprüche aus Cyriak Spangenbergs[2] panegyrischen „zehn Predigen von Sant Luther" aneinander, sucht sie als lügen zu erweisen, ändert sie in persiflierender weise um und gibt so eine ganze „Lugend" des reformators. Die verhimmlungen Luthers durch seine verehrer, seine angeblichen wundertaten und seine lebhaften beziehungen zum teufel waren leicht zu verspotten. Nas geht darüber hinaus in masslosen schmähungen und verdächtigungen, er verflucht seinen gegner, nennt ihn einen „Loderbuben, Erzketzer, Nunnenschänder und Fürstenspott", verunglimpft das andenken seiner mutter und seiner frau. Auch ist nach der darstellung von Nas Luther der sohn eines incubus. Von Katharina von Bora berichtet Nas, dass sie Luther, nachdem sie das neue evangelium multiplicamini so wol begriffen, „das jhr schier die

1) Innsbruck, Universitäts-Bibliothek 172/9 D. Titel und inhaltsangabe bei Schöpf s. 73 und 26 fgg. Beschreibung der holzschnitte ebenda s. 28.

2) In der vorrede zu den predigten hatte Spangenberg Nas heftig angegriffen.

gürtel zu kurtz ward", in der stille zur ehe genommen habe, „ein Münch, ein Nunn, ein trewloser dropff, ein meineydige Nunnen, der schalck ein lumpen, auff das fein gleich vnd gleich, fauls schmaltz vnd stinckede ayr zusammen kamen". In der unflätigsten weise beschreibt dann Nas Luthers tod und gibt eine travestierende schilderung der begräbnisfeierlichkeiten, die mit dem boshaften wunsche *requiescat in pice* ausklingt.

Zum schlusse fühlt sich Nas doch bewogen, seine „brennenden worte" als erwiderung auf die verunglimpfung seines ordensvaters, des h. Franciscus, durch Rauscher und andere „Teufelsmäuler" zu entschuldigen.

Die letzte centurie betitelt Nas „Sextae Centuriae Prodromus, das ist, Ein Vortrab vnd Morgengab deß sechsten hunderts Evangeloser warhait. . . . Dem Hoschiander Lucas Dediciert"[1]. Sie richtet sich, wie schon der titel besagt, gegen Lucas Osiander, der inzwischen in seiner schrift „Ableynung der lugen der zweiten Centurie" Nas hitzig bekämpft und mit (von Nas selbst gezählten) 72 schimpfnamen geschmäht hatte. Nas erwidert in ganz persönlicher polemik, übertrumpft die erfindungsgabe des gegners mit zahlreichen schimpfwörtern, die er aus dessen namen ableitet. Hat jener die nase des Franciscaners zu derben redewendungen ausgenutzt, so tut es dieser mit der hose des Hosenluchs, die er ihm glatt ziehen oder höher hinauf streifen will, die er als übelriechend bezeichnet und dergleichen mehr. Diese centurie, die neben der persönlichen polemik auch mehrere warme schutzreden für glaubenslehren und bräuche der katholiken enthält, schliesst mit einem in 25 sangbaren strophen gegen das Luthertum gerichteten gedichte: „Ein widerhall vnd gegenhall"[2].

Mit diesem bande ist trotz des hinweises auf fortsetzungen die reihe der centurien zu ende. Nicht zu ende aber ist die polemische litterarische tätigkeit von Nas und die reihe seiner dichtungen. Neben und nach seinen centurien erschienen in verschiedenen theologischen kampfschriften viele geistliche lieder, grössere und kleinere reimstücke, sowie bildergedichte, denen wir uns noch zuwenden müssen.

1) Schöpf nennt s. 73 ausgaben von 1568, 1569, 1570. Ich benutzte: 1574 (Innsbruck 171 5 E). Sie scheint also vor der 5. centurie erschienen zu sein.

2) Proben bei Schöpf s. 30.

PRAG. ADOLF HAUFFEN.

BRIEFWECHSEL DER BRÜDER GRIMM MIT ERNST V. D. MALSBURG.

Die vorliegenden briefe der brüder Grimm verdanke ich sr. exc. dem wirkl. geheimen rat dr. jur. Hans frhr. v. d. Malsburg auf schloss Escheberg bei Kassel, in dessen familienarchiv sie sich im jahre 1901 gelegentlich einer von mir angestellten nachforschung vorfanden. Die briefe Ernst v. d. Malsburg's an die brüder Grimm sind grösstenteils auch erhalten und befinden sich im Grimmschrank der königl. bibliothek zu Berlin. Durch den verwalter des gesamten Grimmschen nachlasses, herrn prof. Reinhold Steig in Friedenau bei Berlin, ist es mir ermöglicht worden, auch diese briefe mit herauszugeben.

Der briefwechsel, wie er hier vorliegt, umfasst 28 briefe; verloren gegangen sind nachweisbar 5, vermutlich sogar 7, so dass sich die gesamtzahl der briefe auf 33 bezw. 35 belaufen würde. Von den 33 briefen fallen 18 auf die brüder Grimm, und zwar 15 (vermutlich 16) auf Wilhelm, 3 auf Jakob; die übrigen 15 auf Malsburg, und zwar 2 an Jakob, 13 an Wilhelm. Von den 13 briefen an Wilhelm sind 4 (die 3 ersten und 1 aus 1805) verloren gegangen. Von den 15 bezw. 16 briefen Wilhelms an Malsburg ist der letzte (23. juni 1817) verloren gegangen, vermutlich noch ein zweiter, der 1808 oder 1809 nach München geschrieben wurde (vgl. 25. brief, anfang).

Der gesamte briefwechsel umspannt 21 jahre, die zeit mitgerechnet, in der Malsburg mit den brüdern in Marburg (ostern 1803 bis herbst 1804) oder Kassel (1806 und 1807, 1813 bis frühjahr 1817, 1820 und 1821) zusammen lebte. Er beginnt am 18. mai 1802 und endigt am 9. juli 1823, ein jahr vor Malsburgs tod. Der vorhandene briefwechsel der brüder endigt bereits am 15. juni 1812 mit einem brief Wilhelms. Am 23. juni 1817 schicken die brüder an Malsburg den I. teil ihrer „Deutschen sagen“, wahrscheinlich mit einem brief Wilhelms.

Nach den jeweiligen trennungszeiten der freunde und ihrem gemeinschaftlichen aufenthalt in Marburg lassen sich folgende 6 perioden des briefwechsels unterscheiden:

I. Vom 18. mai 1802 bis 3. december 1802. — Wilhelm in Kassel, Malsburg und Jakob in Marburg.

II. Von ostern 1803 bis october 1804. — Malsburg und die brüder Grimm in Marburg.

III. Vom 13. october 1804 bis 21. februar 1805. — Malsburg in Paris.

IV. Von october 1805 bis anfang februar 1806. — Wilhelm und Jakob in Kassel, Malsburg in Marburg, von december 1805 in Berlin.

V. Vom 5. november 1809 bis 8. august 1812. — Malsburg in München.

VI. Vom 23. juni 1817 bis 9. juli 1823. — Malsburg in Dresden.

Die folgenden briefe sind in chronologischer anordnung widergegeben. Zum verständnis der einzelnen abschnitte sind die betreffenden daten aus den biographien Malsburgs und — soweit weniger bekannt — der brüder Grimm vorangesetzt, meist im anschluss an Justis Grundlage zu einer hess. gelehrten-, schriftsteller- und künstlergeschichte (Marburg 1831) und die Allgem. deutsche biographie. Die litterarhistorischen anmerkungen sind Goedekes Grundriss zur geschichte der deutschen dichtung entnommen. Als interessante ergänzung dieser correspondenz sei auf die entsprechenden teile des „Briefwechsels zwischen Jakob und Wilhelm Grimm aus der jugendzeit", hrg. von Herman Grimm und Gustav Hinrichs (Weimar 1881) hingewiesen[1]. Der übersicht wegen sind

1) Verzeichnis der abkürzungen.

A. d. b. = Allgemeine deutsche biographie. Auf veranlassung . . . des königs von Bayern hrsg. durch die histor. commission bei der königl. academie der wissenschaften. Bd. 1—47. Leipzig 1875—1903.

J. G. Kl. schr. = Jakob Grimm, Kleinere schriften. Berlin 1864 fgg.

W. G. Kl. schr. = Wilhelm Grimm, Kleinere schriften. Berlin 1881 fgg., hrsg. von Gustav Hinrichs.

Jugendbr. = Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm aus der jugendzeit, hrsg. von Herman Grimm und Gustav Hinrichs. Weimar 1881.

Goedeke = Grundriss zur geschichte der deutschen dichtung aus den quellen von Karl Goedeke. II. aufl. Dresden 1884 fgg.

Lynker = Geschichte des theaters und der musik in Kassel von W. Lynker. Bis auf die neueste zeit fortgesetzt und hrsg. von dr. Th. Köhler. Kassel 1865.

Schoof = Die deutsche dichtung in Hessen. Studien zu einer Hess. litteraturgeschichte von dr. Wilh. Schoof. Marburg 1901.

Stengel = Private und amtliche beziehungen der brüder Grimm zu Hessen. Eine sammlung von briefen und actenstücken . . . hrsg. von E. Stengel. II. Zweite ausgabe. Marburg 1895.

Weber = Geschichte der städtischen gelehrtenschule zu Kassel von dr. C. F. Weber. Kassel 1846.

Strieder = Grundlage zu einer hessischen gelehrten- und schriftstellergeschichte. Seit der reformation bis auf die gegenwärtigen zeiten. Besorgt von Friedrich Wilhelm Strieder. Kassel 1781 fgg. Bd. 1—18.

Justi = Grundlage zu einer hessischen gelehrten-, schriftsteller- und künstlergeschichte vom jahre 1806 bis zum jahre 1831. Von dr. Karl Wilhelm Justi. Marburg 1831.

Buttlar = Stammbuch der althessischen ritterschaft. Wolfhagen 1888.

auch die (nachweisbar) verloren gegangenen briefe in der allgemeinen reihenfolge besonders mitaufgeführt worden.

I.
Mai bis december 1802.

Frhr. Ernst Friedrich Georg Otto v. d. Malsburg[1], geboren am 23. juni 1786 zu Hanau als ältester sohn des kurhess. oberstlieutenants und ritterschaftlichen obersteuereinnehmers frhr. Friedrich Wilhelm Anton v. d. M. und der baronesse Elisabeth Henriette Eggerton-Leigh, wurde gemeinschaftlich mit seinem jüngeren bruder (siehe s. 179, anm. 5) von seinem väterlichen oheim, dem hess. gesandten Karl Otto v. d. Malsburg[2] (1742—1821), bald in dessen hause in Kassel, bald auf dem nicht weit von Kassel entfernten schloss Escheberg erzogen.

Ostern 1800 trat er in OII des lyceums Fridericianum in Kassel ein und verliess dasselbe ostern 1802 aus OI zusammen mit Jakob Grimm, der 1798 in UIV derselben anstalt eingetreten war und aus UI abging[3]. Am 23. märz 1801 hielt Malsburg seine erste valedicentenrede: „Wie glücklich Hessen bey dem anfang des 19. jahrh. gewesen sei“, am 9. april 1802 seine zweite: „Optimarum artium ac litterarum studium fontem esse humanissimae ac liberalissimae voluptatis“. Am selben tage wie Malsburg hielt Jakob seine abschiedsrede: „De ingeniorum certaminibus in sacris Graecorum ludisque solemnibus“. Beide werden als 'iuvenes duo, pari fere uterque, ingenii, doctrinae ac virtutis laude ornandi' bezeichnet und von ihren abschiedsreden heisst es, dass sie 'suo marte maximam partem compositas et elaboratas' gewesen seien[4]. Am 30. april 1802 wurde Jakob als juriscient der universität Marburg eingeschrieben und zog zu kaufmann Hecker in das haus nr. 39 (jetzt Barfüsserstrasse 35). Malsburg wurde am 8. mai 1802 eingeschrieben und wohnte bei prof. Anton Bauer, haus nr. 160. In den Michaelisferien (october) kehrt Malsburg nach Kassel zurück. Der briefwechsel ruht während dieser zeit.

Jakob sagt von dieser Marburger zeit[5]: „Zu Marburg musste ich eingeschränkt leben; es war uns, aller Verheissungen ungeachtet, nie gelungen, die geringste Unterstützung zu erlangen. . . . Die fettesten Stipendien wurden daneben an meinen Schulkameraden von der Malsburg ausgeteilt, der zu dem vornehmsten hessischen Adel gehörte und einmal der reichste Gutsbesitzer des Landes werden sollte.“

Nr. 1. Wilhelm Grimm an Ernst v. d. Malsburg.

Kassel den 18 Maj 1802.

Ja Ja! Sie irren sich nicht es ist schon ein Brief da, freylich ein bischen werden Sie murren dass ich schon so frühe da bin „kaum bin

1) Vgl. Allg. d. biogr. 20, 148. — Neuer nekrolog d. Deutschen, II. jahrg. (1824), 2, 900—911. — Justi, 19, 437—441. — Lit. conversationsblatt von 1826, nr. 48 und 49. — Malsburgs poetischer nachlass und umrisse aus seinem leben von P.[hilippine] C.[alenberg]. Kassel 1825. — Holtei, Briefe an Ludwig Tieck, 2. bd. — Über das ganze geschlecht vgl. Buttlar.

2) Vgl. Buttlar.

3) Grosz, Statistik des lyceums (gymnas.-progr. v. 1879). — Selbstbiographie, Justi s. 149/50 = Kl. schr. I, 3/4.

4) Kasseler schulprogramm von 1802 (hrsg. v. Richter).

5) Selbstbiographie, Justi s. 151 = Kl. schr. I, 5.

ich angekommen so werde ich schon mit einem Brief überladen„ aber guter Gott kann ich mir dann helfen! Was kann ich dafür dass mich alles an Sie erinnert warum waren sie so gut bin ich auf dem Weg nach dem Lyceum dann gucke ich immer nach ihrem Fenster — das war so meine Gewohnheit — bin ich unten in der Stube dann laufe ich wohl an die Thüre wenn jemand die Treppe herab kommt. In der Abwechslung kann ich mit niemand fast sprechen der eine Haufe spricht von Pferden der andere vom Reiten pp und ich — ich stehe ruhig da und denke an Sie — auch meinen Bruder vermisse ich oft.

Werden Sie mir denn ein paar Zeilen wieder antworten? ja gewiss ich bitte bitte Sie waren immer ein so gutes liebes . . . . . ich fürchte mich es auszuschreiben aber verzeihen Sie das war mir blos aus Gewohnheit entschlüpft.

Aber ich habe Ihnen ja noch nichts neues geschrieben? Freilich aber ich weiss wirklich nichts doch — der gute Professor ist gestorben[1] — das haben Sie wohl schon gehört — gewiss ich hatte nicht geglaubt dass es mir so leid thun würde —

Sie werden ietzt viel zu thun haben das glaube ich wohl, es bleibt ja doch wohl ein wenig Zeit übrig, in der Sie mir schreiben können da bin ich schon wieder mit meiner Bitte Sie sehn wie sehr ich ihre Erfüllung wünsche. — Ich muss nur endigen sonst quäle ich Sie zu sehr Leben Sie recht wohl

. . . . Wilhelm Grimm.

An
den Hn: v. der Malsburgk
durch gütige besorgung.

Nr. 2. E. v. d. Malsburg an Wilhelm Grimm.

[Marburg, ende mai 1802.]

Verloren gegangen. — Vgl. folgenden brief, anfang: „Wie sehr freute ich mich über ihren lieben Brief" . . . .

Nr. 3. Wilhelm Grimm an E. v. d. Malsburg.

Kassel den 4t Juni 1802.

Wie sehr freute ich mich über ihren lieben Brief Gott weiss es! Doch — zuerst an meine Entschuldigung. Nein! es war keine Ausflucht Lieber — ein schönes Wort und ich will es mir statt ein paar anderer angewöhnen sie wissen doch welche? — wie sollte ich bey Ihnen gleich Ausflüchte gebrauchen, es war so ein banges Schwanken sie könnten mich wohl dort in dem Geräusch vergessen haben, freylich war das

1) Der rector Carl Ludwig Richter († 9. mai 1802); vgl. über ihn C. F. Weber, Gesch. d. städt. gelehrtenschule zu Kassel (1846), s. 326fgg. — J. Grimm, Kl. schr. I, 3.

Unrecht von mir so etwas zu denken. Doch Sie verzeihen gewiss sie sind ja so gut, dass man Sie nicht erzürnen kann, und dann bedenken sie Lieber dass Sie daraus erkennen konnten wie leyd mir ihre Abreise thut. —

Jetzt werde ich wohl enger schreiben müssen wenn ich Ihnen ein bischen ausführlich schreiben soll. Zuerst also freue ich mich recht über ihre frohe Laune Sie haben ganz recht was soll man traurig seyn — freylich hatte ich der ich allein hier bin eher ein wenig Ursache allein der Schäks[1] kann ja wohl eher ein bischen Sprünge machen. Ihre Sehestündlein freuen mich auch denn ich bin so eitel von den Worten „Du wirst sie wiedersehn„ einen kleinen Theil von dem sie auf mich zu beziehen aber zürnen Sie nicht, es ist nur ein klein wenig. Übrigens bemerke ich dass der vor kurzem gefallene Schnee und der Frost keineswegs ihr Dichterfeuer[2] gedämpft oder ausgeblasen(en) hat denn sie habens da auf der einen Seite noch häufig mit den lieben Engelein zu thun, mit mir müssen sie Geduld haben dann kommts auf einmal vielleicht im nächsten Brief heute haben statt Dichterfeuer leyder! Kopfweh darinn Plaz[3] —

Also von der Schule und von dem Theater wollen sie Nachricht haben? gut letzteres geht natürlich vor.

Ausser der lieben Hasslochischen Familie[4] dem Hartwich[5] und Fischer[6] will es nichts oder nicht viel sagen. Die stumpfnäsige Grossmännin[7]

1) Spitzname für Jakob.

2) Malsburgs erste dichterische versuche fallen in die Kasseler schulzeit. In Marburg wurde er durch den oberforstmeister v. Wildungen, in dessen hause er mit den Grimms verkehrte, (vgl. 16. brief) zum weiteren schaffen angespornt, auch mag er durch Clemens Brentano, in dessen hause er gleichfalls verkehrte, angeregt worden sein.

3) „Der übergang zu dieser sitzenden lebensweise, denn der ganze tag war mit lehrstunden besetzt, wirkte nachteilig auf meine bisher so starke gesundheit“ (Kl. schr. I, 9).

4) Hassloch, theaterdirector in Kassel von 1796—1803. Vgl. Lynker s. 325 fgg. Die sängerin Hassloch, gattin des theaterdirectors, blieb auch nach dessen weggang (1803) noch an der Kasseler bühne, Lynker s. 334.

5) Gefeierter heldenspieler. Lynker s. 334. Gatte der vorzüglichen schauspielerin Friederike Wilhelmine H., geb. Werther, vgl. A. d. b.

6) Joseph Fischer (1780—1862), der berühmten sängerfamilie angehörend, von 1802—1806 als bassist in Kassel engagiert, wo ihm auch die opernregie übertragen wurde. A. d. b. 7, 79.

7) Entweder Karoline G., die gattin, oder Friederike, die tochter Grossmanns, letztere eine jugendlich-schöne, viel bewunderte schauspielerin.

sahen Sie ja noch als Gurli[1] hierauf debütierte so ziemlich eine Demois: Matiezeck[2] im Oberon die aber bey weitem nicht die Wachsmuthin[3] erreichte — im Vorbeygehn gesagt diese befindet sich ein bischen besser und geht wieder aus — sie ist nicht schön und hat eine dermassen lange Nase, dass sie alles andere damit bedeckt, stellen Sie sich aber um's Himmelswillen keine Adlernasse vor nein das beste Bild ist ein sehr spiziger Winkel so gerade steht sie hinaus. Man wünscht dass sie der Grosmannin was abgeben könnte. Herr Giron[4] der den Stadler ersetzen soll aber — nicht thut macht seine Sachen so zimlich. In dem letzten Stück Rettung für Rettung[5] von Beck[6] producirte sich eine Familie Hayn[7]. Vater Mutter und Tochter ein kleines Kind von etwa 8 Jahren das wohl ganz gut spielte aber man hatte das arme Kind dermassen durch die kurze Taille verunstaltet, dass es beynah wie ein Mehlsack aussah. Er spielte nicht sonderlich und bückte sich beständig. Sie machte ihre Sache — als allte schwäbische Haushalterin — ganz gut und ich hoffe dass sie uns über den Verlust der vortrefflichen Volland[8] tröstet denn vom erstenmal liess sich so viel nicht sagen. Mad: Hassloch und Hartwich spielten besonders erstere vortrefflich und war sehr elegant gekleidet was sich leider von dem H: Hartwich nicht sagen lässt. Der übrigen Mitglieder erwähne ich nicht Leisering[9] ist noch immer der furchtsame Hase. Aber — eine ganz neue Neuigkeit bis morgen Sonnabend lässt der Landgraf zum letzten Mal spielen nämlich den Graf Armand[10] dann übernimmt sie der Hassloch, lassen Sie

1) Das einfältige landmädchen in Kotzebues „Indianer in England", das aus der Agnesen-rolle in Molières „École des femmes" übernommen wurde. Übrigens gab die Gurli den hauptstoff zu Claurens romanen ab.

2) Sonst unbekannte schauspielerin. Fehlt in dem theaterlexicon von Oppenheim und Gettke wie in dem von Margraff.

3) Gattin des bass-buffos Wachsmuth. Lynker s. 334.

4) Sonst unbekannt. In einer vor ca. 25 jahren aufgefundenen kleinen zahl von zettelbüchern und acten in der repositur des kgl. hoftheaters zu Kassel aus den jahren 1796—1806 fehlen diese namen, ebenso wie die der demoiselle Matiezeck, der familie Hayn, frau Volland und der herren Stadler und Bell.

5) Rettung für rettung. Ein original-schauspiel in 5 aufzügen von Heinrich Beck. Frankfurt 1802. 100 s. 8°.

6) Heinrich Beck aus Gotha (1760—1803), schüler Eckhofs und dramatischer dichter. Vgl. A. d. b. 2, 213. — Goedeke 5, § 258, 13.

7) Vgl. anm. 4.

8) Desgl.

9) August Leissering (1777—1852). Vgl. A. d. b. 18, 225.

10) Früherer titel für Cherubinis „Wasserträger".

dies doch auch den Schäks lesen ich habe ihm nichts deswegen geschrieben —

Nun zur Schule: es geht da ganz gut der H: Conrect[1] befindet sich wohl und trägt uns was mich besonders freut die Logick vor ich glaube nach Kiesewetter bey dem lieben Seeligen[2] konnte man doch nichts verstehn. Rhetorick Geschichte Homer Eklogen Lesen in der Biebel cessirt ietzo. Den Sonnabend dikirt uns der H: Conrector ein noch einmal so langes Exercitium und doch sind wir gewohnlich um 10 fertig denn er korrigirt fixer als der seel Profess die Lectionen die der H: Cäsar[3] hat tregt er recht schön vor. Der H: Gundlach[4] bleibt beym „das ist rächt" Die Kämpfe hören ietzt da mein Bruder weg ist auf und wenn Sie ietzt da wären konnten Sie ohngestört uns zb. aus der Medea vordeklamiren — — —

Was macht den die Eyersammlung? den sie haben Sie wie ich gehört habe mitgenomen sammeln Sie brav und geben Sie dem Schäks auch davon der schickts mir hierher, dort ist's ja bergigt Ich habe schon einige erhalten Sie müssen Sich nur Mühe geben.

— — —

Noch eins, Lieber, schreiben Sie doch einmal an ihr kleines Brüderchen[5] neulich wollte es durchaus behaupten was ich auch dagegen sagen mochte Sie müssten zuerst schreiben geben Sie ihm eine kleine brüderliche Ermahnung und bitten Sie ihn — und wer könnte Ihren Bitten wiederstehn? — er möchte sich nicht so seinem Brauseköpfchen und seinem Zorn überlassen das konnte noch übelere Folgen gehabt haben thun Sie als wüssten Sie alles. Sehn Sie ich muss Ihnen das erzählen — doch das Papier ist zu Ende welch ein langer Brief wie leicht man sich doch bey Ihnen vergisst. Ich kann nichts hinzusetzen als bleiben sie mir gut Grimm.

* H: Schwertzel[6] will nichts vom Reisszeug wissen, er lässt Sie vielmahls grüssen. Adieu.

1) Joh. George Hosbach († 24. jan. 1816). Weber s. 336 fgg.

2) Conrector Richter († 9. mai 1802). Vgl. J. Grimm, Kl. schr. I, 3.

3) Nathanael Caesar († 25. febr. 1836). Weber s. 327 und 413 fgg.

4) Johannes Gundlach († 16. febr. 1819), mathematiklehrer bis michaelis 1802. Weber s. 341.

5) Karl v. d. Malsburg, damals 12 jahre alt, † 1855 als kurhess. rittmeister a. d. und kammerherr in Venedig. Vgl. Buttlar. Bekannt in der litteratur als hess. mäcen. Vgl. Bodenstedt: Erinnerungen aus meinem leben II, s. 57 fgg. Schoof s. 118 fgg.

6) Friedrich von Schwertzell, jugendfreund der brüder, geb. 1784 zu Willingshausen, † 1858 als kurhessischer oberforstmeister und kammerherr daselbst. Vgl. Stengel I, 204. — Buttlar, Stammbuch.

Nr. 4. E. v. d. Malsburg an Wilhelm Grimm.

[Marburg, ende juni 1802.]

Verloren gegangen. — Vgl. folgenden brief: „Wie sehr freute mich Ihr Brief“ . . . .

Nr. 5. Wilhelm Grimm an E. v. d. Malsburg.

Kassel den 4 Juli 1802!

In der That dachte ich wohl so etwas von Vergessenheit, aber gewiss sogleich wurde der Gedanke wieder zurückgedrängt und ich stellte mir dann vor Sie hätten Geschäfte pp. Wie sehr freute mich Ihr Brief Es war gerade drey virtel auf Eins ich wollte ihn noch lesen ehe der Herr Konrector käme, aber der Hencker führte ihn den Augenblick herein, und so lieb es mir sonst ist wenn er ietzt früh kommt, so ärgerlich war es mir heute. Während der Lection zuckte ich ein paarmal nach der Tasche und dachte ihn zu lesen, siehe da! hatte er es bemerkt und sagte „den Inhalt dieses Briefs können Sie hernach noch erfahren„ Wie ärgerlich doch hernach musste ich es ihm doch Dank wissen, ich hatte ja noch immer die Hoffnung und freute mich darauf. Wie eilte ich nach Hauss und wie angenehm war mir diese Unterhaltung Jetzt mein lieber zuerst zu den verlangten Theaternachrichten. Wie ich sehe haben sie schon von meinem Bruder erfahren dass der liebe Wachsmuth u Frau[1] und der Bell[2] wieder hier ist. Das war eine Freude, sie stiegen gerade vor dem Komödien hausse ab. Eben so das der Böhler[3] ausgepfiffen ist wie das zuging muss ich Ihnen doch erzählen. Hier spielte er wie sie wissen den Hippeldanz sehr gut, dort aber in Leipzig hatte man ihn von einem guten Schauspieler als einen petit-maitre vorstellen sehn. Hieran gewöhnt — oder verwöhnt das entscheiden Sie auch — gefiel er nicht, da er ihn als einen alten Kerl vorstellte. Seine Frau wegen dem wohlklingenden Metall ihrer Stimme — so stand glaube ich im Modejournal[4] — wird beynahe — vergöttert. Bis Ostern ist er engagirt dann soll er, wie ich gehört habe, wieder hierherkommen. — Wegen der Nasengeschichte muss ich doch auch noch ein paar Worte schreiben und mich erklären, dass ich allerdings die kleinen Sorten den grössern vorziehe. Mehr von dieser Materie belieben Sie nachzusehn in dem Nasenkapitel der Herrn von Mildheim von Miller — wenn ich nicht irre, Mein Bruder kann

1) Vgl. 3. brief, s. 178, anm. 3.

2) Vgl. ebd., anm. 4.

3) Herr und frau Böhler werden mehrfach in opern und schauspielen genannt.

4) Bertuchs „Journal des luxus und der moden“ (1786—1827), die erste deutsche modenzeitung.

Ihnen das am besten sagen — da handelt wie gesagt ein ganzes Kapitel von den Nasen!!

In Ansehung dessen was Sie mir da schreiben von dem Gedicht dass Sie es so zierlich neben ein ander geschrieben und gezeichnet haben*, bewundere ich blos Ihre Geschicklichkeit passende Ausdrücke zu finden, Ausnehmend ja das war das rechte Wort in seiner eigentlichsten Bedeutung.

Der Brief an das kleine Männchen ihr Brüderchen[1] ist bestellt, bekomme ich Antwort so will ich sie beylegen. Was Sie doch da von Sparsamkeit des Papirs faseln (ipsissima auctoris verba) Hierbey schicke ich Ihnen ein paar Ballen M bezeichnet damit sie sehn wie wenig mir darauf ankommt.

Jetzt kommt die Stelle in Ihrem Brief die mich am meisten freut das können sie glauben mein Bester und dass Sie noch so die Wahrheit lieben. Mein Gott was schreibe ich so abgebrochen von einem zu dem andern! damit ich Ihren Ausrufungen doch auch was entgegen setze eine Frage kann ich noch nicht anbringen wie Sie deren 6, richtig gezählt und Ausrufungen noch zweimal so viel doch vielleicht in der Folge was meinen Sie? Ah gottlob dass ich mit der Frage im trockenen bin!

Jetzt komme ich zu der letzten Seite Ihres Briefs dass Sie Bronners Gedichte[2], seine Idyllen werden doch auch dabeyseyn? — Gottlob noch eine Frage — so wohlfeil gekauft haben freut mich recht sehr Überlassen Sie mir doch diese 3 Bände um den Kaufpreis der in der That wenn Sie nur ein leichten Gulden gegeben haben sehr gering ist, ich möchte sie so gerne haben, oder schenken Sie sie mir zum ewigen Andenken Soweit geht der Brief an, aber ietzt geben Sie acht „dieser Brief verdient kein besseres Schicksal als verbrannt zu werden„ Was das für ein grober Schreibfehler ist kein für ein zu setzen. Ich hebe doch alle ihre Briefe in meiner besten Brieftasche auf (diese Variante ist ohne Zweifel durch einen Abschreiber entstanden wissen Sie wer als[3] so sagte? — Nr 3 —) Ferner „Der laut sprechende Schlaf“ —

* Ein sehr schlechter Periode wie ich beym durchlesen bemerke.

1) Vgl. 3. brief, s. 179, anm. 5.

2) Franz Xaver Bronner (geb. 1758 in Höchstädt, † 1850 in Aarau), verf. „Fischergedichte und erzählungen“ (Zürich 1787), „Neue fischergedichte“ (Zürich 1794) usw. Vgl. Goedeke, 4, § 211, 37. 7, § 300, 23.

3) *Als*, hess. adverbium „immerfort“, „fortwährend“, mhd. *allez*, vgl. Grimm, Wörterbuch 1, 229; Vilmar, Idiot. v. Kurhessen, s. 9; Jugendbriefe, s. 31. 33. 97. 127 u. ö.

eine etwas zu kühne Metapher! — hat meine Einbildungskraft so kalt p. Wie reimt sich das zu der Versicherung kein Schlafpulver gegen meine Freundschaft genommen zu haben? — Nr 4 — Ey! ey! — — —

Ich lese bester meinen Brief durch. ach wenn er Sie nur bey guter Laune antrifft sonst werden Sie böse. Schelten Sie mich lieber und bleiben Sie mir gut bitte, bitte, und behalten lieb Ihren Freund

Grimm.

Gerade noch zu rechter Zeit erhalte ich den Brief ihres Brüderchens Sie sind sich doch sonst ähnlich aber da bemerken sie einmal wie verschieden Sie und er die Briefe zumachen! Sie hangen eine halbe Stange daran aber der kleine — nun Sie werden es ja selbst sehn Schicken Sie ihm doch ein wenig Siegellack.

Nr. 6. Wilhelm Grimm an E. v. d. Malsburg.

[Kassel, August 1802.]

Die Wahrheit zu gestehn ich fürchte das Sie mein Lieber ein wenig mit zu starken Zügen aus dem Schlafstrunckbecher geschlürft haben denn sie scheinen noch davon afficirt zu seyn und ich muss Sie wohl ein wenig aufwecken. „Haben Sie sich die Augen hell gerieben — ja — Nun so gehn sie an den Spiegel dahinter steckt noch ein Brief von mir und sollten sie auf mich durch den Inhalt böse werden — so lesen sie hier geschwind noch ein mal dass ich recht sehr um Verzeihung bitte — doch das habe ich wohl nicht nötig wie könnten Sie denn böse werden? Könnte es aber geschehn dann wünschte ich sie einmal zu sehn wie Ihnen das böse seyn stünde. Eine Abhandlung stände hier am rechten Ort de iracundiae vi, quaenam praecipuere ejus causae videantur. Primum accelerat sanguinis cursum dein — Mein Gott gehn sie mir mit dem Zeug weg höre ich sie rufen — Gut ich schweige. Aber wie nützlich würde Ihnen das einmal gewesen seyn! Diese Messe[1] haben wir also nicht das Glück Ihnen hier zu sehn — ich hoffte es. Doch gewiss in den Michelsferien.

Todenschauer, Gräberwehen
Schwinden dir o! Wiedersehn!

Das heisst in Prosa: wie sehr werde ich mich freuen Sie hier zu sehn wie ich aber das hier auslegen darf das steht bey Ihnen.

— —

Neuigkeiten habe ich im eigentlichen Sinne keine. In Ansehung des Lyceums das werden Sie schon wissen doch da fällt mir was ein. Heute sind Knall und Fall — nehmen Sie diese Worte nicht als

1) Die Kasseler herbstmesse findet jährlich im august statt.

Sprüchwort — nun rathen sie — drey Scheiben entzweigegangen — welche Kleinigkeit werden sie sagen freylich wohl aber wollen sie mir nicht die Beysteuer mit Einem Albus vermehren?

Komödien nachrichten? — Davon habe ich meinem Bruder etwas geschrieben das er Ihnen gerne geben wird. Octavia wurde recht brav gegeben. Heute Abend sehen wir die Geisterinsel nach Shakspeare's Sturm frey bearbeitet von Gotter[1] die Musik ist von Zumsteeg.[2]

— —

So gehe denn ab du kleiner Brief und verscheuche den Morpheus von den Augen des lieben g.... l..... M......chn der sogar das Andenken einschlummern will Grimm.

An
den H: von der Malsburg
Hochwohledelgebohren in und zu
(p occ.) Marburg.

Nr. 7. E. v. d. Malsburg an Wilhelm Grimm.

[Marburg, november 1802].

Verloren gegangen. — Vgl. folgenden brief: „Es sollte ein Gegenstück zu ihrem letzten Brief seyn, wo Sie gar eine Allegorie angebracht haben von Sumpf“ .... ferner: „ob ich mich gleich auf der ersten Seite dermassen gequält habe um nur zwey (sc. Ausrufungszeichen) anzubringen, Sie ja freilich Sie haben ihrer — richtig — 16“. — Malsburg ist in den michaelisferien in Kassel gewesen (vgl. folg. brief: „wie ein Traum verschwand mir ihr Hierseyn“) und schreibt, nach Marburg zurückgekehrt, diesen brief. Er kann nur im november (mitte oder anfang) geschrieben sein.

Nr. 8. Wilhelm Grimm an E. v. d. Malsburg.

Kassel den 3t Dec. [1802].

Wie ein Traum verschwand mir ihr Hierseyn, nur die Erinnerung, der Nachhall lebt in mir wie die harmonische Töne der lieblichen Aeolsharfe noch leise flüstern, wenn unbemerkbar sanft der Athem des Westes ihre Saiten durchzittert. Ich war krank — ach! den zerknickten Halm richtet ja so wenig ein freundlicher Sonnenblick als der Sturm ihm schadet, ihn — Aber um Gottes willen was ist das für ein spöttelndes Gesicht? um meintwegen! es ist ihr eigener Schade, da haben sie mich ganz aus meiner poetischen Suada gebracht nun sollen Sie auch keine kahle Metapher mehr hören nichts als simpele recht trockene Prosa; Und noch dazu — im Vertrauen gesagt — es sollte ein Gegenstück zu ihrem letzten Brief seyn, wo Sie gar eine Allegorie angebracht

1) Vgl. Goedeke 4, § 226, 20.
2) Ebenda S. 253 oben.

haben von Sumpf — ich las erst Rumpf — worinn Sie gerathen waren und woraus ich Ihnen ziehen sollte, das geth doch von hieraus nicht gut es ist zu weit und es soll wohl eine Stichelei auf meine Grösse sein aber da will ich mir bald helfen, ich kehre nur den Fall um und dann — zur Bestrafung sollen sie auch kein Ausrufungszeichen mehr sehn ob ich mich gleich auf der ersten Seite dermassen gequält habe um nur zwey anzubringen Sie ja freylich Sie haben ihrer — richtig — 16 in ihrem Briefchen dafür bin ich auch noch kein Studiosus und „hoffe erst mit Gottesgnaden“ — die Ostern einer „zu werden“ Mein Bruder kann Ihnen vielleicht über diese Worte „—“ ein Geschichten erzählen von einem Pfarrer und Küster; ich habe es wieder vergessen.

Da nun meine zwei ersten Seiten so viel in der That enthalten als die ihrigen d: i: = 0 so will ich doch nun auch auf einiges antworten oder vielmehr fragen.

Sowenig gern ich übrigens eine Materie noch einmal wiederhohle die ich schon einmal in einen Brief vorgehabt habe — Sie bemerken doch dass dies schon der zweite prosaische Periode ist? — so sind doch einige Ausdrücke, ich meine denjenigen Abschnitt der das Andenken betittelt ist, so dunkel dass ich mir sie nicht erklären kann als . . .

Sintemalen aber sie sagen ein Andenken müsse nicht an einem leblosen sondern an einem lebendigen Wesen gefesselt sein, nur dürfe es nicht erbeten, noch weniger gehofft werden und endlich es käme vielleicht über Jahr und Tag so last sich das so erklären. Man kommt nemlich hier auf den Gedanken dass Andenken die Bedeutung hat wie in „wart ich will dir ein Andenken geben„ hierzu berechtigt 1) dass es an einem lebendigen Wesen seyn soll 2) dass es nicht erbeten und 3) gehofft werden darf folglich nicht gut denn alles gute darf man erbitten und allerdings hoffen 4) soll es in Jahr und Tag geschehn (?). Alldieweilen ich aber keineswegs glaube dass Sie dieses gemeint haben so habe ich mir nur deshalb eine kleine Erklärung ausbitten wollen. — Nun freuen Sie sich nicht über den schönen docenten Ton? ietzt weg damit — —

* * *

Und nun mein Lieber freue ich mich noch in Prosa zu schreiben denn worinn könnte wohl herzlicher aufrechter und wahrhafter seine[1] Freundschaft aus zu drücken. Wilhelm Carl.

1) Ausgerissen.

N.S. noch[1] bitte ich bey guter Laune den Brief zu lesen sonst werde ich recensiert nun wolan „In deine Hände Herr befehl ich meinen Geist".

An
den Herrn von der Malsburg
Wohlgeb.
D. G. zu Marburg.

II.

Ostern 1803 bis Herbst 1804.

Ostern 1803 folgte auch Wilhelm Grimm mit Paul Wigand nach Marburg. Er war 1799 in UIV des Kasseler lyceums eingetreten und ostern 1802 aus OII abgegangen[2]. Er hielt keine valedicentenrede, während Wigand über „Die griechischen orakel und die trüglichkeit derselben" sprach[3]. Nach seiner eigenen angabe[4] gieng er erst ostern 1804 nach Marburg. Dem gegenüber betont Jakob[5]: „Im Frühjahr 1802, ein Jahr früher als Wilhelm, der um diese zeit lange und gefährlich kränkelte, bezog ich die Universität". Da sich aus der statistik von Grosz ergibt, dass Wilhelm ostern 1802 aus obersecunda abging, wird er sich erst ein jahr erholt und ostern 1803 die universität bezogen haben[6].

Von ostern 1803 bis october 1804 fällt die gemeinschaftliche studienzeit der brüder Grimm und Malsburgs in Marburg. Wilhelm zog zu Jakob in das haus nr. 39 und, als Jakob ende januar 1805 nach Paris ging, siedelte er in das haus nr. 149 zu A. Rudolf (jetzt Wendelgasse 4) über und zog mit Wigand zusammen.

Aus dieser zeit müssen 10 billets Malsburgs an Wilhelm Grimm stammen, die sich gleichfalls im Grimmschrank der kgl. bibliothek zu Berlin vorgefunden haben. Sie sind gänzlich undatiert und, da es an anhaltspunkten sie chronologisch festzulegen fehlt, mögen sie hier in beliebiger reihenfolge widergegeben werden. Ebenso ist es schwer zu bestimmen, ob sie in die jahre 1803 und 1804 fallen oder erst sommer 1805. Nur von nr. 6. 7. 9 scheint es ziemlich sicher, dass sie erst 1805 anzusetzen sind.

1.

Können Sie mir wohl Ihre Relation ein wenig schicken? Ich bin gar zu faul gewesen, u habe die Arbeit noch nicht angesehen, u nun ist es auf einmal schon Dienstag geworden. Ihr M.

Hn. Grimm.

2.

Warum kommen Sie gar nicht zu mir?
[Auf der rückseite steht: M Mon.]

1) Ausgerissen.

2) Grosz, Gymnas.-progr. von 1879.

3) Kasseler schulprogr. von 1802.

4) Selbstbiographie, Justi s. 170 = Kl. schr. I, 10. — Er sagt dort: „Als die Zeit heranrückte, wo wir die Universität beziehen sollten, war ich einem so heftigen Anfall von Asthma ausgesetzt, dass nur durch sehr starke Mittel die ganz nahe Gefahr abgewendet wurde. Ich durfte nach dieser Krankheit ein halbes Jahr lang das Zimmer nicht verlassen ..... Ich hatte mich einigermassen erholt, als mich im Frühjahr 1804 Jakob nach Marburg abholte, wohin er vorausgegangen war."

5) Selbstbiographie, Justi s. 151 = Kl. schr. I, 4.

6) Vgl. auch Stengel II, s. 396 und Rassmann in Ersch und Grubers Encyklopädie s. 276, anm. 3.

3.

Liebchen! Wollen Sie heut gegen 6 Uhr zu mir kommen? sonst geh ich aus —
Hn. Grimm. M.

4.

Lieber Grimm! Leihen Sie mir doch ein paar weissseidene Strümpfe, da meine alle, i. e. 2 Paare in der Wasche sind. M.
Hn. Grimm.

5.

Lieber Grimm!

Essen Sie doch morgen um halb 3 Uhr die Suppe bey mir und noch etwas dazu. Es kommen auch noch etliche Herrn. Ihr Malsburg.
Herrn W. Grimm.

6. [Spätsommer 1805.]

Sie sollen heut mit zu Wildungens[1] + 1, ziehn Sie sich vor dem Practicum ein wenig an.

11 + 12 = die Welt.[23]

[Auf der rückseite: L. M.]
Hn. Grimm.

7. [Juni 1805?]

Lieber Grimm!

Ich bin wieder da. Besuchen Sie mich doch ein bischen. Sind V. und N.[2] bey Ihnen, so werden meine Wünsche volle Gewährung finden.

Ihr treuer Ernst Malsburg.

[Auf der rückseite: Domin. Grimm citatur.]

8.

Lieber Grimm!

Ich hab das alte Zettelchen gefunden, und schicke es zum Pror: Lassen Sie uns doch heute um $^1/_2$5 zu Primar's gehn, und dann danach zur raschen Freude[3]?

E. M.

9. [Mai 1805?]

Lieb Kind.

Ich bin wieder da, säh Sie so gern, und bin ein wenig müde. Ich habe Ihnen einen Brief mitgebracht[4], und eine Rolle nasses Zeichenpapier. Können Sie gleich ausgehen, so kommen Sie zu mir ins Posthaus. Ich käm' selbst, aber ich habe noch gar zu viel zu kramen. E. Malsburg.
Herrn Stud. Grimm.

1) Vgl. 16. brief, s. 207, anm. 5. Dieses billet scheint in den spätsommer 1805 zu gehören, da im october 1805 (16. brief) Malsburg kurz nach der abreise Wilhelms von Marburg schreibt: „Bei Wildungens sind wir schon wieder drey- oder viermal gewesen“.

2) V.[akano] und N.[euber], vgl. über sie 16. brief, s. 207, anm. 4 und 12. brief, s. 194, anm. 6. — Da Vakano erst am 28. april 1804 immatriculiert wurde, kann dieses billet frühestens aus dem sommersemester 1804 stammen. Vielleicht ist damit die stelle Jugendbr. s. 49 zu vergleichen: „ich will diesen Brief dem Malsburg mitgeben, der übermorgen (1. juni 1805) weggeht“. Dann würde dies billet seine rückkunft (von Kassel) melden und in den juni 1805 gehören.

3) Vgl. dazu 16. brief schluss: „Heute ist rasche Assemblee“.

4) Wahrscheinlich bezieht sich dieses billet Malsburgs auf seine rückkehr von Paris und würde dann in den mai 1805 fallen. Vgl. dazu Jugendbr. nr. 7 anfang.

10.

Warum hatten Sie mich gestern nicht an's Practicum erinnert, lieber Grimm? ich hatte es rein vergessen. Nun schicken Sie mir doch alle gestrigen Correcturen und Aufgaben, und den Transact auf morgen, wie auch einen guten Groschen, weil ich heute wohl nicht werde kommen können. Malsburg.

Hn. Grimm.

III. Malsburg in Paris.

October 1804 bis april 1805.

Am 14. october 1804 reiste Malsburg mit seinem onkel nach Paris, um ihn auf einer gesandtschaftsreise dorthin zu begleiten. Ende januar 1805 reiste auch Jakob ab und traf anfang februar in Paris ein, um Savigny dort bei seinen litterarischen arbeiten zu helfen. Am 18. januar 1805 hatte Malsburg noch einen brief[1] an Jakob geschrieben, der ihn aber dort nicht mehr antraf, da der brief erst am 22. februar in Marburg ankam. Jakob wohnte nicht weit von Malsburg entfernt[2] und anfang märz zogen Jakob und Savigny in dasselbe hôtel wie Malsburg, Hôtel du Nord, rue de la loi cidev. Richelieu, um näher an der bibliothek zu wohnen[3].

Jakobs verhältnis zu Malsburg war ein kühles, wie überhaupt der briefwechsel und das freundschaftsbündnis mehr zwischen Wilhelm und Malsburg bestanden hat. Malsburg muss Jakob wenig sympathisch gewesen sein, wie aus folgender stelle eines briefes[4] Jakobs an Wilhelm vom 2. april 1805 hervorgeht: „Der junge wird sich bei dir wohl viel über mich beklagen, ich muss dir gestehn, ich gehe immer schwer dran, wenn ich zu ihm gehe, ich sehe, dass er ein sehr guter, aber schwacher und kindischer Mensch ist, der eigentlich gar nichts weiss und bei dem man viel Langeweile empfindet". Ähnliche abfällige urteile Jakobs über seinen schulfreund finden sich öfters[5]. Hieraus erklärt sich wol die geringe zahl von briefen Jakobs an Malsburg. Er schreibt eigentlich nur, wenn er den dienst Malsburgs braucht.

Anfang april wollte Malsburg über Marburg nach Kassel zurückkehren[6]. Da sein onkel aber erkrankte, verzögerte sich die abreise bis ende april oder anfang mai[7]. Er muss wol mitte oder ende mai in Marburg wider angekommen[8] und wird am 1. juni nach Kassel weitergereist sein[9].

1) Den 13. brief.

2) Vgl. Jugendbr. s. 12.

3) Ebd. s. 22.

4) Ebd. s. 31.

5) Ebd. s. 62: „Der Malsburg wird sich nie aus diesem Nichtsthun herausziehen können" und vorliegenden briefwechsel (25. brief): „An den grossen Fleiss der Legationssekretäre habe ich fast aufgehört zu glauben" .....

6) Jugendbr. s. 23, wo es in einem brief vom 1. märz heisst: „Er [Malsburg] wird in 4 Wochen von hier weggehn".

7) Ebd. s. 31.

8) Darauf bezieht sich wahrscheinlich das 9. billet s. 186.

9) Jugendbr. s. 49, wo Wilhelm am 30. mai von Marburg aus schreibt: „Ich will diesen brief dem Malsburg mitgeben, der übermorgen weggeht, damit der durch seinen Onkel abgeschickt werde" ....

Der letzte brief Malsburgs aus Paris ist vom 18. januar datiert. Wie aber aus Jugendbr. s. 15[1] und 22[2] wahrscheinlich wird, muss ein weiterer brief vom 6. märz 1805, der vielleicht die antwort auf Wilhelms brief vom 21. februar 1805 enthielt, verloren gegangen sein.

Da sich Malsburgs abreise verzögerte, reiste Wilhelm im april allein in die osterferien nach Kassel.

Nr. 9. Brief E. v. d. Malsburgs an Wilhelm und Jakob Grimm.

Kassel am 13ten Oct. 1804.

Ganz wider mein Erwarten, meine besten Grimms, muss ich auf einmal mein theures Vaterland, und die die mir es theuer machen, verlassen, um seine stillen ruhigen Freuden mit den rauschenderen Vergnügungen der französischen Kaiserstadt zu vertauschen. Ich will nicht heucheln, — ich gehe recht gern nach Paris, aber meiner theuern Freunde uneingedenk werde ich nie seyn. Dieses Ihnen noch einmal zu versichern, und Sie zu bitten nie meiner warmen Freundschaft und der vielen frohen Stunden die wir zusammen zugebracht haben zu vergessen, das ist die Absicht dieser wenigen Zeilen. Leben Sie recht glücklich wenn Sie in den langen Winterabenden allein sind, und so mancher traurige Gedanken sich Ihnen entgegendrängt, weil Sie in die finstere Nacht hinaus sehen, dann denken Sie an mich. Wenn der Frühling immer näher kommt, dann freuen Sie sich, denn dann kommt auch das Wiedersehen immer näher. — Ich möchte hier eigentlich aufhören, denn ich merke, dass es mir doch weh thut, dass ich Sie so lange nicht sehen soll. Was soll ich sagen? was helfen die schwachen Worte? — —

Lebt wohl, Ihr guten Kinder, Alter und Kleiner — wenn ich nach Paris komme, ein mehreres mit meiner Adresse. Aber Sie müssen mir auch hübsch antworten. Ernst Malsburg.

Morgen gehe ich mit meinem guten Onkel von hier weg.

An Herrn Grimm.

D. Einschluss.

Nr. 10. Wilhelm Grimm an E. v. d. Malsburg.

[Marburg, ende oct. oder nov. 1804].

Ich fange nicht mit Klagen über Ihre Abreise an, ich sage nur dass ich recht traurig war, als Ihr Brief ankam und dass er mir immer im Sinn lag. Nun mein Bruder Ostern weggeht[3] bin ich ganz allein. Wie ich hierher nach M. kam wurde ich bald krank und bin noch nicht ganz wohl, so matt; wenn ich nur morgen wieder aus kann die Arbeit häuft sich so entsetzlich. — In den Ferien war ich ziemlich vergnügt. Ich habe meine Lücken in der schönen Literatur daaus-

1) Wilhelm an Jakob am 23. februar: „Sag ihm [Malsburg], ich bäte ihn sogleich zu antworten, ob er nach Kassel kommt durch Marburg“ . . . .

2) „Da der Malsburg aber schon heute [6. märz] Briefe wegschickt, so bin ich pressiert.“

3) Jakob gedachte ostern 1805 die universität zu verlassen („und gedachte auf Ostern oder im Sommer wegzugehen“ Kl. schr. I, 8).

gelesen: Den vielgenannten und wenigbekannten Messias, freilich nicht ganz aus, aber doch so viel um sein Wesen zu verstehen. Es ist längst bemerkt dass Klopstock hätte katholisch seyn müssen, wenn das Gedicht gut hätte werden sollen, aber eben der Hexameter schadet schon sehr. Abgesehen dass er oft schlecht ist — namentlich fehlt meist der Abschnitt — kann ich ihn wo K. sentimentalisch wird mithin unepisch durchaus nicht leiden, in Oktavreimen würde das Ganze ungleich vortrefflicher seyn. Die neue Mythologie die er aufstellt ist ein Fachwerk das ewig dem Leser fremd bleibt. In einem Gesang — dem 4. deucht mir — ist die grösste Verschiedenheit. Einige Stellen sind ächt episch, ruhig, antik dargestellt, in einigen schwankt er, in andern ist er völlig modern u. sentimentalisch wirklich rührend; in Stanzen gedichtet gewiss vortrefflich denn meiner Meinung nach darf nur in der Elegie der Hexameter sentimentalisch werden also nie allein. Ein Sonett des Petrarcha in Hexameter übersetzt müsste wunderlich lauten, gewiss ein Unding. —

Unter Göthes früheren Werken[1] ist Klaudine von Villa Bella ein so lieblicher Strauss von zarten poetischen Blumen dass ich es zweimal gelesen habe was ich sonst selten thue. Ich weiss nicht ob es Ihnen bekannt ist aber das Leben des Lebens ist schön im Vagabonden ausgedrückt neben dem gemeinen, dass ausser noch der Klaudine alle andern gewaltig unlebendig einhertreten, und doch ist das Ganze so leicht, so zart, als wären es lauter körperlose Gestalten. Mir deucht Tieck hat im Sternbald seinen Vagabonden vom Krugantino zur Taufe heben lassen wenigstens hat er die 3te Ader von ihm die immer übergehen soll. Wie man so schön Gedicht vergessen kann, weiss ich nicht.

Als Gegensatz habe ich die Schriften von Uz, Hagedorn, p. durchlaufen: ungemein wässrig doch ist letzterer noch besser. — In den Räubern geht Schiller grässlich auf die Psychologie los, wegen einiger schöner Gedichte aber die darin sind und die man natürlich auf dem Theater weglässt habe ich das Buch mitgenommen. — Holberg's Lustspiele sind immer lustig genug und bekanntlich Quelle mancher schlechter Verbesserer. —

Sie werden mir wohl sobald nicht schreiben noch in die Lustbarkeiten von Paris versenkt und betäubt aber wenn Sie es müd werden dann kommen Sie lieber wieder zu mir zurück. Die Literatur wird auch ietzt nachstehen müssen — Hier sind für Sie Tiedges Gedichte

1) Schriften 1788, 5. band, s. 199—324.

eingelaufen, die manches Herzliche haben; es wird viel darin hineingesungen, hineingestrahlt p. Wir haben das Athenäum[1] die Blumensträusse[2] und von der Europa[3] das 2te Heft erhalten das herrliche Sachen enthält unter anderen Übersetzung aus dem Persischen und die Fortsetzung der vortrefflichen Beschreibung der Gemählde zu Paris. Sie werden sie vermutlich sehn oder gesehen haben. Aufrichtig, ich möchte sie gerne sehen aber nur nicht so zusammen, lieber jedes einzelne, wo das Höchste ist wer kann da noch das weniger Schöne berücksichtigen? Unter den Madonnen von Rafael (ist) die sogenannte Jardiniere die beste Nach ihm kommt Korregio und die alten Mahler Perugino p. Es muss ein fürchterliches Gefühl seyn hineinzutreten in den grossen Saal voll lebendiger Gestalten die alle herbeirufen und locken. Und wenn man einen ganzen Tag da herumläuft man wird doch nichts nach Hause bringen als eine Menge von Fragmenten die schwirrend vorüberziehn; dabei ein Unbewusstseyn gänzliche Stumpfheit und die prosaische Wirklichkeit umher die endlich unerträglich ist. Man muss sich durchaus auf ein oder ein paar Gemählde beschränken, so weh es auch thut an den übrigen vorbeizugehn, wenn man sie wirklich betrachten will. Mir ist als[4] ordentlich Angst worden wenn ich ein Gemählde sehn sollte, noch lang hernach ist mir ganz wunderlich gewesen wie einem der an einem fremden Ort war — doch ich kann nicht aufhören.

Ich weiss nicht ob sie noch deutsche Journale lesen aber die Eleganz[5] liegt wieder so in den Haaren des Aristides[6], oder seiner Perücke und umgekehrt dass, da übrigens der Witz von beiden al pari geht, es recht lustig ist. Neulich haben sie den Spazier[7] gar zum Bauchredner gemacht. In Heidelberg ist dem Vernehmen nach von den Gassenjungen der Hr. v. Kotzeb.[8] preis gemacht.

Ich küsse Sie Lieber, W. Gr.

1) Herausg. von A. W. Schlegel und F. Schlegel. Berlin, Fröhlich 1798—1800. 8°.

2) Aug. Wilh. Schlegels „Blumensträusse der italienischen, spanischen und portugiesischen poesie" (Berlin 1804).

3) Friedrich Schlegels „Europa". Frankfurt a. M. bei Fr. Wilmans, 1803. II. 8.

4) Vgl. 5. brief, s. 181, anm. 3.

5) Zeitschrift für die elegante welt. Leipzig bei Georg Voss, von 1801—05, redigiert von Karl Spazier.

6) Damit ist wol Kotzebue mit seinem „Freimütigen" (Berlin, 1804—07) gemeint.

7) Karl Spazier († 19. januar 1805); vgl. Goedeke IV, § 224. 115.

8) August Friedrich Ferdinand v. Kotzebue (1761—1819) der mit Merkel den „Freimütigen" herausgab. Vgl. Goedeke IV, § 258, 8.

Nr. 11. Jakob Grimm an E. v. d. Malsburg.

Marburg 11 November 1804.

Lieber!

Gott weiss, wann Sie diese Briefe erhalten werden. Sie gehen erst nach Kassel[1], meine Tante will sie besorgen. Ich glaube indess, Sie werden sich darüber recht freuen und unter so vielem französischen Geplauder gern wieder einmal deutsche Töne vernehmen. Sie ist doch herzlicher und inniger die deutsche Sprache u. das ewige: qu'est ce que cela? — Werk ist mir widrig.

Ihre Abreise thut mir leider als ich dachte. Ich nehme diesen Winter am thé dansant keinen Antheil, welchen Benzler[2] und Winzingerode[3] entreprenirt haben. Prof: Bauer[4] ist sehr artig gegen uns, und auch ein guter Mann, den ich recht lieb jezt habe. Übrigens bin ichs in M. recht müd, und froh es bald verlassen zu können. —

Soll ich Ihnen Tiedges Gedichte[5] binden lassen, oder roh aufheben? Schillers W. Tell[6] u. Schlegels rom: Dichtung[7] sind endlich erschienen, und ich erwarte beide täglich. Von Göthe erwartet man ein Werk, betitelt "Winkelmann, oder die Kunst in Deutschl. p."[8]

Tieck hat im Sternbald[9] ein Schweizerlied, wovon einiges (statt Schweizer blos Deutscher gesezt) also tönt:

Wo bist du treuer Deutscher hingerathen?
Vergissest du dein Vaterland?
Dein liebes Vaterland?
Die wohlbekannten Berge, die frischen grünenden Thale,
Wandelst unter Fremden.

1) Wilhelms briefe gingen erst an seine tante in Kassel und von da durch gesandtschaftliche vermittlung nach Paris weiter.

2) Justus Benzler, juriscient aus Wernigerode, wurde am 8. mai 1802 (denselben tag wie Malsburg) in Marburg eingeschrieben.

3) Wilhelm frhr. v. Wintzingerode (geb. 1782, † 1819), hessenkasselscher kammerherr und oberforstmeister, vermählte sich am 9. april 1805 mit Maria v. Haynau. Vgl. 12. brief, s. 194, anm. 3. — Genealog. taschenb. der freiherrl. häuser 1864, s. 959.

4) Anton Bauer, prof. der rechte in Marburg, bei dem Malsburg wohnte.

5) Elegieen und vermischte gedichte, Halle 1803—07. II.

6) Wilhelm Tell, schauspiel von Schiller. Zum neujahrsgeschenk auf 1805. Tübingen, in der J. G. Cottaschen buchhandlung 1804. 241 s. 8°.

7) Sammlung romantischer dichtungen des mittelalters. Aus gedruckten und handschriftlichen quellen, herausgegeben von Fr. Schlegel, Leipzig 1804. II. 8°.

8) Der genaue titel lautet: Winckelmann und sein jahrhundert. In briefen und aufsätzen, herausgegeben von Goethe. Tübingen, Cotta 1805. XVI, 496 s. 8°. Vgl. Jugendbr., s. 54.

9) Franz Sternbalds wanderungen. Eine altdeutsche geschichte. Berlin, Unger 1798. II. VI, 373 und 410 s.

Komm in die stillen Thäler wieder herab
Zum einfachen Mahl,
Das Vaterlandsliebe köstlich macht.
Was suchst du hier?
Den Freund? Die Geliebte?
Nimmer schlagen dir deutsche Herzen entgegen?
pp.

Doch warum dies alles? Sie vergessen uns doch nicht, nicht wahr? Schreiben Sie mir bald! Ich liebe Sie recht sehr

Grimm.

Nr. 12. Wilhelm Grimm an E. v. d. Malsburg.

[Marburg, 31. dez. 1804.]

Ich weiss nicht wie ich dazu komme Ihnen mein Lieber heute zu schreiben noch weniger ob der Brief fortgeschickt wird Sie müssen sich trösten und ihn als ein Appendix oder Supplement Ihres hiesigen Aufenthalts ansehen und damit ich Sie mir gleich geneigt machen (sic!) will ich Sie noch einmal erzürnen um so aus zwei Negazionen eine Affirmazion herauszuzwingen. Mein Vorsatz war nämlich so zu schreiben als antwortete ich auf einen eben von Ihnen erhaltenen Brief. Es sollte darin gesagt werden dass ich Ihre Urteile über Kunst p. gerade so erwartet habe wie sie darin ständen nichts besseres und noch mehr von dem Effekt oder eigentlich Deffekt Ihres Briefes geredet werden. Ich hoffe Sie sind nun bös, ietzt kommt das Gute. — Aber es ist ein Unglück dass ich Sie zu lieb habe, als dass ich mir zutrauen könnte den Brief so auszuschreiben und nur aus dem einzigen Grund habe ich meine Neigung die zu so etwas wie Sie wohl wissen werden ziemlich stark ist — unterdrückt. Ich erwarte dass Sie ietzo beschämt sind.

Ich bin sehr allein. Mein Bruder ist schon seit 14 Tagen nach Kassel und während der Zeit ist niemand bei mir gewesen. Am Tage habe ich es nicht so gefühlt unter den Büchern und Arbeit, aber in der Abendstille glaube ich würde ich recht ernstlich wehmütig geworden seyn wenn ich nicht gefürcht hätte ich könnte hernach darüber mich auslachen. Ich weis nicht, es muss etwas zurückstossendes in meinem Umgang liegen oder kommt es daher weil ich nicht mehr und weniger als gerade ihn verlange? Diese schmerzliche Bemerkung hab' ich mehrmals machen müssen und aufrichtig gestanden, es kommt mir vor als habe ich jene Periode bei Ihnen auch einmal überwinden wissen. Wie der Most erst süss ist dann untrinkbar endlich klarer Wein, werden sie nur den immer einschenken?

Ich habe vorhin erfahren dass es Neujahr diese Nacht seyn wird da bin ich noch trauriger wurden. Meine Kindheit fiel mir ein und

die Feste die dann immer gefeiert wurden, die kindliche Fröhlichkeit Jetzt sitze ich hier einsam und es ist wohl niemand in einem weiten Umkreis der das anerkennt und schätzt was gutes an mir ist. Zum weinen bin ich noch nicht ungebildet genug denn soviel seh ich ein dass alle Bildung nur darauf hingehen soll um wieder unge[bil]det zu werden dh. natürlich die höchste Bildung und die völlige Ungebildetheit müssen in ihren Wirkungen gleich seyn Naturpoesie und die Poesie des ungebildetsten Dichters berühren sich. Wenn die gebildete Hand darin zu erkennen, dann ist noch keine Meisterschaft da. Es ist nur ein weiter Umweg, Zirkel durch den wir wieder zurücklaufen — müssen. Den Bildung ist notwendig, da die konvenzionelle Welt alle natürliche Ungebildheit unmöglich macht. Allein sie ist mir Mittel und dem sie Zweck ist der verdient es. Diesen Menschen ist es schlechthin unmöglich ungebildet zu seyn sie müssen Bildung haben als Zweck, als Form, hinter die sie sich stecken, sonst sind sie gar nichts und dennoch bleiben sie im gemeinen Sinn das Wort genommen ewig ungebildet.

Wenn noch Ausrufungen Verwunderungen im Gellert'schen Geschmack Mode wären der jetzt so abgeschmackt ist, so hätte ich gute Gelegenheit Sie hier damit redend einzuführen über Langweiligkeit pp. Aber es wird sich geben wenn sie unten finden in welchem Gemütszustand ich bin befunden worden Da dies ebenfalls Neuigkeit ist so wende ich mich unverweilt zu ihnen und gedenke sie auf ein System zu bringen dass sich dadurch auszeichnen wird dass der complexus von Systemen darin figuriren wird:

A. Neuigkeiten die belebte Sachen betreffen

B. Das Gegenteil

ad A 1. so meine eigne, 2. so fremde Personen

ad A I

a) ich bin hypochondrisch.

Wie dies zugegangen ist muss ich Ihnen erzählen. Ich bin selber mit mir noch nicht darüber einig was ich eigentlich für ein Gemüth habe, bisher stand ich in der Meinung ein sehr lustiges und fröhliches, weil ich das sehr gerne in Gesellschaft werde, aber allein bin ich traurig und leidermüthig[1]. Nun ist das bemerkt worden man hat so allgemach von Hypochondrie gesprochen, der Arzt hat es auch einmal versichert halb lecheld und endlich ist es als bekannt angenommen worden. Ich bin sehr erschrocken wie ich das wahrnahm Denn in

1) = wehmütig, traurig. Vgl. Grimm, Wb. 6, 674; J. G., Kl. schr. I, 21; Pfister, Nachtr. z. Vilmars Idiot. s. 159. Vgl. dazu hess. *leidmut* = nhd. wehmut.

meiner Jugend habe ich eine entsetzliche Furcht vor der Hypochondrie gehabt, die der Konrektor[1] zu mindern nicht beigetragen hat und nun muss ich bemerken dass ich unvermerkt mitten darin sitze. Noch geht das ganz lustig denn ich finde mich nicht im geringsten verändert und dürfte ihr behauptetes Daseyn erst ihre eigentliche Existenz bewirken.

b) ich wünsche dass Sie wieder hier wären.

Es ist kein Kompliment. Neuigkeit ist es insofern auch nicht als ich schon lange es wünsche. Aber der Wunsch wird täglich neu und lebhafter. Ich bin schon so ziemlich auf mich allein reduzirt und Ostern geht mein Bruder weg[2]. Bringen Sie mir nichts französierendes mit, ich bitte gar ernstlich; Sie stecken alleweil mitten in Ihrer Bildung und da wäre es gar nicht gut.

Ad A 2. Ich muss vorerst eh ich mich zu der Abhandlung selbst wende einen Zweifel removieren. Fremd heisst hier nicht: mir unbekannt sondern nur im Gegensatz zu mir so viel, als nicht Nichtich.

a) die Fräulein von Heynau[3] ist mit einem Mann in ein ehliches Verlöbnis getreten, der Forstmeister von Winzingerode[4] zu Hersfeld ietzo ist ihr Bräutigam.

b) Pf. Robert[5] wird Morgen als Prorektor inaugurirt.

c) der heutige Prorektor gibt eine Abhandlung mit vielen syrischen Buchstaben die wir daher nicht verstehen — 6 Bogen stark zum Besten.

d) der Neuber[6] ist bei dem Thé dansant. Gehört zu zugleich unter ein hier nicht aufzustellen möglich seyendes Rubrum: Merkwürdigkeiten.

1) Conrector Hosbach „ein hypochondrischer mann, voll laune, ungleich und man sah ihm an dass ihm das leben keine freude machte“ (J. G., Kl. schr. I, 3).

2) Jakob hoffte zu ostern oder im sommer 1805 sein facultätsexamen abzulegen, auch während seines aufenthaltes in Paris dachte er noch daran (Jugendbr. s. 36, 57, 58), nach der rückkehr sofort sein examen abzulegen, doch scheint er die absicht wider aufgegeben (Jugendbr. s. 58) und eine prüfung nicht abgelegt zu haben, wenigstens findet sich in den acten der juristischen facultät der universität Marburg nichts darüber. — Vgl. auch die stelle Jugendbr. s. 55, wo Wilhelm ihn zur baldigen ablegung des examens mahnt.

3) Maria von Haynau, geb. 1788, schwägerin der Charlotte von Wildungen. Vgl. Kneschke, Adelslexicon IV, s. 260/61.

4) Vgl. 11. brief, s. 191, anm. 3.

5) Prof. der rechte in Marburg, fungierte als Decan bei Wilhelms prüfung.

6) Joh. Georg Neuber, geb. 1786 in Kassel als sohn des procurators N., trat 1795 in die unterquarta des Lyceums Fridericianum ein und ging ostern 1802 aus der oberprima ab (vgl. Grosz. Gymnas.-progr. von 1879). In der matrikel der universität Marburg findet sich folgender eintrag: 1802 Okt. 29. Joannes Georgius Neuber (venia a Serenissimo Principe impetrata). Cassellanus. Jurisc. — Das urteil der brüder Grimm über ihn lautet durchweg ungünstig. Vgl. 13. 18. und 22. brief, Jugendbr. s. 7. 13 u. ö.

Ad B.

1. Der Frau Hofräthin Gräbe[1] Roman ist bei Cotta in Tüb. erschienen herausgegeben von Karoline[2]. Ich habe ihn nicht gelesen.

2. Die Madame Sommer[3] hat ihre Gedichte angezeigt. Man kann laut des hiesigen Wochenblattes auch in St. Petersburg subskribiren; wohin sie sich wenden mögen. Hier nimmt der Poet par excellence[4] sie an. Der Preis ist noch nicht fixirt.

3. Meine Lesegesellschaft[5] ist sehr schön mit 28 Interessenten zu Stand gekommen. Unter andern wird darin auch eine Zeitschrift zirkuliren die F. Laun[6] unter dem Titel: Abendzeitung angekündigt hat. Wir werden sehen wie das Kindlein ist wenn nur keine: Übele Laune.

4. Das 4te Heft der Europa[7] ist endlich erschienen mit herrlichen Aufsätzen über Gemählde und persische Poesie. Es würde Ihnen sehr gut thun nun mit Nutzen dort die Künstlerwerke recht zu beschauen.

5. Ebenso die romantischen Dichtungen von Fr. Schl.[8] Eine Sammlung aus gedruckten und handschriftlichen Quellen der reizenden Wundererzählungen der romantischen Zeit voll Zaubersinn Liebe und hohem Interesse. Da es insofern nicht eigene Arbeit ist so haben sie nicht das Verdienst recht sehr im Freimüthigen[9] heruntergemacht worden zu seyn, (zu) zu meinem Erstaunen sagt er sogar: der Ton sey glücklich getroffen. Freilich ist das Ganze sehr schlecht und erbärmlich. Man liest noch mehr Neuigkeiten darin. Unter andern versichert H. v. Kotzebue auf sein Wort Schiller sey der ietzt der grösstlebende Dichter und Göthe dürfe es nur wagen das Publikum mit Werken wie die Eugenia, Was ihr wollt -- zu narren. Er verräth immer mehr Bildung.

1) Vielleicht die gattin des verstorbenen prof. Karl Otto Graebe in Rinteln (vgl. Ersch u. Gruber I, 78/79 7. s. 45). Der titel des romans findet sich weder bei Goedeke noch sonst in einschlägigen werken genannt. Nachforschungen bei der verwaltung des Cottaschen archivs und in den Leipziger messcatalogen aus den jahren 1799—1804 blieben erfolglos.

2) Wol Karoline Schlegel geb. Michaelis, schwerlich Karoline Günderode.

3) Elise Sommer, geb. Brandenburg, nachahmerin Matthisons. Goedeke V, § 271, 12; Schoof s. 85 fgg.

4) Karl Wilhelm Justi, der ihre werke herausgab. Goedeke VII, § 301, 2; Schoof s. 68 fgg.

5) Vgl. Jugendbr. s. 22, 23, 26 u. ö.

6) Friedrich Laun (1770—1840), pseud. für Friedr. August Schulze, der von Dresden aus eine zeit lang die Abendzeitung redigierte. Goedeke V, § 279, 49.

7) Vgl. 10. brief, s. 190, anm. 3. Sie erschien in 2 bänden zu je 2 heften.

8) Vgl. 11. brief, s. 191, anm. 7.

9) Vgl. 10. brief, s. 190, anm. 6.

6. Endlich: Schillers Wilhelm Tell[1].

Mir hat es im ganzen nicht gefallen, das einzelne Stellen sehr schön, vortrefflich waren, versteht sich von selbst. Sie werden vielleicht auch schon gehört haben wie man über den 5 Akt als überflüssig schreit, mir scheint er nach der Absicht, wie sie mir aus dem Werk hervorgeht sehr notwendig ich glaube nämlich dass Schiller den Effekt eines antiken Trauerspiels hervorbringen wollte, das antike mit dem romantischen verbinden und Wilhelm Tell also insofern analog mit dem Alarkos[2] ist. Freilich sind die Mittel in beiden durchaus verschieden Die Form des letztern ist rein romantisch p — doch da es geschlagen hat so habe ich die Ehre dabei nächstens fortzufahren, Herr von Malsburg, abermals H. v. M. Nochmalen.

Ich küsse Sie, ietzt haben Sie sich durch das wunderliche Gemisch von Ernsthaftigkeit Trauer u. Lustigkeit durchgearbeitet. — Die Feder ist leer aber mein Herz nicht. W. G.

Nachsatz. Den 9. Jan: [1805].

Heute schicke ich den Brief fort. Mein Bruder ist wieder hier[3]. Geschwind noch was Neues, die sämtlichen Kinder im heil. röm. Reich von 6—12 Jahren weinen, heulen u. lamentieren u. trauern denn ihr Freund — der Kreissteuereinnehmer Weisse ist todt!! Ferner der Schriftsteller Huber[4] der Buchhändler Unger[5] in Berlin (der grosse Haydn[6] werden sie wissen auch) und — der Hr. Pf. Mönch[7] hier starb vorgestern[8] urplötzlich am Schlag.

— — —

Pf. Bauer[9] ist sehr ernstlich bös dass Sie ihm noch nicht geschrieben u. erwartet einen langen Brief.

1) Vgl. 11. brief, s. 191, anm. 6.

2) Trauerspiel von Friedrich Schlegel, Berlin 1802.

3) Vgl. den anfang des briefes, 2. absatz.

4) Ludwig Ferdinand Huber († am 24. dec. 1804), gemahl der Therese Huber. Vgl. Goedeke V, § 277, 26.

5) Johann Friedrich Unger, verleger in Berlin, der eine 7bändige ausgabe von Goethes werken („Goethes neue schriften", Berlin 1792—1800) herausgab. Die brüder Grimm waren im besitz dieser ausgabe (Jugendbr. s. 21).

6) Es ist nicht recht klar, wie dies gemeint sein soll. Von den beiden tonkünstlern Joseph und Johann Michael Haydn starb jener erst am 31. mai 1809, dieser am 10. august 1806.

7) Joh. Konrad Mönch, geschätzter chemiker und botaniker, der am 2. jan. 1805 als hofrat und professor starb (vgl. Justi s. 565 anm. Jugendbr. s. 30 u. ö.).

8) Dem widerspricht das bei Justi angegebene datum (2. januar).

9) Vgl. 11. brief s. 191, anm. 4.

Nr. 13. E. v. d. Malsburg an Jakob Grimm.

Paris 18. Jan. 1805[1].

An den Alten[2]. Frohes neues Jahr, Lieber!

Ja wohl war es mir eine rechte Freude, als ich Ihren lieben Brief empfing, mein gutes Thier! — Vielleicht bin ich ein wenig in Schuld dass ich einen Anruf von Ihnen erwartet habe, ehe ich etwas von mir hören liess[3], aber Sie selbst sind so gut es mich nicht fühlen zu lassen, warum soll ich uns beide also mit Entschuldigungen Zeit und Weile lang machen? — Ich komme hier fast gar nicht zu mir selbst, man hat so viel zu sehen und zu rennen, man wird von so vielen Menschen überlaufen, die man wieder überlaufen muss, dass man froh ist, wenn man das Leben hat. Aber ich denke denn doch recht oft an meine lieben Freunde im lieben Vaterland und besonders an Sie und Ihren Bruder. Die Zeit, wo ich den dicken Backen hatte, und Sie mir so gut, so treu Gesellschaft leisteten, wird mir nie aus dem Sinn kommen[4]. — Aber Sie möchten wohl gern etwas von Paris wissen, nicht wahr? Sehen Sie, da weiss man gar nichts rechtes zu schreiben, und es ist mir ordentlich angst vor der Zeit, wo ich in Teutschland zurück, allen Leuten erzählen soll, da werd' ich bestehen, wie ein schlechter Schüler im Examen. Darüber fällt mir ein, dass Sie sich jetzt brav auf den Examen präparieren werden[5]. Ich zweifle nicht dass Sie ihre Sache gut machen; ich wollt', ich wär' auch so weit[6]. — Ich gehe recht oft ins Schauspiel hier, die tragischen Alexandriner hab' ich bald satt, ob sie gleich im französischen nicht übel lauten. Man declamiert sie mit vielem Pathos, und oft mit convulsivischen Bewegungen, so dass einem die Haare zu Berge stehen. — Die Comödien sind oft sehr dumm und langweilig, aber zuweilen sehr lustig und spassig. Auf manchen Theatern sieht man nichts als erbärmliche Melodramen, die man aber doch wegen der prächtigen Decorationen nicht versäumen darf. —

Am meisten liebe ich die grosse, die comische und die italiänische Oper, wegen der herrlichen Musik und des Gesanges. Das Ballett gehört auch wohl zum Vollkommensten in seiner Art, was man sehen kann. — Was mir leid thut, ist dass ich ganz von meiner lieben teutschen Literatur losgerissen bin, — das einzige, das ich mitgenommen habe, ist der Schlegel'sche Musenalmanach[7], und, sollten Sie es denken? es kömmt mir hier darin alles so schön, so lieblich, so rührend vor, dass ich nicht begreifen kann, wie ich einst so verstockt dagegen sein konnte. Manches freylich will mir noch nicht so ganz klar sein, aber das wird schon kommen, z. B. die Romanze

1) Dieser brief traf am 22. februar in Marburg ein (Jugendbr. s. 15), während Jakob bereits ende januar Marburg verlassen hatte und anfang februar in Paris eingetroffen war.

2) D. i. Jakob.

3) Malsburg hatte seit seinem aufenthalt in Paris noch nichts von sich hören lassen. Wilhelm, der seinem brief vom november 1804 am 31. december 1804 einen zweiten hatte folgen lassen, war sehr ungehalten darüber (vgl. Jugendbr. s. 10, 13 und dazu Jugendbr. s. 23).

4) Vgl. dagegen das urteil Jakobs über Malsburg Jugendbr. s. 31 u. ö.

5) Vgl. 10. brief, s. 188, anm. 3 und 12. brief, s. 194, anm. 2.

6) Auch Malsburg scheint seine facultätsprüfung nicht abgelegt zu haben. Die Marburger facultätsacten enthalten nichts über sein examen.

7) Musenalmanach für das jahr 1802, herausgegeben von A. W. Schlegel und L. Tieck. Tübingen, in der Cottaschen buchhandlung, 1802. VI, 293 s.

vom Licht. — Aber um alles in der Welt, vergessen Sie nicht, mir wenn Sie schreiben, immer eine kleine Notiz von allen interessanten Producten der neuen schönen Literatur beyzugeben. Ist der zweite Teil der Eugenia noch nicht heraus? Sie haben doch nicht vergessen, dass ich ihn von Ihnen geschenkt kriege. — Es ist mir lieb dass Tiedge[1] endlich da ist. Was vom Schlegel'schen Shakespeare[2] herauskommt, kaufen Sie mir ja, auch den Wilhelm Tell[3], — und Voss Idyllen[4]. Den Tiedge lassen Sie mir binden wie Sie wollen, den Schlegel wie die vorigen Bände als Fortsetzung, den Voss wie meinen ersten Teil desselben. Was enthalten Fr. Schlegels rom. Dichtungen?[5] — Die Tiekschen Worte die Sie mir geschrieben haben, finde ich zum Theil so auf mich passend, dass ich sie immer, immer wieder lese, und dass mir vorkommt, als hätte ich nie so was frommes und rührendes in Sternbald bemerkt. Es ist doch wohl wahr, dass uns die Entbehrung das wenige das wir haben, nur noch köstlicher und genussreicher macht. — Eben kommt ein Brief von einer jungen Frau, der mich zu einer Morgenpartie Raponie einladet, so geht es einem, wenn man ein Paar Minuten für sich hat, — man wird losgerissen davon — auf einen Augenblick Lebewohl vielleicht schreibe ich [Tintenfleck] hernach dies Blatt noch voll. Radiren Sie den grossen Dintenfleck hübsch aus. Er ist ein Sohn der Eile. — Sie wissen vielleicht noch nicht, dass Herr von Savigny hier ist[6]. Denken Sie welche Freude es mir war, als er eines Abends zu uns hereintrat. Seine Frau[7] und eine Mlle Brentano[8] sind mit ihm, erstere ist ein niedliches Fräuchen, die recht munter zu seyn scheint, und recht hübsch wär, wenn sie etwas mehr Farbe hätte[9]. So wenig ich ihn in Marburg gekannt habe, so war ich doch ausserordentlich froh ihn zu sehen, ich hätte ihn umarmen mögen. Wenn sein äusseres Wesen nur nicht so kalt wär! aber er gewinnt, je öfter man ihn sieht. Sein Gemüth scheint so ruhig, so klar, so hellenisch zu seyn, dass es ihm ein Ansehn von Gleichgiltigkeit gibt, das im Anfang abstösst, — aber seine durchscheinende Liebenswürdigkeit, sein bekannter tiefer Sinn, machen Lust, sich näher an ihn zu ketten, um sein Inneres immer besser verstehen zu lernen. Aber sollte er sich mit meinem etwas launigen Wesen vertragen können? sollte er glauben, dass ich etwas von der gemeinen Menge unterschieden zu werden verdiene? — ich glaube nicht. — Ich habe ihm gesagt dass ich

1) Vgl. 11. brief, s. 191, anm. 5.

2) Dramatische werke, übersetzt von A. W. Schlegel. Berlin 1797 fgg. Bis 1801 erschienen 8 bände, 1805 liess Schlegel bekannt machen, es würde bald eine fortsetzung erscheinen, doch erschien erst 1810 der neunte band (Richard III). Vgl. Jugendbr. s. 26. — Herrigs Archiv 7, 90.

3) Vgl. 11. brief, s. 191, anm. 6.

4) Sämtliche gedichte von Joh. Heinr. Voss. Königsberg 1802. VI. 8. I. Luise. II. Idyllen.

5) Vgl. 11. brief, s. 191, anm. 7. — Sie enthielten: I. Geschichte des zauberers Merlin. II. Geschichte der schönen und tugendsamen Euryanthe. Vgl. Goedeke VI, s. 28.

6) Friedrich Karl von Savigny, seit 1800 privatdocent, seit 1802 ausserordentlicher professor in Marburg, weilte 1801 und 1805 zur aufsuchung unbekannter quellen des römischen rechts und der rechtsgeschichte in Paris. A. d. b. 30, 425 fgg.

7) Kunigunde (Gundel) Brentano, Bettinas ältere schwester, mit der er seit 1804 verheiratet war.

8) Bettina Brentano, die mehrfach das junge paar begleitete.

9) Vgl. dazu Jugendbr. s. 17.

Briefe von Ihnen gehabt hätte, er freute sich sichtbar etwas von Ihnen zu hören, und sagte mir mit einer Erhebung der Stimme, und einer Freundlichkeit im Gesicht, die bey ihm schon viel ist: „Grüssen Sie beyde recht herzlich von mir!“ und dabey lobten wir beyde — beyde Brüder — — —

Ich gehe viel in Gesellschaften, die französische Nation ist eine freundliche, höfliche und gutmütige Nation, die sehr viel äussere Bildung hat, und gegen fremde äusserst zuvorkommend ist. Ihre Unterhaltung voll éclats d'esprit und jaillies erhält einen in einem beständigen leichten Lachen, aber unser eigentlicher innerster Geist gewinnt wenig dabei. Ihre Urteile über Kunst, belles lettres und dgl. sind nicht weit her, und ihre Kunstregeln legen dem Geist Fesseln an, in denen er sich immer monoton und schwunglos bewegen muss. — Was betrübt ist, ist dass Sie künftige Ostern schon von Marburg weggehen[1], und ich Sie vielleicht nicht mehr da finden werde, indessen hoffe ich immer dass uns das Schicksal einmal in Kassel vereinigen wird. — Aber ich muss mich von Ihnen trennen, mein gutes Geschöpf, leben Sie wohl! vergessen Sie Ihren Freund nicht, der so oft an Sie denkt.

E. Malsburg.

Grüssen Sie den Neuber[2] von mir, wenn Sie ihn sehen, und den Wigand[3]. An den erstern und seine Talente denke ich bei jeder Feder die ich schneiden muss.

Nr. 14. E. v. d. Malsburg an Wilhelm Grimm.

An den Kleinen. Glück zum neuen Jahr!

[Paris 18. Jan. 1805.]

Es war recht hübsch und recht artig von Ihnen, mein lieber, guter Grimm, dass Sie an mich gedacht und mir hierher geschrieben haben. Ich machte mir schon rechte Vorwürfe, dass ich so lang nichts von mir hören liess[4], aber Sie wissen doch, wie gut ich Ihnen bin, und haben nicht zu besorgen, dass ich Sie vergesse, denn jeder der vielen mir uninteressanten Menschen, die ich hier sehe, lässt mich eine Leere im Herzen verspüren, die nur das Bedenken an Sie, und an Ihre liebe Herzlichkeit ausfüllen kann. Dass mir davon das Herz ein wenig schwer würde, wär wohl leicht möglich, wenn ich nicht die tröstende Hoffnung hätte, Sie bald wieder zu sehen. — Hier spreche ich gern ein paar romantisch-sentimentalische Worte zu Ihnen, aber weil Sie mich auslachen möchten, wenn ich sie nicht in Stanzen einkleidete, so wollen wir es gut seyn lassen, und so hellenisch als möglich bleiben. — Die Erzählung Ihrer litterärischen Beschäftigungen hat mir rechtes Vergnügen, und noch mehr Lust dazu als ich hatte, also auch ein wenig Unlust, gemacht, verstehn Sie das? — Aber von diesen lieben Sachen bin ich ganz ausgeschlossen, und ich werde, wenn ich Sie wiedersehe, lange Quarantäne bey Ihnen halten müssen, ehe ich von

1) Vgl. anm. 5, s. 197.

2) Vgl. 12. brief, s. 194, anm. 6.

3) Paul Wigand, der jugendfreund der brüder Grimm, geb. 1786 in Kassel, trat 1795 in die UIV. des Kasseler lyceums ein und ging ostern 1803 aus UI. ab (Grosz, Gymnas.-progr. von 1879), um 1803 mit Wilhelm G. die universität Marburg zu beziehen. Seine valedicentenrede lautete „Über die griechischen orakel und die trüglichkeit derselben“ (Kasseler schulprogramm von 1803). — Vgl. auch Jugendbr. s. 9. 23. 30. 38 u. ö., Stengel s. 1 fgg., Zeitschr. f. d. a. 22, s. 404—09.

4) Vgl. vor. brief, s. 197, anm. 3. — Diese beiden briefe sind die in Jugendbr. s. 23 erwähnten „langen, dicken briefe“, die man verloren geglaubt hatte.

meinem Obscurantismus in unsern neuesten schönen Producten geheilt bin (die Phrase ist nicht sehr gut ausgefallen) — für den schlechten Verbesserer Holberg's[1] verdienten Sie eine kleine Strafpredigt, allein ich will es diesesmal noch dabei bewenden lassen und Ihnen nur erzählen, dass ich neulich sein Misantropie et Repentir im Théatre Français ziemlich treu übersetzt habe aufführen sehen. Am Schluss des 5ten Acts war das ganze Haus in Thränen, man meynte es wär zu Attendrissant, man könnte nicht anders, und ich, der immer an Sie dabei dachte, dem das Stück allerlei Erinnerungen aufdrang, der sich freute über den succès eines teutschen Stückes, ob mir gleich die Augen ein wenig über seinen nicht sehr positiven Werth aufgingen, ich hätte beynahe gelacht, ob mir gleich auch das Wasser (floss es etwa aus dem Stück?) in denselben offenen Augen stand. Was sagen Sie übrigens zu der Arrestation unsers Freundes Kotzebue? — Sie werden doch nicht so boshaft seyn, sich darüber zu freuen oder ehrenpfortenmässig zu spotten? Ist Gottlob nicht wahr! — Der gute Savigny hat heute bey uns gegessen, er grüsst Sie. Der arme Schelm hat unterwegs seinen Koffer verlohren[2], welches ihm wegen der Manuskripte, die darin waren, sehr leid thut. Er hat zwar einen grossen Preis auf Koffer und Papiere gesetzt, wird aber schwerlich je etwas davon wiedersehen. Er leidet jetzt ein wenig an den Augen, und kann zu seinem Leidwesen die Nationalbibliothek in ein paar Tagen nicht besuchen, wo er so viel zu thun findet, dass er einen Gehilfen aus Marburg kommen lassen will. Seine Wahl ist auf Pfeifer[3] und Ihren Bruder gefallen; er fragte mich um Rath, aber ich habe leider keine grosse Hoffnung, dass einer von Beyden kommen wird. — doch warum? es ist eine so schöne Gelegenheit! wenn ich Ihren Bruder hier sähe, ich freute mich halb todt, aber ich fürchte der Pfeifer lässt es nicht aus der Hand. Ihr Alter wär' mir tausendmal lieber. — Noch einen Gefallen müssen Sie mir thun, mein Bester! mir ist ein wenig angst es wird aus meinen lieben Büchern eine Leihbibliothek gemacht. Wenn Sie nur hingingen, und aufschrieben was da ist, auch wär's wohl nöthig wegen der Einbände der eingelaufenen Fortsetzungen. — Meinen Rosenstock haben Sie sich doch geholt? — — In dem Museum bin ich ein paarmal gewesen, man kann die Gemälde wegen des von der Seite einfallenden Lichts fast gar nicht sehen. Sie sehen aus wie Spiegel. Man will es aber ändern. Ich wollt' es wär' einer von Ihnen hier, der mit mir herumging, und mir das Schönste noch schöner machte. Die Bildsäulen übertreffen alles, was man sich vorstellen kann, aber es wär' mir noch lieber, wenn man weniger zusammen hätte, und Tage lang davor stehn und bewundern könnte. — Ich habe einen recht schlechten Brief geschrieben, ach! man kann nicht schreiben, wie man spricht, alles ist zu kalt, aber wir sehen uns ja bald wieder. Ich habe diesen Brief schon vor 4 Wochen angefangen, und in der Zeit immer ein Stück daran geschrieben, so wenig kann man hier zu sich selbst kommen. Mir däucht, ich würde ein wenig dumm hier, Sie können es denken, da man mir sagt, ich würde dicker, aber ich bin noch frisch und gesund. Es thut mir nöthig dass ich Sie bald wieder sehe, um wieder fühlen zu lernen, denn ich habe Sie so herzlich lieb, und Sie denken auch gewiss recht oft an mich. — Ein teutscher

1) v. Kotzebue, dessen „Menschenhass und reue“ (Berlin 1789) ins französische, englische, spanische, italienische, holländische, schwedische und neugriechische übersetzt wurde.

2) Vgl. Jugendbr. s. 17.

3) Wurde 1805 archivar in Kassel an stelle des verstorbenen hofarchivars Wigand. Jugendbr. s. 65.

Doktor schickte uns gestern Hallische Literaturzeitungen vom Juli, August und September die ich schon alle gelesen habe. Ich freute mich, die alten Freunde zu sehen, fand sie aber noch magerer geworden, als sie mir in Deutschland geschienen hatten. — Das neue Jahr ist herangekommen, ich kann Ihnen nicht mehr wünschen, als jeden andern Tag. Bleiben Sie nur hübsch gesund, und arbeiten Sie nicht zu viel. — Es ist ein Onkel des Dupré[1] hier, der nicht viel älter ist, fast eben so aussieht, aber doch so unausstehlich nicht ist, ob er gleich auch mehr spricht, als er weiss. Von der schönen Literatur spricht er nämlich ziemlich pfuschermässig. — Friedrich Schlegel ist wieder hier. Wenn ich ihn nur einmal sehn könnte. — Leben Sie wohl, Theurer, behalten Sie mich lieb. Ich bin Ihnen recht gut.

E. Malsburg.

Nr. 15. Wilhelm Grimm an E. v. d. Malsburg.

[Marburg] 21. Febr. [1805].

Mein Lieber. Ihre beiden Briefe vom 18. Januar erhielt ich erst heute, gestern hatte ich schon einen von meinem lieben Bruder bekommen[2], beide haben mich sehr gefreut, — Ihnen vorzuerzählen dass mein Bruder nun dort sey p würde der Langenweile selbst zu langweilig vorkommen also nehm ich an dass das schon alle geschehen sey. Viele Fragen Ihres Briefes habe ich schon in meinem letzten Brief [in den Weihnachtsferien geschrieben[3] ist er angekommen?] im voraus beantwortet und was die Literatur angeht so kann Ihnen mein Bruder das Neue erzählen denn was während seiner Abkunft merkwürdiges sich ereignete, das habe ich ihm geschrieben. — Die bestellten Bücher werde ich besorgen.

Sie sehen, Lieber, dass ich mich darauf beschränke nur von mir zu schreiben, aber auch das sollte ich nicht da ich fühle wie traurig es mich macht. Die Trennung von meinem Bruder thut mir immer noch so weh[4] da ich ietzt erst recht sehe wie einsam ich hier bin, und dennoch beneide ich ihn um sein Glück, er ist der einzige Mann den ich in dem Grad verehre, mein Zutrauen zu ihm ist grenzenlos, ich würde ohne Bedenken mein ganzes Leben in seine Hände legen. Ach! für mich war es ein entsetzlicher Verlust dass er gerade den Sommer wegging, hätte ich nur noch ein ½ Jahr unter ihm studieren können. Den vorigen Winter habe ich mit dem grössten Eifer und mit der grössten Lust gearbeitet[5] ietzt muss ich für den Examen lernen und habe hernach keine Aussicht mehr zurückkehren zu können, denn das man gleich

1) Dupré aus Hanau, ein studiengenosse der brüder, vgl. Jugendbr. s. 285.
2) Jugendbr. nr. 3.
3) Vgl. 12. brief.
4) Vgl. auch Jugendbr. s. 5 und 7.
5) Vgl. dazu Jugendbr. s. 36.

anfangs mit Arbeiten überhäuft wird, die keineswegs dahinführen das ist leider zu erwarten. Wie vieles vereinigt sich in ihm, diese Ruhe dieses ewig heitere Gemüth o das ist bei vielen erst das Resultat eines langen mühevollen Lebens, dann sein Geist und sein gutmüthiges Wesen! in der That wenn ein anderer diese Gelehrsamkeit und Scharfsinn besässe, ich würde mich darüber ärgern dass es möglich wäre denn, wenn ich zu allem andern, was mir begegnet ist Kraft in mir fühlte, einmal ebendas zu werden so muss ich mir hier die Unmöglichkeit gestehen. Sein Muster muntert auf es macht aber auch muthlos, weil man es nicht erreichen kann. — Doch genug.

Ach ich selbst bin jetzt sehr unruhig, sehr traurig oder sehr lustig indem ich mir auf alle Art etwas Lächerliche herbeizuschaffen suche worüber dann laut gelacht wird, um nachher desto stiller zu seyn. Eine Hauptquelle ist das Kanonikum das ich täglich um 11 Uhr höre das ist zum toll werden ich kann jetzt den E—b—n[1] nicht mehr ansehen ohne zu lachen, ich wollte nur Sie wären dabei. Da hat er eine verzweifelte Menge Wurzel und Stammwörter wo jeden Augenblick eins vorgeholt wird und andere drechselt er so wunderlich zurecht dass sie ihm vollkommen gleichen. Ich führe ein Register darüber das schon an die 300 dergleichen enthält oder eigentlich ich setze es fort denn mein Bruder hat es angefangen, der ihm in der letzten Zeit so perfekt nachmachen konnte, dass ich schon immer lachte sobald er nur anfing. Heute sagte er „weilen aber das ius matrimoniale aussen bleibt so wende ich mich ohne Präambuln gesagter massen zum § 440 welches Stück mich um vieles weiter bringt“ p.

Ihre Bemerkungen über das franz. Theater haben mir indirekt verkündet dass sie endlich auch äusserlich das wahrhaft gute und poetische anerkennen; denn durch ihre mancherlei Hypothesen warum sie in Menschenhass und Reue geweint, leuchtet doch unverkennbar die Wahrheit hindurch: Sie haben über sich selbst geweint ietzt erst zur wahren Erkenntnis gekommen zu seyn. [Sie kennen doch die Geschichte w. jemand stillschweigend u. ruhig im 5 Akt einen Regenschirm aufspannte um sich gegen die Wassersnoth zu schützen?] Eine Erkenntnis die innerlich schon lange da war das zeigt die Wahl ihrer Bücher, die aber ietzt vorzüglich fest bewahrt werden muss weil ihre Stifter ganz zu polemisieren aufhören überzeugt dass ihre Werke bei jedem poetischen Gemüth Eingang ohnehin finden und nie untergehen werden. Es ist spasshaft mit anzusehen

1) Vicekanzler Erxleben, der 1783 als ordentlicher professor nach Marburg gekommen war († 19. april 1811). Vgl. Strieder 18, 142fgg.

wie Hr. Merkel[1] sich jetzt gerirt er glaubt er sey der Literatur Vorfechter gewesen und geht brüstend wie ein siegreicher Hahn umher. Neulich meinte er: er habe doch nun einen Frieden erzwungen indem er sie auf eine eigne Art behandelt habe. Der arme Mann weis wohl nicht dass er gar nicht beachtet worden! Sie kennen seine Litteraturbriefe, Jean Paul hat ihn in seiner Vorschule der Ästhetik einem vortrefflichen Werk wie es heisst, (das Ihnen auch noch unbekannt seyn wird) deshalb einen kleinen Mann genannt der auf der Zinne eines Thurms mit einem Zinken entsetzlich schreye damit man in den -- leeren Thurm sehen solle Dies hat Hr. M. verdrossen und als einer von seinen Helfern diese Vorschule rezensirt hatte und zwar vorteilhaft, verdreht er alles macht Zusätze und lässt es so unter dem Namen des Rezensenten des K. L. Reinhardt[2] abdrucken. Dieser erbost darüber deckt in der eleganten Intelligenz[3] diese Verfälschung auf wobei er zugleich sehr heftig auf Hr. M. u. seine Animosität schimpft. So hat er seinen besten Arbeiter verloren. Kotzebue liefert noch viel Fragmente in den Freimüthigen, die aber abscheulich sind; ich achtete sonst seine Habilität und Gewandheit in der Sprache die ich ihm aus der früheren Lektüre seiner Schriften zutraute, aber das ist auch dahin[4]; schlechter, erbärmlicher und prosaischer ist nie von Italien etwas gesagt worden. Eins nur bewundere ich an ihm: seine unbeschreibliche Keckheit mit der er alles sagt, er thut immer als wolle er allein ietzt die sybillinischen Blätter enträthseln, die er allein ordnen könne, merkt auf es kommt — aber es kommt nichts gar nichts.

Übrigens ist Menschenhass und Reue schon lange auf den französischen Theatern gegeben worden[5], denn im Athenäum findet sich (1799) folgende Stelle „Das ärgste waren die Konvulsionen der Schauspielerin — — — die Franzosen denen eine solche Reue ganz unbegreiflich vorkommt glaubten bonnement der weibliche Körper müßte aus seinen Angeln gehoben werden und so applaudirten sie beständig; wie denn das Stück einen ganz ekelhaften Beyfall erhalten hat. Jedoch sagte einer Cependant je préférerois toujours une femme innocente à une femme convulsivement vertueuse." —

1) Garlieb Merkel, geb. 21. oct. 1769 zu Lodiger in Lifland, gegner der romantischen schule, der mit Kotzebue 1803—06 den Freimütigen herausgab.

2) Karl Reinhard, wol identisch mit dem herausgeber des Göttinger musenalmanachs (1794—1804).

3) Intelligenzblatt der Jen. litt.-zeit.?

4) Vgl. dazu das fast gleichlautende urteil Jugendbr. s. 14.

5) Vgl. 14. brief, s. 200.

Was Sie von der Haller Literatur Z. schreiben ist sehr wahr, sie streitet an Flachheit mit der Leipziger[1] obgleich letztere wegen der Vollständigkeit der Nachrichten und der Frühe mir noch lieber ist. — Unsere ästhetischen Damen besorgen ietzt ein Journal für Frauen[2] (bei Göschen) unter Wielands Schillers p Aufsicht. Das erste Heft habe ich gesehen, das äussere ist sehr niedlich und das innere recht hübsch für — Frauen. Eine Luise Brachmann[3] zeichnet sich aus, allein ich muss sie auch schon in allen Journalen finden. Dass F. Laun (Schulze)[4] eine Abendzeitung heraus gibt wissen Sie vielleicht, ich halte sie in der Gesellschaft[5], und bisweilen ist sie auch ganz launig jedoch scheint es an Korresspondenten zu fehlen und vieles aus einer Feder zu fliessen. Man muss recht viel Ansprüche machen. Huber[6], Spazier[7] ist todt; doch das alles kann Ihnen mein Bruder sagen. Es ist auffallend wie viel Gelehrte in einem halben Jahr gestorben sind. Auch Unger[8] in Berlin ist todt. —

Sie können leicht denken dass unsere Bibliothek sich immer vermehrt. Kaiser Oktav. war das letzte was sie sahen Die Zeit über ist aber viel hinzugekommen: Das Athenäum[9] Die Blumensträusse[10] Wilhelm Tell (Jetzt ist er glaube ich nicht mehr zu haben[11] und wird zum zweitenmal in einer ganzen Sammlung der Schiller'schen dramat. Werke abgedruckt die ietzt bei Cotta erscheinen soll.[12] Ist ihnen inzwischen viel daran gelegen so will ich Ihnen mein Exemplar über-

1) Vgl. das ähnlich lautende urteil Jugendbr. s. 47.

2) Journal für deutsche frauen von deutschen frauen geschrieben. Besorgt von Wieland, Schiller, Rochlitz und Seume. 1. jahrg. Leipzig, Göschen 1805.

3) Vgl. Schindel: Die deutschen schriftstellerinnen des 19. jahrhunderts. (Leipzig 1823—25). I, 49 fgg.

4) Vgl. 12. brief, s. 195, anm. 6.

5) Vgl. ebd., s. 195, anm. 5.

6) Vgl. ebd., s. 196, anm. 4.

7) Vgl. 10. brief, s. 190, anm. 7 und Jugendbr. s. 6 und 22.

8) Vgl. 12. brief, s. 196, anm. 5.

9) Vgl. 10. brief, s. 190, anm. 3.

10) Vgl. ebd., anm. 2.

11) Wilhelm Tell erschien ende 1804 in drei ausgaben und musste noch im selben jahr neu aufgelegt werden.

12) Unter dem titel: Theater von Schiller. Tubingen in der J. G. Cottaschen buchhandlung 1805—1807. 5 bände. Der 5. band erschien 1807 und enthielt: Wilhelm Tell. Phädra. Der neffe als onkel. Semele.

lassen) Voss Idyllen[1], Tempe von Jakobs[2] (2 Thle) ein herrliches Buch, es ist darin die Blüthe der griechischen Epigrame, die Anthologie, sehr zart und schön übersetzt. Druck und Papier ist hübsch da es bei Göschen erschien und das Format recht niedlich. Es kostet aber 5 f. 25 cr. Die Charakteristiken[3] Göthes neue Werke 1. 2 Band enthaltend Reineke Fuchs, Das goldne Mährchen, Gedichte p Poetisches Journal von Tiek[5] und Heinrich v. Ofterdingen[6] dieser vortreffliche Roman (wobei jemand einmal in Wonnegefühle aufgelöst worden ist).

Soeben habe ich den ersten Monat v. der Haller L. Z. erhalten u. durchgeblättert. Es ist nichts darin als eine Rezension des Jon[7] von A. W. S. die soviel ich aus dem flüchtigen Durchblicken bemerke den Charakter eines mit Würde verbundenen Tadels haben soll, im ganzen weder tadelnd noch lobend doch noch eher ersteres. Von der sehr guten Jenaer, ist noch nichts angekommen, inzwischen soll dem Vernehmen nach in den ersten Blättern eine gelehrte aber mit Animosität geschriebene Rezension gegen den Paulus[8] in Wirzburg darin seyn. (Ein guter Mitarbeiter der bekannte A. Bode[9] der auch den Dante übersetzt hat ist ebenfalls kürzlich gestorben).

1) Idyllen von Joh. Heinrich Voss. Königsberg bei Nicolovius 1801. 319 s. 8. Widerh. Königsberg 1802. 8.

2) Tempe von F. J. Erster band. Leipzig bei G. J. Göschen 1803. Mit titelvignette. XII und 464 s. kl. 8°. Zweyter band. 1803. 364 s. — Vgl. Jugendbr. s. 8.

3) Charakteristiken und kritiken. Von August Wilhelm und Friedrich Schlegel. 2 bände. Königsberg, Nicolovius 1801. 8. Vgl. Jugendbr. s. 8 und 25.

4) Gemeint sind: Goethes neue schriften. 7 bände. Berlin bei Johann Friedrich Unger. I. 1792. 464 s. Neuer abdruck 1800. II. 1794 (Reineke fuchs in 12 gesängen) 491 s. Dass nicht die erste Cottasche ausgabe, 12 bände (1806fgg.) damit gemeint sein kann, wie Hinrichs (Jugendbr. s. 495, anm. 2) annimmt, geht einmal aus dem datum des vorliegenden briefes, zum andern aus der stelle Jugendbr. s. 21 hervor. — Vgl. ebenda s. 8.

5) Poetisches journal. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Erster jahrgang erstes stück. Jena bei Friedrich Frommann 1800. Zweites stück 1800. 8. — Jugendbr. s. 8 und 25.

6) Vgl. Schriften Friedrichs von Hardenberg. Herausgegeben von F. Schlegel und L. Tieck. I. bd. Berlin 1802. — Jugendbr. s. 8 und 30.

7) Ein schauspiel von August Wilhelm Schlegel. Hamburg 1803. 161 s. 8. Wurde anonym recensiert in der Allg. litt.-zeit. von 1805. Halle. Nr. 12. 13. 14. und 15. jan. (s. 89—104). — Jugendbr. s. 15.

8) Heinrich E. G. Paulus († 1851 in Heidelberg), prof. der theologie und der orientalischen sprachen, der schwiegervater von Aug. Wilh. Schlegel. — Allg. d. b. 25, 287.

9) August Bode († 19. oct. 1804). Seine übersetzung der Hölle (24 gesänge) erschien 1803/05. Vgl. Goedeke VII, § 305, 32 und 310, 186. Jugendbr. s. 28.

Aber es ist sehr unartig dass ich von der Litteratur schreibe und nicht das erwähne, was mir so nahe liegt, Hr. P. Bauer gibt ein Lehrbuch des Kriminalprozesses[1] heraus. Eben hat er mir Zeitungen geschickt und will auch ein Briefchen einlegen, wenn es ankommt so will ich es beilegen. — Zwar fällt mir ietzt noch manches ein, das ganz interessant ist, aber mein Bruder weis das all, der kann es Ihnen erzählen zb dass Göthe Winkelmannische Briefe herausgeben will[2], doch nein das ist nichts für Sie, dass auf Herder's Schriften[3] ietzt einzeln kann subskribiert werden die aesthetische Abteilung wird ohngefähr 8—9 Thle kommen pp. — Die Rezension vom Jon habe ich nun gelesen und muss ihr Lob so wohl als ihren Tadel für sehr erbärmlich halten; die Zeitung ist in Anseh. ihrer ästhetischen Mitarbeiter sehr zu bedauern, und das andere ist nicht viel besser, dass es mich ärgert, sie bestellt zu haben.

Ihre baldige Ankunft wird mir Trost u. Freude seyn; ich möchte Ihnen meine Liebe in den schönsten Worten sagen wenn nicht ein herzliches freundliches Lebewohl schöner und inniger wäre.

Wilhelm G.

Ein zartes Lied von Tiek soll hier noch stehen und sie zwingen einen Dichter zu lieben der nach meinem Urtheil der erste ietzt lebende romantische ist.

Dicht von Felsen eingeschlossen
Wo die stillen Bächlein gehn
Wo die dunkeln Weiden sprossen
Wünsch ich bald mein Grab zu sehn
Dort im kühlen abgelegnen Thal
Such ich Ruh für meines Herzens Qual.

Hat sie dich ja doch verstossen
Und sie war so süss und schön
Tausend Thränen sind geflossen
Und sie durfte dich verschmähn —
Suche Ruh für deines Herzens Qual
Hier ein Grab im einsamen grünen Thal.

Hoffend, u ich ward verstossen
Bitten zeugten nur Verschmähn —
Dicht von Felsen eingeschlossen
Wo die stillen Bächlein gehn
Hier im einsam grünen Thal
Such zum Troste dir ein Grab zumal. —

1) Grundsätze des kriminalprozesses. Marburg 1805. — Vgl. auch Jugendbr. s. 9.

2) Vgl. 11. brief, s. 191 anm. 8. — Jugendbr. s. 54.

3) Herders sämtliche werke. Tübingen bei Cotta 1805—20, in 3 abteilungen: Zur religion und theologie (12 bände). Zur schönen litteratur und kunst (16 bände). Zur philosophie und geschichte (17 bände). — Vgl. Jugendbr. s. 27.

IV. Die brüder in Kassel. Malsburg in Marburg, später in Berlin.
October 1805 bis januar [oder februar] 1806.

Im september 1805 trat Jakob die heimreise von Paris an und traf ende des monats in Kassel ein, nachdem er in Marburg noch Wilhelm mitgenommen hatte. Er bewarb sich ohne ein examen abgelegt zu haben[1] noch im selben winter um eine anstellung und wurde kriegssecretariatsaccessist in Kassel. Wilhelm bereitete sich während des winters in Kassel auf sein facultätsexamen vor, das er am 21. mai 1806 bestand[2].

Malsburg blieb noch einige wochen in Marburg, reiste dann zu seinem onkel nach Escheberg oder Kassel und begleitete ihn im december auf eine gesandtschaftsreise nach Berlin, wo er bis ende januar oder anfang februar[3] blieb. Anfang 1806 bis 1809 fällt der gemeinschaftliche aufenthalt der freunde in Kassel.

Nr. 16. E. v. d. Malsburg an Wilhelm Grimm.

[An Wilhelm Grimm] [Marburg, October 1805].

Lieber Grimm!

Ich muss Ihnen schreiben, wiewohl es Sie wundern wird, aber es ist mir so sonderbar, weil ich Sie nicht mehr sehe, und alle Tage mit Ihnen spreche, dass es mir ist, als wenn ich Ihnen schreiben müsste, und es nicht anders seyn könnte. Dass ich Sie lieb habe, müssen Sie doch schon längst wissen, aber dies muss es Ihnen erst recht zeigen, da ich sonst so abscheulich und ärgerlich träge im Briefschreiben bin, oder vielmehr im Briefanfangen, denn ist das erst überstanden (denn ich stehe dabei) so geht es ganz geläufig ab, dass man mich manchmal verkennen kann, und glauben ich wär' vergesslich, während ich doch alles im Herzen habe, was ich wohl in den Brief setzen möchte wenn ich mich nur erst dazu entschlossen hätte. Wir haben Sie neulich recht bedauert, dass so abscheuliches Wetter war. Die Nacht war so wild dass ich kaum schlafen konnte, und gewiss auch nicht eingeschlafen wäre, hätte ich nicht an Ihren Postwagen gedacht und an Ihr trauriges Geschick darin, wobey ich recht müde wurde und mich fest in meine Decke wickelte und einschlief. Ich glaube gar ich habe auch von Ihnen geträumt, und Sie waren mir gerade recht gut. Dem Vacano[4] habe ich gesagt, er müsste nun die letzte Zeit über noch recht bey mir halten, und wir sind auch fast immer beysammen. Bey Wildungens[5] sind wir schon wieder drey- oder viermal gewesen, wo jedesmal von Ihnen gesprochen wird. Gestern haben wir da Pyramus und Thisbe aus dem Sommernachtstraum (den ich ihnen neulich vorgelesen, und der ihnen ausserordentlich gefallen hat) aufgeführt.

1) Vgl. 12. brief, s. 194, anm. 2 und Stengel, II, s. 394.

2) Vgl. 22. brief, s. 216, anm. 1 und Stengel II, s. 394fgg.

3) Vgl. 23. brief vom 11. jan. 1806 (Malsburg an Wilhelm): „Wir werden die andere Woche wohl noch bleiben" und 24. brief von ende januar (Jakob an Malsburg): „Soeben hat der Brief, welchem ich einliege, weggeschickt werden sollen, als der Ihrige ankam".

4) In der matrikel der universität Marburg findet sich über ihn folgender eintrag: 1804, April 28. Josephus de Vacano (ex acad. Bambergensi). Confluus. Jurisc.

5) Kurhess. oberforstmeister Ludwig Karl Eberhard v. Wildungen, geb. 1754, † 1822, bekannt durch seine frisch empfundenen waidmannslieder. Vgl. Strieder XVII. s. 53fgg.; Goedeke V, § 270, 44; Schoof, s. 59fgg. — Er war vermählt mit Charlotte von Breidenbach zu Breidenstein.

nämlich als Probe, denn wir wollen es erst ordentlich auswendig lernen. A[1]: ist Thisbe, ich Pyramus, Lotte[2] Mondschein, Vac. Löwe, Vetter Wand, Audit: Prolog, Drago Hyppolita, ihr Mann Theseus, Litly Lysander, Maj. Hanstein[3] Demetrius. Frau v. Hanstein sah mit vielem Anstande zu, NB. wir spielten für jetzt noch die sprechenden Zuschauer selbst mit, weil uns die Meisten fehlten. Hanstein sah den Namen Schlegel giftig an, und suchte ihn mit Kotzebue's Stricknadeln zu erstechen, wovon er gar vieles sprach, überhaupt blickte dieser Sohn der Seifenblase, doch wohl Nichts? mich sehr scheel an. — Spasshaft habe ich die Urteile des Herrn Klenze über uns gefunden, Joseph[4] hat ihm am besten gefallen, Sie hätten viel Verstand, wären aber wie es schiene sehr anmassend, wahrscheinlich weil Sie ihm zu hart in die Guitarresaiten gegriffen haben, von mir hat er nur so obenhin gesprochen, ich hätte ihm gefallen, im Grunde mag er mich aber wohl so ziemlich für null gehalten haben, oder wohl gar für beet, weil ich nicht viel pochte, aber dann ärgere ich mich recht, dass er nicht gesehen hat, wie ich bei seinem Spiel das Gesicht vor Lachen zuhalten musste, dann hätte ich doch wohl für einen Spötter oder was dergleichen gegolten. Joseph und ich haben übrigens starken Verdacht dass diesem Herzgulden die schönen Goldgulden der schönen b schwesterlich zugedacht sind, denn diese isst fast beständig bey Herz und man bekommt sie nicht mehr zu sehen, ausser neulich bey Ullmanns[5] wo ich gleich über den neuen Anbeter bey ihr gespottet habe. Wir spielten ein jugendliches Pochen — mit Karten — und machten viel Lerm dabey, das Haupt- oder Primarbete durfte nicht mit seyn, weil es den alten Weibern Gesellschaft leisten musste. Die neuesten academischen Vorfälle sind, dass wir bald das Unglück gehabt hätten, den lieben Lederer zu verlieren. Er hat nämlich den Abschied gefordert, weil ihn der alte Ulrich[6] so ausgeputzt hat, dass er sich dazu hat setzen müssen, weil er ohnehin schon unpässlich war. Ulrich war aber erbittert weil Lederer ohne sein Vorwissen, aber auf Befehl des Prorektors die Baldingerschen Auctionskataloge[7] wieder hat einsammeln müssen, damit die Blätter Liebesaffairen u. dgl. herausgerissen

1) A[möne] von Wildungen.

2) Charlotte von Wildungen, war vermählt mit dem grossherzogl. badenschen hauptmann Georg von Haynau, nach dessen tode mit dem bruder Karl von Haynau (geb. 1779, † 1856), kurhess. general-lieutenant a. d. Vgl. Kneschke: Adelslexikon IV, s. 261. — Geneal. taschenb. d. freiherrl. häuser 1857, s. 308.

3) Karl frhr. v. Hanstein auf Unterstein und Bornhagen (geb. 1772), später kurhess. staatsminister, vermählte sich 1801 mit Wilhelmine von Haynau, der schwester der oben (anm. 2) erwähnten freiherrn v. Haynau und der freiin Maria v. H. (Vgl. 11. brief, s. 191, anm. 3, 12. brief, s. 194, anm. 3).

4) In der matrikel der universität Marburg findet sich folgender eintrag über ihn: 1804 Okt. 29. Franciscus Christianus Joseph. Neo-Hanoviensis. Theol.

5) Christoph Ullmann (geb. 1773), seit 1804 ausserordentlicher, seit 1807 ordentlicher professor der arzneiwissenschaften. Er war vermählt in zweiter ehe mit Katharina Dorothea Riemenschneider, einer feingebildeten dame. Vgl. Schoof, s. 70.

6) Philipp Friedrich Ulrich (geb. 1745), seit 1774 syndikus der universität Marburg.

7) Prof. Baldinger war am 2. januar 1804 gestorben. Über seine bibliothek vgl. Hirsching: Beschreibung merkwürdiger bibliotheken Deutschlands (Erlangen 1786 fgg.) 2. bd., s. 425 fgg.

würden vom Exproreckter Arnoldi[1], um die Verbreitung solches Giftes unter die hiesige Jugend zu hintertreiben. Jedoch hat Arnoldi beschlossen die Blätter der Umständlichkeit wegen drin zu lassen, und den Verkauf der Bücher und Kupfer dieser Art die darauf stehen zu verbieten, und Lederer ist geblieben, sich lossagend von den Auctionsgeschäften. Ferner ist der teutsche Lectionskatalog gedruckt, u. ein kleines Verzeichnis meist schlechter juristischer Bücher die versteigert werden sollen (den 1 Nov.) Noch trägt man sich mit einer Historie herum[2], die besonders Menschen wie A. B.[3] ein bäurisches Vergnügen macht, dass nämlich der kleine Matthison seinem Perrückenmacher ganz im Vertrauen eröffnet, wie Prof. Hauf[4] einen Brief von Madame Kreutzer aus Heidelberg erhalten, worin sie klage dass ihr Mann ihr untreu sey, und das Fräulein Tian[5] sterblich liebe, dass sie sich in ein Dorf zurückgezogen, von Kreutzer (der zu seinem Nachteile fantastisch geworden aus einem stillen Hausbürger) aber mit Thränen in den Augen wiedergeholt, und gebeten worden Geduld mit seiner unabänderlichen Schwäche zu haben, denn er liebe unsterblich, und könne seiner Leidenschaft nicht Meister werden. Vacano grüsst Sie von Herzen, und will Ihnen auch einmal schreiben. Ich werde wahrscheinlich nächsten Sonnabend, höchstens Dienstag von hier abgehen, woran ich nicht gern denken mag. Schwerlich komme ich über Kassel nach Escheberg, doch wäre es möglich. Grüssen Sie mir den Alten, und ich wär' ihm sehr gut, und meinen Bruder auch, wenn Sie ihn sehen. Und nun leben Sie wohl. Heut ist rasche Assemblee. Lieber Grimm, ade. Schreiben dürfen Sie mir noch einmal. Heut war das letzte Dejeuner, und der Vetter dabey. Es sind schon eine Menge Zeitungen gekommen. Ich liebe Sie von ganzem Gemüth und Herzen. Vergessen Sie mich nicht, Sie dürfen mir auch allenfalls antworten, und ich glaube es wird gehn. Ich bin Ihnen so gut.

Sonntag. Ernst Malsburg.

Nr. 17. Wilhelm Grimm an E. v. d. Malsburg.

[Kassel] Dienstag. [Oktober 1805.]

Es war recht lieb von Ihnen dass Sie geschrieben gehaben und Sie sollen dafür die Erlaubnis haben was ich unter anderen Unartigkeiten Schönes gesagt, sich zu vindiziren und es soll mein Ernst gewesen seyn; das gilt auch von dem Brief den ich dem Vakano geschrieben und den Sie ohne Zweifel gelesen haben.

Ihren Brief habe ich erst heute übrigens erhalten und ich mache Sie aufmerksam, wie ich gleich antworte.

Gestern bin ich gesund worden was das will werden Sie wissen, aber ich fürchtete eine Hauptkrankheit; sonst ist es mir recht gut, denn wir haben uns alle sehr lieb; fremde Leute mag ich nicht sehen und

1) Albert Jakob Arnoldi, geb. 1750, prof. der theologie in Marburg seit 1789. Vgl. Strieder I, 179 fgg.

2) Vgl. dazu Euphorion VI (1899) s. 340: „Zur Günderode" von Reinh. Steig.

3) Wol prof. Anton Bauer. Vgl. auch Euphorion a. a. o., anm.

4) Joh. Karl Friedr. Hauff, von 1794—1808 prof. der philosophie und mathematik in Marburg.

5) D. i. Karoline von Günderode.

leiden und gehe gar nicht aus. Und das macht auch dass mir Marburg nicht so leid thut, von dem ich nur wenige vermisse weniger als man glaubt, aber diese waren und bleiben mir sehr lieb.

Es ist recht schön dass ihr von mir gesprochen habt ich habe an euch gedacht. Bei der Gelegenheit komme ich auf den Hr. Klenze und bin froh nicht sehr bei ihm im Glanze zu stehen, dass er mir Verstand zuzuschreiben die Güte hat, würde mir das Gegenteil darthun, wenn ich es auch sonst geglaubt hätte, eben das darf ich aber auch von dem anmassen sagen; ich hab das schon genug gehört, versichern Sie ihn nur in Gottes Namen dass ich von ihm mir schwerlich etwas anmassen werde und wenn ich noch anmassender würde, dass die Guitarre kein selbstständiges Instrument ist so trivial und allbekannt dass ich mich schämen würde im Ernst es zu verteidigen, — dass er bei Demois. F.[1] viel Glück machen wird zweifle keinen Augenblick, sie ist viel zu verständig dazu; vielleicht kommt auch eine kleine Eitelkeit ins Spiel indem ihre schwarzen Locken sich recht artig auf den hellen und weissen ihres Ehemanns ausnehmen werden, wenn sie vertraulich an ihm ruht. —

Warum nicht so etwas gespielt worden wie ich noch da war begreif ich nicht, denn ietzt kanns ja unmöglich so gut gehn. Man sieht wohl dass Sie die Rollen vertheilt haben denn von selbst wäre der Pyramus an Sie nicht gekommen. Die Thisbe muss ganz allerliebst gewesen seyn. Wäre ich doch da gewesen. Und der Mondschein für die gute sanfte Lotte, passt auch, aber die Rolle durchaus nicht, sie sollte kein Wort davon sprechen. Mit dem Löwen kann ich nicht ganz zufrieden seyn, selbst wenn ihr auch entschuldigt dass ietzt keiner vorhanden.

Da das ganze Parodie ist so werdet ihr hoffentlich es auch so nehmen, wo nicht, so entsteht eine Parodie dieser Parodie aber secundi generis, wobei ich denn nur den Demetrius sehen mögte.

Kommen Sie nächstens hin zu Wildungens so grüssen Sie recht schön wenn Sie es können und fragen Sie die Lotte ob Sie das 4 Gr. Stück erhalten, und ich wolle Sicherheits halber Quittung auch können Sie erzählen wie ich mich schon ietzt auf das versprochene Christkindchen freue. Der Amöne geben Sie das einliegende versprochene Gedicht und das Kind solle sich recht freuen. —

Sonst weiss ich nichts, auch von hier. Für die Creuzerische Geschichte[2] gebe ich keine 4 Heller, sie mag ihre Leute ergötzen. Unwahr

1) Wer mag damit gemeint sein?
2) Vgl. dazu auch Euphorion VI, 344.

ist sie auf jeden Fall, wie sie da erzählt wird. Die lederische Historie ist entsetzlich, der Mann kann nicht lang mehr leben.

An den Josef viele Grüsse und ich erwarte seine Briefe. Ich küsse Sie W. G.

Mein Bruder grüsst vielmal.

Nr. 18. Wilhelm Grimm an E. v. d. Malsburg.

Sonnabend. [Kassel, Oktober 1805.]

Lieber Malsburg. Ich schreibe schon wieder an Sie weil ich um einige Bestellungen bitten muss und — weil ich Sie eigentlich doch sehr lieb habe.

Mein Hanauer Bruder[1] wird nämlich bis Dienstag durch Marburg hierher reisen, da ich nun denke, es mögten einige Bücher vom Heyer[2] daseyn p. die er bequem mitbringen konnte, so lassen Sie doch Ihre Magd anliegenden Zettel in Rudolfs[3] Haus bringen damit man ihm dort alles verabfolge. Ich habe den Josef um diese Gefälligkeit nicht gebeten, weil Sie vielleicht selbst schon die Bücher vom H. haben. Falls Sie Dienstag auf der Post weggehen, würden sie dort meinen Bruder antreffen; überdem auch eine angenehme Begegnung haben: ich meine den Neuber[4] der dorthin fährt aufm Postweg, es hängt demnach von Ihnen ab ob Sie ihn sprechen wollen. Wir sind gewissermassen mit ihm brouilliert, wenigstens haben wir ihn noch nicht gesehen. Die Ursach zu erzählen ist gar zu langweilig.

Es wird recht schön werden, wenn wir hier einmal beisammen sind, indem dann jeden Abend etwas soll vorgelesen werden, Eine Journalgesellschaft soll auch errichtet werden indem man das Zeug notwendig doch haben muss; wir rechnen auf Ihren Beistand uns viele Mitglieder zu verschaffen. Ich denke es kann um so eher zu Stande kommen da das bredische[5]) Lesemuseum verlassen ist, auch mit dem Türken will niemand viel zu thun haben. Literarische Notwendigkeit wird uns Dietrich[6] in Gottingen besorgen, woran wir eine Empfehlung

1) Karl Friedrich, der dritte bruder, geb. 24. april 1787, † 25. mai 1852. Vgl. Jugendbr. s. 44 und 495.

2) Hofbuchhändler in Giessen. Vgl. Jugendbr. s. 6, 42 u. ö.

3) Wilhelms hauswirt in Marburg. Vgl. Jugendbr. s. 12 und 43.

4) Vgl. 12. brief, s. 194, anm. 6.

5) Nach einer notiz im Freimüthigen nr. 9, 12. januar 1805 (s. 36) und in der Zeitschr. f. die eleg. welt nr. 16, 5. februar 1805 (s. 128) wird berichtet, dass ein junger gelehrter, dr. Brede in Kassel, das lesemuseum dort gegründet habe. Vgl. auch Jugendbr. s. 500, anm. 13.

6) Bekannter verlagsbuchhändler.

haben sodass er 12 bis 15 pct gibt was gar nicht unbedeutend ist. Sie können da auch ihre Bücher kommen lassen.

Da ich hier noch keine Zeitg lese so wäre es nicht uneben falls Sie noch länger in Mbg bleiben, ein klein Notizenblatt zu halten das merkw. aus den Z. f. e. W.[1] F. Ab. Z.[2] L. Z.[3] aufzuzeichnen. Ich habe hier einige neue Kunstbücher gesehen unter andern das gepriesene Bilderbuch von Hirt[4] was ziemlich schlecht ist. —

Vom Josef[5] hat es mich beinahe verdrossen dass er in dieser Woche nicht geschrieben, darzu ich weiss wie bald er andere Briefe beantwortet hat. Von den Marburger Begebenheiten werden Sie mir recht viel zu erzählen wissen; ich bitte nur an die liebenswürdige A.[6], sanfte L.[7] und schöne F.[8] meine Grüsse schönstens zu bestellen der ich sonst bin ganz unzerfetzt und ungeplatzt

Ihr treuer F. W.

Werden Sie nach Eschenberg oder hierher reisen da wo ich nicht sehr irre Ihr Onkel hier ist?

Nr. 19. E. v. d. Malsburg an Wilhelm Grimm.

[Escheberg (?) November 1805.]

Verloren gegangen. — Vgl. folgenden brief: „In dem Sinne Ihres Briefs wird auch meine Antwort seyn" . . . „Wenn ich wieder grüssen darf, so soll der Gruss ebenfalls durch Ihre Hand, oder vielmehr Ihr Herz gehen, damit Ihre Mutter denselben Grund hat, ihn in Güte aufzunehmen, als sie hatte, ihn zu geben" . . . .

Nr. 20. Wilhelm Grimm an E. v. d. Malsburg.

Kassel. 13t [Dezemb. 1805]

Lieber Malsburg. In dem Sinne Ihres Briefs wird auch meine Antwort seyn d. h. ich schreibe weil ichs versprochen ebenfalls, denn sonst habe ich nichts zu sagen, dass Sie nicht schon wüssten, zb. dass ich Ihnen gut bin. Auf die Volkslieder[9] sind wir beide begierig

1) Zeitschrift für die elegante welt, von Karl Spazier (1801—05), später (1805—16) von August Mahlmann redigiert.

2) [Dresdener?] abendzeitung.

3) [Hallische] litteraturzeitung.

4) Aloys Hirt (1759—1839). Vgl. Allg. d. b. 12, 477.

5) Der briefwechsel der brüder G. mit ihren studienfreunden Joseph, Vacano, Engelhard u. a. scheint nicht mehr erhalten zu sein. Im Grimmschrank findet sich nach einer mitteilung von prof. Steig nichts mehr davon.

6) Vgl. 16. brief, s. 208, anm. 1.

7) Ebd. anm. 2.

8) Vgl. 17. brief, s. 210, anm. 1.

9) Des knaben wunderhorn. Alte deutsche lieder. Gesammelt von L. A. v. Arnim und Clemens Brentano. Mit einem anhang von kinderliedern. Heidelberg 1806 bis 1808. III. 8.

wünschend, dass es recht viel Schade dass sich das besste, Romanzen, Episches am seltensten findet, Liebessachen am ersten, aber all Variationen nur eines Thema's.

Wegen des Taschenb.[1] ist gleich geschrieben worden, ich geb aber wenig Hoffnung, weil der Mann noch nicht geantwortet, was den verneinenden Fall bedeuten sollte. Denn ich habe dorther die bestellten Bücher bekommen: Iwain und Herder's Volkslieder[2], ein gar liebes Buch, was Sie sich auch kaufen sollen.

Über Ihren Relationenfleiss kann ich mich nicht sonderlich freuen, weil er doch nur relativ ist d. h. zu einer andern Zeit es doch geschehen müsste. Petrarca's Leben, ist wo ich nicht irre voriges Jahr in Frankreich erschienen u. merkwürdig, dass er neben seiner Liebe zur Laura eine andere Liebschaft u. 2 Kinder gehabt. Wenn Ihr Aufzeichnen daraus Bezug hat auf eine bestimmte Tendenz, so werde ich mich sehr freuen u. Sie loben, denn ich fühle, dass eine solche durchaus nothwendig.

Von Marburg habe ich nichts gehört. Vom Trott[3] aus Götting[en] einen Grus bekommen, er hat ein paar literarische Bitten angenommen, die mir sehr angelegentlich sind.

Waren Sie noch hier, wie wir die schöne Ausgabe des Don Quixotte[4] bekommen haben? Cervantes Bild ist dabei und seine Handschrift. Sie werden sich freuen ihn zu sehen.

—

Wenn ich wieder grüssen darf so soll der Gruss ebenfalls durch Ihre Hand, oder, vielmehr Ihr Herz gehen damit Ihre Mutter denselben Grund hat, ihn in Güte aufzunehmen, als sie hatte, ihn zu geben.

—

Alles liebes und gutes Wilhelm Karl Grimm.
Mein Bruder grüsst herzlich.

—

Noch eins ich habe das wunderschöne Bild, die charitas fertig, u. man muss es auch lieb haben.

1) Gemeint ist wol Friedrich Schlegels Poetisches taschenbuch für das jahr 1805/6. II. Berlin bei Unger 1806.

2) I. teil. Leipzig, Weygandsche buchhandlung 1778. 335 s. 8. — II. teil 1779. 315 s. 8.

3) Gemeint ist Heinrich August Polykarp von Trott zu Solz aus der Imshäuser linie, geb. zu Kassel am 22. märz 1783, † 22. november 1840 zu Frankfurt a. M. Er war zuletzt kgl. württembergischer staatsrat und bundestagsgesandter. Ein enkel ist der jetzige regierungspräsident der provinz Hessen-Nassau von Trott zu Solz. Sein briefwechsel mit den brüdern Grimm ist nicht erhalten.

4) Von Tieck übersetzt. Berlin, Unger 1799—1801. IV. 8.

Nr. 21. E. v. d. Malsburg an Wilhelm Grimm.

Berlin, den 27ten Dez. 1805.

Mein bester Grimm!

Diesmal beschämen Sie mich nicht dadurch dass Sie mir zuerst schrieben, wie einmal nach Paris. Sie überlassen mir's allein, mich zu schämen, dass ich Ihnen noch nicht geschrieben habe, aber Sie wissen ja, wie ich faul bin, als liebte ich so das dolce far niente. Indessen könnte ich doch auch hier allerley Entschuldigungen anbringen, vom fremden Ort p, deren ich mich auch nicht begeben will, die Sie aber alle besser wissen wie ich. So viel müssen Sie aber auch für gewiss wissen, dass ich Sie allein recht oft in meinen Gedanken habe, sondern mich sogar nach Ihnen sehne, und Sie gar so gern sehen möchte. Es kommt mir betrübt vor, dass ich so weit von Ihnen weg bin, und doch so oft an Sie denken muss, und doch nicht zu Ihnen kommen kann, wenn ich so recht noch bey Ihnen seyn mögte. Über alles was ich hier sehe und höre, mögte ich mit Ihnen sprechen und mit Ihrem Bruder, und weil ich das nicht kann, schweige ich ganz still, und höre andern Leuten zu, die vieles sagen, und sich viel darauf einbilden, was ich gar nicht gesagt haben mögte, und am Ende wohl noch sich einbilden, ich wüsste gar nichts darüber zu sagen, oder ich gäbe ihnen Recht, und sagte es ihnen wohl gar bey Gelegenheit einmal nach, welches ich mir doch nicht gern nachsagen liesse. Wir wohnen im Hôtel de Paris, Brüderstrasse. Die Wirthin hat zwey Töchter, die älteste Wittwe des medicinischen Geh. Raths Selle[1], die jüngste unverheirathet, jene spielt sehr gut Clavier, diese mahlt nach Gemälden von der Gallerie, beyde herzlich hässlich, und sehr geschwätzig, wenn auch nicht gerade auf die unangenehmere Art, wollen leider auch literarische Bildung haben, und äussern muthig und frey gar manches freymüthige Urtheil. A. W. Schlegel heisst bei ihnen der weniger Tolle, Alarcos ist voll Unsinn, A. W. S. der im vorigen Winter in diesem Hause seine Vorlesungen gehalten hat, die sie denn auch besucht haben, hat darin manches recht hübsche gesagt, aber auch viel lächerliches, wobey z. B. das Sonnett Don Quixote und Nothe (?) citirt wird pp und das sagen sie Menschen, die den Namen S. nicht kennen, und beyfällig lächeln. Aber so viel Gemackeltes ich auch merke, ich schweige still. An der Wirthstafel wird bisweilen so gespottet, und Einige sind denn da doch wahrscheinlich von der Gegenpartey, weil sie auch still sind, unter andern ein H. v. Arnim, Achims Bruder. Karl Mächler[2] scheint ein Hausfreund zu seyn, denn er überbrachte selbst gestern ein neues Produkt: Der Invalid an seinen Sohn, eine Ode — sehr invalid und mag wohl durch die Invaliden Korbflechterey veranlasst seyn. Übrigens soll dieser Dichter wenigstens gute sentiments, und manches ganz artige gemacht haben, u. seine Gedichte immer selbst in der ganzen Stadt herumschleppen, sich mit Aristides[3] aber jetzt nicht zum Besten stehn. — Der junge Vf. des Lacrymas und Pellegrin heisst nicht Schulz sondern H. v. Schütz.[4] Schlegel ist mit Frau v. Stael auf der Rückreise, u. man glaubt er würde hierher kommen. Im Schauspiel war ich sechsmal, habe aber die Meyer[5],

1) Christian Gottlieb Selle (1748—1800), war zum dritten mal von 1798 ab mit einer geborenen Dacke vermählt. Allg. d. b. 33, s. 682—84.

2) Vgl. Goedeke § 295, 1.

3) D. i. Kotzebue. Vgl. 10. brief, s. 190, anm. 6.

4) Christian Wilhelm v. Schütz (1776—1847), dessen schauspiel Lacrimas (Berlin 1803) A. W. v. Schlegel herausgab. Vgl. Goedeke § 289, 2.

5) Gattin von Friedr. Ludw. Wilhelm Meyer (1759—1840). — Allg. d. b. 21, 573.

Bethmann[1] und Fleck[2] noch nicht sehen können, weil Madam Hartwig[3] eine ganze Zeitlang Gastrollen gegeben hat. Sie spielt gerade wie ihr Mann in Kassel, und ist eben nicht hübsch, daher sie auch hier gar nicht gefällt, und höchst affectirt gefunden wird. Als Luise in Cabale und Liebe hat sie mir aber nicht so sehr misfallen, Iffland habe ich erst einmal gesehen, als Mordfuss im Vater von Ungefähr[4], und ich finde ihn auch ausserordentlich gut; man glaubt ihn gar nicht auf dem Theater zu sehn, sondern einen wirklichen Wucherer in seiner Stube, wiewohl er doch in einer fremden Stube ist. Alle die andern die ich gesehn habe ahmen ihn nach, und ich finde zuweilen sind sie zu natürlich, und sparen ihren Affect so, dass er im ganzen Stück nicht zum Vorschein kommt, wo er doch nicht ganz ausbleiben dürfte. Auch entsteht daraus, dass man oft kein Wort von der ganzen Conversation versteht. — Ochsenheimer[5] hat mir sehr gefallen. Der Platz worauf das neue Theaterhaus zwischen zwey Kirchen steht ist schön, so wie überhaupt die Stadt sehr schön ist, nur in manchen sehr breiten Strassen die Häuser nicht hoch genug. Im ganzen dünken mir die hiesigen Menschen wie ihre Strassen ein breites Ansehen zu haben. Etwas hübsches von Weibern ist mir noch gar nicht vor die Augen gekommen, sie kommen mir klein und mit unangenehmen Zügen vor. Aber die Königin ist schön. — Wie lang wir bleiben ist noch ungewiss, aber immer lang genug, dass Sie mir antworten können. Bey Unger war ich noch nicht. Wie wär's wenn wir auf Schiller[6] pränumerirten, Velin oder Schreibp? Wären wir nur das andere los. Doch fragt sich ob sich Cotta bei dieser Ausgabe mehr Mühe gibt. — Ich habe mir die Heymonskinder, Eulenspiegel u. a. m. gekauft. — Haben Sie etwas zu bestellen, so will ich's gern besorgen. Besorgen Sie mir nur den Brief an Vacano, und grüssen hübsch unsre Brüder. Dem lieben Jac. habe ich diesen Brief fast mitgeschrieben, erwarte also dgl. von ihm. Leben Sie wohl. Behalten Sie mich lieb! — Ihr Ernst Malsburg.

Nr. 22. Wilhelm Grimm an E. v. d. Malsburg.

K. 1. J. 1806.

Seyn Sie bestens von uns gegrüsst, lieber Malsburg, und empfangen Sie unsere herzliche Glückwünsche, so zum Christkindgen als Neuenjahr.

Sie haben zeither nichts von uns gehört, und ich hätte wohl eher geschrieben, wenn ich nicht durch Manches zum Theil sehr unangenehme abgehalten wäre. Vorerst wurde der Jakob, kurz nach Ihrer Abreise, heftig krank, wie er selbst sagt, an einem hitzigen Brustfieber, wir freuen uns, dass er wieder völlig hergestellt. Eine nothwendige Folge war, dass ich während der Zeit nicht nach Marburg konnte, um

1) Friederike Auguste Konradine Bethmann-Unzelmann (1760—1815). — Allg. d. b. 2, 573.

2) Sophie Luise Fleck, geb. Mühl (1777—1846), die gattin des genialen schauspielers Fleck (1757—1801). — Allg. d. b. 7, 110.

3) Vgl. 3. brief, s. 177, anm. 5.

4) Lustspiel von Kotzebue, Leipzig 1804.

5) Ferdinand Ochsenheimer (1767—1822). — Allg. d. b. 24, 144.

6) Vgl. 15. brief, s. 204, anm. 12.

dort meine Sachen abzuhohlen, denn das Examen habe ich ohnehin aufgegeben.[1] Nun erhielt ich Briefe von dort, worin man auf Räumung des Logis dringt, u. da mir bei der fürchterlichen Kälte schlechterdings unmöglich, abzureisen, so war ich endlich genöthigt, die Schlüssel wegzuschicken u. der Vacano hat auf Bitten alles besorgt, der Neuber hat sich bei der ganzen Geschichte so betragen, dass es seinem Charakter Ehre macht d. h. sehr schlecht; ich werde mich nie mit diesem Menschen mehr abgeben. Sie werden natürlich Neuigkeiten v. Mbg. erwarten, inzwischen schreibt der Vac[ano] so, wie sich von ihm denken lässt, ziemlich selten d. h. er hat unter den beständig[en] Vergnügung[en] keine Zeit dazu. — Robert[2] ist permanenter Proraktor geworden, welches wohl sehr wenigen lieb seyn mag von seinen Kolleg[en], am wenigsten dem Busch[3], der, resignirt, schon die Glückwünsche empfangen haben soll. Auch mag sich sonst ein mit beiden wohl bekannter, deshalb nicht wenig ärgern, weil doch die zukünftige Hoffnung verschwindet. —

Ich komme wieder auf uns. — Das Leseinstitut ist[4] endlich zu Stand gekommen, und wir müssen froh seyn, da es doch durchaus nothwendig. Aus diesem Grunde hat man eben keine grosse Wahl unter den Mitgliedern, und Sie werden es sich müssen gefallen lassen Kaufleute darunter zu sehen, die Sie nie eigentlich sehen.

Von dem Theater[5] werden Sie nichts wissen wollen, einmal weil es allzu schlecht, hernach weil ich gar nicht hineingehe. Ich bin recht begierig zu wissen, wie Ihnen das Berliner gefällt, und Sie haben Gelegenheit die interessantesten Bemerkung[en] u. Vergleichungen anzustellen, indem Sie die 2 vorgeblich grössten Theater gesehen — Gestern habe ich auch zufällig gehört, dass Sie einen hiesigen Bekannten dort haben, ich meine den Engelhard[6], sagen Sie mir doch wie sich der gefällt dort? —

1) Vgl. dagegen Kl. schr. I, s. 11: „Im Früjahr 1807 [1806] wurde ich examiniert" und Stengel II, anm. s. 394 fgg. Aus den von Stengel aufgefundenen acten der juristischen facultät geht hervor, dass Wilhelm G. am 14. mai 1806 geprüft werden sollte. Er reichte am 6. mai ein gesuch um aufschub ein, weil er erkrankt sei, und die prüfung fand am 21. mai 1806 statt.

2) Georg Friedrich Karl Robert, professor der rechte in Marburg, war 1796, 1805 und 1806 prorector der universität. Vgl. Strieder 12, 48. 18, 382.

3) Prof. der medicin in Marburg. Vgl. Strieder 2, 101 fgg.

4) Vgl. 18. brief und Jugendbr. s. 26.

5) Das theater stand damals unter direction der schauspieler Kruse und Willmann. Intendant war geheimrat v. Apell. Vgl. Lynker s. 334 fgg. Es wurden fast nur ritterstücke und possen gegeben.

6) Wilhelm Gotthelf Engelhard (geb. 1785 in Kassel, † daselbst als obergerichtsdirector 1848) schul- und studienfreund der brüder. Vgl. Allg. d. b. 6, 138. — Er

Ich weiss nicht, ob Sie mit Berlin auf dem Fuss stehen folg. Bitten nicht unbescheiden zu finden:

1. In Berlin ist ein Buch gedruckt worden, das folg. Titel hat: Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12—14 Jahrh. Berlin (wenn ich nicht irre bei Spener) 1784—1785. 2 B. gr. 4. herausgegeben und verlegt von Cph. Heinr. Müller (auch wohl Myller)[1] (war Prof. am Joachimsthalischen Gymnasium.) Es enthält einen Abdruck der vorzüglichsten altdeutschen Dichtungen, und macht sich hierherum deshalb ziemlich selten, weil es glaub ich, nie recht in den Buchladen gekommen. Am ersten u. allein wäre es daher wohl in Berlin zu haben u. meine Bitte ist: sich deshalb Mühe zu geben, und zu dem genannten Buchhändler (Spener) zuerst zu schicken, der, falls er es nicht hätte, auch wohl die erste Auskunft geben kann, wo es noch zu bekommen. Es mag ziemlich theuer seyn da es zwei Quartbände sind und der letztere stark ist; lassen Sie sich dadurch nicht abhalten, ich werde Ihnen mit Vergnügen die Auslagen ersetzen.

2. Können Sie nicht Erkundigung einziehen oder lassen über folgendes?

Der (1795) Prediger Erduin Julius Koch hat in seiner Literargeschichte[2] (unter den Zusätzen S. 320. B. 1.) gesagt, er werde binnen Jahresfrist — er redet im Jahr 1795) — den dritten Band jener Müllerischen Sammlung herausgeben, verbunden mit einem Glossar über alle 3 Bände, und bemerkt, dass bereits 30 Bogen abgedruckt seyen.

Meines Wissens ist dieses auf jeden Fall äusserst interessante Werk nicht erschienen. Rücksichtlich dessen bitte ich sonach: sowohl bei jenem Spener als auch in der Königl. Realschulbuchhandlung[3] (wo die Literargesch. gedruckt ist) nachzufragen: wie es mit diesem verkündeten Buche stehe? ob es noch erscheine? ob mehr schon gedruckt als jene 30 Bogen? und ob man diese nicht kaufen könne? Auf jeden

wurde am 24. april 1804 bei der universität Marburg eingeschrieben. Ostern 1795 trat er in die IV des Kass. lyceums ein und verliess die schule 1801 aus UI. (Grosz, Gymnas.-progr.).

1) Chr. Heinr. Müller († 1807), ein schüler Bodmers, gab, angeregt durch dessen beschäftigung mit der älteren deutschen litteratur, 1782—85 die drei bände „Sammlung" usw. heraus. Vgl. Raumer, Geschichte der germ. philologie s. 258fgg. Der dritte band blieb unvollendet.

2) Compendium der deutschen litteraturgeschichte von den ältesten zeiten bis auf das jahr 1781, erster band 1790, zweite ausgabe 1795; zweiter band 1798, ein werk, das lange zeit unentbehrlich war.

3) Durch Hecker (Allg. d. b. 11, 208) 1749 gegründet, durch Reimer (ebenda 27, 709) 1800 übernommen.

Fall bitte ich davon zu kaufen, was man bekommen kann. — Es wäre gut, wenn Sie zu diesen Buchhändlern ein Verhältnis bewirken könnten, dass man Ihnen aus spezieller Gefälligkeit die Bücher überlassen wolle.

3. Endlich werden Sie selbst Interesse dabei haben, von dem Unger Erkundigung einzuziehen: wann die Fortsetzung des Shakespeare[1] u des Kalderon[2] erscheint.

Ich bin sehr unartig mit meinen Aufträgen, u. Sie sind sehr artig, wenn Sie dieselben ausrichten.

Nochmals Grüsse. Ihr W. Grimm.

Nr. 23. E. v. d. Malsburg an Wilhelm Grimm.

[An Wilhelm Grimm.] Berlin 11. Jan 1806.

Mein theurer Grimm!

Es war recht hübsch von Ihnen, mir so hübsche Briefe zu schreiben, und da nun einmal Undank der Welt Lohn ist, so muss ich Sie gleich wieder mit einer Antwort quälen, ob ich das zwar für ein Zeichen von Dankbarkeit halten mag, und mögte, dass Sie es auch dafür hielten. Es ist mir lieb, lieber J. dass ich von Ihrer Krankheit nichts gewusst habe, bis Sie wieder gesund waren, denn sonst hätte ich mich hier doch ängstigen müssen, weil Sie eine so ängstliche Krankheit gehabt haben wollen. Weil Sie aber eine starke Natur sind, so wird nun wieder alles gut seyn, und ich habe Sie fast noch lieber wie sonst, weil Sie mich dauern dass Sie gelitten haben. Ich werde es wohl bald machen, wie Sie einmal, und den Vaterboden und die Muttererde wieder küssen, und mich von Ihnen darauf begrüssen und einen vortrefflichen jungen Mann und Freund nennen lassen. Aber wann, weiss ich noch nicht gewiss, Sie wissen ja, wie es uns immer geht, dass wir erst recht unbegreiflich lange im Begriff sind zu gehen, ehe das eigentliche Gehen vor sich geht. Mein Onkel spricht von der andern Woche, aber ich halte es doch noch für ungewiss, wiewohl ich nicht sehr betrübt darüber wäre, weil ich es hier bald müde bin, und mich freuen werde bekannte Gesichter wieder zu sehn, und freundliche Herzen wieder zu empfinden. Auf diesen Brief werden Sie mir also leider nicht antworten können, wenn Sie nicht etwa erfahren, wann eine Stafette an uns abgeht. Ihre Aufträge habe ich gleich besorgt, aber der von der Müllerischen Sammlung ist unglücklich ausgefallen. Haude und Spener (welches übrigens einerley) haben nach langem Suchen und Nachschlagen zwar gefunden und aufgeschlagen dass sie zwar existirt hat, nun aber nicht mehr als etwa in Auctionen im Buchhandel existirt, auch in der Realschulbuchhandlung für's erste nicht fortgedruckt wird. Es macht mich niedergeschlagen Ihnen den Gefallen nicht thun zu können, [deshalb] schlagen Sie sichs aus dem Sinn. Ich schicke Ihnen ein Verzeichniss von meiner Volksbuchsammlung; die mit einem Sternchen bezeichneten kann ich Ihnen also mitbringen, nach den andern will sich der Mann umthun, die Sie mir aufgeschrieben haben. Wollen Sie etwa noch eins von den die ich habe

1) Vgl. 13. brief, s. 198, anm. 2.

2) 1803 liess A. W. Schlegel bei Unger den ersten band des „Spanischen theaters" erscheinen, dem erst 1809 (bei Hitzig) der zweite band folgte. Die beiden ersten bände bildeten fünf stücke Calderons: „Schärpe und blume", „Die andacht am kreuze", „Über allen zauber liebe" (1. bd.), „Der standhafte prinz", „Die brücke von Montiblo" (2. bd.).

haben, so thun Sie mir's zu wissen, eh' ich weggehe. Haben Sie meinen Brief an Vacano besorgt? antwortet er wohl? — Mein Onkel quält mich aufzuhören, wir werden die andre Woche wohl noch bleiben. Morgen liest Fichte Beweisung zu einem glückseligen Leben, ich will sehn ob ich hospitiren kann. — Nächstens mehr — leben Sie wohl, alle beyde. Ihr Ernst Malsburg.

Ich hätte noch allerley zu schreiben aber es geht nicht.

An
Herrn W. Grimm
C. d. R.
wohnhaft beym Kaufmann Wille zu Cassell.

Nr. 24. Jakob Grimm an E. v. d. Malsburg.

[Kassel, Jan. oder Anf. Febr. 1806.]

So eben, lieber Malsburg, hat der Brief, welchem ich einliege, weggeschickt werden sollen, als der Ihrige ankam. Ich weiss Ihnen wenig zu schreiben, um so mehr oder weniger, da Sie doch nicht solange mehr ausbleiben.

In Berlin mögte ich einen Tag sein, die Stadt zu sehen, u. 1 Monat, das Theater; sonst ist wohl dort nicht viel zu thun, Bibliotheken, Museen, Antiquare sind in Vergleich mit andern viel kleinern Orten wenig sagend. Es ist gut dass Sie sich zu einigen Aufträgen angeboten, deren Ausrichtung mir sehr lieb sein wird. Können Sie in ihrer Eulenspiegelsfabrik etwa noch folgende alte Sachen finden u. mitbringen, so soll michs freuen:

Die Schildbürger[1], Wigalois vom Rade, Die 7 Weisen, Melusine, Ritter Pontus, Hugschapler, Ritter v. Thur, Herzog Herpin, Herr Tristant u. Isalde, Markgraf Walter, Ritter Galmien, Schöne Helene

u. auch alte Lieder[2], die gewöhnlich auf halbe Bogen gedruckt sind, doch bezweifle ich dass Sie etwas finden, die Hauptofficin ist in Nürnberg. Die alte deutsche, provenzalische und nordfranzösische Litteratur u. ihr Zusammenhang, ist jetzt unser Lieblingsstudium, wir haben Millot hist. literaire des troubadours[3] gut excerpiert, es ist relativ sehr schlecht, d. h. in Vergleich mit den herrlichen Msc. des Sainte Palaye, woraus es kompilirt ist, indessen bis jetzt das alleinige.

Auf Schiller mag nicht pränumeriren, eher auf Göthe's Werke[4].

1) Aus den hier folgenden altd. volksbüchern entstanden zum teil später J. Gr. „Deutschen sagen" (Berlin, I. teil 1816, II. teil 1818).

2) Altdeutsche meisterlieder, die er in seinem (ersten selbständig erschienenen) werke „Über den altdeutschen meistersang" (Göttingen 1811) verwendete.

3) Paris 1774, 3 vol. in 12; in der Nouvelle biographie générale (Paris 1861) vol. 35. 36, s. 547 heisst es von dem werk: 'rédigée d'après les matériaux de Sainte-Palaye, mais avec aussi peu de soin que de discernement'.

4) Die erste Cottasche ausgabe in 12. bänden. Tübingen 1806fgg.

Es ist wohl nichts fataler in Berlin, als dass die Affectation der Berliner einer gelehrten Bildung, wirklich in ihre Natur übergegangen zu sein scheint, so sollen sich darin die reichen Juden besonders hervorthun. Sie kennen doch auch den Dr. Friedländer in Paris?[1] Die Urtheile solcher Leute über die neuere und neuste schöne Literatur sind gewiss die allerschlechtesten, die man finden, ja denken kann, u. diese Menschen, wenn sie schreiben wollen, was sie gerne wollen, thun dem guten den meisten Abbruch.

Leben Sie wohl in ihrer sandigen Mark, u. nicht einmal markigem Sand, indem selbst dieser sehr leicht ist u. in die Augen fliegt.

In Eile. Ihr Jacob Grimm.

V. Die brüder in Kassel, Malsburg in München, später in Wien.

November 1809 bis august 1812.

Im jahre 1808 ward Malsburg der westfälischen gesandtschaft in München, 1811 derjenigen in Wien beigeordnet. Zu seinen Wiener freunden gehörte namentlich der orientalist und dichter Joseph v. Hammer, dessen briefe an ihn, zum grössten teil in französischer sprache geschrieben, noch erhalten sind und sich im v. d. Malsburgischen familienarchiv auf schloss Escheberg bei Kassel befinden. Im jahre 1813, nach aufhebung des königreichs Westfalen, kehrte Malsburg nach Kassel und in seine alte stellung, nunmehr zum justizrat ernannt, zurück, konnte aber seinem jetzigen berufe, durch die früheren glänzenden verhältnisse verwöhnt, keinen rechten geschmack mehr abgewinnen.

In die zeit von 1813—1817 fällt widerum sein und der brüder Grimm gemeinschaftlicher aufenthalt in Kassel. Doch scheint das verhältnis kein reges mehr gewesen zu sein, wie auch der briefwechsel seit der Münchener zeit, namentlich von seiten Malsburgs, sichtlich erlahmt.

Nr. 25. Wilhelm Grimm an E. v. d. Malsburg.

[Kassel 1808 oder 1809.]

Verloren gegangen. — Vgl. folg. brief: „und der Wilhelm hat Ihnen glaub ich einmal geschrieben." Doch bleibt es unbestimmt, ob der brief in der tat geschrieben worden ist.

Nr. 26. Jakob Grimm an E. v. d. Malsburg.

Kassel 5 November [180]9.

Lieber Malsburg, Sie lassen auch gar nichts von Sich hören in den zwei Jahren, dass wir uns nicht gesehen haben. Ich habe Sie doch ein Paar mal durch meinen Bruder Louis[2] grüssen lassen, u. Ihnen

1) Wol der arzt Ludwig Hermann F. (geb. 1790), ein freund Ludwig Schenkendorfs, der schon im 15. jahre die universität bezog und ein lebhaftes interesse für litterarische und ästhetische studien hegte. Allg. d. b. 7, 397.

2) Ludw. Emil Grimm, der jüngste der fünf brüder (1790—1863), ging 1808 nach München, um sich unter Hess in der kupferstechkunst weiter zu bilden. Vgl. Allg. d. b. 9, 689. — Im selben jahr war Malsburg als gesandtschaftsekretär dorthin gegangen.

schon längst einmal schreiben wollen und der Wilhelm hat Ihnen glaub ich einmal geschrieben. Da ich nun die Fräulein Calenberg[1] gar nicht kenne, u. Ihr Onkel sagt, dass Sie ihm selber nichts von Sich schreiben, so weiss ich auch gar nichts von Ihrem Leben und wie es Ihnen ergangen ist, ausser nur, dass mir einmal der Trott[2] erzählt hat, Sie wären krank gewesen, aber wieder bald gesund worden, u. ein anderer ich weiss nicht wer von Weimar von Bertuch[3] her, dass Sie fleissig hinterm Spanischen wären und nichts anderes sprächen und dächten.

Die Ursache warum ich Ihnen schreibe, ist die einfache dass es mir neulich beim Anblick Ihres Onkels einmal, ich weiss nicht wie? mehr als sonst aufgefallen ist, dass ich es bisher unterlassen habe; wenn ich auch letzteres für kein Unrecht halte, so kommt mir doch das Gegenteil für Recht vor. Denn man kan wohl lange seyn, ohne sich etwas zu sagen zu haben, aber plötzlich fällt einem aufs Herz, dass sich für alte gute Bekanntschaft von Zeit zu Zeit wenigstens die Ansicht bekannter Schriftzüge, wenn sie gleich weiter nichts enthalten, gehört, ich erstaune vielleicht darüber, wie sich die Ihrigen geändert haben, allein dennoch wollen wir beiderseits darauf halten, dass unsere frühere Verbindung nicht vergehe; mir könnte es leid thun, ganz abgesehen davon, ob einer oder der andere mehr Schuld daran hätte, denn wer kann oder mag das messen?

Der Wilhelm liesse Sie grüssen, oder schriebe selber statt meiner, wenn er hier wäre, er ist jetzt schon 8 Monate weg, war lang in Halle[4] u. ist jetzt in Berlin bei Arnim[5], ich denke aber dass er nun bald wieder herkommt. Dass wir beide noch immer fleissig sind u. zusammenarbeiten, können Sie denken. Wenn Sie etwa die Heidelberger Jahr-

1) Philippine v. Calenberg (1765—1848), die freundin und mitarbeiterin Malsburgs, die seinen nachlass (Kassel 1825) herausgab und unter dem namen Klythia eigene dichtungen veröffentlichte. Vgl. Justi 19, 437 anm. und Schoof s. 95 fgg. Schindel a. a. o. 1, s. 88 fgg. Ruhl, Erinnerungen an Jakob und Wilhelm Grimm (Melsungen 1885) s. 20.

2) Vgl. 20. brief, s. 213, anm. 3.

3) Friedrich August Bertuch (1747—1822), legationsrat in Weimar, übersetzer des Don Quixote.

4) Bei professor Steffens, dem bekannten mineralogen. Vgl. Steffens, Was ich erlebte, VI, 116—117 und Jugendbr. s. 80—81. Wilhelm war dort von april bis september 1809 zu einer kur bei professor Reil.

5) Vom 18. september bis 13. november war Wilhelm in Berlin bei Arnim zu besuch. Von da bis ende des jahres weilte er in Halle, Weimar, Jena und Gotha und kehrte am 3. januar 1810 nach Kassel zurück.

bücher lesen, so sagen Sie mir doch Ihre Meinung über einige Recensionen von uns beiden, die darin stehen. Vor allen Dingen aber vergessen Sie nicht zu melden, was Sie eigentlich mit dem Spanischen vorhaben, an den grossen Fleiss der Legationssecretaire habe ich fast aufgehört zu glauben, seit ich den Trott gesehen, der mir viel leichter und in das Hofleben gefüger geworden zu seyn scheint. Es wäre etwas recht Gutes, mir besonders erwünschtes, mit der spanischen Literatur zu thun und wenn ich noch einigen Einfluss auf Sie habe, so ermuntere ich Sie hiermit feierlich, eine correcte vollständige Ausgabe der alten Romanzen im Original zu besorgen, aber mit Weglassung aller neuen u. schlechten worin sich Schuberts bibl. cast.[1] so sehr versündigt hat. Die Münchener Bibl. liefert gewiss die besten alten romanceros, von den cancioneros oder vielmehr dem, was in den romanceros u. cancion. canzonen sind, mache ich eigentlich nicht viel u. wollen Sie historische Erläuterungen zu dem Inhalt liefern, worunter ich aber keine in Bezug auf die Geschichte, sondern auf die Geschichte der Poesie verstehe, desto besser, auch machen sie sich immer fast von selber u. nothwendigerweise.

Das teatro español welches Norwich herausgegeben, werden Sie längst haben, ich weiss nichts dagegen, als dass es zu theuer ist. Die Übersetzung der numancia, die mit dem Text in Berlin erschienen, ist doch gar schlecht u. ich sollte meinen, dass es so keine Kunst wäre. Sie merken dass ich auf alle Übersetzungen wenig gut zu sprechen bin, ich gestehe ihnen Nützlichkeit u. Gelehrsamkeit zu, aber keine Poesie, und die wenigen poetischen sind frei und historisch wieder gänzlich nicht zu gebrauchen. Vossens Übersetz. des Homers halte ich jetzo nicht nur für unpoetisch, sondern auch in der Gelehrsamkeit für verfehlt. Deswegen rathe ich Ihnen auch nicht, Ihre schon auf dem Lyceum angefangene Verdeutschung länger aufzuheben.

Rühren Sie denn die Nibelungen, et cetera gar nicht? schreiben Sie mir doch darüber, sowie über vieles andere, was Sie wollen und seyn Sie vielmal gegrüsst. Ihr Jacob Grimm.

Die Einl. an meinen Bruder besorgen Sie doch bald. Adieu.

A Monsieur
Monsieur le Baron de Malsbourg
Secrétaire de Legation
à Munic.
fr. francfort

1) Schubert, G. H., Bibliotheca Castellana Portuguesa y Provenzal. Hamburg 1809.

Nr. 27. E. v. d. Malsburg an Jakob Grimm.

München 12. Dec. 1809.

Kein geschriebenes Blatt, lieber Grimm, hat mir in München mehr Freude gemacht, als das von Ihnen. Alle andern musst' ich erwarten; wie lieb ist mirs dieses bekommen zu haben, das ich nicht erwartet! Unsre Zuneigung zu einander war eine so lebhafte Freundschaft gewesen, wie wir mit dem Buch unter dem Arm in die Schule gingen, und dann mit der Mappe in die Collegia, da wir mit einerley Interesse an andern Dingen auch ein recht lebendiges an uns selbst hatten, weil unsere Gemüther sich nahe lagen, und unser Verstand nicht zu weit auseinander, dass es mir schon oft schien, noch ehe ich ganz hinwegkam, als wären wir recht weit getrennt worden, und als wenn es unmöglich seyn mögte, wieder so zusammen zu kommen. Je mehr ich Achtung für Ihren Fleiss und für Ihr sicheres Bestreben nach Einem hin haben musste, das am Ende doch wieder so viel Anderes zulässt und in sich fasst, desto schwankender und nach vielen Seiten hingezogen bin ich mir vorgekommen gewesen, dass es mir am Ende klar schien, und so nothwendig, dass Sie mich nicht mehr nach einem so hohen, inneren Preise schätzen, und deswegen nicht mehr so lieb haben könnten wie vorher. Deswegen bin ich auch ganz allein Schuld daran, dass ich Ihnen nicht geschrieben habe; ich hätte immer in mir gefühlt, wie es Sie nicht recht gefreut haben würde, und wir Ihnen ein altes Blatt aus den alten Zeiten willkommener heissen müssen, als vielleicht das frischeste von einem jungen Menschen wie ich. Ich habe nun einmal eine etwas sentimentale und im Grund tiefsinnige Natur, aus der ich mich durch mein ganzes Leben hin nicht werde herausarbeiten können, drum macht mich ein musicalischer Gang oder die Worte: ich liebe dich, viel froher als alles in der Welt — ich sollte blos ans Leben denken, und denke immer noch übers Leben hin — ich fühle alles und kann es nicht ausdrücken, und das Natürlichste von der Welt kann mir so weh thun, dass ich es gar nicht sagen mag. Wenn ich nach Ihnen gefragt habe, wenn ich gelesen was Sie geworden, als ich Ihren Bruder gesehen, (der mich nicht gegrüsst von Ihnen und was immer nur ganz zufällig war —) so hatte ich eine so schöne Erinnerung, als wenn liebe Personen mich ansprächen oder anriefen, aber sie waren mir abgestorben, und ich durfte nicht zu ihnen hin. Noch weit mehr ist es mir so mit den Sachen gegangen, die ich hin und wieder mit Ihrem Namen bedruckt gelesen; es war mir empfindlich dass ich es kalt ansah, weil es nicht ein geschriebenes an mich war. Lieber hätte mich also nichts überrascht, als Ihr Brief, in dem ich unter allem Andern noch so viel Zutrauliches, und die alte Liebe wiedergefunden habe. Einmal sagte mir der Savigny[1], dass Ihre Mutter gestorben sey, und dieses that mir so leid, und besonders für unsern Wilhelm, dass ich Ihnen schreiben wollte, als um Sie zu trösten, und ich wusste damals doch nicht, ob es Ihnen auch tröstlich seyn werde. Jetzt bereue ich, dass es nicht geschehen ist. Es freut mich sehr, dass Wilhelm in Berlin ist; er wird dort sehr viel Reichthum für seinen ausgebreiteten Verstand finden, und bey den Menschen unter denen er ist, doch nicht das Breite und Wässerige, dem er von jeher so feind war. Wäre er in Cassel gewesen, er hätte mir gewiss mit Ihnen, oder sein Herz in dem Ihrigen mitgeschrieben, und wenn er jetzt wieder hinkommt, so erfahre ich es, denn nun schreibt er mir gewiss. Grüssen Sie ihn nur, und zeigen ihm diese Handschrift, ob er sie erkenne — ist sie noch wie sie ehemals war? mir däucht die Ihrige wäre sehr gross und streng geworden, Sie werden es doch nicht selbst auch seyn? — Von Gelehr-

1) Seit 1808 in Landshut.

samkeit will ich Ihnen heut nichts schreiben, weil ich nicht dazu aufgelegt bin, und auch keine Zeit mehr dazu habe, aber ich bitte antworten Sie mir, und lassen Sie es so freundlich aussehn, als wenn Sie mir sonst zuweilen im Gesicht herumstrichen, und zu mir sagten: lieber, lieber Malsburg. Adieu, lieber alter Grimm.

Ihr Ernst Malsburg.

Nr. 28. Wilhelm Grimm an E. v. d. Malsburg.

[Kassel] am 10 Jan [18]10.

Nach Halle brachte mir Brentano ein paar Grüsse von Ihnen lieber Malsburg und sonst hat ich mancherlei Erinnerungen an Sie gehabt, die mir lieb gewesen waren zb. dieses Frühjahr hatte ich einmal Blätter aus ihren Collegienheften in der Esplanade nicht weit vom Opernhaus gefunden, es war glaub ich Naturrecht, das auf diese Art sein Recht erhielt und natürlich ward, es war Ihre Hand wo die kleinen Buchstaben immer gross die grossen klein sind. Dazu denn dachte ich Sie mir in ihrem Schanzloper[1] auf der linken Seite oben zugeknöpft, und mit ihrem Hütchen, denn Sie hatten immer das Unglück, einen feinen guten Hut, aber sehr verdorben und entformt zu besitzen; ferner ihre gelbe Stube mit guten Kupferstichen ausgeziert, den platten Ofen, das Theetrinken dazu, und Bauers[2] zerbrochene Barbierteller. Sodann hat ich mir in Berlin schon vorgenommen eine Bitte an Sie zu thun, die auch hier noch folgen wird. Endiich finde ich bei meiner Ankunft (am 3t Januar) einen recht freundlichen schönen Brief von Ihnen, worin Sie es schon zum Voraus gewusst, dass ich Ihnen schreiben würde. Sie haben nur mit allem Unrecht, was Sie darin als Grund von Trennungen angeben; haben Sie noch niemals die Erfahrung gemacht, dass wenn man mit jemand ein langes freundschaftliches Leben gehabt, etwa mit ihm auf die Schule gegangen, dass man dann gar keinen Grund zu seiner Liebe hat, und also auch keinen zur Trennung, und dass man keine Critik mehr hat für seinen Charakter, wie es ja gegen Brüder und Eltern ist und immer seyn muss, sondern dass man ihn nur eben blos liebt? Warum Sie weniger zu uns gekommen, lag blos in einer andern Lebensgewohnheit die sie ergriffen, und weil manche Bedürfnisse die Sie hatten bei uns nicht befriedigt wurden; zu Ihnen konnte man nicht gut kommen, da Sie selbst wissen werden, dass Sie Ihre Wohnung nur auf den Fall hatten als Sie nicht anderswo wären. So war es gleichsam eine Naturnothwendigkeit, dass wir uns weniger sahen, gar nicht ein Mangel an Liebe oder Achtung wie Sie meinen, wenigstens von meiner Seite und ich habe auch niemals ungern zurückgedacht an die frühere Zeit sondern mit Freude, weil ich Freude darin

1) Vgl. Dwb. VIII, 2169.

2) Vgl. 11. brief, s. 191, anm. 4.

gehabt, ich dachte daran wie an eine Gegend oder an einen Platz auf dem ich gespielt und lustig gewesen, wohin ich aber dies Jahr nicht gehen könnte. Und so denk ich noch heute daran und dank Ihnen lieber Malsburg für so manches Zeichen von Liebe und Freundschaft, das mir noch immer vor Augen steht, und wenn ich es Ihnen in etwas vergelten kann, so werde ich es ietzt so gern thun wie damals, denn ich habe Sie noch eben so lieb.

Mir ist es recht wohl gegangen und ich habe viele vergnügte Zeit verlebt auf meiner Reise. In Halle ist es recht freundlich zu seyn und in Berlin recht lustig. Ich hab viele Bekanntschaften gemacht, auch bei Göthe war ich der sehr gütig und freundlich war[1] überhaupt in Weimar ein paar Wochen[2], wo mit wenig Mitteln so erstaunlich viel gethan ist. Ich würde Ihnen gern viel erzählen, wenn ichs ietzt zum erstenmal thun sollte, und heb mirs für mündliche auf. Herr Bertuch fragte nach Ihnen und Sie hätten ihm einmal etwas zugesendet ins Journal[3] sagte er, was ist denn das gewesen? Ich hatte die Freude Göthe recht wohlwollend über Louis Arbeiten reden zu hören[4], dem sie früher zugeschickt waren, als uns. Wir sind alle sehr mit ihm zufrieden über sein stilles, fleissiges und andächtiges Arbeiten, so etwas war gerade für ihn nothwendig, wenn etwas aus ihm werden sollte. Seine Bilder entbehren manche moderne Eleganz und technische Fertigkeit allein sie haben eine ungemeine Wahrheit und Gründlichkeit, etwa wie die altdeutschen Bilder gemahlt sind. Ich lege einen kleinen Brief an ihn ein, den sie wohl besorgen lassen.

Ich muss ietzt was ich den Sommer über in Halle und Berlin gesammelt ordnen und verarbeiten und wieder nachlesen und die Literatur frisch auffüllen, denn das thut ihr noch nöthiger als dem Wein, wenn sie geistig werden soll. Kaufen Sie sich doch auf mein Wort wenn es zwei Thaler gilt, Arnims Wintergarten[5], es ist ein höchst liebenswürdiges Buch, alte schöne Erzählungen auf eine ungemein geistreiche Art verknüpft. Es ist mir noch nie vorgekommen, das Leben

1) Vgl. Jugendbr. s. 203 fgg. und Steig, Goethe und die brüder Grimm.

2) In der tat nur vom 9. bis 18. december. Vgl. Jugendbr. s. 202 („Freitags am 8. dezember reiste ich von Halle ab“) und s. 205, brief vom 27. december 1809 („Nach Jena war ich am Montag vor 8 Tagen abgegangen“).

3) Vgl. 5. brief, s. 180, anm. 4.

4) L. G. hatte 1808 Savigny, seine frau und deren schwester Bettina v. Arnim gezeichnet und radiert. Vgl. auch Jugendbr. s. 205 („Goethe ist so gütig gewesen und hat mir die Bettina von Louis geschenkt“).

5) Der Wintergarten. Novellen von Ludwig Achim von Arnim. Berlin 1809. In der realschulbuchhandlung. XVI und 488 s. 8°.

und Allegorie so in sich übergehend und einander auflösend verbunden wäre. Überhaupt ist was poetische Kraft betrifft, Arnim einer der grössten ietzt lebenden Dichter und z. B. Tiek gar nicht darin mit ihm zu vergleichen. —

Ich besinne mich was Ihnen noch am liebsten von mir zu hören seyn würde, und sehe dass ich vergessen Ihnen zu sagen, wie es seit meiner Badecur in Halle, und seit ich den bekannten Arzt Reil[1] dort konsulirt, viel besser mit meiner Gesundheit geht. Mein Herz rennt doch nicht mehr so unsinnig voraus, und ist langsamer, da es sonst bald am Ziel würde angekommen seyn. —

Nun kommt mein bitte, zuletzt damit Sie solche recht frisch im Gedächtniss behalten. Lassen Sie sich auf der Bibliothek geben Bragur ein Journal von Gräter[2] Band IV. Dort sind S. 185—197 Manuscripte altdeutsche der dortigen Bibliothek beschrieben. Suchen Sie darin (oder fordern Sie wenn Bragur nicht da ist) den Cod. LXXIX welcher zuerst den Parzival und dann den Tyturel enthält. Wenn Sie solchen vom Bibliothekar erhalten haben sehen Sie nach ob nicht am Ende oder gegen das Ende ein Fragment von etwa 4 Blättern (wie es auch im Bragur wird beschrieben seyn) sich befindet, welches ebenfalls eine Bearbeitung des Tyturells ist, nach Tieks mündlicher Aussage nicht in Strophen, sondern wie fast alle altd. Gedichte zweizeilig gereimt. Diese 4 Blätter seyn Sie dann so gütig genau abzuschreiben, mir bald zuzusenden mit der fahrenden Post ohne Couvert mit einem Bandeau und einen grossen Dank zu gewarten. —

Leben Sie wohl lieber Malsburg, schreiben Sie mir bald wieder und seyn Sie herzlich gegrüsst Wilhelm Carl Grimm.

A
Monsieur le Baron de Malsbourg
Secretaire de legation
Munich.

Nr. 29. Wilhelm Grimm an E. v. d. Malsburg.

Cassel am 15t Junj 1812.

Lieber Malsburg. Fräulein Calenberg[3] hat mich gebeten, ihr ein Blatt zu geben in eine Brieftasche, welche sie Ihnen zu Ihrem Geburts-

1) Joh. Christian Reil, 1758—1814, seit 1787 professor der medicin in Halle.

2) Bragur. Ein litt. magazin der deutschen und nordischen vorzeit. Herausgegeben von Böckh und Gräter. Vierter band. Mit einem titelkupfer von Daniel Chodowiecki und einem notenblatt. Leipzig bei Heinrich Gräff, 1796. 8°. Darin s. 132—148 abschrift des Titurel von Wilhelm v. Orlenz.

3) Vgl. 26. brief, s. 212, anm. 1.

tag schicke, und worin sie alles sammele, was Ihnen Freude machen könnte; sie meinte etwas aus unserer alten Edda oder sonst ein Gedicht. Indess habe ich von jener noch nichts ganz vollendetes und von diesen will sich nichts passendes in unsern Sammlungen finde, dass ich lieber einen Brief schreibe, wenn Sie so vieles feine, zierliche wie ich denke, daneben finden, werden Sie meine herzlichen Wünsche darin für Ihr Wohlseyn auch gern annehmen. Ich habe in dieser Zeit öfter an Sie gedacht, nämlich in dem Panorama von Wien, wie Sie auf den Abendpromenaden zu sehen sind, oder auf dem Weg zum Theater. Die Stadt hat mir einen angenehmen Eindruck gemacht, man sieht ihr an, dass sie allmählig aus festem Grund und innerer Nothwendigkeit aufgestiegen ist, was z. B. Berlin ganz fehlt. Ich habe die Hoffnung, die ganz unschuldig ist, weil ich bis ietzt noch nicht einsehe, wie sie sich erfüllen kann, auch noch dahin zu kommen, weil es mir in vielem Betracht erwünscht wäre.

Ich setze voraus, dass Sie wenig von unserm Leben wissen und fange damit an, Ihnen zu sagen dass es uns recht wohl geht. Der Jakob ist durch seine Stelle in einer mannigfach angenehmen und bequemen Lage[1], die bei fast keiner andern denkbar wäre, meine Gesundheit über die ich längst das Klagen aufgegeben, und die nicht mein Herr werden soll, macht es mir unmöglich, eine anzunehmen und das gibt mir eine wünschenswerthe Freiheit in allen Verhältnissen. Wir arbeiten fleissig zusammen in einer Stube, in einer Sache, und in einer treuen Gesinnung zu einander, dieses Gemeinschaftliche hat einen eigenen Reiz und wenn etwas lebendig erhalten und das erstarren und verholzen der Kenntnisse abwenden kann, so ist es dieses. Uns beschäftigt ietzt vor allem die Herausgabe der alten Edda und des Reinhart Fuchs[2], vielleicht sind Ihnen die öffentlichen Anzeigen zu Gesicht gekommen, beide sind in ihrer Art ungemein herrlich und wie weniges merkwürdig; wir haben schon recht ausgebreitete Studien dazu und die Arbeit wächst und erfreut uns immer mehr. Die Edda hab ich wie die seltensten nordischen Bücher durch Hammerstein[3] bekommen, ich weiss nicht ob

1) 1808 war J. G. vorsteher der privatbibliothek königs Jérôme in Wilhelmshöhe und daneben am 17. februar 1809 staatsratauditor geworden, so dass seine besoldung sich um 1000 fr. vermehrte und er nun einen gehalt von über 1000 rthlr. bezog. Zu tun hatte er in beiden stellungen wenig, so dass er viel musse auf die altdeutschen studien verwenden konnte.

2) Erstere erschien 1815, Reinhart Fuchs 1836.

3) General Hans v. Hammerstein, westfälischer gesandter in Kopenhagen. Vgl. Allg. d. b. 10, 491.

Sie ihn kennen, er hat Sinn und Geist, selbst schöne Kenntnisse und etwas eigends liebenswürdiges in seinem Wesen. Zu dem Reinhart F. haben wir eine Handschrift aus Rom und drei aus Paris bekommen, Sie können denken, wie viel mühseliges auch zu übernehmen ist, da wir diese an 30,000 Verse abschreiben mussten. Wir haben auch sonst noch manches gute vor, an das wir mit Lust denken, ich will aber nichts davon schreiben, weil ich nicht weiss inwiefern es Ihnen nah liegt, nur das wird Sie interessieren dass wir oder der Jacob eigentlich den reichen romancero von 1555 wieder edirt, als sylva de romances antiguos, woran Vieweg eben druckt[1], wenn Sie ihn noch nicht kennen, da er ungemein selten ist, werden Sie über diesen Reichtum erstaunen.

Die neuen Messsachen sind wohl noch nicht zu Ihnen gekommen, ich habe mich eben mit einem grossen Paquet herum geplagt. Franz Horns Geschichte der schönen Literatur[2] ist nicht gerade schlecht, aber es fehlt ihr am Besten, mich erfreuen diese Conversationsbücher nicht und dergleichen in gedrehten Sentenzen gefasste Urtheile; der Hauptirrthum ist der Glaube, als sey es möglich über den grössten Teil, der hier besprochenen Dichter schon ein geschichtliches Urtheil zu fällen. Fouque hat wieder einen Roman der Zauberring[3] geschrieben, mein Leben ist aber zu kurz, als dass ich ihn lesen könnte; er hat recht viel Geschick und Talent, manches ist schön angefangen aber es fehlt ihm die Kraft zum Durchführen, er hat stets zu wenig Erz und wenn er fertig gegossen hat fehlt ein Arm, eine Hand oder es ist irgendwo hohl, dagegen hilft nichts auch nicht dass Schlegel ihn einen Scalden genannt hat. Das liebste Buch ist mir Arnims Erzählungen, nicht blos deshalb, weil er es uns dedicirt hat, wiewohl es uns eine grosse Freude gewesen, sondern wegen seiner innern Vortrefflichkeit, die erste Erzählung Isabella von Aegypten[4] besonders ist so wunderbar, tief, reich und originell, dass ich auch gar nichts dagegen zu setzen weiss aus der ganzen neuern Schule. Ebenso ist mir seine Dolores[5] und Halle und

1) Sylva de romances viejos 1815, von J. allein herausgegeben. Vgl. 25. brief, s. 222, anm.

2) Berlin 1805.

3) Der Zauberring, ein ritterroman von Friedrich baron de la Motte Fouqué. Nürnberg 1813. III. 8.

4) Isabella von Ägypten, kaiser Karls des fünften erste jugendliebe. Werke bd. 1. Berlin 1812.

5) Armut, reichtum, schuld und sühne der gräfin Dolores. Eine wahre geschichte zur lehrreichen unterhaltung armer fräulein, aufgeschrieben von Ludwig Achim v. Arnim. Berlin 1809. II. 8°. Werke bd. 7. 8. — Vgl. W. Grimm, Kl. schr. I, 289—297.

Jerusalem[1] eine ausgezeichnete Erscheinung und es gehört eine Zeit dazu wie diese, die aller Freude unfähig geworden, um sie nicht zu erkennen.

Ich mögte wohl wissen, ob Sie mit den dortigen Schriftstellern in keinerlei Verkehr und Bekanntschaft sind, mit dem Schlegel[2], Adam Müller[3], welchen letztern ich ein paarmal in Berlin gesehen und dessen Werke mir eigentlich besser gefallen, als er, da vieles treffliche darin vorkommt. Das Museum von Schlegel[4] hat mir nur in einzelnen Aufsätzen gefallen z. B. der Aufsatz über nordische und ossianische Dichtung gar nicht. Am wenigsten hab ich verstanden, wie der Aufsatz von Steigentesch[5] hineingekommen der an sich ganz unbedeutend die Weisheit enthält die in allen Journalen so wohlfeil steht, und dass Schlegel selbst keinen Ekel daran genommen ist mir unbegreiflich. —

Damit will ich mein Schreiben schliessen, lassen Sie sich alles wohl gefallen, lieber Malsburg, und wenn Ihnen dieser Brief lieb gewesen so antworten Sie mir recht ausführlich darauf. Wenn es Ihnen so ist, wie mir so denken Sie gern an manche vergnügte Stunde unseres Zusammenseyns, mein Leben hängt mir so zusammen, dass ich nichts herauszunehmen weiss. Seyn Sie herzlich von uns beiden gegrüsst

Ihr Wilhelm Carl Grimm

Nr. 30. E. v. d. Malsburg an Wilhelm Grimm.

Wien den 8ten August 1812.

Hier schicke ich Ihnen, lieber Grimm, was Sie von mir verlangt. Ich habe es gern selbst abschreiben wollen, aber der H v. Leon (?), der mir gesagt, dass er

1) Halle und Jerusalem. Studentenspiel und pilgerabenteuer von Ludwig Achim v. Arnim. Mit einem von Ludwig Grimm radierten porträt nach Holbein, Ahasverus. Heidelberg 1811. Werke bd. 16.

2) Friedrich Schlegel lebte damals als secretär der hof- und staatskanzlei in Wien, wohin Malsburg 1811 als gesandtschaftssecretär geschickt worden war.

3) Adam Heinrich Müller (1779—1829), ein freund Arnims und Brentanos. Goedeke § 293, 3. Malsburg scheint keine beziehungen zu diesen beiden männern in Wien gehabt zu haben. Er verkehrte fast ausschliesslich mit dem orientalisten und dichter Joseph v. Hammer, dessen briefwechsel mit Malsburg (meist in französischer sprache) erhalten ist.

4) Deutsches museum von Friedrich Schlegel. Wien 1812/13. 2 jahrgänge zu je 12 monatsheften. 8°.

5) August Ernst frhr. v. Steigentesch (1774—1826), dichter und diplomat (vgl. Allg. d. b. 35, 577), leitete den ersten band der zeitschrift mit einem aufsatz „Die sprache" ein. Ein weiterer beitrag von ihm in demselben band lautet: „Ein wort über deutsche litteratur und deutsche sprache". — Im selben band findet sich der aufsatz „Herausgabe des alten Reinhart Fuchs durch die brüder Grimm in Kassel". — J. G., Kl. schr. IV, s. 52—64.

Sp[illegible]chen aus Briefwechseln kennt, wollte es sich durchaus nicht nehmen lassen. Wir haben den Codex erst schwer gefunden, denn es ist noch einer mit derselben Ziffer da, nur die Buchstaben von Bleystift im Denis haben uns herausgeholfen. Seine Abschrift ist so wie wir es zusammen herausbuchstabirt: nur die beyden mir im Anfang der Strophen hätte ich nun gelesen. Und dann hat er ungeachtet des orthographisch, däucht mir einige hintere e's weggelassen, denn ich habe z. B. edelere, vattere here, wytere (?) gelesen. Doch verstehe ich freylich die alte Schrift nicht genug. Die Verse stehen auch da nicht so abgesondert, sondern wie man sie in den Gesangbüchern findet. Ich weiss nicht, warum er mir nicht die Bitte erfüllt hat, sie gerade so hinzustellen. Doch ist das wohl nichts hauptsächliches. Der Termin von drey Wochen wird sich wohl in vier verlängern, aber ich habe es so geschwind besorgt wie möglich. Die Briefe gehen so schnell nicht. Nun mögte ich wissen, ob Sie auch mit mir zufrieden sind, und muss Ihnen bey der Gelegenheit sagen, wie ausserordentlich ich mich gefreut habe Ihre Hand wieder in einem Brieflein an mich zu sehn. Aber denken Sie wie lang das ist: sie war mir auf der Adresse fremd geworden. Wirklich hat sie sich aber auch ein wenig verändert: ein Zeichen, dass Sie recht viel geschrieben, ausser an mich. Mein[en] Geburtstagsbrief habe ich aber nicht bekommen[1]. Mahnen Sie doch die gute C.[2] mit einem recht freundlichen Gruss daran. Ich freue mich recht auf das Buch: legen Sie mir es doch bey Ihre andern Werke: ich habe schon etwas davon im Museum mit vielen Freuden gelesen. Wissen Sie dass ich mich jetzt viel mit dem Griechischen abgebe? ich habe schon die Odyssee und Froschmauskrieg ganz durchgelesen und bin jetzt am 10ten Buch der Iliade. Die Übersetzung gefällt mir nun gar nicht mehr. Leben Sie recht wohl, Sie lieber Wilhelm, grüssen Sie Jacobchen vieltausendmal. Schreiben Sie mir doch bald wieder und loben Sie mich, ich habe noch immer das Schmeicheln so gern. Ihr Ernst.

An
Herrn Wilhelm Grimm
im Hause des Hn. Kaufmann Wille hinterm Marstall
in Cassel
frey Creuzer (?) Königreich Westphalen.

VI. Die brüder in Kassel, Malsburg in Dresden.

Juni 1817 bis juli 1823.

Im frühjahr 1817 gieng Malsburg als Kurhess. legationsrat und geschäftsträger nach Dresden, wo er bald ein geschätztes mitglied des Dresdener liederkreises wurde. In den jahren 1820 und 1821, in welch' letzterem jahre sein onkel starb, war er lange zeit abwechselnd in Kassel und Escheberg. 1821 wurde er zum kammerherrn ernannt und im juni 1822 reiste er in ausserordentlichem auftrage, die familienverhältnisse des Hessischen und Preussischen hofes betreffend, nach Berlin. Am 24. september 1824 starb er plötzlich und unerwartet auf Escheberg, wo er den bau seines neuen hauses leitete.

Näheres vgl. Allg. d. biogr. 20, 148, Justi, s. 437 fgg.

1) Demnach muss der brief Wilhelms vom 15. juni 1812 erst nach dem 8. august in Wien angelangt sein.

2) C[alenberg].

Nr. 31. Wilhelm Grimm an v. d. Malsburg.

Verloren gegangen. — Vgl. folg. brief: „es ist nun ein Jahr, dass ich Ihren lieben Brief bekommen habe.“ Ferner schicken die brüder Grimm im juni 1817 an Malsburg den ersten teil ihrer Deutschen sagen, ob mit dem eben erwähnten brief, ist nicht mehr festzustellen. Doch ergibt sich daraus, dass Malsburg schon im frühjahr 1817 Kassel verlassen haben muss.

Nr. 32. Malsburg an Wilhelm Grimm.

Dresden, den 7ten December 1818.

Mein herzliebes, gutes Grimmchen. Es ist nun ein Jahr her, dass ich Ihren lieben Brief bekommen habe, und doch ist meine Liebe mit ihm nicht alt geworden, sondern noch eben so stark als sie in Kassel auf der Schule und in Marburg war, und so soll sie auch mit mir sterben und dort wieder aufleben. Doch die Zeit wird alt und ist um Ihnen zu antworten gewiss auch hoch geworden und so schicke ich Ihnen denn mit meiner Antwort zugleich ein Buch von mir[1], das Ihnen wohl auch nicht als Buch, doch als von mir, Freude machen wird. Bey dieser Gelegenheit danke ich Ihnen und dem lieben alten Jacob denn noch einmal recht herzlich für die Deutschen Sagen[2], wovon Sie mir den 1ten Thl an 23t Junius 1817 geschenkt und ich den 2ten gekauft habe. Es ist ein ganz herrliches Buch, und ich habe es mehr in mich geschlungen (wie wir doch alles Schöne in uns schlingen mögten) als gelesen. Das ist ein Grundsatz, und Ihr mögt euch stellen und schreiben was Ihr wollt, ich mache doch noch gar schöne Balladen und Romanzen damit, und manche Andre werden es auch thun, denn da bin ich nun einmal ganz und gar der Arnimschen Meynung. Mein lieber Löben[3] war einmal so im Harnisch über das was Jacobchen in die Wünschelruthe hatte drucken lassen, dass er es gar nicht vergessen konnte, doch hat er Sie sehr lieb (und persönlich, und daran bin ich besonders Schuld) und wird Ihnen nächstens einmal recht freundlich schreiben. Mit vieler Freude habe ich auch meine schöne Familiensage in Ihrem 2t Thl gefunden, und freue mich, dass Sie dabey gewiss recht viel an mich gedacht haben. Frau v. Chezy hat[4] nicht hiernach, aber nach Letzners Chronik[5] ein Rittergedicht in 3 Gesängen daraus gemacht, das ich wenigstens gar schön finde. Mit dem Reineke Fuchs werden Sie mich gar faul nennen, aber glauben Sie mir, liebes Wilhelmchen, mit den hiesigen Leuten, die noch eben so innerlich frisirt sind, wie Sie sie äusserlich auf der Brühlschen Terrasse haben spatzieren gehen sehen, ist gar nichts zu machen. Ein Heer erbärmlicher Gelehrten und Poeten setzt sie ganz unter Wasser, und die sich darüber halten, plumpen doch irgend in einen andern Pfuhl. Die Vornehmen, mit denen ich umgehe, schütteln die Köpfe über das Aufwärmen der alten Histörchen (giebt es eine gemeinere Vornehmheit?) Die Gelehrten sagen Dummheiten, die Sie in allen Literatur- und sogenannten schönen

1) Wahrscheinlich sein Erstlingswerk, gedichte. Kassel 1817.

2) Berlin 1816 und 1818.

3) Otto Heinrich graf v. Loeben (1786—1825), als schriftsteller bekannt unter dem namen Isidorus Orientalis, der vertraute freund Malsburgs.

4) Wilhelmine v. Chezy, eine enkelin der Karschin, (1783—1856), begab sich 1817 nach Dresden, wo sie mit Loeben, Malsburg, Tieck u. a. verkehrte.

5) Johann L. Letzner (1531—1613), verfasser einer Braunschweig-Lüneburg-Göttingenschen chronik in 8 büchern. Allg. d. b. 18, 465.

Zeitungen finden konnen, nur zwey treue und ächt dichterische Seelen haben sich zu der meinigen gestellt und bitten sich das Buch mit mir aus: Graf Ernst von Loeben und Frau v. Chezy — wenn es noch möglich ist, denn ihre Bitte ist freylich schon ein Jahr alt. Auf der hiesigen Bibliothek wird Jacobchens Handschrift in einem alten Buch als eine Merkwürdigkeit gezeigt, ich habe sie als eine Freundlichkeit begrüsst.

Durch unsre gute Freundin Calenberg höre ich recht oft und viel von Ihnen, mein theurer Wilhelm, und es freut mich Ihre gegenseitige innige Anerkennung gar sehr. Ich wusste es wohl Sie würden am Ende einmal die gute Seele aus Allem heraus lieben lernen, was Sie anfangs störte[1]; sie meynt es auch sehr treu und herzlich mit Ihnen. Dass ich mich hier im Ganzen glücklich fühle, brauche ich Ihnen wohl nicht als was Neues zu erzählen, aber halten Sie doch nächsten Sommer Wort mich hier zu besuchen; dass Sie bey mir wohnen versteht sich von selbst. Mein Herz würde Sie auf den Händen tragen und es sollte alles so seyn wie sonst. Ewig, ewig

Ihr Ernst.

Nr. 33. Malsburg an Wilhelm Grimm.

Escheberg 4ten Julius 1822.

Liebes Grimmchen. Seyn Sie ja so gütig und vergessen Sie nicht, wegen der Estrella de Sevilla des Lope[2] nach Göttingen zu schreiben. Es ist mir sehr viel daran gelegen, darf aber die Bearbeitung des Trigueros nicht seyn, die ich mit hier habe.

Leben Sie wohl; Loeben hat es wie mir sehr leid gethan, dass wir jenen Nachmittag nicht zu Hause waren, er grüsst Sie herzlich. Sind Sie denn nicht traurig, dass Sie Ihr Schwesterchen verlohren haben? Addio

Ihr E. Malsburg.

Herrn Bibliothekar Wilhelm Grimm
Wohlgebohren
zu Kassel.

Nr. 34. Malsburg an Wilhelm Grimm.

Lieber Grimm,

Dr. Philippi, der von hier nach Kassel ist, will Ihnen durchaus empfohlen seyn. Ich thue es also, wenn ich gleich weiss, dass Sie kein Freund solcher Zuweisungen sind. Eigentlich habe ich diesen Gelehrten erst durch Sie kennen lernen, denn früher habe ich ihn nie gesehen, ich weiss aber, dass er ein Gelehrter ist, denn er hat den hiesigen „Literarischen Merkur“ herausgeben helfen. Alles Übrige werden Sie selbst erkennen lernen, mich aber lieb behalten.

Dresden, 9t Jul 1823. Ihr E. Malsburg.

1) Vgl. das urteil Wilhelms über frl. v. Calenberg bei Ruhl: Erinnerungen an J. und W. Grimm s. 20. (Melsungen 1885).

2) 1824 erschien die freie bearbeitung dreier dramen Lope de Vegas unter dem titel „Stern, zepter, blume“.

DETMOLD. WILHELM SCHOOF.

MISCELLEN.

Deutsches wörterbuch der brüder Grimm.

Die herausgeber dieser zeitschrift haben, meinem wunsche entsprechend, für einen bericht über den stand der arbeit am Grimmschen wörterbuch, der sich in regelmässigen zwischenräumen widerholen soll[1], bereitwilligst einen platz zur verfügung gestellt; es sei ihnen auch an dieser stelle dafür gedankt!

I. (bis 15. februar 1904).

Um der arg verfahrenen sache des Dwb. zu dienen, entschloss ich mich im august vorigen jahres, die frage, wie eine beschleunigung der arbeit und damit eine endliche vollendung des werkes in absehbarer zeit herbeizuführen sei, in der germanistischen section der anfang october in Halle tagenden philologenversammlung zur sprache zu bringen, in erinnerung an die förderung, die das Wb. schon einmal an derselben stelle (octbr. 1867) erfahren hatte. Als ich mich mit der bitte um unterstützung an meinen lieben freund prof. Gering wandte, der damals in Hammeren auf Bornholm weilte, teilte er mir mit, dass er in derselben absicht bereits einen kleinen artikel an die Grenzboten gesandt habe. Dieser erschien am 10. september (nr. 37) und gipfelte in dem satze: „Man setze durch höhere dotierung die bewährten mitarbeiter in den stand, eine grössere zahl tüchtiger hilfskräfte anzustellen; wer sich aber hinlänglich als unbrauchbar erwiesen hat, dem sollte man, wenn nicht eigene erkenntnis es ihm sagt, zu verstehen geben, dass es seine pflicht sei, das mandat, dem seine kräfte nicht gewachsen sind, niederzulegen".

Die germanistische section, deren 1. vorsitzender, herr prof. Strauch, meinen plan in jeder weise unterstützt hatte, einigte sich in ihrer sitzung am 8. october nach anhörung meines berichtes[2] über eine eingabe an die reichsregierung, deren wortlaut im vorigen hefte der Ztschr. (s. 122) widergegeben ist. Ausserdem beschloss sie einstimmig, die sache des Dw. zu der ihrigen zu machen und sie, bis es vollendet sein würde, auch für alle künftigen philologenversammlungen ein für allemal auf ihre tagesordnung zu setzen. Auf jene eingabe lief nach einiger zeit (dat. Berlin 18. XI. 1903) eine antwort folgenden inhaltes ein: Die reichsverwaltung verfolgt die arbeiten am Dwb. mit lebhaftem interesse und teilt durchaus den wunsch, dass dieses nationale werk bald zum abschluss gelangen möge. Es sind vor kurzem erwägungen darüber eingeleitet, welche massnahmen zur erreichung dieses zieles zu ergreifen sein möchten. Hierbei sollen die mitgeteilten vorschläge der germanistischen section als schätzbares material verwertung finden.

Schon am 5. märz 1903 war in der beilage zur Allgem. zeitung ein aufsatz von Alfred Goetze (Freiburg i. Br.) erschienen: Das deutsche wörterbuch der brüder Grimm, der mir aber erst durch seinen abdruck im beiheft (1. nov. 1903) der Zeitschr. des allg. deutschen sprachvereins bekannt geworden ist. Eingeleitet wird er durch eine vorbemerkung des herausgebers, prof. dr. Paul Pietsch, in der er das vorgehen der germanistischen „abteilung" mit freuden begrüsst. Goetze hat sich vornehmlich die aufgabe gestellt, auf deren lösung ich mich, ohne von seiner tätigkeit zu wissen, in meinem berichte nicht eingelassen hatte, nämlich die einzelnen mitarbeiter nach ihrer eigenart zu characterisieren; besonders beschäftigt er sich mit den verstorbenen, von denen die beiden begründer des Wb. und Hildebrand eingehender behandelt werden,

1) [Diese absicht ist leider durch den tod des verf. vereitelt worden. Red.]
2) Gedruckt mit einigen zusätzen: Grenzboten, 3. decbr. 1903.

während er sich den lebenden gegenüber, wie erklärlich, grössere zurückhaltung auferlegt. Er schliesst seine überaus bemerkenswerten ausführungen mit den worten (s. 98): „Das Dwb. ist nicht geworden, was einst Jacob Grimm vorschwebte: ein hausbuch, das mit verlangen und andacht gelesen würde, aus dem der vater ein paar wörter aushebt und sie abends mit den knaben durchgeht, dabei zugleich ihre sprachgabe prüfend und die eigne auffrischend. Im gegenteil, es ist ein wenig gelesenes buch, oft selbst denen unbekannt, die darauf weiterbauen und es meistern wollen". Den letzten worten kann ich nicht zustimmen. Die zahl der abonnenten ist allerdings nicht allzugross, sie beläuft sich auf etwas mehr als 3000; darunter sind, soweit es sich nicht um unpersönliche abnehmer, wie bibliotheken u. dgl., handelt, nur noch verschwindend wenige, die das werk von anfang an bezogen haben; bei den meisten ist es in der 2., oft in der 3. hand. Wer es jetzt neu anschafft, muss mehr als 300 m. anlegen, den einband der fertigen 11 volumina ungerechnet: wie viele germanisten sind in der glücklichen lage, das zu können? Also die verhältnismässig beschränkte zahl der besitzer des wörterbuches ist sehr begreiflich. Gleichwol kann ich in die klage Goetzens nicht mit einstimmen, dass das werk ein wenig gelesenes sei. Wer im schulleben steht, der weiss, dass es im lese- oder conferenzzimmer der meisten höheren anstalten Deutschlands und Österreichs vorhanden ist und hier auch fleissig zu rate gezogen wird, nicht bloss von den lehrern des deutschen; denn zweifel über die zulässigkeit oder das alter dieses oder jenes wortes tauchen in allen lehrstunden auf. Darum haben auch die lehrer an unseren höheren schulen das allergrösste interesse an der baldigen fertigstellung des ganzen, fast noch grösseres als die akademiker, denen doch immer eine umfangreichere bibliothek zu gebote steht. Sie werden darum gewiss auch mit freuden vernehmen, dass die reichsregierung von „erwägungen" zu taten übergegangen ist: sie ist zunächst in verhandlungen sowol mit dem verleger als auch mit den mitarbeitern eingetreten und hat von beiden seiten berichte eingefordert über den umfang des noch zu bewältigenden materiales, über die zeit, welche die arbeit in anspruch nehmen wird, und über anderes. Eine folge dieser verhandlungen ist der rücktritt des Breslauer mitarbeiters (prof. Siebs), dem die fortsetzung der arbeit Wülckers (V) übertragen war (vgl. oben s. 122). Sein pensum wird voraussichtlich in die hand des prof. Meissner, des ehemaligen helfers von prof. Heyne, übergehen. Da derselbe infolge langjähriger beteiligung an der wörterbucharbeit die beste sachkenntnis und eine reiche erfahrung mitbringt, ihm auch die grosse in Göttingen vereinigte wörterbuchbibliothek zur verfügung steht, so ist zu hoffen, dass der buchstabe V, von dem nun seit länger als 8 jahren (heft 6, das bis verschrecken reicht, ist nov. 1895 ausgegeben) nichts mehr erschienen ist, baldigst fortgesetzt und in etwa 6 jahren (bei fertigstellung eines heftes im jahr) zu ende geführt werden wird.

Ob den bearbeitern von G und W, den wünschen der germanistischen section entsprechend, selbständige mitarbeiter zur seite gestellt werden, bleibt abzuwarten; nötig wäre es überaus: denn beide sind, wie in Halle genugsam hervorgehoben wurde, durch ihren hauptberuf ganz erheblich in anspruch genommen und der masse des noch zu erledigenden stoffes gegenüber für sich allein ganz machtlos, besonders prof. Wunderlich (G), dem sein anstrengender, mit der wörterbucharbeit in gar keinem zusammenhang stehender bibliotheksdienst künftig vielleicht nicht einmal die vollendung eines heftes im jahr gestatten wird (Grenzboten, 14. jan. 1904); er bezeichnet den widereintritt in eine stellung als akademischer lehrer „als die glücklichste vorbedingung erfolgreicher arbeit am wörterbuch". Von seinem G ist der druck

der 5. lieferung im gang. Dass man ihr und ihren nachfolgerinnen widerum mit grossen erwartungen entgegensehen darf, dafür zeugt die jüngst (in der Zeitschr. des allg. deutsch. sprachver. XVIII, 12; XIX, 1) erschienene, überaus anmutige abhandlung über das „glück". Mit gewohnter pünktlichkeit ist im dec. vorigen jahres aus der hand prof. v. Bahders die 3. lieferung des XIII. bandes (wagen—wahlkammer) erschienen (Dec. 1901 die 1., Dec. 1902 die 2.), die abermals, wie die beiden ersten, den beweis erbringt, welche gediegene und gründliche arbeit am W geleistet wird. Von den grösseren abschnitten ist z. b. der artikel wahl ein wahres muster klarer, übersichtlicher und dabei erschöpfender behandlung eines weitgreifenden, vielseitigen wortes. Gleichzeitig mit XIII, 6 folgte von seiten der rührigen Göttinger arbeitgemeinschaft der im juli 1903 herausgegebenen 11. lieferung des X. bandes die 12. (sperträger—spiegelmaschine). Die genossen hoffen, wenn ihnen gesundheit und frische erhalten bleibt, was wir ihnen von herzen wünschen, in 4—5 jahren mit dem S zustande zu kommen, um dann den schlussbuchstaben Z in angriff zu nehmen, der ihnen jüngst von der reichsregierung endgiltig übertragen worden ist. Diese frühzeitige festlegung wird dem wörterbuch zum vorteil gereichen, da nunmehr schon während der ausgabe der letzten lieferungen des S die vorbereitungen zum Z abgeschlossen werden können, und somit, wie seinerzeit beim R, ein unmittelbarer anschluss erreicht wird. Endlich ist auch für das seit länger als 12 jahren schlummernde T (1891, XI, 3: thiermilch—todestag) nunmehr auf eine regelmässige fortsetzung zu rechnen; die ersten bogen der 4. lieferung (von prof. Stosch in Greifswald) befinden sich bereits im druck.

Demnach können wir mit genugtuung feststellen, dass die im vergangenen jahre von verschiedenen seiten — von Alfr. Goetze, von Gering, von der Germanistischen section — gegebenen anregungen von dem besten erfolge begleitet gewesen, und dass wir dem ersehnten ziele einen guten schritt näher gerückt sind.

Nun noch ein wort über den Thesaurusplan, der im zusammenhang mit der wörterbucharbeit widerholt auch in jüngster zeit erörtert worden ist. Ich selbst habe mich dagegen gewendet, weil ich einmal seine durchführung augenblicklich noch für ganz unmöglich, sodann, weil ich die immer wider auftauchende, wenn auch noch so berechtigte sehnsucht darnach für geeignet halte, auf den fortgang des Grimmschen Wb. nachteilig einzuwirken. Die idee ist schon alt, und wird von vielen hervorragenden germanisten vertreten. Einer davon — prof. Gering — konnte sich mir gegenüber (Grenzboten, 21. jan. 1904) schon auf die autorität von W. Grimms eignem sohne, Hermann Grimm berufen. Neuerdings ist sie, namentlich wol durch den neiderregenden, gewaltigen fortschritt des lateinischen Thesaurus wider lebendig geworden. Hat ja doch auch Fr. Kluge seine Zeitschrift für deutsche Wortforschung (bisher erschienen: V. band, 3. heft), wie er selbst sagt, nach dem vorbild der Wölfflinschen und in derselben absicht gegründet. Aber man soll doch nicht vergessen, dass die deutsche philologie noch nicht soviele jahrzehnte zählt als die klassische jahrhunderte, dass das zu bewältigende material mehr als ein jahrtausend und zahlreiche dialecte umfasst, dass der deutsche Thesaurus zahllose schriftsteller zu berücksichtigen hat während der lateinische sich auf noch nicht 5 jahrhunderte und auf eine verhältnismässig kleine zahl von autoren beschränkt. Nach 15jähriger vorarbeit (1884 beginn der zeitschrift, 1899 der ausarbeitung) hoffen die herausgeber die 12, je 1000 seiten umfassenden folianten in abermals 15 jahren zustandebringen zu können. Der zettelapparat geht ins unermessliche (4½ millionen stück!), der „verzettelte"

Cicero z. b. füllt im Münchener akademiegebäude einen ganzen saal. Fünf academien haben sich zusammengetan, um die ungeheure wucht des technisch wie finanziell aussergewöhnlich schwierigen unternehmens mit vereinten kräften auf ihre schultern zu nehmen", der kostenanschlag läuft aus auf eine summe von 605000 m.! Welche dimensionen müssten all diese verhältnisse bei einem deutschen Thesaurus annehmen, zu dessen material sich das des lateinischen wie prof. Pietsch, auch ein Thesaurusfreund, richtig bemerkt (a. a. o. s. 88) verhält wie ein bescheidener landsee mit überall sichtbaren ufern zum unendlichen meer. Ferner: wo soll die fülle der bearbeitenden kräfte herkommen, nachdem schon das Wb. unausgesetzt unter dem mangel an mitarbeitern zu leiden gehabt hat? Der immer wider erschallende ruf nach dem Thesaurus linguae germanicae ist aber auch im hohen grade geeignet, den fortgang des deutschen Wb. zu beeinträchtigen. Entweder steuern die jetzigen mitarbeiter ganz sachte auf einen Thesaurus los, indem sie bei ihrer arbeit sich immer mehr den bekannten, von Ed. Wölfflin für die herstellung eines solchen festgelegten grundsätzen nähern. Einerseits würde damit den thesaurusfreunden doch nicht genüge geschehen; andrerseits würde weder der verleger noch das publicum damit zufrieden sein; denn dann wird das Wb. überhaupt nie fertig. Oder sie halten sich in den unserm werke jetzt gesteckten grenzen. Wird ihnen aber dann nicht die rechte freude verdorben durch das bewusstsein, dass ihre arbeit von einer grossen anzahl von fachgenossen, als unzureichend und unzulänglich, nicht recht geschätzt wird? Auch ist die fortgesetzte hinweisung auf ein vollkommneres und zweckentsprechenderes Wb., als das Grimmsche ist, nicht dazu angetan, diesem neue abnehmer zu gewinnen, was im interesse der guten sache und des verlegers doch sehr zu wünschen wäre.

Also noch einmal: behalten wir, unbekümmert um den Thesaurus, noch wenigstens 10 jahre die förderung und vollendung des Dwb. allein im auge; die deutsche philologie ist zwar eine junge, kräftige mutter; aber trotzdem würde das kind, das sie an ihrer brust nährt, das Grimmsche Wb., es entgelten müssen, wenn ihre besten kräfte bereits für ein neues geschöpf, das sich in ihrem schosse bildet, den Thesaurus, in anspruch genommen würden.

BURG B. MAGDEBURG. ERNST MATTHIAS (†).

Zur flexion des gotischen adjectivs.

Loewe rühmt oben s. 117 die „scharfsinnige erklärung", die R. Bethge für den übergang der adjectivischen *u*-stämme in die *jo*-declination gegeben habe. Ich freue mich dieses lobes, denn geraume zeit vor Bethge habe ich selber diese erklärung gegeben, Litbl. f. germ. u. roman. philol. 1886, sp. 486, die dann auch in der zweiten auflage von Pauls Grundriss aufnahme gefunden hat: I, 513.

GIESSEN. O. BEHAGHEL.

Zu Max von Schenkendorfs gedichten.[1]

Der schluss des in mancher hinsicht interessanten Gebets bei der gefangenschaft des papstes Pius VII lautet (Hagens ausg. s. 23):

> Wappne dich mit deinem blitze!
> Ihn, der an der frevler spitze,
> Triff in seinem höllensitze.

1) Vgl. Zeitschr. 27, 211 fgg.

Dass umsonst nicht deine wunden
Sey, wie Sodoma verschwunden,
Nirgend seine stadt gefunden.

ist noch zu bemerken, dass sie sich an die bekannte redensart „Keine bleibende stätte haben“ (s. Büchmanns Geflügelte worte, 21. aufl., s. 90) anlehnen. Diese ist aus Ebräer 13, 14 entlehnt, wo es heisst: „Denn wir haben hier keine bleibende stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ Da die neueren abdrücke der Lutherbibel hier stadt im sinne von statt haben, so hat auch Schenkendorf unzweifelhaft stadt geschrieben. Nach wunden ist ein komma zu setzen; es ist sind oder seien zu ergänzen. Der sinn der stelle ist: „Damit dein blut nicht umsonst vergossen ist, sei — wie Sodom von der erde vertilgt — nirgend mehr seine stätte gefunden!“

In dem ersten abdruck in der zeitschrift „Der spiegel“, Königsberg 1810, wo das gedicht als angebliche übersetzung einer alten lat. hymne veröffentlicht wurde, stand:

Domus tua teneatur!
Uti Sodom deleatur
Hostis exolesceatur. Nimmer seine spur gefunden.

Hagen vermutet, dass sich schon hier ein druckfehler eingeschlichen habe, und dass der letzte vers etwa zu verändern sei: *Hostis urbs aboleatur.* Der verfasser hat jedoch vielmehr sagen wollen: *Hostis exolescat* „der feind werde vernichtet“. Jedesfalls ist im deutschen text statt „stadt“ „statt“ zu schreiben, das in der bedeutung „ort, stelle“ in neuerer dichterischer sprache öfter gefunden wird (s. M. Heyne, D. wb. 3, 758).

In der 3. strophe des gedichtes „Auf den tod der königin“ (s. 43):

„Sink' in schlummer, aufgefunden
Ist das ziel, nach dem du schrittest,
Ist der kranz, um den du littest.
Ruhe labt am quell der wunden.“

hat Hagen richtig gesehen, dass das lebt der älteren auflagen ein druckfehler ist. Parallelstellen finden sich s. 381: „Wir finden uns gewiss am ziel In unsers vaters haus, Und ruhn an bächen traut und kühl, An Jesu wunden aus“ und s. 485: „Ach lass mich dich in allen stunden Vor meines geistes augen sehn, Und flüchten mich in deine wunden, Wenn dieses lebens stürme wehn“. Die gleiche mystische anschauung finden wir in einem liede in Clemens Brentanos „Aus der chronika eines fahrenden schülers“, wo Christus spricht:

„Ja, meine taube, komm herein,
Wohn' hier in meinen wunden.“

In dem liede aus dem festspiel „Die bernsteinküste“, „Der versunkene ring“ lautet in Hagens ausg. s. 45 str. 1 übereinstimmend mit Max von Schenkendorfs Poetischem nachlass (Berlin 1832) s. 10 fg.:

Der ring ist mir entfallen,
Ins tiefe meer versenkt,
Den einst im taubenmonat
Lieb' Anka mir geschenkt.

und str. 8:

Lass andre bernstein sammeln,
Der fischer sucht den ring,
Den er im taubenmonat
Von Anka's hand empfing.

Hagen bemerkt dazu s. 518: „Sollte nicht für taubenmonat traubenmonat geschrieben sein? Im october, dem weinmanoth oder weinmond, (Sch. braucht die benennung für october in dem geburtstagsgedicht s. 191) wird der bernstein ans ufer getrieben." Die vermutung eines doppelten druckfehlers hat keine wahrscheinlichkeit für sich: auch ist traubenmonat für weinmonat nicht zu belegen. Und wenn auch der bernstein meist im october ans land gespült wird, so ist damit die annahme nicht gerechtfertigt, dass der ring dem fischer in diesem monate ins meer gefallen sei. Zwar gibt der von Hagen in der übersetzung aus Herders volksliedern mitgeteilte Littauische daina, den Schenkendorf seinem gedichte zu grunde gelegt hat, keinen anhalt, doch vermute ich, dass mit taubenmonat der mai, der monat der liebenden gemeint ist. Ich verweise zur bestätigung auf A. Grüns Pfaff vom Kahlenberg (Bauernkrieg 2. Ein ländliches fest):

Ein dritter stimmt ein lied im discant:
„Der mai ist wider in dem land!"
Der herzog streng ein tüchlein schwenkt:
„Das sind des Nithart liederreigen!
Treu eurem wort gebiet ich schweigen."
An seinem tisch der Nithart denkt:
Die taubenzeit ist's und ihr girren,
Ich fühle taubenflügel schwirren! —

Künstlerleben (s. 54):

Willkommen auf der erde hier!
Bist willkomm und gesegnet mir!

enthält jedesfalls einen anklang an Luthers „Kinderlied auf die weihnacht Christi": „Bis willekomm, du edler gast", wo der alte und mundartliche imperativ Bis steht.

Zu der 12. strophe der „Freiheit" (s. 60) bemerkt Hagen, dass man „Für die liebste" lesen möchte, da Sch. auch sonst liebste für erwählte gebraucht. Zwar geschieht dies nicht nur im Frühlingstrost (s. 76), sondern auch s. 378 in dem gedichte „Meiner liebsten", doch sind an unserer stelle unzweifelhaft alle angehörigen gemeint, wie der, die liebste ja überhaupt in bezug auf freunde und verwandte gebraucht wird, (s. M. Heyne, D. wb. 2, 647 oben).

Der Durlacher turm (s. 93):

Es lacht die grüne wiese,
Es lockt der sonnenstrahl;
Vom hügel schaut ein riese
In's liebe grüne tal.

Im gedichte „Rüppur bei Carlsruhe" s. 92 heisst es: „Schaust auch du herab vom hügel, Grauer hoher rittersmann?" An beiden stellen ist der geist des alten ritters gemeint, der den turm erbaut hat. S. 234 wird der burggeist „ein riesenbild aus alter kühner zeit" genannt, und die ritter von Marienburg heissen „die alten deutschen riesen." Daraus geht hervor, dass Sch. riese — ritter gebraucht. Man vergleiche Mhd. wb. 3, 467, wo rêse gleichbedeutend mit recke belegt ist. Str. 2 ist „den" st. „der" zu lesen.

An das tal zu Baden (s. 95):

Auferwacht und auferstanden
Leib und geist in holder pracht
Aus der krankheit schweren banden
Aus des winters langer nacht!

Über diese stelle habe ich schon Zeitschr. 27, 214 gesprochen. Dass beide verbalformen als particip im sinne eines imperativ zu fassen sind, lehrt folgende stelle (s. 153):

„Preis dem wackern gemsenjäger!
Ruhm in fehden, ruhm in frieden,
In gedichten ruhm beschieden
Dir, o ritterlicher Max!“

J. Grimm, Gramm. 4, s. 87 bemerkt dazu: „Heutzutage pflegen wir den imp. nicht selten durch das part. prät. auszudrücken: aufgeschaut! abgelöst! aufgemerkt! nieder geschrieben! näher getreten! eingesteckt! frisch gearbeitet! und mit vorausgeschicktem acc. den hut abgenommen! die segel niedergelassen! die ohren aufgetan! den atem eingehalten! die füsse nicht gespart! den staub von den füssen geschüttelt! dergleichen redensarten sind unter dem volk, wie in der höheren poesie, und zumal in der Vossischen, sehr hervorgesucht. Der acc. lehrt welches hilfswort, von dem das part. abhängig ist, ausgelassen sein könne; offenbar kein anderes als habe, habet! oder bei intransitiven sei, seid! hieraus ergibt sich zugleich die bedeutuug: es sind umschriebene imp. prät., die ihren guten grund haben,“ usw.

Der bauernstand (s. 109). Die lesart der früheren ausgaben „Bescheiden in den kräften“ in „bei den kr.“ zu ändern (s. anm. s. 522), liegt kein grund vor. Wenn Sch. vom bauern sagt:

Du aber baust ein festes haus,
Die schöne grüne erde,

so hat bauen hier die bedeutung des mhd. bûwen „mit feldbau bestellen“, das Sch. aus den Minnesingern und dem Nibelungenliede[1] kannte.

Hans von Sagan (s. 120):

„Freudig aus des remters hallen
Zieh' ich in die blut'ge schlacht.“

In den ausgaben stand sonst: „römers“. Hagen meint, dass Sch. „remters“ schrieb. Wahrscheinlich hat sich aber Sch. auch den Frankfurter römer als remter (s. Mnd. wb. 3, 459) gedeutet. Gewerk „gesamtheit der genossen eines handwerks“ hat Sch. wol der volkssprache entnommen.

An Jacob Böhmes grabe (s. 136): „Dort hat die welt ihr wesen“. Wer denkt dabei nicht an Eichendorffs: „Da draussen stets betrogen Rauscht die geschäftige welt“?

Auf Scharnhorsts tod str. 7 (s. 131):

Zu den höchsten bergesforsten,
Wo die freien adler horsten,
Hat sich früh sein blick gewandt;
Nur dem höchsten galt sein streben,
Nur in freiheit konnt' er leben,
Scharnhorst ist er drum genannt.

Diese stelle ist bisher nicht richtig erklärt. Matthias in seiner Auswahl der patriotischen lyrik der freiheitskriege, Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, s. 46 bemerkt nur: „Dunkele anspielung auf Scharnhorsts namen. Horst — sinnbild und stätte der freiheit.“ Nach meiner ansicht deutete der dichter den namen gemäss der

1) In einem dem grafen Karl von der Gröben gewidmeten gedichte (s. 412) ist der anfang des Nibelungenliedes in freier übersetzung widergegeben.

etymologischen willkür der zeit als „horst der aare"[1], wie ihn Rückert ebenso willkürlich durch „hort der scharen" erklärte. Die stelle bezieht sich auf die erhebung Scharnhorsts, welcher der sohn eines, wie Arndts vater, ursprünglich leibeigenen pächters war, in den preussischen adelsstand. Der vergleich von auf hoher burg hausenden rittern ist bekannt aus Uhlands schlacht bei Reutlingen:

„Zu Achalm auf dem felsen, da haust manch kühner aar,
Graf Ulrich, sohn des Greiners, mit seiner ritterschar;
Wild rauschen ihre flüge um Reutlingen die stadt."

Die burgen der ritter mit adlerhorsten vergleicht A. v. Chamisso, Die versunkene burg (s. Werke, Leipzig, Max Hesse's verlag I, 202):

Es ragt empor von türmen empor aus dunklem forst
Ein steiler luft'ger felsen, das ist der raubherrn horst,
Und, wie aus blauen lüften der aar auf seinen fang,
So schiessen sie auf beute von dort das tal entlang.

Der dichter will also in dem namen, wie er ihn deutet, eine vorbedeutung dafür finden, dass er von der vorsehung zur aufnahme unter den adel der nation bestimmt gewesen sei.

Studenten-kriegslied (s. 142):

Die sünde sollt ihr rächen,
Die durch die wolken drang.

Hagen meint (s. 525): „Die durch die welten drang, mag der dichter einfacher und deutlicher geschrieben haben." Es ist aber kein grund, an der richtigkeit der überlieferung zu zweifeln. „Die durch die wolken drang" heisst so viel wie das volkstümliche: „Die zum himmel schrie." Sch. bezeichnet in „Schill, eine geisterstimme" (s. 28) den himmel der seligen als „der väter wolkenhallen".

Das lied von den drei grafen (s. 146): „Wo Christ die schafe weidet" ist gewiss der lesart des Rheinischen Merkur: „Wo Christ die engel weidet" vorzuziehen. Man hat dabei an das biblische gleichnis von den schafen und böcken zu denken. Vielleicht liegt auch ein anklang an das alte volkslied: „Wer hat die schönsten schäfchen? Die hat der goldene mond!" vor.

An die Schweiz (s. 156):

Wenn's euch nach schlaf gelüstet,
Wir haben tag gemeint!

Zu lesen ist:

Wenn euch nach schlaf gelüstet,
Wir haben's tag gemeint!

d. h.: „Wir haben geglaubt, dass es tag ist." Vgl. s. 271 unten: „O Hermann, Hermann werde wach, Wir haben's wol gemeint!" In demselben gedichte (s. 157) ist zu den versen:

„Und wenn die völker schweigen —
Die felsen schrei'n um recht!"

das an Habakuk 2, 11 anlehnende geflügelte wort: „Wenn menschen schweigen, werden steine schrein" zu vergleichen. — Auch auf Büchmanns Geflügelte worte, 21. aufl., bearbeitet von Eduard Ippel, Berlin 1903, s. 74, ist zu verweisen. Wahrscheinlich kannte Schenkendorf L. Th. Kosegartens legende „Das amen der steine."

1) Man vergleiche die erklärung von Chriemhilde als Grimme holde (s. 322, wo das komma zu streichen ist), die Sch. aus Zeunes Feldausgabe des Nibelungenliedes entnommen hat.

Antwort (s. 167): „Ich weiss, an wen ich glaube" enthält einen anklang an Arndts Kirchenlied: „Ich weiss, woran ich glaube, ich weiss was fest besteht..."

Die schlussverse des Briefes in die heimat (s. 173) sind zu interpungieren:

„Mein volk, du bist zuerst erwacht,
So fest und freudig in der schlacht
O volk, zu Gottes ehre!"

Brief in die heimat (s. 170):

Im hohen ost in Moskau stieg
Empor die oriflamme
Und alle völker riefen krieg
Und hass dem fremden stamme.

Dass Sch. die ihm aus Schillers Jungfrau von Orleans bekannte oriflamme, die hauptfahne der Franzosen, hier nach der wörtlichen bedeutung auri flamma vom brande Moskaus verwendet, ist eine eigentümliche dichterische freiheit.

Roncevall (s. 178):

Schalle doch Rolands horn,
Wenn deines blutes born,
Herrlicher heisser sporn,
Munter nun quillt.

Wenn die früheren ausgaben nur haben (s. s. 526) so kann dies richtig und nur = „jetzt" sein; s. M. Heyne, D. wb. 2, 1028 unten.

Soldaten-abendlied (s. 185):

Wir wollen euch empfehlen
Der ew'gen liebesmacht.

Hagens vermutung, dass liebeswacht zu lesen sei, ist nicht begründet. Vgl. s. 432 (morgenrot, str. 4):

„Das war die nacht der nächte,
Da schien die liebesmacht,
Die sterblichem geschlechte
Nun Gottes bild gebracht."

und Gerh. Terstegens lied: „Ich bete an die macht der liebe, die sich in Jesu offenbart."

Tedeum nach der schlacht (s. 199):

Einfältig lass uns still und treu,
Im staube fürst und untertan,
Herr Gott, herr Gott wir beten an,
Wir hoffen auf dich, lieber herr,
In schanden lass uns nimmermehr!

Hagen vermutete, dass zu lesen sei: „Einfältig lass uns seyn und treu", was ich Zeitschr. 27, 215 mit unrecht angenommen habe, da die formel still und treu sich bei Sch. auch s. 17 (Der feigenbaum str. 2) findet. Man vergl. auch s. 15: „Seine treuen, stillen, frommen." Es wird hinter treu ein punkt statt des kommas zu setzen sein; lassen hat hier die noch allgemein übliche bedeutung von „bleiben lassen", wobei es sich fragt, ob eine ellipse des verb. subst. (s. Grimm, Gr. 4, 136 und 850 anzunehmen, oder lassen durch „bleiben oder dauer in einem zustande ermöglichen" zu erklären ist (s. M. Heyne, D. wb. 2, 558). Über das Winnfeld vergl. Daniels Deutschland II[6], s. 538: „Höher in den wald gelangt, haben wir auf dieser strasse (von Detmold nach Paderborn) rechts das Winnfeld, links den Falkenberg."

Erinnerungen auf dem alten schlosse zu Baden (s. 227):

Ein fröhliches gewimmel
Erfüllt das ganze haus,
Dort rufet schlachtgetümmel,
Hier winkt ein heldenstrauss;
Denn adlichem gemüte
Und froher ritterbrust
Ist kampf die höchste lust,
Ist blut die schönste blüte.

Da Sch. statt „blut“ „strauss“ schrieb, so ist diese lesart, auf die auch der zusammenhang führt (heldenstrauss!), in den text aufzunehmen. Wir haben hier eine der etymologischen spielereien des dichters, der nicht wusste, dass strauss = gefecht und strauss = blütenbüschel auch ihrer abstammung nach verschieden sind.

Auf dem schloss zu Heidelberg (s. 245) heisst es von der pfalzgräfin Elisabeth:

Dort, wo noch mit ihrem namen
Prangt ein tor von rotem stein,
Liess sie fern die blicke schweifen
In das weite grüne tal.
Nach den fernen soll sie greifen
In des herzens falscher wahl.

Hagen vermutet „nach dem fernen“; doch vgl. Novalis, H. v. Ofterdingen I. teil (ausg. von Julian Schmidt s. 86): „Jene fernen sind mir so nah, und die reiche landschaft ist mir wie eine innere phantasie.“ Auch Gotfr. Keller, Leute v. Seldwyla 1, 152 hat durch die fernen.

Brief einer mutter nach Paris (s. 267):

Vom aufgang weht ein frischer wind,
Der hass und schmerzen stillet.

Der aufgang kann hier nur den osten, das morgenland bezeichnen. Ich vergleiche aus Novalis Gedichten (hrg. von Franz Blei, Leipzig, Reclam, s. 75) das zweite geistiche lied:

Fern im osten wird es helle,
Graue zeiten werden jung;
Aus der lichten farbenquelle
Einen langen, tiefen trunk!
Alter sehnsucht heilige gewährung,
Süsse lieb' in göttlicher verklärung!
Endlich kommt zur erde nieder
Aller himmel sel'ges kind,
Schaffend im gesang kehrt wider
Um die erde lebenswind,
Weht zu neuen ewig lichten flammen
Längst verstiebte funken hier zusammen.

Doch enthalten die verse wol zugleich eine anspielung auf den brand Moskaus; vgl. Brief in die heimat (oben s. 241).

Charfreitag (s. 339):

Nimmer kann ich lust erwerben,
Denn mein eigner freund ist tot.

Statt „eigner“ ist unzweifelhaft zu lesen: „ein'ger“ = einziger, alleiniger, unicus; vgl. Jütting. Bibl. wörterb. zu M. Luthers bibelübersetzung, Leipzig, Teubner 1864, s. 41.

Ewig knie'n an deinem kreuze
Sieh mich, heiland gross und mild!
Fürder kenn' ich keine reize,
Als dein schönes mutterbild.

Mutterbild sucht Hagen (s. 539) vergeblich zu verteidigen. Zu lesen ist: musterbild „vorbild", das sich in dieser bedeutung bei Goethe und noch bei Heyse findet (s. Heyne, D. wb. 3, 893 unten)[1].

Gebet nach Napoleons rückkehr von Elba (s. 343):

O lanze, welche wunden
So gnädig schlägt, als heilt,
Mein arzt, der viele stunden,
Doch nie zu lang verweilt,
Der, wie in roten blitzen,
Der himmel sich vermehrt,
Den hass, die schwerterspitzen
Nach aussen gnädig kehrt.

Statt des sinnlosen „vermehrt" der früheren ausgabe setzt Hagen „verzehrt", was ich ebenfalls nicht verstehe. Ich vermute:

Der, wie mit roten blitzen
Der himmel sich bewehrt (bewaffnet) usw.

Mit pförtnerschlüsseln gehn (s. 35) kann nur heissen: kammerherrenschlüssel auf dem gewande tragen, also hofdienste tun. Morgensprache, das in den meisten wörterbüchern fehlt, hat hier noch die ursprüngliche bedeutung einer versammlung der innungen und gilden zur beratschlagung über ihre angelegenheiten, die ursprünglich des morgens, später auch zu einer anderen tageszeit stattfand; siehe Mnd. wb. 3, 119; Brem.-nieders. wb. 3, 188. Wo das wort, wie in Northeim (siehe Schambach, Götting.-Grubenhag. idiot., s. 138), noch im volksmunde lebt, hat es nur den tadelnden begriff des wirtshausbesuches am frühen morgen.

Ebenda (s. 347): O rechte geistlichkeit!
Was pfänder, was geschenke,
Hat Gott dir anvertraut!

Das komma nach geschenke ist zu tilgen. Was = „was für" entstammt der durch das niederd. beeinflussten volkssprache.

Allerheiligenfest (368) v. 13 ist England druckfehler für Englein.

Auf der wanderung am Rhein (s. 375):

Muss ich stets vorüber ziehen,
Brech' ich keine früchte ab,
Soll mir keine laube blühen,
Pflanz' ich nie den wanderstab?

Vgl. Schmidt von Lübeck, Paul Gerhardt str. 6: Sie wallen froh im glauben, Als blühten ihnen lauben, Der fremden erde zu. — Die verse erklären sich, wie auch die entsprechenden von Schmidts gedichte, als anspielung auf die erzählung der bücher Moses vom wohnen des volkes Israel in hütten von laub während des zuges durch die wüste. Der zweite vers erinnert an den stab Mosis und die Tannhäusersage.

[1) Noch wahrscheinlicher erscheint marterbild. Red.]

Die tafel am Rhein (397) str. 3 pfeile und hut als symbol der freiheit entstammen wol dem wappen der Niederlande.

Str. 4: Den feldherrn sing' ich und die waffen.
Die kühn das vaterland befreit. . .

ist ein anklang an den anfang von Tassos Befreitem Jerusalem.

Zueignung zu den geistlichen liedern (s. 423):

Fort sey um einen höheren preis gerungen.

Das fort = „fortan" entstammt der Luther-bibel (s. M. Heyne, D. wb. I, 359).

Weihnachtslied (s. 437):

Ehre droben in den höhen
Gott im hellen sternenklang!

Vgl. Maler Müller, Golo und Genofeva, 5. a. 3. sc.

Siegfried: O, wie hast du es funden, trauter?

Erwin: In der mitternachtsstunde beim sternenklang in der stunde der weihe —

Ostern (s. 443):

Herzen sollen heimlich glühen.

Hagen bemerkt: „Novalis scheint das wort „heimlich" für wunderbar zu gebrauchen. In der beschreibung der gestalt Jacob Böhmes: „bekannt, doch heimlich sind die züge." Das adv. heimlich kann hier nur „im stillen, im verborgenen" bedeuten; in der zweiten stelle steht heimlich im gegensatz zu bekannt, bedeutet also soviel wie geheim, dem fremden auge verborgen (s. M. Heyne, D. wb. 2, 104 unten).

Bitte (s. 449): Nun bitten wir den heiligen geist
Um die rechte weisheit allermeist.

Entlehnung aus dem liede Luthers: „Nun bitten wir den heiligen geist Um den rechten glauben allermeist."

NORTHEIM. ROBERT SPRENGER.

LITTERATUR.

Friedrich Hebbel. Sämtliche werke. Historisch-kritische ausgabe besorgt von **Richard Maria Werner.** Berlin 1901—1903. B. Behrs verlag (E. Bock). Dritter band. Dramen III: Der rubin — Michel Angelo — Agnes Bernauer — Gyges und sein ring — Ein steinwurf — Verkleidungen. Vierter band. Dramen IV: Die Nibelungen. Fünfter band. Dramen V: Fragmente, pläne. Sechster band. Dramen VI: Demetrius — Gedichte I. Gesamtausgabe 1857 — Gedichte II. Aus dem nachlass 1857—1863. Siebenter band: Gedichte III. Nachlese 1828 bis 1859. à 2,50 m.

Wenn schon in der besprechung der beiden ersten bände dieser historisch-kritischen ausgabe (Zeitschr. 33, 256—262) behauptet werden durfte, dass sie einen sehr erheblichen fortschritt in unserer kenntnis Hebbels und seiner schöpfungen bedeute und für den, der sich wissenschaftlich mit dem dichter beschäftigen wolle, unentbehrlich sei, so kann diese behauptung jetzt, wo eine stattliche anzahl neuer bände vorliegt, mit grösserem rechte und nachdruck wiederholt werden. Man darf ferner hinzufügen: Werners ausgabe ist nicht nur eine hervorragende leistung kritischer gelehrsamkeit, sie trägt durchaus monumentalen charakter, sie ist ein schönes denkmal, das von kundiger und pietätvoller hand Hebbel gesetzt wird.

Die bände III bis VII enthalten nicht wenig, das dem besitzstand der früheren gesamtausgabe zum ersten male hinzugefügt wird. Rein ästhetisch betrachtet, ist das meiste davon nicht gerade bedeutend zu nennen, weshalb ich es, obgleich es mir zum grössten teile bekannt und erreichbar war, für meine auf weiteste verbreitung berechnete ausgabe ausscheiden durfte. Doch selbst das unbedeutendere enthüllt manchen versteckten zug der menschlichen oder künstlerischen physiognomie Hebbels, die sicher zu den umfassendsten und reichsten unserer litteratur gehört und nur eindringlichem studium sich ganz erschliesst. Der dritte band bringt an neuem das im jahre 1858 für Rubinstein verfasste musikalische drama: „Ein steinwurf oder opfer um opfer“ (früher bereits einzeln veröffentlicht von Karl Emil Franzos in dem „Deutschen dichterbuch aus Österreich“, Leipzig 1883) und das lustspiel: „Die verkleidungen“, das auf bitten seines töchterchens geschrieben und an Hebbels geburtstag, dem 18. märz 1858, im häuslichen kreise aufgeführt wurde (einzeln veröffentlicht in den „Dichterstimmen aus Österreich-Ungarn“, herausgeber Heinrich Penn, Wien 1877). Den „Steinwurf“, dessen unsinniges thema dem dichter von dem componisten vorgeschrieben war, überschätzt der herausgeber. Nach meinem urteil hat er als dichtung keinen tieferen wert, was nicht verwunderlich ist, da ja Hebbel nicht, wie sonst stets, innere nötigung zum schaffen zwang; am wenigsten aber möchte ich ihn mit Werner als beitrag zur judenfrage, d. h. als zeugnis der stellung, die der dichter zum judentum einnahm, aufgefasst wissen (Einleitung zu bd. III, s. LX). Immerhin wird man diesen seinen einzigen versuch im musikalischen drama in einer übersicht seines gesamtschaffens nicht missen wollen. In briefen an Schumann, die prinzessin Wittgenstein, Uechtritz äussert er sich mehrfach über das verhältnis der poesie zur musik im allgemeinen, zum teil auch mit directem bezug sowol auf sein Molochfragment wie auf Richard Wagners „Kunstwerk der zukunft“, und es verlohnt sich wol, diese theorien an seiner praxis näher zu prüfen, wenn man auch nicht vergessen darf, dass der „Steinwurf“ Hebbel selbst sicher nicht als vollkommene erläuterung derselben gegolten hätte. Der dramatische scherz: „Die verkleidungen“ ist schon seiner veranlassung nach durchaus anspruchslos, doch verdient er sicherlich weit eher als der „Steinwurf“ einen platz in jeder, auch in einer nicht unbedingt auf vollständigkeit des materials zielenden gesamtausgabe der Hebbelschen werke, weil sein warmes, kindliches gemüt sowie seine anhänglichkeit an die heimat und die muttersprache sich rührend darin bekunden. — Wesentlich bereichert wird unsere kenntnis von Hebbels dramatischem schaffen vor allem durch die teils zum ersten mal veröffentlichten, teils erheblich erweiterten fragmente und pläne (bd. V). Sehr interessant für die entwicklung des dramatikers, an und für sich freilich von geringerem werte, sind die in diese ausgabe neuaufgenommenen dramenbruchstücke, ein noch ganz unreifer, aus dem nachlasse des kirchspielvogts Mohr stammender „Mirandola“ (1830), in dem Werner wol mit recht den ersten keim eines in der „Genoveva“ behandelten motivs erkennt, das zwei jahre später entstandene dramatische nachtgemälde: Der vatermord, das mir bereits vorlag, aber ausgeschieden wurde, sowie spätere ansätze und umrisse zu tragischen oder komischen schöpfungen, unter denen die zu dem märchen: Die poesie und ihre weber, vor allem zum „Dichter“ von tieferer bedeutung sind. Weit wichtiger sind die aus dem handschriftlichen nachlass entnommenen zusätze und erweiterungen zu den bereits früher von Kuh publicierten fragmenten, namentlich zu den „Dithmarschern“ und zum „Moloch“. Erst durch Werners ausgabe ist ein wirklicher einblick in die absichten des dichters, in den riss dieser unvollendeten hochbedeutsamen gebilde ermöglicht. Am freudigsten begrüsse ich jedoch die chronologisch geordnete zusammen-

stellung der den tagebüchern, zum teil auch dem briefwechsel entnommenen zahlreichen dramenembryonen. Sie kann auf absolute vollständigkeit anspruch machen, da ebenfalls die noch ungedruckten teile der im Weimarer archiv aufbewahrten urschrift der tagebücher benutzt sind. Nur an sehr wenigen stellen scheint mir eine ergänzung oder richtigstellung erforderlich; so sind unter den auf Napoleon bezüglichen stellen der tagebücher drei übersehen worden (Tgb. I, s. 91. 259. 261), desgleichen zum „Christus" (Tgb. II, s. 417). — Eine durchaus notwendige erklärung zu den namen Gehlsen (bd. V, s. 40) und Schneidler (bd. V, s. 140) fehlt; es hätte im ersteren falle auf Kuhs biographie I, s. 135, im letzteren auf die Biographie I, s. 203 sowie auf Tgb. I, s. 24 verwiesen werden müssen. — Die stelle aus dem briefe an Christine vom 7. november 1860 (s. 269) kann doch unmöglich als material für ein drama aufgefasst werden. — Jedesfalls ist es ein grosses verdienst Werners, durch diese sammlung weitverstreuten stoffes Hebbels künstlerische werkstatt heller beleuchtet und tiefgewurzelte vorurteile hinweggeräumt zu haben. Es wird fortan nicht mehr möglich sein, den geschlossenen zusammenhang, die einheit seines schaffens zu leugnen. Das taten frühere beurteiler, welche an äusserlichkeiten haften blieben, die besonderheit seiner weltanschauung, die aus dem urgrund seiner persönlichkeit aufsteigt, mit grillenhaftigkeit und willkür verwechselten. Er war, wie wir jetzt klar sehen, in allem der antipode von Otto Ludwig, dem kurzsichtige kritiker ihn bei seinen lebzeiten und auch später so nahe gerückt haben, ein mit innerer notwendigkeit aus der unablässig sich mehrenden reichen fülle seiner vorstellungen und bilder heraus gestaltender, kein ewig zweifelnder und grübelnder, mit seinen ideen lange zeit spielender und schliesslich von ihnen erdrückter künstler. — Die gedichte Hebbels (bd. VI und VII) hat der herausgeber im ganzen so geordnet, wie ich sie in meiner ausgabe bereits geordnet hatte. Voran stehen alle in die sammlung von 1857 (bei Cotta) aufgenommenen, es folgen dann die später entstandenen, die nur durch wenige stücke vermehrt sind, vor allem durch den bereits von Bamberg im schlusswort zum briefwechsel abgedruckten „Epilog zum Timon von Athen", ein dokument der lange nachhallenden wirkung, die Kuhs jäher bruch mit dem freunde in des dichters herzen hinterliess, alles andere ist unter der rubrik: Nachlese 1828—1859 vereinigt. Was die jahrgänge 1829 bis 1836 des „Ditmarser und Eiderstedter boten", die jahrgänge 1832 bis 1839 der von Amalie Schoppe herausgegebenen „Neuen Pariser modeblätter" an gedichten Hebbels enthalten — leider ist der jahrgang 1834 der letzteren, wie es scheint, verloren gegangen, was sehr zu bedauern ist, da der dichter gerade für diesen reichlich beigesteuert haben wird —, einzelnes aus dem „Husumer wochenblatt", weitentlegenes und schwer zu beschaffendes, wie das auf s. 174 fg. in band VII abgedruckte sonett, das einer verschollenen litterarischen zeitschrift „Braga" entnommen wurde, aus dem handschriftlichen nachlass aufgespürte gedichte der verschiedensten perioden, vergilbte stammbuchverse, das in den tagebüchern verstreute material, alles ist hier mit erstaunlichem sammlerfleiss zusammengetragen. Der inhalt des siebenten bandes ist dadurch recht buntscheckig und wenig übersichtlich geworden, was freilich kaum zu vermeiden war, wenn die prinzipien dieser kritischen ausgabe durchgeführt werden sollten. Unzweifelhaft ist, dass man erst jetzt, nach ihrem erscheinen, dem lyriker Hebbel ganz gerecht werden kann. Seine lyrik ist sicherlich leichter zu erfassen und weiteren kreisen müheloser zu vermitteln als seine dramatik. Trotzdem hat die ästhetische kritik sich bis jetzt fast ausschliesslich mit den dramen Hebbels beschäftigt und die lyrik meist nur flüchtig gestreift, die dem forscher auch manche lohnende aufgabe stellt. Das kann und wird jetzt nachgeholt werden,

da diese ausgabe die entwicklung des lyrikers in allen einzelheiten zu verfolgen gestattet.

Über die einleitungen, den text, die angehängten lesarten und anmerkungen dieser bände hätte ich sehr viel zu sagen, da es von vornherein klar ist, dass der mit dem dichter seit vielen jahren vertraute nicht jede ästhetische anschauung des herausgebers billigen wird, bisweilen über die textgestaltung anderer meinung sein muss, zu dem kritischen apparat manches hinzusetzen, anderes wider streichen möchte. Doch ist das material, das sich mir bei wiederholter nachprüfung ergeben hat, derartig angeschwollen, dass ich es in den rahmen einer anzeige nicht hineinpressen kann. Einige wichtigere punkte mögen berührt werden; das ganze werde ich dem geschätzten herausgeber seiner zeit zur benutzung zustellen.

Wie bereits in der besprechung der beiden ersten bände hervorgehoben wurde, verdient die sorgfalt Werners bei herstellung dieser ausgabe hohes lob, was freilich nicht ausschliesst, dass störende druckfehler sich doch nicht selten finden, namentlich in daten und zahlen. Die correctheit des textes der dramen ist nur in band IV (Nibelungen) erheblich dadurch beeinträchtigt (v. 104 in statt im; in v. 420 fehlt das wort „endlich“ hinter „sich“; v. 983 nützen statt nützten; in v. 1320 fehlt das wort „letzten“ hinter „diesen“; v. 4651 mache statt machte; in v. 5215 ist das wort „wollen“ zu streichen); sehr unangenehme druckfehler sind ferner in bd. III, s. 196, z. 33 „eidam des vaters“ anstatt „eidam des baders“, in bd. VI (Demetrius v. 490) „theure“ anstatt „treue“; in v. 1152 ist das wort „kind“ zu tilgen. Auf einzelne stellen der gedichte werde ich später in anderem zusammenhange zurückkommen[1].

Die einleitungen zu den dramen, welche die entstehungsgeschichte der einzelnen werke meist mit des dichters eigenen worten geben, sind ästhetisch höchst wertvoll, weil Werner überall den standpunkt Hebbels einzunehmen, mit seinen augen zu sehen bemüht ist. Nach all den willkürlichen, zum teil hämischen interpretationen, die den dramatiker nach einem codex aburteilten, den er selbst nicht anerkannte, ist das zunächst sicherlich das einzig richtige. Erst wenn man Hebbel ergründet und bewältigt hat, möge ein wirklich berufener auf die grenzen und schranken seines genius hinweisen! Einige zusätze oder einschränkungen zu einzelnen behauptungen dieser einleitungen mögen mir an dieser stelle erlaubt sein! — Zum Rubin: auf s. XVIII der einleitung citiert Werner aus einem briefe Hebbels an Kühne die worte: „Alles, was selbst etwas ist, von Grillparzer an, nahm mein stück in schutz.“ Es fehlt der notwendige zusatz, dass Hebbel sich irrte; wie Grillparzer über den Rubin urteilte, erhellt aus bd. 18, s. 112 seiner werke (5. auflage). — Zu Agnes Bernauer: Die analyse dieses trotz der klarheit, mit welcher der dichter in tagebüchern und briefen seine absichten erläuterte, immer noch vielfach misverstandenen trauerspiels muss als besonders durchsichtig gerühmt werden, sie dürfte jeden nicht voreingenommenen überzeugen. Besonders hervorheben möchte ich, dass Werner mit vollem recht nachdrücklich betont, dass nicht nur in Agnes, sondern ebensosehr auch in ihrem antagonisten, dem herzog Ernst, die unterwerfung des einzelnen unter die gesamtheit versinnbildlicht werde, dass beide als opfer dieses die welt beherrschenden gesetzes aufzufassen seien. Man hat das lange genug hartnäckig übersehen.

1) Sehr nachlässig gedruckt ist das plattdeutsche in den „Verkleidungen“, wenn auch zu berücksichtigen ist, dass Hebbel selbst keiner festen orthographie gefolgt sein mag; im übrigen muss dasselbe von Klaus Groths gedicht „Matten Has“ gesagt werden (bd. III, s. 490—91), obgleich hierfür doch ein correcter text vorlag.

Zum schluss stellt der herausgeber dem Hebbelschen trauerspiel die dramen von Törring und Melchior Meyr gegenüber. Warum unterlässt er es, einen blick auf das drama Martin Greifs zu werfen, jenen, trotz aller lyrischen schönheiten, schwächlichsten versuch, diesen rührenden stoff für die bühne zu verwerten? — Zu *Gyges und sein ring*: Auch die analyse dieses dramas ist vortrefflich. Nur vermisse ich eine erklärung der resignierten worte, die Hebbel nach vollendung desselben in sein tagebuch schrieb. „das erste stück, das ich in den kasten lege.“ Es wäre bei der gelegenheit zu erörtern gewesen, warum dieses der form nach vollendetste aller seiner dramen bis jetzt das schwierigste und „incommensurabelste“ geblieben ist. Etwas gesucht und verworren erscheint mir ferner die vergleichung der Rhodope mit den frauengestalten der früheren dramen; ganz unverständlich ist mir der satz: „Ebenso Mariamne bei Soemus, Titus und selbst Herodes“ (s. LII der einl. zu bd. III). Gewiss ist „die stellung Rhodopes zwischen Kandaules und Gyges zarter und feiner als die ihrer vorgängerinnen zwischen zwei männern.“ Aber sie ist nicht nur das, sondern zugleich, in ihren äusseren voraussetzungen und ihrer innersten bedeutung *etwas so wesentlich anderes*, dass jede parallele unfruchtbar ist. — Zu den *Nibelungen*: Sehr eingehend und fein charakterisiert der herausgeber die dramen von Fouqué, Raupach und Geibel, um sie an Hebbels grandiosem werke zu messen. Die so sehr lohnende gegenüberstellung von Hebbel und Richard Wagner unterlässt er, und doch hätte, meines erachtens, schon sein ausgehen von Th. Vischers „Kritischen gängen“, der den stoff nur für eine oper geeignet hielt, mehr noch die nicht seltenen anspielungen Hebbels auf seinen rivalen in den briefen seiner letzten jahre, ihn veranlassen sollen, gründlich nachzuweisen, dass den beiden gewaltigen schöpfungen nichts gemeinsam ist, am allerwenigsten der stoff. — Zum *Demetrius*: auf s. XXXI der einleitung zu bd. VI verbreitet der herausgeber sich ausführlich über die mutmassliche katastrophe dieses dramas, das Hebbel nicht mehr vollenden durfte. Er sagt unter anderm: „Demetrius durfte jetzt, da er kein recht mehr auf die erbschaft des throns hat, versuchen, was ihm grösser dünkt (v. 3009 fgg.), sich den thron durch seine persönlichen gaben zu erwerben, und das könnte zu gelingen scheinen, bis Otrepieps mörderhand dazwischen führe.“ Es ist mir unbegreiflich, wie Werner dies annehmen kann. Das hiesse, nach meiner auffassung, nichts anderes als den charakter des *Hebbelschen* Demetrius in seinen grundwurzeln zerstören und der tragödie mit einem schlage eine andere grundlage geben. Dieser Demetrius — seine worte am schlusse des 4. actes sprechen es doch deutlich genug aus — kann nur die krone wegwerfen, nachdem er erkannt hat, dass sie ihm nicht gehört. Er will seine manneschre unbefleckt erhalten, wenn er auch wünschen mag, das unvermeidliche tragische ende hinauszuschieben, bis er die nächsten, die ihm vertrauensvoll gefolgt sind, gerettet hat. „Rasch ins sich're boot mit euch! Dann zünde ich die pulverkammer an.“ Die tragik seines schicksals, im sinne Hebbels, beruht doch gerade darin, dass er, *der betrogene*, mit allen eigenschaften ausgerüstet, die einem rechtmässigen herrscher die liebe seines volkes gesichert hätten, gerade deswegen, sobald er seine lage klar erkannt hat, diejenigen mittel nicht anwenden kann, durch die der *betrüger*, der rücksichtslose eroberer, sich auf seinem posten zu behaupten versucht hätte. Das hängt mit Hebbels auffassung des tragischen, die man unverrückbar im auge behalten sollte, wenn man über seine dramen urteilt, eng zusammen. Von Schillers Demetriusfragment ausgehend, das auf ganz anderen voraussetzungen sich aufbaut, haben die meisten kritischen beurteiler, denen Hebbels auffassung des tragischen entweder unbekannt oder unverständlich war, dies drama völlig auf den

kopf gestellt, indem sie nach einer verschuldung suchten, die den untergang des helden rechtfertigen sollte, z. b. Bulthaupt im 3. bande der „Dramaturgie der klassiker". Da ist es bedauerlich, dass auch Werner, der im übrigen den „Demetrius" in übereinstimmung mit Hebbels grundidee treffend analysiert, sich in dem oben citierten satze in widerspruch zu seinen eigenen ausführungen setzt. — Auch dagegen muss ich mich aussprechen, dass dies drama (s. XXXIII der einleitung) ein „wichtiges glied in der kette der Hebbelschen dramen" genannt wird, „die uns das bedeutsame religionsgeschichtliche problem enthüllen" (Judith, Moloch, Herodes und Mariamne, Nibelungen). Was in den übrigen dramen treibendes motiv der handlung war, ist im Demetrius doch nur beiwerk; für die entwicklung dieser tragödie ist die person des legaten, so scharf der dichter sie auch umrissen hat, nicht von tieferer bedeutung. Vorzüglich ist die kritische würdigung der fortsetzungen dieses dramas durch Goldhann, Martersteig, Teweles, unter denen auch ich diejenige Martersteigs allein für ernstlicher beachtung wert halte, soweit auch sie noch hinter den intentionen Hebbels zurückbleibt.

Die einleitung zu bd. VII (gedichte) enthält sehr viele scharfsinnige bemerkungen, namentlich über den noch tastenden, an der hand seiner vorbilder langsam den eigenen ton findenden lyriker. Auch die reiferen schöpfungen charakterisiert der herausgeber im ganzen durchaus zutreffend. Nur bezweifle ich, dass Hebbel mit gedichten wie „Das opfer des frühlings", „Das venerabile in der nacht", „Stanzen auf ein sicilianisches schwesterpaar" den höhepunkt seiner lyrik erreicht habe. So formvollendet diese gedichte auch sein mögen, so stehen sie doch an tiefe des lyrischen empfindens hinter vielen früheren, die bereits die erste gedichtsammlung von 1842 enthielt, weit zurück. Auch hätte ich lieber gesehen, wenn Werner vermieden hätte, von dem „grüblerischen" zug der Hebbelschen lyrik zu sprechen. Das wort ist sehr leicht miszuverstehen, und Hebbel wusste wol, warum er sich mit aller energie dagegen sträubte, als Klaus Groth einmal in einem briefe denselben ausdruck gebraucht hatte (Briefwechsel, hrg. von Bamberg, II, s. 455). — In seinem bestreben, das prinzip der künstlerischen gliederung zu finden, das in den drei gedichtsammlungen (1842, 1848, 1857) sich auspräge, scheint mir Werner nicht sehr glücklich zu sein, wenigstens geht er sicher zu weit. Ich halte seine ausführungen, bei dem gänzlichen mangel äusserer anhaltspunkte, für geistreich, aber willkürlich, seine deutungen im einzelnen bald für zu mechanisch, bald für zu spitzfindig (s. XXI und s. XXII der einleitung, desgl. s. XXVII). — Ein kleines versehen ist es ferner, wenn es auf s. XXXIV heisst, es seien 25 epigramme aus der sammlung II (1848) in der gesamtausgabe des jahres 1857 fortgelassen. Ich zähle nur 23 (so auch im inhaltsverzeichnis zu bd. VII, s. XII). Wahrscheinlich sind die beiden der „Europa" entnommenen epigramme mitgezählt.

Meine bemerkungen zu dem text der bände III bis VII muss ich sehr beschränken; es sollen nur die wichtigsten punkte herausgehoben, leicht zu verbessernde druckfehler oder versehen, ausser den bereits oben angeführten, nicht berührt werden.

Zu bd. III: In Rubin v. 1287 darf hinter dem namen Soliman die in H^1 und H^2 enthaltene bühnenweisung: (zu Khalf) nicht fehlen, da das wort: Nun? sonst beziehungslos ist. — Auf s. 159, 16 (Agnes Bernauer) ist 'es' anstatt 'er' zu lesen. — Zu Gyges und sein ring v. 1693: Aus der anmerkung auf s. 484 geht hervor dass in der urschrift sowol singen als siegen gelesen werden kann; für letztere lesart entschied ich mich früher, werde sie aber, Werner folgend, zu gunsten der anderen in meiner ausgabe tilgen.

Zu bd. IV: Nibelungen v. 880. Die lesart 'statt' (im text von E) ist mir immer unverständlich gewesen. Geht man auf die handschrift zurück und setzt 'um' an die stelle, so ist alles klar. — In v. 1342 geben sowol handschrift wie druck tödte, was der herausgeber aus metrischen gründen in tödt' verwandelt; ebenso in v. 2672 reinigung in rein'gung. Die rhythmische abweichung halte ich für beabsichtigt, der gehobenen leidenschaft der rede entspricht der energischere tonfall des verses, wofür sich allein in den Nibelungen noch drei andere vom herausgeber nicht verbesserte stellen, v. 3117. 4568. 5085, anführen lassen. — In v. 2006 lesen handschrift und druck 'so', trotzdem halte ich 'zu' für die richtige lesart. Der fehler wurde von Hebbel selbst übersehen, wahrscheinlich weil das auge auf das in der nächsten zeile unmittelbar darunter stehende 'so' abglitt. Übrigens findet sich in bd. I, s. 367, 6 (Diamant) eine stelle, wo nach meiner meinung ebenfalls eine verwechslung der beiden wörtchen vorliegt. — Die interpunktion in v. 2735—2738 muss geändert werden, da sie sinnlos ist. — Zu v. 4144. Anstatt sich liest E sie. Beide lesarten sind nicht befriedigend, doch wage ich nicht eine änderung des textes vorzuschlagen.

Zu bd. V: s. 26, z. 7 fehlt mutter hinter frau. — S. 54, 13 ist dichtung anstatt richtung zu lesen. — 73, 22: die lesart herrengeld verstehe ich nicht, es ist doch wol die Kuhsche emendation fersengeld in den text aufzunehmen. — 80, 9: der name Peter Nenner ist sicher verlesen, gemeint ist Peter Nanne, ein uralter dithmarsischer geschlechtsname, der auch oft in Hebbels quelle, dem Neocorus, vorkommt. — 96, 18—20: diese notiz über die „spanischen lustspiele“ gehört doch gewiss nicht unter die handschriftlichen aufzeichnungen zu den Dithmarschern; es ist unverständlich, wie sie an diesen ort geraten ist. — 107, 1: die verbesserung von gar in gern ist notwendig. — 318, 25: Es ist mir nicht zweifelhaft, dass ewigen für einigen gelesen werden muss.

Zu bd. VI: Demetrius v. 57, die lesart von handschrift und druck: schält ändert Werner in schält', sicherlich mit unrecht; das präsens ist durchaus notwendig. — V. 1140: schwarze gräuel, in E „schweren gräuel“; es steht nichts darüber im kritischen apparat, so dass die entscheidung unmöglich ist. — V. 2350: soweit ich den sinn verstehe, muss das der vor mensch durch den druck herausgehoben werden. — Zu den gedichten: Scheidelieder 1, z. 10. Die zeile ist zunächst durch einen argen druckfehler entstellt, gekränkt anstatt getränkt. In meine ausgabe setzte ich: schmerzgetränkt, angstverkürzt. Die schreibung: schmerz getränkt, angst verkürzt war in einer kritischen ausgabe beizubehalten, obgleich durch Hebbels eigene inconsequenz (man vergleiche z. b. auf s. 176, 15 desselben bandes: feuersatten) ein verwirrender eindruck hervorgebracht wird. Auf jeden fall war jedoch eine erklärung in den anmerkungen hinzuzusetzen, da die meisten leser sonst fehlgehen werden. Dasselbe gilt von der stelle s. 308, Im römischen carneval, z. 6, die merkwürdiger weise ebenfalls durch den druckfehler gut anstatt glut unverständlich gemacht ist. Ich halte die lesart meiner ausgabe: licht- und glutgewoben für die allein correcte, jedesfalls war eine erläuterung auch dieser stelle notwendig. — S. 156, Liebeszauber, z. 3. Ich halte die lesart von C: begränzt fest, aus gründen, die ich hier nicht erörtern kann. — S. 356, 2. zeile des epigramms: Nach der lektüre eines deutschen dichter-nekrologs. Die correcte und meiner meinung nach leicht verständliche lesart sämtlicher handschriften und drucke: dass hat der herausgeber ohne not in das geändert; ich halte seine lesart für härter als die verworfene. — S. 394, Der tod kennt den weg, z. 15. Die erste gedruckte fassung dieser zeile bei Kuh war durch den druckfehler: trinkt entstellt, den ich zuerst in tränkt, später jedoch in tritt änderte. Selbstverständlich

kehre ich jetzt zu der durch die handschrift beglaubigten lesart tränkt zurück, obgleich sie mir nicht unbedenklich scheint.

Zu bd. VII: s. 10. In Kains klage z. 10 muss seinen schatten anstatt seine gelesen werden, gegen die quelle, den Dithmarser und Eiderstedter boten, donnerstag den 2. juli 1829. — S. 26, Die nacht, z. 2. Es muss die braut heissen, anstatt der braut (so auch der Dithmarser und Eiderstedter bote). — S. 27, Romanze, z. 17. Der sinn verlangt, das nicht in nein oder nur zu ändern. (Die quelle, das Husumer wochenblatt, jahrgang 1830, konnte ich nicht vergleichen). — S. 34 und 35. Zu anfang der zweiten und dritten strophe des liedes muss uns anstatt und eingesetzt werden (in übereinstimmung mit dem Dithmarser und Eiderstedter boten). — S. 45, zeile 3 muss verderben anstatt verbrechen gelesen werden (die quelle war mir unzugänglich). — S. 92, z. 71 l. kluver anstatt kluvel, s. 105, z. 15 wild anstatt mild. — S. 123, z. 3. Ich vermute beben anstatt leben. — S. 157, Der königssohn, z. 18. Anstatt mir mich wäre logisch richtig ihn sich, doch darf die lesart auf keinen fall verändert werden. Unvermerkt substituiert der dichter sich selbst dem königssohn, dessen schicksal sein eigenes symbolisiert. — S. 174, Das licht will sich verstecken, z. 25. Ich glaube, dass hier gegen die quellen (A und J) in übereinstimmung mit z. 27 immer anstatt nimmer gesetzt werden muss. — S. 220, Noch ist Polen nicht verloren III, z. 133, ist doch wol etwas anstatt immer zu lesen; das versehen erklärt sich durch die vorhergehende zeile. — S. 230, zu dem epigramm: Die dankbarkeit. Die von Werner vorgezogene lesart von B^1 ist soviel härter als die frühere, dass ich sie niemals in den text aufnehmen würde.

Von meinen randbemerkungen zu den lesarten und anmerkungen kann ich nur einen kleinen teil hier veröffentlichen. Im allgemeinen ist gerade diese abteilung der Wernerschen ausgabe besonders reichhaltig und wertvoll, die fülle des zur erläuterung herangezogenen materials ist erstaunlich (namentlich in bd. VII), die überall erkennbare kritische sorgfalt verdient das höchste lob. Auf einige lücken und irrtümer will ich in aller kürze hinweisen.

Bd. III, s. 438 zu v. 683 fgg. des Michel Angelo. Die angeführte parallelstelle aus den tagebüchern hat keine beziehung zu dem texte; dagegen vermisse ich den hinweis auf wichtige stellen des briefwechsels zwischen Hebbel und Uechtritz (Brw. II, s. 212 und 215). — S. 481 zu v. 476 des Gyges. Es fehlt der hinweis auf den brief Hebbels an Emil Kuh vom 9. august 1855 (Brw. II, s. 94), welcher beweist, dass dieser den dichter veranlasst hat, die ursprüngliche lesart schwitzt in kämpft zu ändern.

Bd. IV, s. 348. Die erklärung zu „den kukuk machen“ in v. 530 der Nibelungen ist überflüssig, wahrscheinlich jedoch hervorgerufen durch die ganz irreführende anmerkung von Karl Zeiss in seiner ausgabe (Bibliographisches institut), der kukuk mit teufel erklärt. — S. 353. Zu v. 1057 der Nibelungen fehlt dagegen die notwendige erklärung des „Roland“. Es wäre die stelle aus einem briefe Hebbels an die prinzessin Wittgenstein (Brw. II, s. 474—475), sowie zur vergleichung eine stelle aus dem Diamant (bd. I, s. 366, 18) heranzuziehen gewesen.

Bd. V, s. 339. Zu 82, 14. Die betreffende stelle des Neocorus ist misverstanden; Ridder ist kein eigenname. — S. 381. Zu 254, 25 fg. Das gedicht: Vorüber ist irrtümlich anstatt desjenigen, das den titel: Linde führt, erwähnt. — S. 383. Zu 289, 10. An stelle des hinweises auf Hebbels selbstbiographie muss der auf Mutter und kind, v. 1703—1711, treten.

Bd. VI, s. 140. Für die Marinascene (Demetrius a. IV, sc. 2) hatte der herausgeber nicht unterlassen sollen, wie es Kuh bereits tat, auf Hebbels quelle, Prosper Mérimée, im einzelnen zu verweisen.

Aus den sehr zahlreichen notizen zu bd. VII wähle ich folgende aus. S. 259. In den anmerkungen zu dem gedicht: Der junge schiffer, wendet sich Werner gegen meine ausführungen zu bd. II, s. 375 (Zeitschr. 33, 260), die er „hinfällig“ nennt. Ich halte sie trotzdem im vollen umfange aufrecht. Dass die ballade: „'s ist mitternacht“, dem briefe an Elise vom 21. october 1843 beigelegen habe, bezeichnet der herausgeber selbst auf s. 267 der anmerkungen zu diesem bande nur als „wahrscheinlich“. Selbst wenn dies über allen zweifel erhaben sein sollte, würde es mich in meiner aus den zwingendsten gründen innerer wahrscheinlichkeit geschöpften überzeugung nicht erschüttern. Dass jemals ein anderes gedicht als gerade „Der junge schiffer“ dem sohne des tischlermeisters an dieser stelle des dramas vom dichter in den mund gelegt werden sollte, halte ich nach wie vor für unglaublich. Auf den unterschied zwischen lied und ballade ist dabei gar kein wert zu legen, da Hebbel für die gesamtausgabe von 1857 viele stücke als lieder bezeichnete, die er früher balladen nannte; balladenhaften charakter trägt das gedicht ebenso gut, wie manche anderen, die der dichter damals (1843) oder später so betitelte. — S. 261. Zu dem gedicht: „Ein nächtliches echo“. Der hinweis auf das Lexikon Schleswig-holsteinischer schriftsteller von Eduard Alberti genügt nicht. Noch in der sammlung: Gedichte zweier brüder (Garding, verlag von Lühr und Dircks, 1898) versucht Eduard Alberti das gedicht für seinen bruder Leopold, Hebbels jugendgenossen, zu reclamieren. Es ist zeit, den bündigen beweis für Hebbels recht, das gedicht in seine sammlung aufzunehmen, zu führen, was übrigens nicht schwer fallen dürfte. — Zu s. 263. Es ist falsch, dass der dichter am 26. januar 1844 ausser dem „Liebeszauber“ die „Moderne ballade“ an Elise gesandt habe. Aus Brw. I, s. 211 erhellt, dass das zweite der beiden gedichte „Das letzte gebet“, später als sechstes stück unter die rubrik: „Dem schmerz sein recht“ aufgenommen war. — Zu s. 264. Hebbels quelle zu der ballade: „Ein dithmarsischer bauer“ war sicherlich weder der Dithmarser und Eiderstedter bote noch die erinnerungen Amalie Schoppes aus Fehmarn, sondern die Chronik des landes Dithmarschen von J. Hanssen, hauptpastor in Meldorf und H. Wolf, pastor in Hemmingstedt (1833), wo auf s. 189 die geschichte genau ebenso von einem kirchspielvogt Siem zu Lunden erzählt wird. Wie aus dem vorgedruckten verzeichnis der subscribenten hervorgeht, befand sich das buch sowol in der bibliothek des kirchspielvogts Mohr wie in der des kirchspielschreibers Voss. — S. 274. Das gedicht: „Nachklang“ stammt jedesfalls nicht aus der Wesselburener zeit, da es durchaus den eindruck eines rückblicks aus weiter entfernung macht; das jahr 1856 kann mit sicherheit das entstehungsjahr genannt werden. — S. 275. Wenn das gedicht: „Auf ein altes mädchen“ sich auf Elise Lensing bezieht, was recht wahrscheinlich ist, so kann es nicht 1835 in Dithmarschen entstanden sein. Hebbel lernte sie in Hamburg im märz 1835 kennen, Dithmarschen besuchte er erst wider im februar 1836. — S. 288. Zu dem gedicht: „Grossmutter“ enthält A noch eine später weggefallene schlussstrophe, die im apparate fehlt. — S. 382. Das gedicht: „Auf ein sehr schönes junges mädchen“ (1862) kann sich doch wol nur auf die prinzessin Wittgenstein beziehen, während die zum vergleich herangezogene tagebuchstelle (1847) allerdings bezug auf Signora Gagiati zu haben scheint. — S. 412. Die lesart barsch in v. 26 des gedichtes „Die schlacht bei Hemmingstedt“ ist unbedingt richtig und nicht zu ändern. Die erklärung des veralteten niederdeutschen wortes *barsch* (v. 28), welche der herausgeber gibt,

ist unklar und nichtssagend: ich halte die von mir an der betreffenden stelle meiner ausgabe gegebene erklärung, die seiner zeit den beifall Klaus Groths fand, aufrecht.

KIEL. H. KRUMM.

M. Höfler. Deutsches krankheitsnamen-buch. München, Piloty und Löhle 1899. 4°. XI, 922 s. 35 m.

Die geschichte der medizin ist der deutschen volkskunde bislang fast alles schuldig geblieben, was sie ihr an diensten leisten könnte. Um so erfreulicher muss es berühren, wenn ein praktischer arzt als eine forderung des ausgeübten berufes den wunsch ausspricht, der mediziner sollte nicht bloss die technischen benennungen der krankheiten und organe kennen, er müsse vielmehr auch wissen, wie die patienten ihre gliedmassen, ihre leiden und heilmittel benennen. Von diesem wunsche beseelt ist Höfler an das gross angelegte werk gegangen, das ihn naturgemäss weit über die ursprünglichen ziele hinaus trug durch die streng wissenschaftliche art, in der er seine aufgabe durchführte. Die zusammenstellung des sprachlichen materials liess ihn anlehnung suchen an die germanische philologie, der geschichtliche überblick über den wandel der benennungen nötigte dazu, in die wandlungen der lebensweise und der lebensauffassung, der krankheitsanlässe und der heilmethoden einzudringen. So greift die untersuchung in drei verschiedene gebiete über, ein umstand, der der darstellung wie der kritik gewisse grenzen zieht.

Ein wörterbuch zudem lässt sich nicht nach der blossen durchsicht auf seinen eigentlichen wert bestimmen, das letzte urteil muss hier durch den gebrauch erprobt werden. Daher sei es mir hier gestattet, mich auf die betrachtung des materials und der anlage des werkes zu beschränken.

Eines der schwierigsten probleme bei einer darstellung, die mehrere arbeitsgebiete umfasst, ist wol die eingrenzung des stoffes, die auslese dessen, was zur sache gehört. Nach dieser seite liegt ein gewisser widerspruch in dem titel und dem zweck des buches. Denn bei den krankheitsnamen konnte Höfler nicht stehen bleiben, wenn er den verkehr des arztes mit dem kranken erleichtern und verinnerlichen wollte, er musste, wie er es tat, auch die organe und deren normale functionen einbeziehen. Auch darüber hinaus mochte noch manches andere wort hier raum finden, manches scheint uns jedoch überflüssig oder (wie z. b. *ach*) erst in den nachträgen begründet (vgl. s. 869). Dass die geschichtliche betrachtung in die tiefe geht, dass sie in die deutsche vorzeit und darüber hinaus zurückgreift, dass sie in fällen, wo das deutsche material im stiche lässt, andere germanische dialecte heranzieht, ist dankenswert und gereicht bei der gewissenhaftigkeit des verfassers dem buche nur zu ehre. Aber die ausführlichkeit, mit der z. b. das angelsächsische *ądle* neben den spärlichen belegen für deutsches *adel (geschwür)* in den nachträgen behandelt ist (vgl. s. 869ª — 870ᵇ) lässt sich nicht rechtfertigen. Sonst darf eine erschöpfende fülle und eine gewissenhafte breite bei solch einem buche als vorzug gelten, und es ist nur dankbar zu begrüssen, wenn der verfasser dem worte *ader* mit seinen zusammensetzungen nicht weniger als 16 spalten widmet. In den zahllosen benennungen, die hier zusammengestellt sind, ziehen die anatomischen und physiologischen kenntnisse aus älterer zeit, ziehen alle die fälle vorüber, in denen zur ader gelassen wurde, alle die möglichkeiten, von denen man sich heilung versprach, alle die körperstellen, die man für den sitz des einzelnen übels oder für den zugang zur beseitigung hielt. Ähnliches gilt von dem artikel *sucht* s. 700 — 720 u. a.

Bei der aufzählung der einzelnen bedeutungen, die ein wort in diesem sprachkreise gewinnt, wird der fachmann den wunsch nicht unterdrücken können, dass die reihenfolge durch einen inneren gliederungsgrund bedingt und zu der beigegebenen etymologie mehr in beziehung gesetzt werde; doch hätte solch ein versuch die sicherheit der darstellung leicht getrübt. Auch dem etymologischen apparat selbst steht der philologe anders gegenüber als der mediziner. Die etymologischen beigaben, die mir anfangs zu breit erschienen, haben bei den zahlreichen ärzten, denen ich das buch schon zur kenntnis brachte, gerade besonderes interesse und lebhafteren dank erzielt. Was sich aber der germanist gern aneignet, das ist ausser der reichhaltigkeit des sprachlichen materials im besonderen die belehrung, die mannigfach an fälle anknüpft, wo die deutsche lexikographie aus mangelnder medizinischer kenntnis in die irre gieng, vgl. z. b. *krampfader*.

Das verzeichnis der quellen, aus denen Höfler schöpft (s. V—XI), ist erstaunlich umfangreich und legt von der umsicht und der gewissenhaftigkeit des verfassers ein beredtes zeugnis ab. Neben den medizinischen schriften älterer und neuerer zeit sind die glossensammlungen und lexikalischen sammlungen, vor allem aber auch die arbeiten zur mythologie, sage und volkskunde herangezogen. Mit der berücksichtigung der schriften Luthers, der Lebensläufe Hippels, hat der verfasser sich ein gebiet erschlossen, aus dem er wol selbst noch viele lesefrüchte herbeitragen wird. Auch die städtechroniken dürften nach dieser seite noch ausbeute gewähren. In manchen einzelheiten lässt der beigebrachte apparat ersehen, dass dem verfasser nicht die hilfsmittel einer grösseren bibliothek zur seite standen. So, wenn als mittelhochdeutsches wörterbuch nur der kleine Lexer, das taschenwörterbuch, angeführt wird. Aus dem grossen Lexer hätten sich manche ergänzungen geboten, so zu *abortus* das hübsche *abeburt* bei Konrad von Megenberg: „ez ist auch ainer andern lai des krautes, daz ist guot und smeckt wol und ist an der kraft haiz und trucken, daz benimt dem mund seinen gestank und wer ez izzt, dem macht es daz gesicht scharpf und ist guot für die wazzersuht und für die gelsucht und pringt daz harmwazzer und der frawen haimlichait und macht abpurt in den swangern frawen, also daz si der kindel e der zeit genesent“ 421, 33. Die althochdeutschen glossen sind ursprünglich nach veralteten quellen excerpiert, doch hat der verfasser die mühe nicht gescheut, die ausgabe von Steinmeyer-Sievers nachträglich auszunützen. Aufgefallen ist mir, dass Höfler das Archiv für geschichte der medizin nicht heranzog. Er wäre hier auf die schriften Steinhöwels aufmerksam geworden, die in diesem buche nicht fehlen sollten (Regimen sanitatis 4, 398; Regimen pestilentiae 3, 104). Auch Paracelsus hätte ausgiebiger herangezogen werden müssen, während das fehlen Mynsingers oder des von Haupt herausgegebenen Arzneibuchs u. a. eher zu verschmerzen ist. Doch was sollen die kleinen ausstellungen einem werke gegenüber, das den benutzer immer und immer wider zu aufrichtiger bewunderung und zu warmem danke verpflichtet!

HEIDELBERG. HERMANN WUNDERLICH.

F. Detter und **R. Heinzel**: Saemundar Edda mit einem anhang. I. Text. II. Anmerkungen. Leipzig, Georg Wigand 1903. XV, 213 und VIII, 679 s. 30 m.

Eine neue ausgabe der „Saemundar Edda“ war an und für sich nicht gerade ein dringendes bedürfnis. Der text der grossen Sijmons'-Geringschen ausgabe und das ausführliche wörterbuch dazu ist vor kurzem erschienen; der commentarband

wird hoffentlich bald folgen. Der schwerpunkt des Detter-Heinzelschen werkes ist der zweite band mit den „Anmerkungen“, ca. 650 seiten stark. Aber ohne text wäre dieser band nicht leicht zu benutzen. Nachdem das für seine zeit vortreffliche buch Lünings nicht nur vergriffen, sondern auch natürlich vielfach veraltet ist, war eine commentierte ausgabe gewiss sehr erwünscht. Und vielleicht werden ja zwei solche werke neben einander bestehen können und einander supplieren.

Der text des vorliegenden buches besteht aus den liedern des codex regius in der handschriftlichen reihenfolge, natürlich mit den varianten der anderen handschr., AM 748 usw. Als anhang werden die anderswo erhaltenen lieder, die gewöhnlich auf die zwei hauptarten (götter- und heldenlieder) verteilt werden, gegeben, nämlich: Baldrs draumar, Rígsþula, Grottasǫngr, Hyndluljóđ, Grógaldr, Fjǫlsvinnsmal, fragmente aus der Snorra Edda und der Vǫlsungasaga. Gegen dieses verfahren ist im ganzen nichts einzuwenden.

Wenn wir zunächst die behandlung des textes betrachten, so sind die herausgeber so conservativ verfahren als nur möglich. „Text und anmerkungen suchen die alten lieder so darzustellen und zu erklären, wie sie gebildete Isländer und Norweger am ende des dreizehnten oder im vierzehnten jahrhundert gelesen, verstanden und gewürdigt haben“. Das ist der standpunkt der herausgeber. Daraus folgt in erster linie, dass von interpolationen eigentlich nicht die rede sein kann. Durchmustert man den commentar, so findet man auch nur ausnahmsweise die annahme oder andeutung einer interpolation. Eine behandlung der einzelnen lieder nach dieser richtung bieten die herausgeber gar nicht. Für den benutzer des buches wäre es aber doch sicher nützlich und erwünscht gewesen, wenn die herausgeber über die neueren untersuchungen kurz orientiert hätten. Die herausgeber sind allerdings der meinung, dass der überlieferte text nicht durchweg der ursprüngliche sei. Sie sagen: „Die ursprüngliche gestalt . . ist gewiss nicht immer zu erreichen. Wie weit bliebe man von ihr bei der Völuspa oder der Helreiđ Brynhildar zurück, wenn nur die fassungen der Hauksbók und des Nornagestsþátt erhalten wären“. Das ist richtig, führt aber gerade in die kritische behandlung und in die methodische conjecturalkritik hinüber. Das eigentliche ziel muss doch zu jeder zeit und vor allem das sein, den versuch zu machen, die alte form der lieder so gut als möglich widerherzustellen, und dies gilt eben sowol für die sprachliche, wie für die metrische form, ganz besonders aber auch für den ursprünglichen zusammenhang. Dass das vorliegende buch diesem streben abbruch tun werde, glauben und fürchten wir nicht.

Über die orthographie der herausgeber wäre viel zu sagen. Auch hier schliessen sie sich ziemlich genau dem codex reg. an. Manche für eine so späte zeit so unrichtige formen wie *gullhyrndar* (mit *đ*), *himinn* (acc. sg. statt *himin*) sind stehen geblieben und dgl. mehr. Auf der andern seite wird die schreibweise und auch die aussprache nicht nur der „gebildeten Isländer“, sondern der Isländer um 1300 überhaupt verlassen, wenn z. b. *þ* sowol für *þ* als auch für *đ* gebraucht wird, oder wenn formen wie *þínn* und dgl. *(í)* durchgeführt sind; es frappiert auch, wenn z. b. das *kven(ráþir)* des cod. reg. als *kuén(uáþir)* aufgefasst oder gedruckt wird, wozu kein ersichtlicher grund vorhanden ist. Im commentar findet sich hierüber nur die dürftige bemerkung: „kuénuáþir *nur hier und unten 18*“. Dass *æ* und *œ* nicht aus einander gehalten sind, ist sicher ein fehler. Überhaupt bezeichnet der text, was bei diesem verfahren auch unmöglich war, keinen fortschritt für die wissenschaft.

Was den commentar betrifft, so ist er sehr ausführlich und in vielen punkten sehr gründlich und gewissenhaft. Strophe für strophe, zeile für zeile, wird der text

nach der sprachlichen, metrischen und realen seite behandelt. Die verfasser haben sich bemüht, parallele wendungen nicht nur aus den späteren perioden des isl. schrifttums, sondern auch aus fremden (antiken und modernen) sprachdenkmälern anzuführen, was sehr lobenswert und dankbar ist. Wenn mehr quellen für die heutige isl. sprache ihnen zu gebote gestanden hätten, würde der commentar sicher eine erhebliche bereicherung gefunden haben. Im ganzen bietet der commentar ein nicht zu unterschätzendes hilfsmittel für den studierenden und wird ihm in der zukunft gute dienste leisten.

Im einzelnen möchte man manches anders wünschen. Vor allem ist es zu tadeln, dass die auffassungen anderer gelehrten sehr oft nicht angeführt und discutiert worden sind; ich meine natürlich nicht, dass alle früheren auffassungen so zu behandeln wären, sondern nur die neuesten und wichtigsten. Auch wäre es erwünscht gewesen, eine gesammelte übersicht der wichtigeren abhandlungen über die einzelnen lieder zu finden. Das wäre für die herausgeber, denen das ganze material natürlich wolbekannt ist, sehr leicht gewesen. Auch wäre es nützlich gewesen, wenn man eine kurze übersicht über den inhalt, den logischen zusammenhang und die gliederung der einzelnen lieder bekommen hätte. Hier und da wird freilich der zusammenhang erläutert und nachgewiesen, aber das hätte öfter oder durchgängig geschehen sollen. Das ist keineswegs unnötig, denn der zusammenhang ist ja vielfach auf grund der überlieferung dunkel und schwierig. Dagegen hätten die verfasser sich manche ziemlich elementare bemerkung z. b. über die silbenanzahl der einzelnen verse sparen können. Es wird jedesmal gewissenhaft notiert, wenn ein dreisilbler oder dgl. vorliegt, was doch sicherlich sehr überflüssig ist.

Im ganzen ist jedoch der commentar recht gehaltreich. Dass alle stellen, auch die schwierigsten, hier richtig erklärt sein sollten, wäre allzu viel verlangt. Über einige ist, durch beigebrachte parallelen, neues licht verbreitet, ohne dass jedoch jeder zweifel gehoben wäre. Vielfach kann ich den erklärungen nicht beipflichten; sie sind oft etwas dürftig ausgefallen, manchmal ungenau oder geradezu unrichtig. Ich muss mich auf einzelne fälle beschränken und greife auf gut glück die Skírnismál heraus. 3, 2 *folkvaldi goþa* wird nur auf die stelle bei Ulfr (SnE I, 264) kurz verwiesen, aber eine erklärung des genetivs und des gegenseitigen verhältnisses der beiden worte wird nicht gegeben; das ist für den studierenden kaum genug. Ich nehme an, dass der ausdruck mit *Yggjungr ása* (Vsp. 29, 2) parallel ist. Die verse 7, 1—3: *Mær er mér tíðari | en manni hveim | ungom í árdaga* (Hz.-D.) erklären die herausgeber: „Die jungfrau ist mir lieber als irgend einem, der mit mir jung, ein kind, war. Du Skirnir kannst also ebensowenig als meine andern jugendfreunde beurteilen, wie mir zu mute ist“. Das ist sicher viel zu viel. Die worte sagen einfach nur, dass „die jungfrau dem Frey lieber ist als überhaupt eine jungfrau irgend einem jungen manne gewesen ist“. — *víss* von der waberlohe (8, 3) kann doch kaum „notus, clarus“ sein; die angeführten stellen beweisen das nicht, weder die *vísar dáðir* Hallarsteins noch — und noch viel weniger — die aus der Alexandersaga citierte stelle. — 10, 5 soll in *viþ komumk við* adv., nicht pron., sein; das ist doch dem zusammenhange nach unmöglich, denn *komask við* gibt keinen richtigen sinn; vgl. auch die parallele zu *báðir vit, okr báða* in der nächsten zeile. — Wenn zu 17, 4 gefragt wird, ob *einn* allein, „ohne (schützende) begleitung oder als der einzige, der es bisher gewagt hat [: in die Jǫtunheimar zu Gymir zu kommen], so ist es meiner meinung nach unzweifelhaft, dass die erstere bedeutung die allein richtige ist. —

Wenn *ár* (27, 1) trotz K. Gíslason (Udvalg s. 196), den die herausgeber citieren, mit 'früh am morgen' übersetzt wird, so kann ich damit nicht einverstanden sein. Die erwähnung der frühen morgenstunde scheint mir nicht einen passenden sinn zu geben. — V. 30, 2 wird *gerstan dag* (so cod. reg.; *gorstan* die herausgeber) als „den ganzen tag" aufgefasst. *gerstr* so aufgefasst kann gewiss hier und in der Rígsþ. einen sinn geben, aber viel besser ist es doch darin ein adj. zu sehen, wie es z. b. Fritzner getan hat. — 31, 6—8 *þistill, sá er var þrunginn í onn ofanrerđa* sind gewiss schwer zu erklären; von Detter-Heinzel wird es widergegeben mit: „wie eine distel, die zu ende der ernte aufschiesst"; *í onn ofanrerđa* kann natürlich nur „zu ende der ernte" bedeuten, wenn man das wort *onn*, wie es geschrieben ist, strikte nimmt. Aber wie kann *var þrunginn* „aufschiesst" bedeuten? wie ist das imperf. zu erklären? und endlich, wie ist der vergleich überhaupt zu verstehen? Auf diese fragen gibt der commentar keine antwort. — V. 39, 2 *heyri Hrímþursar* wird — wie es öfter in ähnlichen fällen geschieht — eine doppelte alliteration angenommen. Das ist gewiss ganz unrichtig; nur *H* in *Hrímþ.* alliteriert, aber nicht *h* in *heyri*, das hier ziemlich schwach betont ist. Gegen solche alliterationen, wie auch gegen die öfters angenommene kreuzalliteration in der altnord. poesie, habe ich schon früher einsprache erhoben und ich tue es nochmals[1]. — 36, 4 *af þinum munum;* um diese worte zu erklären wird auf Háv. 96 [: *visum vilja frá*] hingewiesen und meine erklärung (*af* „trotz") als unbelegt abgelehnt. Aber mit hilfe der Háv.-stelle kann ich aus den worten keinen passenden sinn gewinnen. Auch ist es nicht meine meinung, dass *af* geradezu „trotz" bedeute. Aber es bedeutet „von [deinem verlangen] aus"; das verlangen also als ausgangspunkt und grund betrachtet, und das ist wider ungefähr dasselbe wie „trotz deines verlangens". [Ich füge die bemerkung ein, dass, wenn die herausgeber in dieser strophe *dryccia* als die lesart des cod. reg. anführen, sie die bemerkung zur stelle in der facsimile-ausgabe s. 117 übersehen haben]. — Zu 38, 6 *nenna* wird G. Vigfússons erklärung, die ganz unrichtig ist, angeführt, aber nicht die beachtenswerten bemerkungen Hj. Falks im Arkiv V, 117—18. — 39, 3 *lognfara;* zuerst wird richtig bemerkt, dass das wort gen. pl. v. *lognfǫr* sein kann; „aber wahrscheinlich ist es genitiv des eigennamens *Lognfari,* der bei windstille fährt" — und das könnte Njǫrđr sein oder Freyr selbst — „oder L. ist gleich Skíđblađnir". Wie die letzte auffassung möglich sein soll, ist nicht einleuchtend; auch die bedeutung „Njǫrđr oder Freyr" kann nicht die richtige sein; sie gibt keinen guten sinn. Entweder ist *lognfara* gen. pl. v. *lognfǫr* (so Gering) oder, und das scheint mir das richtige, es ist ein adj. indecl. (so Svb. Egilsson).

Ich füge einige beispiele aus den Hárbardsljóđ hinzu. Über die wunderliche form dieses liedes verlieren die verfasser kein wort; nur wird die metrische form der einzelnen strophen kurz angegeben. Zu den einzelnen stellen würde ich ziemlich viel zu bemerken haben. 3, 2 *á morgon;* die erklärung der verfasser ist gut und die einzig natürliche, wenn gleich die bedeutung „diesen morgen" (nicht „morgen") sonst nicht belegt ist. Auch freut es mich anführen zu können, dass sie in der erklärung des wortes *ǫgurr* sich an Richert anschliessen; die bedeutung „pudenda"

1) [Hierin kann ich der meinung des geehrten herrn ref. nicht beipflichten. Wie sollte *heyri* in der zweiten vershälfte, wo das wort, um den eindruck zu verstärken, widerholt wird, schwächer betont sein als in der ersten? — Sein zweifelnd ausgesprochener vorschlag, die beiden halbverse umzustellen (Zeitschr. 34, 224) wird doch das richtige treffen. H. G.]

(Hj. Falk) scheint mir in jeder hinsicht verwerflich[1]. Wenn aber die verfasser *heiman* (1, 2) als „von der letzten rast aus" erklären, so kann dies unmöglich richtig sein; *heiman* kann nur die gewöhnliche bedeutung haben. — Zu v. 3, 3 (*meis hefi ek á baki*) wäre das altnorw. *meisasild* anzuführen. Wenn es zu 10, 2 *þótt ek sekr sják* heisst, dass hierin nicht liege „dass Thor *sekr* sei", bin ich der entgegengesetzten meinung. Die worte müssen notwendig so verstanden werden: Thor ist ja den riesen gegenüber *sekr*, und in Hárbarðr vermutet er einen riesen. — Zu 10, 7 heisst es: „*prúðvaldr* nur hier"; aber was bedeutet *prúð-* in dieser zusammensetzung? eine auskunft hierüber wäre zweckdienlicher gewesen. — *horskar* 19, 3 kann nicht „freundlich" bedeuten; es ist kein grund, die gewöhnliche bedeutung hier zu verlassen. — In derselben strophe kommt das adj. *sparkar* vor, und wir bekommen die aufklärung: „nur hier". Aber was bedeutet das wort? — Wenn *áttu þér* in 32 als „ihr hattet" („ihr" d. h. Harbard und seine kriegsgefährten) aufgefasst wird, so ist dies entschieden unrichtig; *áttu* ist präs. ind. 2. pers. und *þér* dat. sg. — Zu der bemerkung zu 45, 3 *heimis skógr* „saltus" könnte eine kenning für *dys* „tumulus" sein, wenn es homonymisch für *holt* stünde, bemerke ich, dass dies höchst unwahrscheinlich ist, denn *holt* kann gar nicht mit *dys* oder grabhügel überhaupt synonym sein. — 51, 4 *ef þú litum fœrir* „wenn du verkleidet gereist wärest"; diese erklärung der schwierigen stelle ist doch wol nicht die richtige, und sie passt nicht gut zu dem vorhergehenden *langt myndir kominn*. Ich glaube, dass *litir* hier die morgen- und abenddämmerung bedeutet; vgl. *bregðr til annars litar* „die farbe (des tages) verändert sich", d. h. es wird dunkel; *at fara litum* „mit oder nach den dämmerungen reisen" d. h. vom tagesanbruch bis zum anbruch der nacht reisen. Hárbarðr meint, dass wenn Thor mit der sonne aufgestanden wäre — ihr gespräch fällt nicht in die frühe morgenstunde — und seine reise fortgesetzt hätte, so würde er jetzt eine weite strecke hinter sich gehabt haben.

Diese bemerkungen habe ich mir erlaubt, um zu zeigen, dass der commentar nach meiner auffassung nicht in allem — von den eigentlichen cruces im allgemeinen abgesehen — das richtige getroffen hat. Aber trotzdem wird, wie ich nochmals betone, der commentar sehr nützlich und vielfach anregend sein, und ich könnte manche schöne stellen hervorheben, namentlich solche, wo treffende parallelen zu dieser oder jener stilistischen wendung angeführt werden.

Das stattliche buch ist hübsch ausgestattet; die correctur im ganzen sorgfältig.

1) Dagegen bedauere ich, dass die verfasser das *vilmogum* Háv. 130, 12 mit E. Magnússon von *vilmagi* herleiten; dies wort hat niemals existiert und ist an sich selbst unlogisch. Ich betone dies nochmals. [Auch hierin bin ich anderer ansicht. H. G.]

KOPENHAGEN. FINNUR JÓNSSON.

R. Meissner. Die Strengleikar. Ein beitrag zur geschichte der altnordischen prosalitteratur. Halle, Max Niemeyer 1902. IV, 320 s. 8 m.

Das buch zerfällt in zwei hauptabteilungen; die letzte (s. 105—319) handelt von den Strengleikar, d. h. der altnorwegischen übersetzung der altfranzösischen lieder, die unter dem namen der Marie de France gehen. Die erste abteilung trägt die überschrift: „Der anteil der geistlichen an der nationalen sagalitteratur des nordens". Man könnte meinen, dass diese zwei abteilungen nichts mit einander zu tun hätten; und doch ist die erste gewissermassen die grundlage der letzteren, indem der verf.

durch jene eine zuverlässigere würdigung seines eigentlichen vorwurfes gewinnt, und zwar besonders für den stil und die erzählungsweise.

Die Strengleikar nebst den anderen altnorwegischen übersetzungen altfranz. lieder haben wir dem könige Hákon dem alten und seinen bestrebungen zu verdanken. Der verf. gibt daher mit recht zuerst eine übersicht über die bemühungen Hákons um seine königliche macht und würde zu verstärken, namentlich also sein verhältnis zur kirche und zur litteratur. Was der verf. darüber sagt ist im ganzen vollständig richtig. Er weist treffend nach, dass wenn Hákon die einführung und übertragung fremder litteraturwerke (höfischer dichtungen) beförderte, dies nicht etwa deshalb geschah, weil er die alte heimische (d. h. isländische) litteratur, die sagas, verachtete und unterdrücken wollte, sondern weil er seinen hof heranzubilden und fremden höfen gleichzustellen wünschte. Der verf. meint freilich — was ebenfalls richtig ist —, dass „die wirkung dieser litteratur auf sitte und lebenshaltung am norwegischen königshofe“ „nicht besonders gross“ gewesen sei.

Da diese norw. übersetzungen meistens nur in isländischen abschriften erhalten sind, ist es sehr schwierig, ein urteil über ihre ursprüngliche form zu gewinnen, denn die isl. abschreiber veränderten mehr oder weniger gründlich nicht nur die orthographie, sondern auch häufig genug den ursprünglichen wortlaut. Um so interessanter ist es, dass eine von diesen übersetzungen, nämlich die Elissaga, in einer norw. handschrift (eben dieselbe, die auch die Strengleikar überliefert) und zugleich in mehreren isl. abschriften auf uns gekommen ist. Eine vergleichung dieser verschiedenen fassungen würde bei methodischem verfahren ergiebige resultate geben. Kölbing, der herausgeber der Elissaga, hat die meinung ausgesprochen, dass die isl. abschriften vielfach (an etwa 67 stellen) das ursprüngliche gegenüber der norw. hs. bewahrt haben. Da die untersuchung dieser frage von grossem belang ist, durchmustert der verf. die in betracht kommenden stellen; kommt aber zu dem resultat, dass Kölbing keineswegs recht habe, wenn er die isl. fassungen für ursprünglicher erkläre. Zweifelsohne hat der verf. in den meisten fällen recht; folglich ist auch sein stammbaum der hss. richtiger als derjenige Kölbings. Nur an zwei stellen will der verf. den isl. hss. recht geben. Ich würde dies doch etwas öfter tun, z. b. bei nr. 35, wo nur eine isl. hs. das hat, was auch das frz. original bietet; es steht hier „vier“ gegen „drei“ der anderen hss. Noch mehr gilt dies von nr. 43, zu der auch der verf. bemerkt, dass man hier zweifeln könne. Wenn es richtig ist, dass die isl. hss. nicht von der norw. abstammen — und das ist ohne zweifel das allein richtige —, ist es gar nicht merkwürdig, dass die isl. hss. an einigen resp. vielen stellen doch das ursprüngliche bewahrt haben, da ja auch der norw. abschreiber den wortlaut seines originals ändern konnte. Insofern bin ich nicht ganz mit dem verf. einverstanden, wenn er (s. 189) sagt, dass die abweichungen der norw. hs. „nur flüchtigkeiten, kleine versehen sein können“. Dennoch hat er unzweifelhaft recht, wenn er die norw. hs. für „einen stilistisch zuverlässigen text“ erklärt.

Was von der Elissaga gilt, gilt auch von den Strengleikar. Der verf. untersucht diese zunächst im einzelnen: er bespricht die alliteration, den reim und anderen rhetorischen schmuck, ferner die behandlung fremdartiger elemente, die anpassung an nord. verhältnisse, die erweiterungen und zusätze, die umstellungen und kürzungen, die verwendung der direkten an stelle der indirekten rede, sowie änderungen und missverständnisse. Darauf folgt eine zusammenfassende beurteilung der übersetzung. Das alles ist mit so grossem fleiss und unermüdlicher gründlichkeit, mit so feinem sinn für sprache und stil, mit so methodischem verfahren, so besonnener und reifer

kritik ausgeführt, dass es ein wahres vergnügen ist, dem verf. zu folgen. Sehr selten habe ich etwas gefunden, wogegen ein leiser einwand erhoben werden könnte. Z. b. scheint mir der verfasser zuweit gegangen zu sein, wenn er s. 295 behauptet, dass „das wunderbare und seltsame" (*undarlegir lutir oc oheyrðir atburðir* der vorrede der Strengleikar) als das unterhaltende und interessante an diesen erzählungen eine „besonders norwegische geschmacksrichtung" kennzeichne. „Hier scheidet sich isl. und norw. art". Darin hat der verf. doch kaum recht[1].

Zum schluss erörtert der verf. das verhältnis der Strengleikar zu der Elissaga und Tristramssaga mit rücksicht auf die frage, ob der übersetzer der drei werke eine und dieselbe person sei; er lässt jedoch diese frage unentschieden.

Ich wende mich jetzt zu der ersten abteilung, kann mich jedoch kurz fassen, obwol alles, was hier vorgebracht wird, gegen mich und meine auffassung von der entstehung der isl. geschlechtssogur gerichtet ist. Ich habe in meiner 'Litteraturhistorie' die meinung ausgesprochen, dass diese sagas von „geistlichen verfasst" seien und ich habe zu zeigen versucht, dass sie vielleicht in verbindung mit den klöstern zu setzen sind. Jedesfalls ist dies territorial sehr gut möglich, namentlich wenn man sich den lebhaften verkehr zwischen dem Eyjafjǫrðr und den gegenden am Vápnafjǫrðr vergegenwärtigt. Aus dem letztgenannten gebiet haben wir eine kleine gruppe von sagas — aber kein kloster. Durch den angedeuteten verkehr mit dem Eyjafjǫrðr wird jedoch alles leicht erklärt. Auch habe ich auf die bekannten höfe wie Oddi aufmerksam gemacht. Der verf. will überhaupt nicht geistliche in verbindung mit diesen sagas setzen: dazu seien sie allzu echt volkstümlich in stil und erzählungsweise. Gegen die von mir gesammelten stellen aus ungefähr jeder saga, die auf den geistlichen stand der verfasser hinzuweisen scheinen, wird der einwand erhoben, dass alle oder doch die meisten andeutungen nicht so zu verstehen seien; sie könnten ebenso gut von laien herrühren und nur allgemeinen sagastoff enthalten. Über einzelne fälle will ich nicht disputieren; aber sehr viele von diesen andeutungen scheinen mir nach wie vor von belang zu sein. Die häufig eigenartige farbe des ausdrucks hat mich öfters bestimmt, so z. b. in der stelle der Vápnfirðingasaga (s. 72), wo der verf. „das geistliche" nicht finden kann; es ist das entschieden geistlich-gefärbte wort *austmenn*, das hier in betracht kommt. Freilich kann gesagt werden, dass dies wort auf interpolation beruhe. Der verf. durchmustert die ganze übrige sagalitteratur und zeigt auch hier dieselben guten eigenschaften wie in der untersuchung der Strengleikar. Doch hätte ich hier gegen einzelheiten vieles einzuwenden. Das würde jedoch zu weit führen. Der abstand zwischen mir und dem verf. ist, glaube ich, nicht so gross, wie es scheinen könnte. Ich habe in meiner Litt. hist. ausdrücklich gesagt, dass „der inhalt der sagas in allem wesentlichen in der mündlichen tradition gegeben war" (II, 283), und ich meine, dass die erzählungsweise ganz die volkstümliche sei; die eigentlichen „verfasser" der sagas, wie ich sie genannt habe, sind zugleich die wirklichen sammler der einzelnen traditionsgruppen, sie haben diese zu einem wolgeordneten ganzen abgerundet und an einzelnen stellen oder in gewissen richtungen ihre speciellen interessen (und den geistlichen stand) angedeutet. Ich gestehe, dass ich im zweifel war, ob ich diese „sammler" verfasser nennen durfte,

1) Wenn der verf. meint, dass *uœndilegir dalar* „unendliche täler", eine moderne ausdrucksweise sei (s. 289), hat er kaum recht; jedesfalls wird *óendanlegur* in der heutigen sprache vielfach so verwendet, was nicht auf moderner auffassung oder fremdem einfluss zu beruhen braucht. — S. 128 glaube ich, dass der verf. allzu viel in die worte *þo scal — drecka* gelegt hat.

denn es war mir unzweifelhaft, dass der inhalt und die eigentliche form im grossen und ganzen auf der alten tradition des volks beruhe. Und wenn ich „geistliche" als „verfasser" angenommen habe, habe ich in erster reihe nicht an die mönche gedacht, sondern an die weltpriester und andere „gelehrte leute" der niedrigeren geistlichkeit. Diese leute entfernten sich nicht weit vom übrigen volke, sie lebten im volke und waren von derselben denkweise beseelt; sie konnten aber etwas mehr, sie konnten schreiben; solche „geistlichkeit" kennt man eigentlich noch in Island. Ich habe also an „geistliche" als verfasser nicht darum gedacht, weil sie geistliche oder „leute der kirche", sondern weil sie begabte leute aus dem volke waren, aber mit dem plus des schreiben-könnens. Von solchen geistlichen gab es sicher im 12. jh. eine ganze menge. Aber es gab auch solche gelehrte klostergeistlichen, wie Gunnlaugr und Oddr und der verf. der Hrafnssaga; sie sind von ganz anderem schlage und können nicht als beweis dafür dienen, dass die sagas nicht von anderen mehr volkstümlichen, minder gelehrten priestern „verfasst" oder niedergeschrieben seien. Ich meine auch jetzt noch, dass dem so gewesen ist, und kann nicht einräumen, dass der verf. den beweis für seine entgegengesetzte auffassung erbracht habe.

Hier setzt eine andere frage ein, nämlich die, ob die ganze saga in der tradition bereits bestanden habe, oder nur stückweise. Das erste könnte ziemlich leicht von den kürzeren sagas, z. b. der kleinen Droplaugarsonasaga angenommen werden; darauf deutet ja der schluss derselben; aber von den meisten und den grösseren kann ich jedesfalls keineswegs eine solche entstehung voraussetzen. Der sagenkundige Isländer am hofe könig Haralds liefert keinen beweis für das gegenteil: denn was er erzählte, war ja nur eine zusammenhängende gruppe von begebenheiten einer episode aus dem leben des königs. Ich meine nach wie vor, dass die einzelnen traditionsgruppen von einem manne, den man in gewissem sinne „verfasser" nennen darf, zu einem ganzen verbunden sind; natürlich behielt er in jeder gruppe die aus der mündlichen überlieferung stammende ausdrucksweise im ganzen bei — es war ja kein grund veränderungen vorzunehmen. Daher die durchgängig volkstümliche darstellung, die von den „verfassern" nicht verfälscht wurde, wenn sie auch geistliche von der oben angedeuteten art waren. Obschon sie nicht verfasser im eigentlichen sinne des wortes waren, war es doch nicht zu vermeiden, dass die individuellen interessen etwas mehr hervortraten, als man es der eigentlichen tradition zutrauen kann. Aber diese interessen sind ja nicht in erster reihe kirchlich, sie sind vielmehr antiquarisch, topographisch und dgl. Einiges von allem diesem kann natürlich auch von den *fróðir menn* herstammen. Ich bin also mit dem verf. ganz einig, was die vollständig volkstümliche darstellung und den inneren habitus der saga betrifft; ich meine aber, dass sich dies mit meiner auffassung der „verfasser" im 12.—13. jh. sehr gut vereinigen lasse.

Über einige einzelheiten habe ich folgendes zu bemerken. Wenn es von Sturla heisst, er solle, nach dem befehle des königs Magnus', die saga von der riesin Huld „*hafa með sér*" (s. 8), so kann ich diesen ausdruck nicht anders verstehen, als ich früher getan habe. Der ausdruck setzt eine geschriebene saga voraus, oder er ist verworren und bedeutungslos. Es sind die worte *með sér*, die hier von belang sind; in dem vom verf. citierten satze aus der Íslendingabók fehlen diese worte; der satz ist demnach nicht analog[1]. — Zweimal findet sich der druckfehler *Þingeyjar*

1) *mannfræði* in der Hungrvaka kann nicht das bedeuten, was der verf. will (s. 92), sondern nur „einsicht in die personalgeschichte".

statt *Þingeyrar* (s. 13. 15). — Was die Sverrissaga (s. 17 fgg.) und den anteil Karls angeht, so kann ich die meinung des verf. durchaus nicht teilen, aber es würde zuweit führen, hier auf die sache näher einzugehen. — Endlich muss ich noch bemerken, dass ich die darstellung Aris nicht so auffasse wie der verf. (s. 90); er nennt das büchlein Aris „ein nach thema [dies kann ich einräumen] und darstellung schroff von der sagamässigen überlieferung abweichendes werk“. Weil das thema etwas anders war, musste die darstellung natürlich sich auch etwas anders gestalten, aber „einen schroffen“ gegensatz kann ich nicht anerkennen; denn gerade da wo Ari eine längere historische schilderung einflicht (vgl. die eigenen worte des verfassers s. 27), ist sie ganz wie aus einer geschlechtssaga herausgeschnitten.

Ich schliesse mit einem aufrichtigen danke an den verf. für sein interessantes und gediegenes buch, das mit so eindringendem verständnis und so warmer anteilnahme an dem behandelten stoffe geschrieben ist.

KOPENHAGEN. FINNUR JÓNSSON.

---

1. **Gerzon Jacob.** Die jüdisch-deutsche sprache. Eine grammatisch-lexikalische untersuchung ihres deutschen grundbestandes. Frankfurt a. M., J. Kauffmann 1902. 134 s. 2,50 m.
2. **Sainéan L.** Essai sur le judéo-allemand et spécialement sur le dialecte parlé en Valachie. [Extrait des Mémoires de la Société de Linguistique de Paris t. XII.] Première partie. [1902.] 69 s.

Auf die wichtigkeit des jüdisch-deutschen in sprachgeschichtlicher, kultur- und litterarhistorischer beziehung hat schon eine stattliche zahl von germanisten, wie v. d. Hagen, Schmeller, Hildebrand, Zarncke, Creizenach, Martin, Werner, auch der romanist Schuchardt, hingewiesen. Dabei hatten fast alle diese gelehrten nur die sprache der deutschen Juden und die in dieser abgefasste litteratur des 16. bis 18. jahrhunderts im auge, während ihnen das für den sprachforscher weit merkwürdigere, von millionen gesprochene und in eine anzahl von untermundarten zerfallende idiom der Juden in Osteuropa ganz unbekannt war. Wenn sich trotzdem lange niemand gefunden hat, der diese sprache einer wissenschaftlichen betrachtung gewürdigt hätte, so liegt der grund in erster reihe in den ansprüchen, welche das studium dieser auf dem gebiete des sprachlebens ganz vereinzelten erscheinung, wo drei so heterogene sprachkreise, wie das deutsche, slavische und hebräische, sich durchdringen, an den forscher stellt. Er soll kenntnisse besitzen, die sich nicht leicht in einem menschen vereinigt finden: beherrschung einer jdd. mundart, belesenheit in der ältern jdd. litteratur und germanistische schulung genügen allein dazu noch nicht: er muss ausserdem in den deutschen maa. bewandert sein, das polnische, russische und kleinrussische nicht bloss in der schriftsprachlichen form, sondern womöglich aus dem volksmunde kennen, endlich auch das hebräische und das talmudische idiom in der form und aussprache, die es im munde der heutigen Juden angenommen hat. Ein gewaltiger geschützpark, wird mancher sagen, um einen winzigen sperling zu erlegen!

In jüngster zeit hat es sich endlich auf diesem so schwer zugänglichen gebiete zu regen begonnen. (eine orientierende übersicht gibt L. Fränkel im Litbl. f. germ. u. rom. phil. 21, 386 fgg.) zuerst hat das anmutigere feld der litteratur und nun auch das dornige der grammatik bearbeiter gefunden.

Der verfasser der ersten schrift hat den immerhin anerkennenswerten mut gehabt, sich fast ganz ohne das oben geforderte rüstzeug an die schwierige aufgabe zu

wagen. Im sommer 1899 lernte er, wie er erzählt, die ihm bis dahin gänzlich unbekannte sprache durch die lectüre einer jdd. schrift kennen und beschloss sie zum gegenstand einer dissertation zu machen, die nun hier vorliegt. Er hat darin das jdd. wie eine tote sprache behandelt, indem er acht schriften fleissig (wenn auch nicht, wie er sagt, „erschöpfend“) ausgezogen und das excerpierte material fein säuberlich in das herkömmliche grammatische fachwerk eingeordnet hat. Das grundübel, an dem seine arbeit krankt, liegt nun darin, dass er die sprache, die er bearbeitet, nicht beherrscht und deshalb ganz von den unzuverlässigen texten abhängig ist. Diese texte sind wie das ganze jdd. schrifttum mit hebräischen lettern gedruckt und zwar, was G. anzugeben unterlässt, mit quadratschrift und vocalzeichen im gegensatz zur älteren litteratur (des 16. bis 18. jhs.), die in rabbinischer schrift gedruckt ist und sich zum ausdruck der vocale bloss der drei hebr. vocalbuchstaben bedient. Wie schwer es ist, aus der ältern schreibung ein richtiges bild des lautstandes zu gewinnen, habe ich in meiner arbeit über die sprache Glückels von Hameln (Mittheil. d. gesellsch. f. jüd. volkskunde, 7. heft, Hamburg 1901, s. 29fgg.) ausführlich dargelegt; nicht besser steht es mit der heutigen, in der sich zu der inconsequenz der alten schreibung noch die durch die reformbestrebungen der schriftsteller hineingetragene verwirrung gesellt. Die modernen litteraten, die eine schöne litteratur nach dem muster der europäischen culturvölker schaffen wollen und dabei moralisierende und lehrhafte tendenzen verfolgen, sind dabei oft genötigt, über den gedankenkreis des volkes und damit über die grenzen der ma. hinauszugehen. Wo diese versagt, greifen sie unbedenklich zu stilistischen und lexikalischen entlehnungen aus dem nhd. Ebenso wie die sprache strebt jeder auch die schreibung auf eigene faust zu verbessern und seine auf weiter nichts als eine unzulängliche kenntnis des nhd. gestützten dilettantischen etymologien in der schrift zur geltung zu bringen. Das jüdische publikum hilft sich damit, dass jeder die texte, unbekümmert um solche velleitäten nach seiner angestammten ma. liest. der verf. hat in ermangelung einer solchen seine arbeit nachträglich mit einem jüd. studenten aus Homel in Litauen durchgenommen, so dass, wie er sagt, in ihr im wesentlichen die formen und der lautstand der in H. gesprochenen ma. dargestellt sind. Wir erhalten also eine grammatik der litauischen ma. auf grund von texten, von denen kein einziger diese ma. rein widergibt, und bei der man, dank diesem vorsichtigen „wesentlich“, nie sicher ist, ob eine form litauisch ist oder nicht.

Unter solchen umständen musste die lautlehre, die in den ma. grammatiken am eingehendsten behandelt zu werden pflegt, am schwächsten ausfallen. Es fehlt jede lautphysiologische charakteristik, sowol des jdd. im allgemeinen, als der lit. ma. im besondern, die sich von den übrigen maa. durch eine anzahl besonderer eigentümlichkeiten so scharf abhebt, dass zu deren erklärung die annahme, die lit. Juden hätten ursprünglich slavisch gesprochen und erst später die sprache der aus Deutschland eingewanderten angenommen, nicht auszureichen scheint und man sich versucht fühlt, eine ethnische verschiedenheit von den übrigen Juden zu vermuten, auf die auch andere umstände hinzudeuten scheinen. Diese besonderheiten kommen in der darstellung G.s nicht zum ausdruck. Gelegentlich kommt es ihm allerdings zum bewusstsein, dass es sich um dinge handelt, die nicht in die allgemeine schablone passen, so z. b. § 19, wo die herkömmliche unterscheidung zwischen langen und kurzen vocalen versagt, und in §§ 1 und 2. In diesen fällen lehnt er ein näheres eingehen mit der erklärung ab, von genaueren phonetischen untersuchungen absehen zu müssen; als ob eine darstellung des lautstandes nicht gerade der ort für solche

wäre! So lässt er auch im consonantismus gerade bei den charakteristischen erscheinungen (wegfall und antritt des *h* im anlaut, verhältnis zwischen *s* und *š*) im stich, deren umfang und verbreitung genauer erforschung bedürfen.

Sehr anerkennenswert ist es, dass der verf. der in den ma. grammatiken sehr selten behandelten syntax einen verhältnismässig grossen raum gewidmet hat. die behandlung dieses abschnitts leidet jedoch unter der unbekanntheit G.s mit den slavischen sprachen. Er hat zwar seine aufgabe auf die „untersuchung des deutschen grundbestandes" beschränkt, aber eben um diesen zu erkennen und die slavischen elemente auszuscheiden, genügt es nicht in Pauls Mhd. grammatik nachzuschlagen, ob eine erscheinung dort belegt sei oder nicht. Mit einer bloss mechanischen vergleichung zweier um jahrhunderte auseinanderliegender idiome kann man so verwickelten spracherscheinungen, in denen man die ergebnisse mannigfacher, gleich oder verschieden gerichteter, sich durchkreuzender oder verstärkender tendenzen vor sich hat, nicht gerecht werden. Als fälle, in denen G. den slavischen einfluss nicht erkannt hat, seien hervorgehoben: das fehlen der charakteristischen deutschen wortstellung im nebensatz (§ 84), die stellung von *genug* vor dem zugehörigen adj. (§ 85, 8), die auslassung des subjects (§ 86), der gebrauch des neutr. sg. des relativpronomens im nom. ohne rücksicht auf geschlecht und zahl mit ausdruck des casus in einem ergänzenden pronomen (§ 98), die abhängigkeit einer präpositionalverbindung von einer andern präposition (§ 101, 2), der infinitiv ohne zu (§ 102, II), *ništ-ništ* für weder-noch (§ 104), *wi, fun, far* nach dem comparativ (§ 105, 2), *wi* für so und als ob (§ 109, 2, I), *wos-wos* für je-desto (ib. III), *wos* = dass (ib. III, 7, b), die negation nach einem satze mit negativem sinn (§ 110). Es soll damit nicht behauptet werden, dass in allen diesen fällen ausschliesslich slav. einfluss herrschend sei, in manchen, für die sich analogien aus der deutschen volkssprache beibringen lassen, mögen eben deutscher und slav. sprachgeist in gleicher richtung zusammengewirkt haben. Ähnlich liegt die sache dort wo G. „übersetzung aus dem hebräischen" annimmt, so in der stellung des prädicatsnomens hinter dem particip und des objects nach der nominalen ergänzung des verbs in der periphrast. conjugation (§ 85, 4 und 5) und in der verstärkung des verbum finitum durch den vorangestellten infinitiv (§ 107, 1). Alle diese constructionen sind ebenso gut slavisch wie hebräisch, und ohne die einwirkung des hebr. ganz leugnen zu wollen, wird man doch der lebendigen sprache der slav. umgebung, mit der der Jude in unausgesetztem verkehr stand, grösseres gewicht zuerkennen müssen, als dem in der jugend und — was nicht ausser acht zu lassen ist — nur den knaben zu teil gewordenen bibelunterrichte.

Die letzterwähnte construction verdient aber noch ein näheres eingehen, wäre es auch nur, um an ihr darzulegen, dass die fragen nach der herkunft der entlehnungen durchaus nicht so einfach liegen und sich nicht so apodiktisch entscheiden lassen. Sie ist nämlich nicht bloss dem hebr. eigentümlich und im poln. gang und gebe, sondern auch in deutschen maa. nachweisbar. In den ma. grammatiken wird man allerdings vergeblich nach ihr suchen[1]. es wird deshalb nicht überflüssig sein, wenn ich hier eine zusammenstellung der mir erreichbar gewesenen belege gebe.

1) Meyer-Lübke findet in seiner — nach abschluss dieser besprechung erschienenen — abhandlung: Der intensive infinitiv im Litauischen und Russischen, Idg. forsch. 14, 114 fgg. diese ausdrucksweise auf deutschem gebiete nicht verzeichnet und glaubt, dass Delbrücks behauptung, der sie Vgl. syntax 2, 175 „norddeutsch" nennt, einer bedeutenden einschränkung bedürfe.

In Sophiens reise von Memel nach Sachsen (Wien 1787) I, 233 sagt ein Königsberger: *kriegen kericht er sie.* Hermes selbst bemerkt zu: *schlafen schlief ich nicht.* X, 129: „eine preussische Redensart für die nichts bessere: schlafen that ich nicht. Pour dormir je ne le pus." Hennig, Preuss. wörterb. (1785) sagt s. 92: „man gebraucht auch hier den pleonasmum: *haben hätt ich nicht,* so wie in anderen fällen *essen ess ich nicht, trinken trink ich nicht* usw." — „Wiederholung des Aussagers, wo der Meissner den Aussager thun gebraucht: *trinken trinkt er wohl, essen isst er wohl, singen singt er wohl, schaden schadets nicht*" aus einer hs. von 1816 über eigentümlichkeiten der preuss. ma. Jahrb. d. ver. f. nd. sprf. 21, 161. — *Schniefke schnuwe schnöfft hei geern, awer Supe supe söppt hei deeg* (nich) (aus Königsberg). Frischbier, Preuss. sprichwörter, 1. sammlung nr. 3380. *Lêse lesst hei wi e Bôk, schrîwe schröfft hei wî gestâke* derselbe 2. sammlung nr. 1703. *Schnîfke schnûwe schnöfft hei nich, man Brannwîn sûpe söppt hei sêr* ib. nr. 2389. Ebenso in dessen Preuss. volksliedern in pld. ma. nr. 38, 5. — *Kriejen krigt er nischt.* Der richtige Berliner[3], s. XI. — *Und dauern dauert dat wohl,* sagt eine magd in dem roman Das rote Auge von E. Remin, Velhagen und Klasings monatshefte 15, 531. Dieses überwiegen aus dem ostdeutschen colonisationsgebiet stammender belege gegenüber dem einzigen obd. beispiel, das mir aus den Fliegenden blättern vom 31. mai 1901 zu gebote steht: *Ja kina ko' ma' scho', aba derfa derf ma' net,* könnte wol zu gunsten der annahme eines slavismus den ausschlag geben, wenn diese fügung sich nicht mit einer andern deutschen berühren würde, aus der sie sich m. e. ungezwungen erklären lässt. Es ist dies die bereits von Hermes verglichene zur hervorhebung des bedeutungsinhalts des verbs, zur bezeichnung der dauer, besonders aber zum ausdruck eines gegensatzes in der volkssprache allgemein gebräuchliche, namentlich im obd. beliebte verbindung von thun mit dem inf., z. b. *es tût schneiwen, die sunne tût stên und nicht gên.* Schmeller, Gr. § 979. Auch dient sie dazu, das hervorzuhebende verbum an die spitze des satzes treten zu lassen: *Jlooben duh' ick 't ihn nich, aber lüjen duht er doch ooch nich.* Der richtige Berliner a. a. o. Diese construction führt durch vermittlung der fälle, in denen thun als das hervorzuhebende verb auftritt, z. b. *Aber thun thu ich's nit. Mein Lebtag nit.* Rosegger, Erdsegen, Leipzig 1900, s. 117, *daun doit et 'ne gâr nits* = es schadet ihm durchaus nichts. Schambach, Nd. wörterb. s. 313, leicht dazu, das charakteristische nicht in der verbindung mit thun, sondern in der widerholung des zeitworts zu erblicken und analog auch jedes andere verb doppelt zu setzen. In Ostdeutschland mag das poln. muster diese tendenz begünstigt haben, bei den Juden kann man überdies auch die reminiscenz an das hebr. als dritten factor mit in rechnung stellen.

Für die behauptung § 107, 2, die vorweg- oder wideraufnahme des subjects in abhängigen relativsätzen durch *es* beruhe ebenfalls auf übersetzung aus dem hebr., hätte G. bei dem umstande, dass das hebr. das neutr. des pron. pers. auszudrücken gar nicht im stande ist, doch die begründung nicht vorenthalten sollen.

In dem ein drittel der schrift einnehmenden wörterbuch, in das der verfasser diejenigen wörter aufgenommen hat, „die auf deutschem boden heute nicht mehr, oder nur noch mundartlich vorkommen, sodann solche, die nach form oder bedeutung von der nhd. entsprechung wesentlich abweichen", tritt die unzulängliche ausrüstung des verf. noch deutlicher zu tage, sobald er sich auf das gebiet der etymologie begibt. Wo die beiden Mhd. wörterbücher, Grimm und Schmeller versagen, ist er auch mit seinem latein (oder deutsch) zu ende. Aber auch in diesen wörterbüchern hat

er manchmal in der eile des nachschlagens nicht die richtige seite getroffen. So hatte er z. b. die von ihm im Dwb. II, 219 vermisste erklärung *bégel* daselbst I, 1742 unter *beugel* und bei Schmeller I, 214 finden können. — Zu *hél* s. 122 hätte anstatt *heil* Dwb. IV, II, 815 *hell* ib. 964 angezogen werden sollen. Statt *hél* wäre die form *hel* anzusetzen, wie es im galizisch-jüd. in der ra. *fin heler hout* = ohne jede veranlassung, ohne ursache, lautet, wodurch der einzige beleg, den das Dwb. für diese bedeutung anführt, seine bestätigung erhält. — Zu *grimžorn* s. 90 wäre das adj. *grimžornic*, sehr zornig, aus Lexer III, nachtrag 219 zu citieren gewesen. zu *milgroim* s. 95 die dem jdd. am nächsten stehende form *malgram* (lat. malogranatum, it. melagrano) Lex. I, 2015. — *šopenpelž* s. 99 ist nicht schafpelz. Die deutsche form *schuppenpelž* findet sich Dwb. IX, 2019, jedoch mit unrichtiger etymologie nach Sallmann. Die richtige erklärung *schupp* (= waschbär) hat Sanders III, 1023 und ergänzbd. 465. Auch schwedisch *sjupp*. — Zu *žoig* s. 104 wäre anstatt Schmeller II, 1141 aus demselben 1080 *žauck*, *žaugg* anzuführen gewesen. — Die erweiterten formen von gähnen, die G. zu *génižen* s. 110 im Dwb. vergebens gesucht hat, hätte er bei Schm. I, 911 finden können; die dem jdd. am nächsten stehenden formen sind tirol. *ginitžen*, Schöpf 191 und in Gottschee *geinetžen*, *goinatžen*, Schröer, Sitzber. d. Wiener acad. LX, 255.

Aus der grossen zahl von wörtern, die G. gar nicht oder nur unrichtig zu erklären weiss, seien einige hervorgehoben. *šlak* s. 98 ist dem aus dem Dwb. dazu angezogenen beleg zulieb unrichtig als „träger mensch" erklärt. Zu grunde liegt wol die mhd. bildliche verwendung *gotes slac* = harte schicksalsschläge, unglücksfälle Dwb. IX, 319, 4, in welcher es auf einen menschen angewendet diesen als ein unglück für seine familie, seine umgebung bezeichnet. Dafür spricht die galiz.-jüd. bezeichnung eines solchen als ein *šlak fin* (= von) *got* und das *gottschlag* der Frankfurter juden für einen verkrüppelten oder sehr kindischen menschen. Die verbreitung des wortes als scheltwort ist für Regensburg bezeugt in Bayerns mundarten II, 267 = schlimmer geselle, für Schweinfurt: Ztschr. f. deutsche spr. IX, 392, für Nürnberg: Deutsche städte-chroniken III, 149 wie noch heute, für Pommern Dwb. IX, 320, 5, a, nassauisch *schlackes*, leichtsinniger, auch schmutziger mensch, Kehrein I, 347. — *štéger* s. 100: steiger heissen die tonarten des traditionellen synagogengesangs. *steic* ist bei den minnesingern das hinaufgehen der melodie, ascensus, s. Platz in Strassburger studien III, 199, ebenso in den meisterliedern der Kolmarer hs. Lex. II, 1160. — *wéltog* s. 103. Das mhd. *woltac* ist ausser der in den wbb. angeführten stelle noch zu belegen aus Schönbach, Altd. predigten I, 372, 7. Es ist in den heutigen nd. maa. sehr verbreitet, s. die idiotica von Woeste 319, Danneil 242, Mi 104, Schambach 284. — Zu *pofen*, schlafen s. 115 vgl. *puffen*, ein nachmittagsschläfchen halten, Sallmann, Lexic. beitr. zur dtsch. ma. in Estland 47, abpuffen, mit schlummern fertig sein, ib. 51. *bâfln*, schlummern, Schm. I, 212. Aus Wolf, Hess. sagen 71 wird in der zeitschr. Am urquell 5, 25 als der hexensprache angehörig citiert: *er bert* = schläft. — *žanken*, flackern s. 119: das licht einer lampe zant, wenn es durch ausgebrannte dochtteile gespalten und geschwächt wird. Schm. II, 1127; *žacken*, docht am licht oder der lampe, 1080, *žanken* f. spitze 1136. *žänken* m. ein kaum noch glimmender funke, daher vom erloschenen feuer gesagt wird, es sei zu „zänken" ausgegangen. Schuller, Beitr. zu e. siebb.-sächs. wörterb. 72. — *korten*, aus kort (eine art stoff) s. 123: kord, engl. cord, eine art manchester, in jedem conversationslexicon zu finden.

Die unbekanntschaft mit den slavischen sprachen rächt sich am verf. dadurch, dass er den slavischen ursprung einer grossen anzahl von wörtern nicht erkannt hat,

so *brud* s. 85, *brudig* s. 119, poln. *brud,* schmutz. — *butel* s. 85, poln. klr. *butel,* flasche. — *kazer,* s. 92 von G. unrichtig gelesen für *katšer,* ist nicht kater, sondern enterich, poln. *kaczor* (spr. katšor). — *kèmen,* schornstein s. 93 poln. klr. *komin.* — *kufel* s. 94 dem poln. gleichlautend. — *pale:* s. 96 poln. *palac* (spr. palaz) palast. — *špare* s. 99 poln. klr. *špara,* ritze, spalte. — *štèg hè,* heugarbe (!) poln. *stog* (heu)-schober. — *hoidern* s. 111 poln. *hoidać;* klr. *hoidaty,* schaukeln. — *kêlen* s. 22. 111 klr. *koloti,* stechen, schlachten, russ. *kolótj* speciell für das jüdische schächten. poln. *kolić.* — *šmokzen* s. 116 klr. *smoktaty,* p. *smoktać,* 1. ps. sg. *smokczę,* schmatzen, saugen. — *šorxen* s. 117 klr. *šoroch,* das rauschen, rasseln. — *tupen* s. 118, p. *tupać,* klr. *túpaty,* mit dem fusse stampfen. — *hêl* in *hêle zuker* s. 122 kann nicht auf *heil* zurückgehen, weil es galiz.-jüd. *hoil* lautet, und gehört zu klr. *holyj* nackt, bloss.

Eine zwitterstellung nehmen solche jdd. wörter ein, die zu wörtern in beziehung stehen, die das poln. aus dem deutschen, oder dieses aus jenem entlehnt hat. Die herkunft solcher wörter ist mitunter sehr zweifelhaft, besonders da noch die frage in betracht gezogen werden muss, ob nicht die Juden bei solchen entlehnungen eine vermittlerrolle gespielt haben. Zudem ist dieses umfangreiche feld (schätzt man doch die deutschen lehnwörter im poln. auf mindestens 2000!) noch sehr wenig bearbeitet. Einige beispiele seien hier angeführt.

ágres, stachelbeere s. 83. In dieser bedeutung ist das wort *agres, agras* in ganz Deutsch-Österreich (auch bei den siebb. Sachsen) und ebenso unter den österr. slaven in der form *agres, agrest* verbreitet. — *šaf,* schrank s. 97. Die galiz.-jüd. form *šafə* spricht für entlehnung aus dem poln. klr. *šafa,* das seinerseits deutschen ursprungs sein dürfte. — *šiflod,* schublade s. 98. Die formen mit *f,* für die das Dwb. keinen beleg bringt, sind vorwiegend nd.: *schauf-, schuf-, schuvlad,* Frischbier, Preuss. wörterb. 2, 262. *schîf-* 271; *schuflade* (Hupel) Idiot. v. Lief- u. Estland 213; *schuflâe* Schambach 186; *schuvlaod* Danneil 191; *schuflor* (Flensburg) Nd. jahrb. 26, 82, *schuflaur* (um Kolberg) Ztsch. f. dtsch. unterr. 13, 68, aber auch elsäss. *šyflòt* Alsat. studien I, 19; poln. *šuflada.*. — *šmukler,* posamentier s. 99, poln. *szmuklerz* (sprich šmuklerž) wol aus einem deutschen bisher nicht belegten *schmucker mit einfügung eines *l* wie im folgenden worte. — *špeichler,* speicher s. 99, p. *spichlerz,* *szp-,* klr. *špichler.* Die vocale der litauisch-jüd. form *špeichler* (die sich schon in der jd. bibelübersetzung, Basel 1583, findet) und der galiz.-jüd. *špàchljar* sind aus slav. *i* nicht zu erklären, wohl aber entsprechen sie lautgesetzlich dem des mhd. *spicher,* dagegen ist das *l* im deutschen nicht nachweisbar. — Umgekehrt entstammt in *weinšel,* weichsel s. 102 das *l* dem deutschen worte, während der nasal auf das poln. *wiśnia,* asl. *višnja* zurückzuführen ist. — *fort,* doch, trotzdem s. 126. Das aus dem deutschen entlehnte *fort* scheint im poln. durch den gebrauch in sätzen wie etwa: ich habe es ihm verboten, er macht es aber fort, missverständlich eine bedeutungsverschiebung erlitten zu haben und ist dann in dieser veränderten bedeutung von den Juden aus dem poln. entlehnt worden.

Eine andere, sehr ausgedehnte einwirkung des slav. auf das jdd. analog derjenigen, die G. in den oben erwähnten, von ihm mit unrecht vermuteten „wörtlichen übersetzungen" dem hebr. zugeschrieben hat, musste ihm ebenfalls entgehen. Diese „wörtliche übersetzung", von Schuchardt mischung der inneren sprachform, von anderen übersetzungsentlehnung genannt, tritt besonders häufig in jdd. zusammengesetzten verben auf, indem die deutsche partikel nicht in der bedeutung, die sie in den deutschen zusammensetzungen hat, sondern in einer andern, der entsprechenden

slav. partikel eigentümlichen gebraucht wird[1]. Dadurch erklären sich die § 81 angeführten zusammensetzungen: *sich zuweinen, zuśreien, zulachen* = in weinen, schreien, lachen ausbrechen, eine bedeutung, welche die der part. zer-, md. zu- entsprechende poln. part. *roz-* (= auseinander-, zer-) den poln. verben in zusammensetzungen wie *rozpłakać się, rozkrzyczeć się, rozśmiać się* erleiht. Ganz dieselbe bedeutung hat das ebenda angeführte, ausschliesslich von den russ. Juden gebrauchte *furnander-* (= auseinander) in ähnlichen zusammensetzungen. Andere solche slavismen sind *bèn* s. 85 nach russ. *kóstočka* = knochen und obstkern; — *fégelmilch* für etwas unmögliches s. 87, poln. *ptasie mleko;* — *finger* s. 88 wie poln. klr. *palec* = finger und zehe; — *hentel* s. 90 klr. russ. ručka = händchen und handgriff, henkel: — *brechen die hent* s. 105 p. *załamować ręce*., klr. *załomljuwaty ruky* = die hände ringen (aber auch im Mhd. wb. I, 240 aus Wigal.: *sie brach die hende* und mundartl. im Kuhländchen: *sie breicht ihr' hend*. Meinert, Fylgie 56); — *sich foilen*, aus trägheit etw. unterlassen s. 109 p. *lenić się*, russ. *ljenitjsja;* — *foren reitendig*, reiten s. 109 wie im russ., das ebenfalls kein besonderes verb für reiten hat: *jézdit werchóm*, wörtlich: rittlings fahren; — *sich nemen* s. 113, anfangen, sich an etw. machen, p. *wziąć się*, ebenso klr.

Zum schlusse versucht G. die frage zu beantworten, aus welchem teile Deutschlands die nach dem osten gewanderten Juden stammen, und zieht aus dem umstande, dass alle jdd. maa. übereinstimmend mit den ostmd. maa. für germ. *p* nur im anlaut und nach *r* und *l f*, dagegen im in- und auslaut *p* zeigen, den schluss, dass unter den auswanderern die Juden aus Ostmitteldeutschland irgendwie ein übergewicht gehabt haben müssen, sei es der zahl nach, oder weil sie zuerst ausgewandert seien. Diese argumentation setzt voraus, dass die sprache der omd. Juden zur zeit ihrer einwanderung denselben lautstand wie die heutigen ostmd. maa. gehabt und dass der jdd. lautstand sich seit damals nicht verändert habe, was erst zu beweisen wäre. Dann fragt es sich, warum das übergewicht der einen landschaftlichen gruppe gerade die kraft gehabt haben soll, die md. *f* und *p* überall durchzusetzen, während andere lauterscheinungen nur beschränkte örtliche geltung erlangt haben, und an anderen orten dagegen eigentümlichkeiten anderer deutscher maa. siegreich gewesen sind. Wollte man dies durch lautphysiologische gründe erklären, so wäre dann der einwurf berechtigt, dass auch die *f* und *p* aus solchen gründen durchgedrungen sein können, und in der tat reichen m. e. solche gründe gerade zur erklärung der entstehung von *f* im anlaut und *p* im in- und auslaut aus *pf* (denn auf dieses und nicht auf altes germ. *p* ist der jdd. lautstand zurückzuführen) vollkommen aus.

Ich muss hier die schon ungebührlich lang gewordene besprechung abbrechen, obwol G.s arbeit der kritik noch zahlreiche angriffspunkte bietet. Kürzer kann ich mich über die schrift von Sainéan fassen. Der durch seine wertvollen arbeiten auf dem gebiete der rumänischen philologie bekannte gelehrte hat es unternommen, die ihm wolvertraute jd. ma. der Walachei darzustellen und bietet in dem vorliegenden ersten teile als allgemeine einleitung eine erweiterte und verbesserte bearbeitung seiner 1889 in rumän. sprache erschienenen schrift über das jd.

Der erste abschnitt, in dem S. eine lautliche charakteristik und abgrenzung der jd. maa. versucht, die sich bei dem mangel aller vorarbeiten nur auf mitteilungen

1) Singer, Ztsch. f. deutsche wortforsch. 3, 221 nennt derartige „-ismen“ bedeutungslehnwörter, und die zusammensetzungen, deren bildungsprincip mit dem der zusammensetzungen einer andern sprache übereinstimmt, bildungslehnwörter.

nicht sehr verlässlicher gewährsmänner stützt, kann, wie er selbst hervorhebt, nur die geltung einer flüchtig umrissenen ersten skizze beanspruchen, die nicht nur der ausführung, sondern auch der verbesserung fähig und bedürftig ist. Am wenigsten wird man sich, schon aus methodologischen gründen, mit der vergleichung einzelner jd. laute mit ähnlichen in deutschen maa., also der endglieder zweier entwicklungsreihen, von denen die zwischenglieder der einen ganz unbekannt sind, und den hieraus auf eine verwandtschaft gezogenen schlussfolgerungen einverstanden erklären können. So kann insbesondere die behauptung s. 4 und 8, dass die poln. und lit. ma. des jd. nach ihrem vocalismus schwäbischen, die galiz. und russ. bayrischen charakter habe, in dieser allgemeinheit ausgesprochen, nur ein bedenkliches kopfschütteln erregen. Es folgt eine kritische bibliographie der jd. grammatik von Buxtorf d. ä. (1609) angefangen, wenn man die vergeblichen, weil mit unzureichenden mitteln unternommenen, dilettantischen versuche, des spröden stoffes herr zu werden, grammatik nennen darf, und eine skizze der jd. litteratur des 16.—18. jhs. mit kurzen proben. In dem nahezu die hälfte des ganzen umfassenden vierten abschnitt wird der wortschatz getrennt nach deutschen, hebr. und slav. elementen analysiert. Der wichtigste teil des werkes steht noch aus: der zweite besondere teil, der die laut- und formenlehre des walachisch-jd. dialekts, textproben und ein etymologisches glossar bringen soll. Von der syntax ist in der inhaltsangabe nicht die rede, dieser scheint der verf. sein augenmerk nicht zugewendet zu haben, wie auch aus seiner bemerkung s. 64 hervorgeht: die slav. grammatik habe die jd. fast gar nicht beeinflusst, was, wie oben gezeigt wurde, grade für die syntax am wenigsten zutrifft.

Der vorliegende teil der arbeit ist dadurch, dass er die bei G. fehlende allgemeine charakteristik des jd. gibt, eine wertvolle ergänzung dieser schrift und zur einführung in das studium des jd. und zur orientierung über die frage, was das jd. eigentlich ist, als zuverlässiger führer zu empfehlen. Dem zweiten teil, der die erste monographie eines jd. dialekts bilden wird, darf man daher mit dem grössten interesse entgegensehen.

WIEN. A. LANDAU.

Adriaan Jacob Barnouw, Textkritische untersuchungen nach dem gebrauch des bestimmten artikels und des schwachen adjectivs in der altenglischen poesie. (Leidener doctordissertation). Leiden, E. J. Brill 1902. 236 s. 8°.

Von der richtigen voraussetzung ausgehend, dass für die noch so viel umstrittene chronologie der altenglischen litteraturdenkmäler nur auf grund genauer sprachlicher beobachtungen feste richtungspunkte gewonnen werden können, unternimmt es Barnouw, die bekannten Lichtenheldschen kriterien auf einige der umfänglicheren altenglischen dichtungen anzuwenden. Den Beowulf als unzweifelhaft älteste schöpfung zu grunde legend — das gedicht erscheint von diesen syntaktischen gesichtspunkten aus als einheitlich — zieht er die sogenannten Cädmonschen dichtungen, die sicheren werke Cynewulfs (Elene, Juliane, Himmelfahrt, Crist II) und die grösseren, die ihm mit mehr oder weniger wahrscheinlichkeit zugeschrieben worden sind (Andreas, Crist I und III, Gūþlāc A und B, Phönix, Tierbuch, Kreuzgesicht und Rätsel) in den kreis seiner untersuchungen. Bei den kürzeren denkmälern ist das material zu spärlich, um sichere schlüsse zu gestatten.

Mit grosser gewissenhaftigkeit geht B. jedes einzelne gedicht durch, nach vollständigkeit strebend in der aufzählung und erläuterung aller fälle der verwendung der folgenden syntaktischen gruppen:

I. Artikel + substantiv.
II. Artikel + absolutes schwaches adjectiv.
III. Artikel + schwaches adjectiv + substantiv.
IV. Schwaches adjectiv + substantiv.

Die eingehendere behandlung macht Lichtenheld gegenüber eine genauere unterscheidung der bedingungen, unter denen die verschiedenen verbindungen eintreten, möglich und nötig. Auch darin geht Barnouw über Lichtenheld hinaus, dass er consequent auf die metrische structur rücksicht nimmt. Nicht selten findet er, dass stellen, die rein syntaktisch genommen, anstoss erregten, durch metrische mängel als sicher falsch überliefert erwiesen werden. Oft bedarf es nur unbedeutender änderungen, die manchmal gerade die setzung des artikels betreffen, um einen in sinn und bau tadellosen vers herzustellen. So bietet die arbeit der textkritik vielfach anregung und einleuchtende besserungsvorschläge.

Ich kann hier den sorgfältig geführten untersuchungen nicht im einzelnen nachgehen; ich muss mich damit begnügen, die für die festsetzung der zeitlichen reihenfolge der ae. dichtungen wichtigsten resultate hervorzuheben.

Für die Genesis A liefern Barnouws beobachtungen keine bestätigung der neuerdings von Jovy (Bonner beiträge zur anglistik, bd. 5) aufgestellten meinung, dass die beiden geschlechtsregister v. 1055—1252 und v. 1601—1701 interpoliert seien. Dagegen ergibt sich ihm mit gewissheit, dass genesis A abgefasst worden ist, nachdem der Beowulf in der uns bekannten form fertig war. Die gründe hierfür sind folgende (s. 72):

1. Der artikel ist nicht mehr so stark betont, dass er (in zeitbestimmungen) mitstaben kann.
2. Zweimal ist er vor einer genetivverbindung belegt.
3. Die grosse zahl der verbindung art. + schw. adj. zur bezeichnung gottes und die häufige anwendung dieser verbindung überhaupt.
4. Anwendung des artikels vor attributiven adjectiven zu deren stärkerer emphase, auch wenn seine demonstration unnötig ist.
5. Die grössere freiheit, die infolge dieser emphatischen anwendung des artikels die verbindung III gewonnen hat, so dass das substantiv vom art. + schw. adj. durch die cäsur, ja sogar, obwol selten, durch den versschluss getrennt werden darf.
6. Die durch diese neuerung veranlasste beschränkung der fälle des artikellosen schwachen adj. vor dem subst. zum vorteil der verbindung art. + schw. adj. + subst.
7. Und schliesslich die häufigere anwendung des artikels, welche dieser ausdehnung seiner function entspricht: er findet sich 275 mal d. h. auf je 8,5 verse ein artikel, während er nur einmal auf 11 verse des Beowulf erscheint.

Dass Genesis B bedeutend später aus dem altsächsischen übertragen ist, lehrt einmal die häufigkeit des artikels vor den bezeichnungen für Lucifer. In früheren dichtungen mit nur einer einzigen hervorragenden hauptperson wäre diese nicht mit dem bestimmten artikel eingeführt worden. Ein merkmal der späteren, sächsischen abkunft liegt ferner im gebrauch des best. art. vor *ealwalda* — Gott, selbst wo ein genetiv daneben steht wie v. 246 *se ealwalda engelcynna*, während im ae. das völlig

substantivierte *alwalda* fast immer artikellos steht. Besonders deutlich aber zeigt sich die grössere jugend von Genesis B in der anwendung der verbindung art. + schw. adj. + subst. Nicht nur zur bezeichnung Gottes, wofür im Beowulf kein beleg zu finden ist, wird sie häufig gebraucht, sondern sogar vor dem subst. „*God*“ selbst, *se hālga god, tō þām ælmihtegan gode.* Dem entspricht auf der andern seite, dass die verbindung schw. adj. + subst. in Genesis B fehlt.

In der Exodus ist der gebrauch des artikels noch sehr beschränkt. Auffallend spärlich sind die beispiele für artikel + schw. adj. In der verbindung genetiv + superlativ ist der letztere immer stark und artikellos, also *bearna sēlost*, *manna mildost, feldhūsa mǣst.* Auch die ordinalzahl ist dem dichter artikellos geläufiger als mit dem artikel. Neben schw. adj. + subst. wird der artikel nur selten gesetzt und dann ist immer seine demonstrative bedeutung noch lebendig. Vom syntaktischen standpunkt aus lässt sich zwischen der interpolation v. 362 — 445 und den übrigen teilen des gedichtes kein unterschied feststellen; jedesfalls erweist sich die interpolation in keiner beziehung als jünger. Die abfassungszeit der Exodus ist kurz nach derjenigen des Beowulf anzusetzen. „Sie erweist sich jünger als dieser durch den antritt des artikels vor einer genetivverbindung; in der unfähigkeit des artikels, mitzustaben in zeitbestimmungen; und schliesslich dadurch, dass die cäsur das substantiv vom art. + schw. adj. trennen darf (273. 389). Von trennung durch den versschluss dagegen zeigt sich noch keine spur; darin zeigt sich die Exodus schon älter als die Genesis A, die vereinzelt dergleichen fälle aufzuweisen hat. Diese neuerungen in der Exodus sind aber nur vereinzelte erscheinungen: im grossen und ganzen unterscheidet sie sich so gut wie nicht vom Beowulf. Die gleiche zahl der artikel stimmt damit überein. Gen. A ist zeitlich von der Exodus weiter getrennt als diese vom Beowulf. Die rein emphatische anwendung des artikels vor schw. adj. + subst. und die daraus erfolgte ausdehnung der verbindung III, sowie die viel freiere anwendung des art. vor dem absol. adjectiv . . . bilden einen viel jüngeren sprachgebrauch. Wenn zwischen der abfassung des Beowulf und der Exodus zehn jahre liegen, mag die zeit zwischen dieser und Gen. A wol mindestens vierzig jahre sein“ (s. 88 fg.).

Für den Danieldichter ist es eigentümlich, dass er die verbindung schw. adj. + subst. fast nur im genetiv kennt. Aus dieser ans formelhafte streifenden beschränkung ist wol zu folgern, dass der dichter die eigentliche kraft der schwachen adjectivendung nicht mehr empfunden hat. Deshalb darf auch das verhältnismässig häufigere auftreten der verbindung IV im Daniel gegenüber Gen. A nicht als ein beweis für ein höheres alter des Daniel aufgefasst werden. Nach abzug der formelhaften genetiv- und instrumentalverbindungen bleiben nur zwei unformelhafte übrig gegenüber mehr als zehn der Gen. A. Also muss umgekehrt Daniel jünger sein, und dazu stimmen auch die verwendungen der anderen gruppen. Für die bestätigung oder widerlegung der schlüsse Hofers (Anglia, bd. 12), der Azariaslied und lobgesang der drei jünglinge als nicht ursprünglich zum Daniel gehörig ausscheidet, findet B. in seinen untersuchungen keine neuen gründe. In den v. 280 — 362 ist der artikel im gleichen verhältnis vertreten, wie in der vollständigen dichtung; das fehlen des artikels in den v. 363 — 409, der dort durch den charakter des gedichtes mit dem steten wechsel des gegenstandes ausgeschlossen ist, kann für das alter dieses abschnittes nichts beweisen. Höchstens ist aus dem fehlen der verbindung von schwach. adj. + subst. ohne artikel zu folgern, dass der hymnus der drei jünglinge nicht älter sei als v. 280 — 362.

In dem selbständig überlieferten Azarias der Exeter hs. glaubt B. in dem mehrmaligen ersatz des im Daniel gebrauchten artikels durch das demonstrative pronomen eine abnahme der demonstrativen kraft des artikels, also jüngere abfassung oder aufzeichnung erkennen zu dürfen. Die nicht mit Daniel übereinstimmenden partien des Azarias zeigen einen freieren gebrauch des artikels in der viel grösseren zahl von fällen der verbindung III, besonders in ihrer anwendung zur bezeichnung Gottes und vor einer des meeres.

Christ und Satan betrachtet B. als einheitliches werk. 58 fälle der verbindung III in 788 versen gegenüber 25 in dem um 30 verse längeren Daniel zeigen, dass C. und S. ziemlich viel später entstanden sein wird. Wenn daneben doch noch zehn fälle der verbindung IV sich vorfinden, so darf man darin nichts anderes als archaisierende nachahmungen der älteren litteratur sehen und in dieser auffassung sich auch durch die scheinbar geringe gesamtzahl der artikel, 1 auf 6 verse, also weniger als im Daniel, nicht beirren lassen. Vor dem einfachen substantiv brauchte hier der artikel nur selten anzutreten, weil die im vordergrund der handlung stehenden personen (gott, satan, engel, teufel) und sachen (himmel, hölle) meist mit so ausschliesslich sie bezeichnenden namen genannt sind, dass der artikel unnötig war.

Cynewulf zeichnet sich den bisher genannten dichtungen gegenüber vornehmlich durch folgende züge aus:

1. Die vorliebe für die einleitungsformel *and þæt word gecwæð.*
2. Durch eine ausgedehnte anwendung des artikels vor dem einfachen substantiv, besonders auffallend vor *cāsere* und *cwēn* in der Elene, und häufiger als in den Cädmonschen dichtungen vor bezeichnungen für gott.
3. Durch häufigeren antritt des artikels vor genetivverbindungen, vor widerholungen und appositionen.

   Im zweiten und dritten punkt erweist sich Elene jünger als Juliana.
4. Die verbindung II ist selten, dabei aber merkwürdigerweise in Juliana häufiger als in Elene. Wenn man nicht nur die zahl, sondern die art der fälle berücksichtigt, erkennt man, dass doch auch hierin Juliana sich altertümlicher zeigt. Die ordinalzahlen erscheinen, ausser im prädicat, immer mit artikel.
5. Auch im gebrauch der verbindung III ist Juliana altertümlicher als Elene. Die vergleichung zwischen Juliana und Himmelfahrt ist schwieriger wegen der grossen verschiedenheit des behandelten stoffes. Für spätere entstehung der Himmelfahrt zeugt das zehnmalige antreten des artikels vor der bezeichnung gottes gegenüber keinem ähnlichen fall in der Juliana, dann der zweimalige gebrauch des artikels vor genetivverbindungen in der Himmelfahrt gegenüber nur einmaligem in der um 300 verse längeren Juliana und endlich das gleiche verhältnis der häufigkeit des artikels in beiden, trotzdem der homiletische charakter der Himmelfahrt zur anwendung des artikels weniger anlass geben musste.
6. Das gefühl für die emphatische kraft der schwachen adjectivform ist bei Cynewulf nicht mehr lebendig; nur gelegentlich wendet er dieselbe in ganz formelhafter weise noch an.

Die reihenfolge der Cynewulfischen dichtungen ist somit Juliana, Himmelfahrt, Elene mit grösserem zwischenraum zwischen der zweiten und dritten, als zwischen der ersten und zweiten. Die Juliana ist wol etwas später als Daniel, da dieser, im übrigen auf dem gleichen standpunkt stehend wie Juliana, in der anwendung der verbindung IV noch altertümlicher ist. Elene steht zeitlich Christ und Satan nahe, doch

ist sie wahrscheinlich noch etwas jünger, weil der artikel vor dem einfachen substantiv in ihr etwas häufiger angewendet wird als dort.

Der Andreas weicht im sprachgebrauch von den sicher Cynewulfschen werken mehrfach ab. Einmal fehlt die im Andreas in dreierlei form belegte formel *æfter þām (þyssum) wordum* nach dem schluss einer direkten rede bei Cynewulf ausnahmslos. Sodann erweist sich der Andreas in der vermeidung des artikels vor zweigliedrigen substantivverbindungen älter als Cynewulf, ebenso in der gesamtzahl der artikel (1 auf 7,5 verse im Andreas gegen 1 auf 5,5 verse der Juliana) und in der viel grösseren seltenheit der verbindungen II und III. Am deutlichsten aber hebt sich Andreas in bezug auf IV von Cynewulf ab, in deren anwendung Andreas zwar erheblich hinter Beowulf zurückbleibt, aber Cynewulf bedeutend übertrifft. Am auffallendsten ist das 17malige vorkommen des schwachen instrumentals, welcher im ganzen Cynewulf nur einmal in der formel *beorhtan reorde* belegt ist. Der nom. sing. von *self* erscheint im Andreas 7mal schwach gegen 5mal stark, bei Cynewulf mit verschwindenden ausnahmen nur stark. Angesichts solcher unterschiede, die zu bedeutend sind, als dass man sie aus der entwickelung des sprachgebrauchs während einer längeren laufbahn des gleichen dichters erklären dürfte, gelangt Barnouw zu folgendem schluss (s. 150): „Der Andreas ist nicht von Cynewulf, sondern gehört einer vorcynewulfischen zeit an, die etwa zwischen der entstehungszeit der Genesis A und der des Daniel anzusetzen ist.“

Crist I zeigt eine viermal so grosse zahl von beispielen der gruppe IV, ist also älter als Cynewulf, wahrscheinlich ungefähr gleichzeitig mit Andreas. Wenn dagegen die verbindung III von beiden gleich oft angewandt wird, so ist aus diesem verhältnis nur eine weitere bestätigung der verschiedenheit der verfasser zu gewinnen, da es zeigt, dass der dichter des Crist I mehr als Cynewulf seinen stil durch beigabe von attributen zu substantiven zu schmücken liebte. Crist III dagegen, jedesfalls von einem andern dichter als Crist I herrührend, steht zeitlich der Himmelfahrt nicht ferne, kann aber wegen mancher verschiedenheiten, die hier aufzuzählen zu weit führen würde, nicht von Cynewulf verfasst sein[1].

Guþlac A ist viel altertümlicher als Guþlac B, der auffallende ähnlichkeit mit Cynewulfs sprachgebrauch zeigt. Da die syntaktischen kriterien den Guþlac B jünger erscheinen lassen als die Elene, wird man in anbetracht der unzweifelhaften ungeschicklichkeit in stil und darstellung, die wol an einem jugendwerk, einem ersten dichterischen versuche verständlich wäre, sich nicht entschliessen können, den Guþlac B für ein werk Cynewulfs zu erklären, man wird darin eher die arbeit eines jüngeren nachahmers erblicken müssen.

Phönix ist noch jünger als Guþlac B; noch reichlicher als in diesem finden wir dort die verbindungen III und II vertreten; er könnte also wol noch von Cynewulf verfasst sein, auch die verwendung der verbindung IV spräche nicht dagegen. Aber es sind doch auch abweichungen gegenüber Cynewulf zu constatieren; vor allem der häufigere antritt des artikels vor *sunne*, welcher eine solche abschwächung des gefühls für die function des artikels verrät, wie sie bei Cynewulf sonst nirgends zu tage tritt, und die seltenheit des artikels vor genetivverbindungen, wo Cynewulf ihn in der Elene besonders häufig anfügt. Jedesfalls müsste der Phönix Cynewulfs letzte schöpfung sein.

1) Die eigentümlichkeiten des Crist III in wortschatz, syntax und stil könnten einen starken niederdeutschen einfluss vermuten lassen; ich hoffe, auf diesen punkt nächstens zurückkommen zu können.

Ob das sicher erst nach der Elene entstandene Tierbuch dem Cynewulf zugeschrieben werden darf, lässt sich vom standpunkt der syntax aus nicht entscheiden.

Das Kreuzgesicht ist in der verwendung des artikels bedeutend sparsamer als die Elene. Die in beträchtlicher anzahl sich findenden belege der verbindung IV zeigen noch nicht die formelhafte anwendung wie bei Cynewulf; besonders der gebrauch des schwachen instrumentals plur. weist auf eine ziemlich frühe entstehungszeit hin, näher der Genesis A als Cynewulf. Wie in der Genesis findet sich im Kreuzgesicht noch trennung des artikels + schwach. adj. vom beziehungswort durch die cäsur.

In der Rätselsammlung liegen alte und junge bestandteile neben einander. In manchem rätsel ist der artikel spärlich angewendet, obwol dazu häufig anlass gewesen wäre, in anderen ist er dagegen wo immer möglich beigefügt. Rätsel 36. 38—41 scheinen eine näher zusammengehörende gruppe zu bilden. Zu den frühesten rätseln gehören 13, 4, 41. Mit Cynewulf ist keines in verbindung zu bringen, die meisten fallen in frühere zeit.

Als resultat ergibt sich für B. die folgende chronologische anordnung der betrachteten ae. dichtungen:

660	Beowulf.
680—700	Exodus. Rätsel 4, 36. 38—41, überhaupt die mehrzahl der rätsel.
740	Genesis A.
770—790	Andreas, Kreuzgesicht, Crist I.
800—830	Daniel, Gūþlāc A.
850	Juliana.
860	Himmelfahrt, Crist III.
880	Christ und Satan, Elene, Azarias.
880—900	Gūþlāc B, Tierbuch, Phönix.
993	Byrhtnōðs tod.
1000	Genesis B.

Diese ansätze stimmen, wie man sieht, relativ mit den von Trautmann aus lautlichen und metrischen beobachtungen gewonnenen im ganzen nicht übel zusammen, weichen aber in der absoluten datierung teilweise von den bisher gehegten anschauungen nicht unerheblich ab. Die zahlen sind natürlich nur als näherungswerte zu fassen, manchmal auch, wie diejenige für Genesis B, wo ja nach der angabe der handschriftenkundigen schon die niederschrift älter als 1000 ist, zu modificieren. Aber im wesentlichen haben die überlegungen, welche B. zu seinen, namentlich für Cynewulf neuen, zahlen geführt haben, viel für sich. Er meint, falls wirklich die hauptmasse der ae. dichtungen vor 780 entstanden wäre, müsste die ausbreitung des artikels zuerst mit ausserordentlicher schnelligkeit von statten gegangen, dann aber nach Cynewulfs tod plötzlich ins stocken geraten sein. Das lied von Byrhtnōðs fall steht in der verwendung der verbindungen III und IV von Cynewulf viel weniger weit ab, als Cynewulf von Genesis A. Eine solche ungleichheit im tempo der entwickelung dieser syntaktischen verhältnisse, 90 jahre für die tiefgehenden verschiebungen von Beowulf zu Cynewulf, fast 200 jahre für die viel weniger bedeutenden änderungen von Cynewulf bis Byrhtnoð hält B. wol mit recht für unmöglich. Diese schwierigkeit wird am leichtesten durch die annahme, der keine begründeten bedenken entgegenstehen, beseitigt, dass eben Cynewulf erst in der zweiten hälfte des 9. jhs., etwa 850—880, gedichtet habe.

BASEL. GUSTAV BINZ.

Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenaere, herausgegeben von **Friedrich Panzer.** [Altdeutsche textbibliothek hgb. von H. Paul nr. 11]. Halle a. S., Max Niemeyer 1902. XVII, 64 s. 8°. 0,80 m.

Seine textkritischen grundsätze hat Panzer in einem bald nach seiner ausgabe in den Beiträgen 27, 88—112 erschienenen, auch für die inhaltserklärung wichtigen artikel 'Zum Meier Helmbrecht' niedergelegt. Wie auch schon Lambel, besonders in der zweiten auflage der erzählungen und schwänke, schliesst er sich enger an die überlieferung an als Haupt und ist in vielen stellen, wo Haupt aus sprachlichen, metrischen oder sachlichen gründen änderte, wider auf die hss. zurückgegangen, welch conservatives prinzip bei den obwaltenden überlieferungsverhältnissen durchaus gerechtfertigt ist (vgl. auch Lambel, Lit. blatt 1892, 370). So ist auch die wideraufnahme des durch die handschriften gewährten *brieve von minne* v. 1001, das Haupt aus doppeltem grunde verworfen hat, gut zu heissen: *brieve von minne* sind 'büchlein', welche vorschriften über die kunst zu lieben enthalten, wie jener in dem minnebrief Doc. misc. II, 306 erwähnte facetus, der *phaset, ein buoch von guoter minnen* genannt wird. Andrerseits hat aber auch P. an einigen stellen gegen die handschriften und zugleich gegen Haupt (und Lambel) änderungen vorgenommen, und auch in diesen fällen kann man, wie ich glaube, meist mit der überlieferung auskommen. Unbedingt zustimmen möchte ich nur der conjectur in v. 1785 *die sint von iu alles worden frî* (A B *alle*, Haupt *habe*). Auch darin weicht P. von Haupts standpunkt ab, dass er A nicht so weitgehend folgt als jener, dagegen B einen grössern spielraum gewährt. Die sicher beglaubigten fehler von A, die P. in der oben angeführten abhandlung zusammen gestellt hat, sind allerdings der art, dass man nicht ängstlich an dem text von A zu haften braucht und es ist nur zu billigen, wenn er an vielen variierenden stellen, wie schon zum teil Lambel und Pfeiffer, gegen Haupt auf B zurückgeht, wie v. 110. 178. 182. 234. 251. 433. 536. 572. 648. 717 (*soete kindekîn* statt *susterkindekîn*) 1015. 1159. 1350 (*kobel* statt *tobel*, vgl. Beitr. a. a. o. s. 108) 1699; auch 251, wo P. nach B liest *mit guoten êren* statt *mit grôzen êren* (Haupt nach A), denn A hat hier das gewohnheitsmässige *grôzen* eingeführt, während in B das alte *mit guotlichen êren* nachklingt. vgl. Notkers Boetius prol. 19 (Piper), Martina 274, 2. In andern fällen, wo Panzer B, Haupt A folgt, ist eine entscheidung zweifelhaft. So ist die stelle v. 51 in A *Eneas von danne entran ûf daz mer mit den kielen*, die Panzer Beitr. s. 106 als zu künstlich gegen B (*ûf dem mer*) zurückweist, doch wol nicht so auffallend, da ja die vorstellung zu grunde liegen kann, dass der verfolgte das meer selbst als eine zufluchtsstätte vor seinen verfolgern betrachtet; und die bildlichen darstellungen, die dem dichter vorschweben mochten, zeigen ja das schiff mit den fliehenden tatsächlich 'auf dem meere', wie z. b. Carm. bur. fol. 73, Schmeller s. 55. Umgekehrt zieht P. manchmal A vor, wo Haupt von B ausgeht. Auch hier sind beide lesungen meist dem sinne nach gleichwertig, prinzipiell wird man aber in solchen fällen mit P. dann der immerhin glaubwürdigeren handschrift A folgen, so v. 200. 237. 594. 1175. 1284. 1746. 1752. 1898. 1948. — Diese gruppierungen verlassend möchte ich im folgenden zu einzelnen textstellen bemerkungen geben.

V. 24 behält P. das präteritum *nennet* von A (B setzt aus) bei (die begründung s. Beitr. a. a. o. s. 104). Aber für die präterita der schw. verba ist A unzuverlässig, da es auch sonst bei langstämmigen die spätere ausgleichung mit beibehaltung des umlauts aufweist, wie *næten* 277, *wæte* 1462, *leuchte* 203 u. 583, *stellet* 1510, *lärten* 1554, *hört* 1592, *schüttet* 1858. Darum wird auch hier mit Haupt das alte regelrechte *nante* zu wählen sein, um so mehr als A (und B) diese form v. 1745

selbst bietet. — V. 892 weisen die handschriften B mit *müste*, A mit *müesset* (eine direct vom infinitiv gebildete form, = *müezet*, nicht etwa ein an die verba mit prät. -*et(e)* = *ôta*-*êta* angeglichenes *müeste*) auf *müeste* (so auch Haupt), nicht *müese*, da auch die lesart von A *müesset* auf das präteritum mit *t* deutet (vgl. Kummer, Herrant v. Wildonie s. 191, der aus metrischen gründen für das handschriftliche *müsset muesset* in den text *muoste* einsetzt, nicht *muose*). Auch würde v. 788 *ir müezet* (mit Haupt) eher der überlieferten schreibung (*müesset* A) entsprechen als *ir müeset* (B war zur ansetzung des präteritums *möcht* durch die umänderung des hülfszeitworts genötigt).

V. 107 nahm Haupt die lesart von B, *alles*, an, Panzer verteidigt Beitr. a. a. o. s. 107 die von A, *alle*. Es ist doch wol zu lesen '*noch habt* ir *allez niht vernomen*', wo *allez* adverbialer accusativ ist, = 'die ganze zeit, immer' (Mhd. wb. I, 20ᵇ), *noch allez niht* = 'immer noch nicht', wie obd. 'als noch nicht' (vgl. Schmeller-Fr. 1, 58, Schweiz. Id. 1, 170, Fischer, Schwäb. wb. 1, 133, Vilmar s. 9 usw.).

V. 252 — 258. Bei dem vorschlag (Beitr. s. 106), die verse 252 — 254 in klammer zu setzen, bietet die fortführung mit *darzuo* 255 schwierigkeiten. Die zeilen 252 — 254 bilden die grundsätze der sittlichen lebensanschauung des alten, die ächt germanisch, zusammengefasst sind in *diu triuwe*; dann folgen 255 fg. die seines socialen pflichtgefühls, in 257 fg. endlich fasst er das resultat seiner gesammten lebensführung zusammen, mit der ganzen auseinandersetzung aber, von v. 252 an, gibt er dem sohne einen lebensspiegel: so bilden die drei sätze von je zwei versen einen schematischen aufbau, entsprechend dem schematisierenden denken des dichters, dessen ideenreihen sich in logisch gegliederten formen bewegen, besonders gern in denen der parallele und des gegensatzes, ähnlich wie die Hartmanns im A. Heinrich. Denn wie stark auch seine einbildungskraft ist die welt der erscheinungen zu schauen, so associieren sich ihm doch die gedanken wie einem didaktiker gruppenweise nach vorherrschenden begriffen (vgl. Panzers einleitung s. XV).

V. 269 möchte ich mit B lesen: *Swenn ich dir dîne ohsen wæte.*

V. 557 führt *steürer*:*teurer* B auf *stiuwer*:*tiuwer*, wie auch Haupt schrieb. Oder ist mit unreinem reim zu lesen *stiuwer*:*tiurer*? vgl. *ringest*:*minnest* 1659.

V. 819 ist mit Haupt *Ûwer*:*gebûwer* zu setzen (vgl. *sûwer*:*gebûwer* 1355. 67), nicht *Ouwer*:*gebouwer*, falls *Ûwer* so viel ist als *Ûr*, was für einen ochsennamen passen würde, vgl. Schweiz. id. 1, 419 'im Sibental . . . werden noch die stier uren genennt.'

Auch v. 1082 möchte ich Haupts auf A sich stützende lesung *die het er ander niemen* vorziehen statt *anders niemen* (vgl. Beitr. a. a. o. s. 108), ausgehend von folgender interpretation: *schuohe mit riemen* sind einfache schuhe, bauernschuhe (Schulz, Höf. leben I, 325); es ist der bekannte *buntschuoch* 'Bauernschuh, der zugebunden wird' (Mhd. wb. II, 2, 224, wo weitere litteratur angegeben ist). Die verse 1082 — 84 bezeichnen also die geringe qualität der schuhe und sind in klammer zu denken: die schuhe sind so schlecht, dass Helmbrecht sie für sonst niemanden als eben für einen knecht so weit hergebracht, noch mit händen angerührt hätte; so höfisch war er geworden (1085), nämlich damit, dass er ihm überhaupt etwas mitbrachte (und wären es nur schlechte bauernschuhe), denn, wäre er selbst noch knecht in seines vaters hause (1086 f.), dann hätte er ihm von vorn herein nie ein reisegeschenk gegeben. Auf 'höfisch' liegt die ironie in der antithese, dass Helmbrecht nun so galant war, dem knechte ein geschenk, aber doch so tölpelhaft, nur ein so geringes, zu geben, das er ausserdem noch so weither mitschleppen musste (auch der magd bringt er nur dürftige dinge mit, im gegensatz zu den wertvollen geschenken, die er für die 'damen' des bauernhofes, seine mutter und schwester, zusammengestohlen).

V. 1334. Betreffs *kriuzer* A, das auch Haupt und Panzer in den text nehmen statt *haller* in B, bemerkt Schmeller[2] 1, 1390 'diese Hauptische fassung wol anachronistisch'.

V. 1388 hat P. mit recht die besserung Jänickes von *arm* in *barm* aufgenommen, aber doch die präposition *an* von AB gelassen: *dô sie mich an dem barme truoc.* Verlangt aber der sinn nicht doch *in dem barme,* im schoss, = im mutterleib, wie Jänicke schrieb? Vgl. E. Schröder, D. lit. ztg. 1879, 1271.

V. 1800. *Sih* ist wol, wie so häufig in späteren handschriften, für den ausruf *sê* verschrieben (oder *sêh*), 'ecce', 'sieh da, nimm hin', wobei die interpunktion Haupts und Panzers beibehalten werden kann: *sê, blinden kneht, nu ziuhe* usw. 'wolan, blinden knecht (du knecht des blinden), zieh' ihn hin'; oder geändert werden kann in *sê blinden, kneht, nu ziuhe* 'nimm den blinden hin, knecht, und ziehe ihn' usw. (Zu *sê* = 'nimm hin' vgl. besonders Schmeller 1, 201.)

V. 1924. *Rat* A (B fehlt) kann 3. pers. sing. des ind. sein, = *Ræt,* da A häufig nach österreichischer schreibart *a* für *æ* hat, z. b. *gewatte : state* 511, *zam* 822, *Rame : gename* 824, *pflage : lage* 885, *gab* 1674, *truglsass : asse* 1561.

In dem reichhaltigen variantenapparat sind auch die fälle mit oder ohne flexions-e, die Haupt nicht aufgenommen hat, mit recht berücksichtigt, da es wegen der rhythmik von wert ist, das verhalten der handschriften in dieser beziehung controlieren zu können.

Bezüglich der sprachformen war der herausgeber vor die entscheidung gestellt, wie weit dem österreichischen dialect raum zu geben sei, den ja das gedicht in einigen reimen, besonders *û : ou,* zulässt. Er hat die, zumal für eine zur einführung in die mhd. studien bestimmte ausgabe, doch wol richtige lösung damit gefunden, dass er nur im reime jene diphthongierten formen eingesetzt hat, wie er denn in der begründung dieses verfahrens (Beitr. s. 109 fg.) sich darauf berufen konnte, 'dass wir auch die diphthongierung von *î, û* vor gewissen consonanten nicht ins versinnere einzuführen pflegen'. Dazu hätte ausserdem die umschreibung der *î, û, iu* in *ei, ou, eu* noch weitere consequenzen nach sich gezogen, wie die aufnahme von *deub, schrire* u. a.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Burkart von Hohenfels und seine lieder. Eine litterarhistorische untersuchung von **Max Sydow.** Berlin, Mayer und Müller 1901. 2,40 m.

Es ist eine recht sympathische gestalt, die der verfasser vorliegender schrift zum helden seiner darstellung erkoren hat. Vorteilhaft heben die lieder Burkhards von Hohenfels sich aus der einförmigen masse des minnesangs ab. Nicht allein dass sie hie und da, die bahnen der höfischen kunst verlassend, in volkstümlichen reihen lustig sich tummeln; verdienstvoller noch scheint es, dass auch Burkhards höfische lieder in das blasse trauern, das grübelnde reflectieren dieser gattung einen lebendigeren zug hineingebracht haben. Diesem minnesänger vom Überlinger see steht ein frischeres rot auf den wangen; mit hellen augen schaut er um sich, greift keck in das leben hinein, das ihn umgibt, und erhebt es in seine dichtung. So hat ihm vor allem die jagd eine reihe lebhaft bewegter bilder geliefert. Er wird nicht müde, sich selbst, die geliebte, seine gedanken, ihre blicke dem falken zu vergleichen, der kühn sich ausschwingt, oder die frau erscheint ihm als der vogler, der ihn unwiderstehlich anlockt, oder sie selbst wol wird das stolze wild, das er mit herz, sinn und mut zu erjagen ausgefahren ist. Oder er nimmt das kriegsleben auf: gewaltig sitzt die liebste auf dem turm seines herzens und kein sturmlauf, keine belagerungskunst mag sie davon vertreiben. Ein ander mal denkt er sich in einer gerichtsverhandlung mit ihr begriffen, darin er nur gnade für recht begehrt. Oder er kleidet sein verhältnis in die

formen des lehendienstes und bringt auch hier statt der üblichen abgeschabten versicherung, dass er der treue dienstmann seiner herrin sei, handlung und bewegung: er faltet ihr die hände und sie soll ihn mit kuss aufnehmen und mit ihrem geren beleihen.

Burkhards poetischer vorrat ist nicht gross. Es fällt eher auf, wie sehr die achtzehn lieder, die wir von ihm besitzen, in gedanken, bildern, selbst worten sich widerholen. Sein talent ist eben nicht allzu bedeutend und der ritter bleibt völlig innerhalb der sphäre, die ihm durch anschauung und erfahrung zugänglich war. Aber in dem wenigen herrscht doch ein natürliches, frisches und anmutiges leben, so dass unsere blicke gerne an diesem blumenreicheren wieslein hängen bleiben, wenn sie einmal auf der weiten grünen, manchmal auch dürren grasfläche des höfischen minnesangs umschau halten.

Die behandlung, die Sydow seinem gegenstande hat angedeihen lassen, ist in ihrer sorgfalt zu loben. Der erste abschnitt seiner schrift bringt eine eingehende beschreibung von Burkhards lyrik, aus der sich der poetische charakter ihres verfassers ergibt. Sydow versucht sogar eine chronologische gruppierung der lieder. Sie wird glücklicherweise nicht nach berühmten mustern auf die entwicklung des liebesverhältnisses aufgebaut, dem sie entsprungen sind — sie geben nach dieser seite in der tat auch nicht den leisesten anhalt —, sondern auf formale gesichtspunkte. Aber wir müssen bekennen, dass wir auch diesem versuche skeptisch gegenüber stehen, indem das material dafür keineswegs auszureichen scheint. Der verfasser ist hier wol dem ja naheliegenden fehler verfallen, dass charakteristik sich ihm ohne weiteres in feststellung einer consequenten entwicklung verwandelt, wo ein mannigfaltiges neben- und nacheinander ganz ebenso möglich ist. Selbst dass die volkstümlichen lieder Burkhards später seien als seine höfischen, der dichter einen „übergang zum volkstümlichen stil" durchgemacht haben sollte, ist eine blosse construction, die hier noch dazu viel weniger anhaltspunkte besitzt als Burdachs analoge ausdeutung der entwicklung Walthers.

Unter einem ähnlichen fehler leidet wol auch der zweite abschnitt, der Burkhards stellung in der zeitgenössischen litteratur zu bestimmen sucht. Sydow gibt sich alle mühe, den dichter zu einem nachahmer Wolframs zu stempeln. Uns dünkt das hierfür vorgebrachte sehr wenig überzeugend. Auch hier ist eine gewisse innere verwandtschaft zu unrecht als äusseres verhältnis einer direkten abhängigkeit construiert. Die behauptung des verfassers, dass Burkhards (des seeanwohners!) bild: *fröiden segel von mir gât* 39, 4 eine nachahmung sei von Wolframs *dô brast ir vröuden klinge mitten ime hefte enzwei* Parz. 103, 18 ist für diese auffassung charakteristisch. Nicht einmal für vereinzelte ausdrücke wird man die entlehnung aus Wolfram als sicher erwiesen betrachten dürfen: kann man sich doch aus den wörterbüchern schnell genug überzeugen, dass beinahe alles, was Sydow hier aufführt, ebenso oder ähnlich auch anderwärts vorkommt. Durchaus unglücklich ist s. 25 fgg. die verteidigung des überlieferten *ir vil vröide flüchtic lachē machē. kan wol frŏide mir*, wo dem verf. das adj. *fröidenflühtec* als nachahmung des gleichen nur Parz. 733, 25 belegten wortes wichtig ist. Das einzig mögliche ist eben nur *fröidenfrühtic*, wie schon v. d. Hagen vorgeschlagen hatte und die conjectur ist umso sicherer als 59, 12 *tugentfrühtic*, 45, 6 *fröiden frühte* steht.

Im dritten abschnitte findet die metrik eingehende behandlung. Was der verfasser s. 16 fgg. zur abwehr der annahme versetzter betonung vorbringt, wird wenige überzeugen. Seiner darstellung schadet hier, dass er gesprochenen und gesungenen vers ohne weiteres zusammenwirft.

Den beschluss der schrift machen „Anmerkungen", die eine reihe meist guter bemerkungen zur kritik und erklärung des textes geben und auf verwandtes in ausdrucksweise und gedanken bei anderen dichtern verweisen. In manchen einzelheiten

kann man abweichender meinung sein, mehrmals scheint der verfasser den text nicht richtig aufzufassen. Einiges davon mag bemerkt sein. Str. 5 liest die hs. *Frôide uns behte. vor sorklichen dingen. lant slichen zegemüete. de gevider zer swinge.* mit augenscheinlicher verderbnis der 3. zeile. Sie wird durch Sydows conjectur *slîche inz gemüete, daz gevider z'erswingen* nicht wol erklärt; auch vermisst man bei dieser lesart ein *dâ* („dort ihre schwingen zu regen"). Vielleicht hiess es ursprünglich: *lânt si iu ze gemüete daz gevider zerswingen* (synaloephe *si iu* bei Burkhard häufig, Sydow s. 45). — 19, 4 ist die lesart der hs. *sam treit ir spiegel* verderbt. Bartschens conjectur *sam treit ir lîp den spiegel,* der Sydow sich anschliesst, aber unmöglich. Denn jetzt muss das *ingesinde* genannt werden, von dem im vorangehenden die rede ist; *sam* ist also sinnlos. Es ist dafür, wie schon Paul, Lit. cbl. 1879, sp. 1191 vorgeschlagen hat, *scham(e)* zu lesen und es hat wol ursprünglich gestanden *schame treit ir ir spiegel.* — Dass der dichter, wenn er sich str. 10 mit dem einhorn vergleicht, mit selbstmordgedanken spiele, wird s. 11 zu unrecht behauptet. Die gefangennahme des einhorns im schosse der jungfrau wird nirgends als selbstmord des tieres aufgefasst und ausdrücklich sagt Burkhard *ein reine sælic wîp mich verderbet.* Auf ein liebesverhältnis findet sich die fabel, nebenbei bemerkt, auch Gesamtabenteuer IX, 233 angewandt, wo die kupplerin der dame ihren liebhaber mit den worten weist: *sehent wâ er stât, der sich gên iu geneiget hât als daz einhürne gên der maget.* — Str. 21 *swen ie beruorte ir ougen swanc, was der vrô, der sol des danken: er muoste sunder sînen danc ûfstân von den fröidekranken* hat der verf., wie seine ausführungen s. 27 fg. und die unbrauchbare conjectur *von dem fröidekranken* zeigen, nicht verstanden, weil ihm wol nicht geläufig war, dass nach typischer anschauung und gebärdensprache des mittelalters die traurigen sitzen, die frohwerdenden aufstehen; es sind dafür kürzlich Zeitschrift 35, 39 einige belege gegeben worden. — Auch 33, 3 *wünschen kan si zuo mir sliezen* hat der verfasser missverstanden, wenn er dazu s. 60 bemerkt, die hoffnung werde hier, wie häufig die freude, als ein gut aufgefasst, das dem dichter zur sicheren verwahrung überlassen wird. *si* ist doch offenbar accus. und der dichter will sagen: „wenn schon ihre körperliche umarmung mir nicht zu teil wird, so versteht doch mein liebeswunsch sie enge an mich zu schliessen"; vgl. 51, 7 *Minne slôz si* (meine gedanken) *zuo ir* (der geliebten) *sâ zehant. Möhten si sich doch entsliezen!* und den häufigen gebrauch von *wunsch* und *wünschen* für das liebesverlangen 16, 6. 41, 6. 52, 5. 63, 11. 64, 8 und besonders 68, 3 *herzeliep mit wünschen triuten, daz ist für ungemüete guot.* — Zu 51, 6 konnte bemerkt sein, dass die interpunction hinter *vrouwen* zu tilgen und hinter *muote* der nächsten zeile zu setzen ist. — Zu 66, 5 *vrîe liebe gar verholn, diu ervlöuget uns die sinne* bemerkt der verfasser: „Die *vrîe liebe* wird als falke gedacht, der die sinne erfliegt, d. h. zu seiner beute macht." Das müsste aber *ervlieget* heissen; *ervlöugen* kann als causative bildung nur bedeuten 'fliegen machen', ungefähr = *erswingen.* Das bild ist dem dichter geläufig, vgl. 5, 3. 60, 10. — 67, 5 *sælde und ir gesinde walter (: alter)* hat Sydow s. 68 das letzte wort als verkürztes *waltære* missverstanden; es liegt aber enklise des pronomens = *walte ir* vor.

FREIBURG I. B. FRIEDRICH PANZER.

El. Hugo Meyer, Badisches volksleben im 19. jahrhundert. Strassburg. Trübner 1900. XII, 628 s. 12 m., geb. 13 m.

Es ist sehr erfreulich, dass wir jetzt schon eine eingehende gesamtdarstellung der volkskunde eines deutschen landes erhalten konnten und dass ein germanist die

erst auch den mut gefunden hat, diese gesamtdarstellung zu geben. Es hat ja wol jede derartige darstellung nach lage der sache noch auf jahrzehnte hinaus mit einem beträchtlichen mass von unvollständigkeit zu rechnen, dafür ist aber doch die einstweilige übersicht von grösstem werte, zugleich förderlich für fremde sammlungen. Wenn irgendwo eine solche gesamtdarstellung möglich war, so war es in Baden, und wenn irgend ein germanist deren bearbeitung auf sich nehmen konnte, so war es E. H. Meyer. In Baden wurde schon seit jahren die sammelarbeit sehr energisch und mit gutem erfolge betrieben. M. konnte sich nach seinen angaben auf berichte von volksschullehrern aus 550 ortschaften stützen. Dazu kommen beiträge von 70 geistlichen und einer reihe von männern und frauen der verschiedensten stände. Durch verzicht auf einzelveröffentlichungen oder wenigstens durch enge beschränkung derselben konnte in Baden alle kraft auf die vorbereitung einer gesamtdarstellung verwandt werden und unter allen fachgenossen ist es M., der seine kraft am weitgehendsten in den dienst der sache stellen konnte, am meisten auf forscherfahrten direct gesammelt hat.

Und M.s buch hat nun auch sehr *viel gutes* gebracht. Es bietet einen sehr reichen und durch das *ganze volksleben hindurchgehenden* stoff, der um so wertvoller ist, als er zwei verschiedenen *stammesgebieten*, dem alemannischen und dem fränkischen angehört, aus sehr verschiedenartigen *boden- und wirtschaftsverhältnissen* stammt, und auch die seiten des volkslebens berücksichtigt, über die nur die *eigenen aufnahmen* des fachmanns aufschluss geben können. Alle sammlungen in anderen landesteilen können grossen nutzen daraus ziehen, alle mitarbeiter schulden M. vielen dank.

Das buch wendet sich an *weitere kreise*, mit vollem rechte. Wir brauchen heute zuerst darstellungen, die auch in die hände weiterer kreise kommen, diesen verständnis der sache bringen, bisheriges interesse mehren, zu weiteren sammlungen veranlassen. Die *sprache und darstellung* entspricht durchaus dem zweck des buchs. Auch die *einschränkung der litterarischen nachweise* und der hinweise auf parallele erscheinungen entspricht diesem zwecke. Eher scheint es mir empfehlenswert, darin noch einen schritt weiter zu gehen, auch aus sachlichen gründen. Bei dem heutigen stand der volkskunde verteilt sich die vorhandene litteratur nicht nur sehr ungleichmässig auf die verschiedenen gebiete und gegenstände, sondern es vermag selbst ein kenner wie M. wol kaum diese litteratur vollständig zu übersehen, die hinweise und citate werden also in hohem masse dem zufall unterliegen. Auch dass sich M. auf *grundsätzliche und methodische* fragen in diesem buche nicht einlässt, ist nach dem zweck desselben wie aus sachlichen gründen durchaus zu billigen. Würde man wol über manche grundsätzliche frage gerne seine meinung lesen, so gehören solche erörterungen doch nicht in einzellandschaftliche darstellungen.

Auf die *geschichte*, die *herkunft und entwicklung* der dargestellten volkstümlichen erscheinungen geht verf. ebenfalls nur gelegentlich ein. Auch dies ist zu billigen. Für weitergehende geschichtliche darstellungen ist die zeit noch nicht gekommen. Was M. an geschichtlichen notizen gibt, ist immer dankenswert, die eingestreuten erklärungsversuche sind im allgemeinen besonnen und nüchtern. In verschiedenen ihrer capitel hat ja die volkskunde erst die entwicklung durchzumachen, durch die auch religions- und sagengeschichte hindurchgegangen sind, dass man die nächst liegenden einfachen und nüchternen erklärungen verschmähend in viel zu weitgehendem masse tiefe und entfernte zusammenhänge sucht und dass man glaubt, vielgliedrige erscheinungen als einheitlich, in ihren teilen und deren verbindung ursprünglich erklären zu dürfen, während deren teile in wirklichkeit auch in anderen verbindungen

und für sich allein vorkommen, an die fragliche erscheinung erst nachträglich angetreten und bei deren erklärung ausser betracht zu lassen sind. Einige erklärungsversuche M.s, die mir unrichtig und zugleich typisch erscheinen, werde ich unten ausheben. M. verzichtet aber auch mit wenigen ausnahmen auf die zusammenfassung und vergleichung der dargestellten einzelerscheinungen, auf die herausarbeitung der beherrschenden gemeinschaftlichen gesichtspunkte, er begnügt sich im allgemeinen mit blosser stoffsammlung. Damit bleibt sein buch auf einer elementaren stufe stehen, über die sich solche gesamtdarstellungen von fachmännern unbedingt erheben müssen. Je mehr man in den reihen der vertreter der volkskunde auf das prädicat wissenschaftlichen betriebs anspruch macht, desto ernstlicher müsste gerade ein hauptvertreter dieser forderung gerecht zu werden suchen. Der zweck des buches für weitere kreise hindert daran nicht und entbindet nicht von dieser forderung. Auch die nachweise über das vorkommen und die verbreitung der einzelnen erscheinungen bleiben hinter meinen erwartungen zurück. Ich verkenne hier gewiss die schwierigkeiten nicht und hebe auch ausdrücklich hervor, dass M. mehrfach über die nennung einzelner orte hinaus angaben über die verbreitung macht, aber ich bin überzeugt, bei ernstlichem bemühen hätte er darin beträchtlich mehr geben können.

Die umschreibung des stoffs deckt sich nicht völlig mit der üblich gewordenen. Das wird beabsichtigt sein und mit rücksicht hierauf mag der titel „Volksleben“ gewählt sein. Einerseits braucht ja das volksleben nicht das ganze gebiet des volkstümlichen zu umfassen, die volkstümlichen vorstellungen nur in sofern, als sie ausgesprochener massen das volkstümliche handeln bestimmen. Der versuch einer solchen trennung wäre aber doch sehr unglücklich. Denn eine grenze zwischen vorstellungen, die ausgesprochener massen das handeln bestimmen, und solchen, denen dieser ausgesprochene einfluss nicht zukommt, ist immer schwer zu ziehen. Und im grunde gehören doch die gefühle und gedankencomplexe immer zum volksleben nach seinem üblichen begriffsinhalt. Es sind die feinsten teile der volkskunde, volksglaube, sage und volkslied, welche bei M. nicht zu ihrem recht kommen. Nur einzelne stücke davon, die sich an feste, arbeiten, spiele usw. anschliessen, werden behandelt, die teile, bei denen ein solcher anschluss nicht unmittelbar gegeben ist, fehlen, die erscheinung als ganze kommt trotz einiger anläufe nicht zur geltung. Dieser fehler hängt zugleich mit der stoffanordnung zusammen. Mag also M.s verfahren beabsichtigt und mit dem titel vereinbar sein, so bleibt es doch bedauerlich und es ist ernstlich vor nachahmung zu warnen. Andererseits greift der inhalt des volkslebens auch über den des volkstümlichen hinaus, sociale und wirtschaftliche, kirchliche und politische verhältnisse gehören dazu. Es besteht aber ein enger zusammenhang, die genannten verhältnisse wirken in hohem masse bestimmend auf das gebiet des volkstümlichen ein, viele erscheinungen des volkstümlichen lebens lassen sich nur mit beiziehung derselben in ihrer bedeutung verständlich machen. Daher ist ihre einbeziehung in volkskundliche darstellung immer dankenswert, falls sie nur ohne schädigung des eigentlich volkstümlichen stoffs geschieht. Für Baden liegt über die socialen und wirtschaftlichen verhältnisse gute litteratur vor und auch die kirchlichen bieten einiges charakteristische. So ist es anerkennenswert, dass M. diese verhältnisse hereingezogen hat. Er tut es mit geschick und geschmack. Dagegen ist die behandlung der aufgenommenen seiten des volkstümlichen lebens nicht so gleichmässig, wie mir wünschenswert und ausführbar erscheint. Ich glaube darin keine unbilligen anforderungen zu stellen und habe mir die frage an der hand der württembergischen sammlung überlegt. Manche der mageren partieen hätten sich gewiss

hen ergänzen und den volleren annähern lassen. Ausgesprochen missglückt ist die anordnung des stoffs. Die übliche behandlung desselben auf den fragebogen, der M. auch noch in seiner Deutschen volkskunde gefolgt ist, leidet ja unter dem missstand, dass sie eine reihe von hauptteilen unverbunden nach einander vorführt. M. sucht nun hier diesen missstand zu vermeiden und, vielleicht in rücksicht auf den weiteren leserkreis, nach einem einheitlichen durchlaufenden gesichtspunkt zu ordnen. Am faden des menschlichen lebens von der geburt bis zum tode sucht er seinen ganzen stoff aufzureihen. Er stellt folgende IX capitel auf: I. Geburt, taufe, kindheit; II. Jugend; III. Liebe und hochzeit; IV. Häusliches leben; V. Bei der arbeit; VI. Zur festzeit; VII. Das verhältnis des bauern zu kirche und staat; VIII. Krankheit und tod; IX. Rückschau. Dieses bestreben der verknüpfung ist gewiss anerkennenswert, aber M.s versuch beweist die undurchführbarkeit desselben. Untrennbare stücke müssen getrennt werden, widerholungen und unsicherheiten der einteilung, nötigung zu geradezu trivialen übergangssätzen kommen hinzu. Es müssen von den krankheiten die der kinder und der erwachsenen in verschiedenen capiteln behandelt werden, die entbindung steht in einem anderen capitel als die geburt, die kirchlichen festtage kehren zum teil in vier capiteln wider, als feste der kinder, der jugend, der jungen leute und der erwachsenen usw. Organische verbindung wird nicht gewonnen und der beabsichtigte einheitliche eindruck viel weniger erreicht als bei der üblichen anordnung. Es ist dringend zu wünschen, dass künftige bearbeiter es bei den herkömmlichen gruppen bewenden lassen und damit ihre darstellungen benützbarer machen. Bei M. wird aber dann der missstand noch dadurch vergrössert, dass er auf die anordnung innerhalb seiner capitel sehr wenig sorgfalt verwendet, vielleicht im drang des abschlusses. Es liessen sich hierfür wunderliche beispiele namhaft machen.

Dagegen hat M. wider mit recht mundartliche ausdrücke und citate im allgemeinen nicht in reiner mundart, sondern in einer mittelform gegeben. Auch dass er sich darin nicht immer gleich bleibt und die gleichen laute verschieden widergibt, ist innerhalb gewisser grenzen wol zu rechtfertigen. Aber er geht mir in der sorglosigkeit gegenüber der mundartlichen form doch zu weit. Innerhalb desselben citats sollte immerhin dieselbe form gewahrt werden. Mangel an rücksicht auf die sprachliche seite habe ich aber auch darin gefunden, dass verf. mundartliche ausdrücke nicht in genügendem mass beifügt oder auf die erklärung verzichtet in fällen, wo diese für weitere kreise von interesse, auch für die mehrheit der fachleute erwünscht und mit wenig worten zu geben wäre. So wäre z. b. auf s. 341 *Tauner* (zu tagewan, s. Grimm, Wb. 11, 87 und jetzt auch Ch. Schmidt, Hist. wb. d. elsäss. ma. 352) zu erklären oder es wären zu *bechten* s. 493 statt Grimm, Myth.[4] die näher liegenden und für weitere kreise erreichbareren wörterbücher, Grimm 2, 1214, Schweiz. Id. 4, 1538 zu citieren gewesen oder es wäre bei *Hissgier* s. 83, ehe ein deutungsversuch gemacht wird, doch erst die lautliche form genau zu bestimmen. Auch werden die badischen sammlungen so gut wie die württembergischen manche für die wortforschung wertvollen angaben enthalten. Wo man die mundartlichen bezeichnungen ohne störung und belastung in volkskundlichen darstellungen anfügen kann, sollte man die veröffentlichung nicht versäumen.

Im anschluss an M.s capiteleinteilung merke ich noch einiges an. Dabei verzichte ich auf ergänzungen des stoffs aus der württembergischen sammlung.

I. Gegenüber dem weitverbreiteten glauben über die herkunft der kinder aus dem wasser sind die belege für den glauben über herkunft aus bäumen, höhlen, felsen sehr interessant. Liegen geschlossene gebiete vor? Unter den gewässern werden die aus unbekannter tiefe oder ferne bevorzugt, daher brunnen und flüsse

vor ergründbaren seen. Die vorstellung von der vermittlung durch den storch sei „erst neuerdings häufiger“. Nicht überhaupt erst neuerdings eingeschleppt? Ist das storchennest auf dem hebammenhaus im bezirk Durlach alt bez. war nicht das nest vor der hebamme dort? Die bekannten kinderreime beweisen kaum etwas. Hebammen und kindergärtnerinnen sorgen für rasche einbürgerung. Eine ausstellung allgemeinerer art verlangt der satz „die hebamme . . nimmt sogar z. b. in Huchenfeld nottaufen kranker kinder vor“ (s. 24). M. verfällt mehrfach in den fehler kirchliche einrichtungen und lehren, besonders solche der katholischen kirche, mit volkstümlichen bräuchen und anschauungen zu verwechseln. Der fehler ist begreiflich und nur der genaue kenner der kirchlichen einrichtungen entgeht ihm ganz, um so bestimmter ist davor zu warnen. Aber es wirft auch ein zweifelhaftes licht auf den wert solcher belege, wenn gelegentlich vereinzelte ortschaften als belege für das vorkommen eines angeblichen brauchs genannt werden, der in wirklichkeit eine im ganzen gebiet der betreffenden confession oder gar beider confessionen geübte einrichtung ist. Die nottaufe ist natürlich kirchliche vorschrift. Dagegen wäre als volkstümliche anschauung anzumerken, dass die ungetauft sterbenden und nach kirchlicher lehre verdammten kinder ins wilde heer kommen.

II. Den jugendspielen mögen andere noch mehr berücksichtigung gönnen. Die beziehung des heugeissspiels auf die einfangung des grasdämons erscheint mir fraglich, ebenso aber auch die des tiroler sautreibens, das M. als parallele beizieht. Geht man von den teilen des spiels aus, so lässt es sich ohne allen aufwand an dämonischen wesen verständlich machen. Das schleudern von gespitzten holzstäben in weichen grasboden (schwäbisch: *spächten*) in verbindung mit irgend welchen sonst in spielen widerkehrenden zügen ist weit verbreitet. Dazu kommt hier das umwerfen eines knorrigen aufstellbaren holzstücks. Auch dies ist von buben viel geübt. Die bezeichnung „geiss“ für den dünnbeinigen, hüpfenden holzklotz liegt nahe genug, man denke nur an die verschiedenen hölzernen böcke. Dass aber die bezeichnung *heugeiss* im besonderen nicht ohne weiteres erklärbar ist, gebe ich zu. Das schlussstück: ross und reiter ist wider viel und in allerlei verbindungen geübt. Zu der verdienstlichen behandlung der in Baden noch üblichen weidewirtschaft, habe ich die frage, ob man in Baden nur gustvieh und nirgends galtvieh als bezeichnung des milchlosen viehs kennt. Das elsässische wörterbuch gibt zu galt gehörig nur *gelz* = verschnittenes schwein, die Schweiz hat nach dem Schw. Id. galt und gust, Württemberg hat im SW. gust neben sonst weit verbreitetem galt. Der bezirk Messkirch hat wol galt. Ob der schellengrund bei St. Blasien vom läuten der kuhglocken seinen namen hat, ist mir bei der grossen zahl der schellenberge sehr fraglich. Will man badische flurnamen sammeln, wie M. die auf die weidewirtschaft bezüglichen, so benützt man zunächst den atlas des grossherzogtums Baden i. m. 1 : 25000. Daraus wäre M.s liste beträchtlich zu erweitern. Sind bei den jugendfesten Martin und Nicolaus nicht schärfer auseinander zu halten und ist beim knecht Ruprecht in Totmoos nicht festzustellen, ob er jüngste einschleppung ist? Bei weihnachten wünschte ich festlegung aller spuren der dem rasch überhand nehmenden tannenbaum in seiner internationalen form vorausgehenden älteren stufen: Barbarazweig (kurz erwähnt s. 385), tannenzweig, umgekehrt aufgehängtes tannenbäumchen, und der zugehörigen bezeichnungen (vgl. württ. buxbaum = putzbaum). Die von M. angenommene erklärung des ostereierwerfens als fruchtbarkeitsübertragung ist mir wider ein typisches beispiel. Ich halte sie nicht für ausgeschlossen, zumal ich „osterwiesen“ kenne, die ihren namen von diesem spiel haben, aber zunächst

fur nicht weniger wahrscheinlich und für vorsichtiger die einfachere: mit den eiern wird ball gespielt und dies aus guten gründen am häufigsten auf der wiese oder im grasgarten hinter dem dorf. Die gestaltenreichen pfingstaufzüge enthalten hübsche beispiele für die zusammenschweissung ursprünglich nicht zusammengehöriger züge. Zum ganzen festkalender sind künftig die ausserordentlich gehaltreichen und scharfsinnigen untersuchungen von Gust. Bilfinger ernstlich auszunützen, leider bisher an wenig beachteter und schlecht zugänglicher stelle gedruckt: Weihnachtszeit (Das germ. julfest. progr. Stuttgart 1901), karneval, Jacobi, Martini (besondere beilage des Staatsanzeigers für Württ. 1902, nr. 5. 6. 15. 16. 23—26). Viele sitten und anschauungen, die man bisher unbesehen als germanisch ansetzte, werden hier als ursprünglich klassisch-heidnisch erwiesen.

III. Hochzeit und kirchweih gehören zu den stücken, in welchen die fragebogen die reichlichste beantwortung zu finden pflegen. Auch bei M. sind sie sehr eingehend behandelt. Wenn aber selbst solche stücke noch merkliche lücken aufweisen, so zeigt dies, wie viel noch zu tun bleibt. Als exempel unbegründeter parallele merke ich aus diesem capitel die beziehung des weihnachtsorakels nach dem grunzen der schweine auf die von Snorres Heimskringla berichteten, zukunft verkündenden träume im schweinestall an.

IV. Von nahrung, kleidung und wohnung fehlt das mittlere stück fast ganz, von den beiden anderen kommt die nahrung eher zu ihrem recht als die wohnung. Die beschreibung von haus und hof ist ungenügend, nicht nur zu wenig inhaltreich, sondern auch zu wenig bestimmt. Künftige veröffentlichungen mögen auch die geräte und geschirre neben den hofbauten ernstlich berücksichtigen. Sehr löblich ist, dass M. der hausbücher gedenkt. Dabei kommt er auf die zauber- und traumbücher. Es scheinen in Baden dieselben wie in Württemberg benützt zu werden. Diese litteratur verlangt von der volkskunde ernstliche beachtung. Es mag wol manchmal schwer sein, sie ans licht zu bringen, obwol auch ein verständiger buchhändler darüber auskunft geben kann, aber wir bedürfen ihrer notwendig, um feststellen zu können, welche der volksheilmittel, der segen und zaubersprüche und der sich daran anschliessenden abergläubischen vorstellungen immer aufs neue wider aus dieser litteratur geschöpft werden und welche etwa als auf eigener mündlicher oder schriftlicher tradition von geschlecht zu geschlecht beruhend in anspruch genommen werden dürfen. Wenige achten auf diese frage, M. weist s. 573 darauf hin.

V. Bei behandlung der „arbeit“ hat sich die volkskunde klar zu machen, welche seite der arbeit sie direct, welche sie überhaupt angeht. Es ist vom brauch in der arbeit und den volkstümlichen anschauungen über die einzelnen arbeiten die technik der arbeit zu unterscheiden. Letztere gehört nicht an sich in den bereich der volkskunde, nur was an bräuchen an diese angewachsen ist, fällt unter den gesichtspunkt des volkstümlichen. Wie jedoch die volkstümlichen factoren im allgemeinen durch die wirtschaftlichen sehr stark bestimmt werden, so auch die arbeitsbräuche durch die arbeitstechnik. Daher ist eine gewisse berücksichtigung der zur technik gehörigen factoren für die volkskunde nicht zu umgehen, aber man muss immer im auge behalten, dass diese factoren eben nur soweit, als sie träger eines sich anschliessenden volkstümlichen elements sind, berücksichtigt werden sollen. Bei M. greift z. b. die an sich sehr gute und auf guten quellen beruhende schilderung der fischerei nicht unbeträchtlich über diese grenzen hinaus. Umgekehrt ist die ausschliessung des handwerks im engern sinn aus dem capitel „arbeit“ nicht berechtigt. Eine reihe handwerkerbräuche, auch handwerkerlieder, bleiben damit unberücksichtigt. Nur auf einzelne handwerke, die auf die stör gehen, kommt M. bei beschreibung des

bauernhofs kurz zu sprechen. Bei den viehkrankheiten wären doch wenigstens einige charakteristische segensformeln mit epischem teil aufzuführen, wie z. b. die gegen fussverrenkung. Von den erntebräuchen gilt, was ich über hochzeit und kirchweihe gesagt habe. Im einzelnen ist mir auffallend, wie selten man den brauch antrifft, der dem erntefest den weitverbreiteten namen „sichelhenke" eingebracht hat: das öffentliche aufhängen der ausgebrauchten sicheln. Ich kenne ihn auch aus Württemberg nur vereinzelt.

VI. Bei den festen der erwachsenen sind wider die kirchlichen von den volkstümlichen und dem ursprung nach die klassisch-heidnischen von den germanisch-heidnischen bestandteilen zu unterscheiden. Wenn M. in diesem zusammenhang mehrfach von heidnischer herkunft redet, wo in wirklichkeit klassisch-heidnische vorliegt, werden nicht nur die leser, sondern z. t. auch er selbst germanisch-heidnische verstehen. Zur kenntnis der kirchlichen einrichtungen empfiehlt sich besonders das studium der benedictionen- und sacramentalienlitteratur. Auch den populären schriften über die weihungen, die manchfach über die gelehrten hinausgeben, ist gute belehrung zu entnehmen. Vom johanniswein kann nicht gesagt werden, er „bewirkt in Illingen allumfassende menschenliebe", sondern dies bewirkt er nach der kirchenlehre, also in allen katholischen ortschaften, die frage ist nur, wo er darüber hinaus nach der volksanschauung noch weitere, nicht von der kirche gelehrte wirkungen hat. Merkwürdig ist das auftreten des johannissegens mit beibehaltung seiner kirchlichen bedeutung in katholischen ortschaften am tage Johannis Bapt. Dass in evangelischen orten die nicht mehr verstandene, in blosse schmausereien und trinkereien umgewandelte einrichtung vom tag Johannis Ev. auf den populäreren tag Johannis Bapt. hinüber wanderte, ist nicht auffallend. Die sitte, johannissegen auch an anderen tagen bei entsprechenden anlässen zu trinken, hat die verschiebung erleichtert. Aber anders liegt die sache in katholischen orten, wo die kirchliche weihehandlung die ursprüngliche begehungsweise und den ursprünglichen tag stützen musste. Belegt ist der johannissegen an Joh. Bapt. aus katholischen orten. M. kann auch aus Württemberg (nach E. Meier) Rottenburg aufführen. Ich vermute, dass die feier da überall ziemlich weit über die kirchliche einrichtung hinausgehende bez. von dieser abweichende formen aufweist. Doch wird von Rottenburg ausdrücklich aussöhnung verfeindeter nachbarn für die feier an Joh. Bapt. angegeben. Die sache bedarf der untersuchung und weitere mitteilung über den johannissegen haben darauf zu achten. Von M. wird der tag Johannis Bapt. auch als unglückstag behandelt, dann fügt er kurz bei, Peter und Paul gelte ebenfalls als solcher. Nach meinem wissen gilt in weitester verbreitung letzterer als solcher, für den johannistag kenne ich nur wenige belege. Um so bestimmter wären diese festzustellen. Übertragung von Peter Paul auf Johannes liegt nahe, zumal dieselben einzelzüge (fall vom baum) vorkommen. Unverständlich ist mir, wie M. bei darstellung des johannistags als unglückstag einfügen mag: „Schon Augustinus warnte vor dem baden in flüssen in der frühe oder in der nacht des johannistages als vor einer schlechten libyschen heidengewohnheit und noch heute muss nach Hugstetter glauben an diesem tage einer versufe" (s. 506). Der Hugstetter versauft wegen des unglückstags, Augustinus aber warnt doch, weil dieses baden heidnische sitte! Grundsätzlichen widerspruch muss ich gegen die annahme erheben, die meinung, man müsse den toten die nägel beschneiden, damit die welt nicht untergehe, scheine mit der vorstellung vom schiffe Naglfar zusammenzuhängen (s. 513).

VIII. Im capitel krankheiten hat die volkskunde in betracht zu ziehen die veränderungen, in denen nach volksanschauung die einzelnen krankheiten bestehen, deren erreger und die heilmittel. Für die darstellung des heilverfahrens bieten sich

die zwei wege, dass man ausgeht von den einzelnen krankheiten und je das zugehörige heilverfahren aufführt, oder aber von den verschiedenen arten des heilverfahrens ausgeht und deren anwendung auf die einzelnen krankheiten angibt. Auf letzterem weg kommt man zu zusammenfassung unter beherrschenden gesichtspunkten, auf ersterem ergeht man sich in zusammenhangslosen einzelheiten. Es kann kein zweifel sein, dass der andere vorzuziehen ist. Die reiche litteratur über volksmedicin hat auch der zusammenfassung und charakterisierung schon gehörig vorgearbeitet, zum teil ausdrücklich damit begonnen. M.s verfahren entspricht hier nicht immer den nötigen anforderungen, er begnügt sich zu sehr mit aufzählung und aneinanderreihung zufäliger einzelheiten. Daher nimmt er dann auch bei den eingestreuten erklärungsversuchen nicht genügend auf verwandtes rücksicht.

VII. Dieses capitel „über das verhältnis der bauern zur kirche und staat“ fällt zum grossen teil über die grenzen der volkskunde hinaus, behandelt auch einseitiger weise vom volke nur die bauern, ein fehler, dem M. auch sonst verfällt, ist aber wie IX. „rückschau“ angenehm zu lesen und richtig im urteil.

Wer, wie recensent, M.s buch widerholt durchnimmt, wird es immer mehr schätzen. Das ist eine gute probe für den wert eines buchs.

TÜBINGEN. K. BOHNENBERGER.

Der isländische bauernhof und sein betrieb zur sagazeit nach den quellen dargestellt von dr. **E. Dagobert Schönfeld.** Strassburg, Trübner 1902. [Quellen und forschungen zur sprach- und culturgeschichte der germanischen völker nr. 91.] XVI, 286 s. 7,50 m.

Eine nützliche materialsammlung, in der jedoch die kritik an den benutzten quellen nicht zum worte gekommen ist. Selbst die nachricht der Laxdœla von dem *laukagarðr* der Guðrún (c. 60, 1) wird auf treu und glauben hingenommen (s. 37 fg.), während wir es doch zweifellos mit einem aus der romantischen saga entlehnten motiv zu tun haben (vgl. Kaalund z. st.), ebenso die in derselben saga (c. 24) enthaltene übertriebene erzählung von dem umzuge des Óláfr pái (s. 177 fg.). Auch an missverständnissen der altn. texte fehlt es nicht. Dass in der sagazeit auf Island wagen zur verwendung gekommen sind (s. 31. 115) ist unrichtig: *vagn* kann jedes beförderungsmittel zu lande, also auch den schlitten, bezeichnen und *vagar* nur diesen; *graðr* ist nicht ‘rossig’ (s. 69. 107), sondern ‘unverschnitten’.

Dadurch dass die citate aus den quellenschriften sämtlich im urtext und in deutscher übersetzung mitgeteilt werden, ist das werk übermässig angeschwollen. In einem für weitere kreise bestimmten buche hätte es doch genügt, nur die übersetzung zu geben und auf die altnord. originale in fussnoten zu verweisen. Auch sonst ist über unnötige breite und über vielfache widerholungen zu klagen. Die aufschneiderei des Þórólfr smjǫr, dass auf Island von jedem halme butter triefe, wird uns nicht weniger als fünfmal serviert (s. VIII. 8. 14. 103. 184).

Der verfasser ist nicht philologe, und daher wollen wir eine anzahl von elementaren schnitzern (d e r Arnarfell s. 138, d i e hérað s. 73. 164, d a s Vatnsdalr s. 280; *klukku góða* ist s. 35 als plur. angesehen, usw.) weniger ihm als den herausgebern der sammlung, die derartige dinge corrigieren mussten, zur last legen[1]. Sie hätten

1) Die gedankenlose schreibweise: ‘Egilssaga einhenda’, ‘Ásmundarsaga berserkjabana’ scheint unausrottbar zu sein; man findet sie oft genug auch bei ‘fachmännern’. Was würde man aber von einem klassischen philologen sagen, wenn er schriebe: *Θουκυδίδου ξυγγραφη, Ἀθηναιων*?

auch änderung des schauderhaft manierierten und geradezu undeutschen stiles fordern und manche überflüssigen einleitungs- und schlussfloskeln rücksichtslos wegschneiden sollen. Überall stösst man auf solche wendungen wie s. 241: 'Es schliesst damit zugleich der abschnitt über die anzucht und pflege des schafes'. *(ok lýkr hér at segja!).* Dergleichen macht sich ja ganz gut bei Herodot und in der isländischen saga, in modernen büchern ist es aber einfach unerträglich.

S. IX anm. spricht der verf. von dem 'so verdienstvollen und kenntnisreichen forscher dr. Konrad Maurer'. Das ist doch nicht viel anders, als redete jemand von dem 'durch seine dichtungen so vorteilhaft bekannt gewordenen geheimrat Goethe'. Der in derselben note zum ausdruck kommende hochmut ist, da ein dilettant sich expectoriert, besonders widerwärtig.

KIEL. HUGO GERING.

BERICHTIGUNGEN.

Zs. 36, 124, z. 4 v. u. lies: Ranaldus; 125, z. 5 v. o. lies: Veerdeghem; 128, z. 6 v. o. lies: 77 (statt 62). — s. 144 ist die notiz über dr. Bauch zu streichen.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Behaghel, O., Die deutsche sprache. 3. aufl. Leipzig, Freytag 1904. VIII, 370 s. geb. 3,60 m.

Brandstetter, Renward, Der genitiv der Luzerner mundart in gegenwart und vergangenheit. [Abhandlungen hrg. von der Gesellschaft für deutsche sprache in Zürich. 10.] Zürich, Zürcher & Furrer 1904. 80 s. 2 m.

Dijkstra, R., Holländisch. Phonetik, grammatik, texte. [A. u. d. t.: Skizzen lebender sprachen hrg. von W. Viëtor. III.] Leipzig, Teubner 1903. VI, 105 s. geb. 3,60 m.

Endepols, H. J. E., Het decoratief en de opvoering van het middelnederlandsche drama volgens de middelnederlandsche tooneelstukken. Amsterdam, C. L. van Langenhuysen 1903. XII, 140 s.

Goethe. — Aus dem lager der Goethe-gegner. Mit einem anhange: Ungedrucktes von und an Börne von Mich. Holzmann. [A. u. d. t.: Deutsche litt. denkmale des 18. und 19. jhs. nr. 129.] Berlin, B. Behr 1904. (IV), 224 s. 3,50 m.

Goethe. — Mândrescu, Simion C., Goethes relativsatz. Berlin, Reinh. Kühn 1903. VII, 137 s.

Grillparzer. — Matthias, Ad., Franz Grillparzer, Die ahnfrau. [Deutsche dichter des 19. jhs... hrg. von O. Lyon. 12.] Leipzig, Teubner 1904. 43 s. 0,50 m.

Hechtenberg, Clara, Fremdwörterbuch des 17. jhs. Berlin, B. Behr 1904. 148 s.

Heintze, Albert, Die deutschen familiennamen geschichtlich, geographisch, sprachlich. 2. verb. und sehr vermehrte aufl. Halle a. S., Waisenhaus 1903. VIII, 266 s. 6 m.

Held, Karl, Das verbum ohne pronominales subjekt in der älteren deutschen sprache. Berlin, Mayer & Müller 1903. XIII, 164 s. 5 m.

Heldmann, Karl, Die Rolandsbilder Deutschlands in dreihundertjähriger forschung und nach den quellen. Halle, Niemeyer 1904. VIII, 172 s. 6 m.

Kindheit Jesu. — Klapper, Jos., Das St. Galler spiel von der Kindheit Jesu. Untersuchungen und text. [Germanist. abhandlungen.. hrg. von Fr. Vogt. 21.] Breslau, Marcus 1904. X, 129 s. 4,40 m.

Literaturdenkmäler des 14. und 15. jahrhunderts, ausgewählt und erläutert von Herm. Jantzen. Leipzig, Göschen 1903. 151 s. geb. 0,80 m.

Lohmeyer, Theod., Die hauptgesetze der germanischen flussnamengebung, hauptsächlich an nord- und mitteldeutschen flussnamen erläutert. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer 1904. X, 32 s. 1,20 m.

Luther. — Luthers tischreden in der Mathesischen sammlung, aus einer handschrift der Leipziger stadtbibliothek hrg. von Ernst Kroker. Leipzig, Teubner 1903. XXII, 472 s. 12 m.

Meringer, Rudolf, Indogermanische sprachwissenschaft. 3. aufl. Leipzig, Göschen 1903. 151 s. geb. 0,80 m.

Nibelungenlied. — Stuhrmann, J., Die idee und die hauptcharaktere der Nibelungen. 2. aufl. Paderborn, Schöningh 1904. 91 s. 1,20 m.

Novalis. — Spenlé, E., Novalis, essai sur l'idealisme romantique en Allemagne. Paris, Hachette 1904. (IV), 380 u. 107 s.

Odermatt, Esther, Die deminution in der Nidwaldner mundart. [Abhandlungen hrg. von der Gesellschaft für deutsche sprache in Zürich. 9.] Zürich, Zürcher & Furrer 1904. VI, 91 s. 2,40 m.

Olsen, Magnus, Tre orknøske runeindskrifter (Maeshowe XXII, XVIII og XVI). [Christiania Vidensk. selsk. forhandl. 1903 nr. 10.] Christiania, Dybwad 1903. 30 s.

Platen. — Fries, Alb., Platen-forschungen. I. Der dramatische nachlass. II. Die werke und tagebücher. [Berliner beiträge zur germ. und roman. philol. 26.] Berlin, E. Ebering 1903. 126 s.

Proömien, drei, unserem freunde Wilh. Gurlitt überreicht zum 7. märz 1904. 24 s.
Darin: A. E. Schönbach, Über die poetische vorrede zum Heliand; B. Seuffert, Wielands Lucrez.

Schoen, Henri, Le théatre alsacien. Avec 60 gravures. Strassburg, Noiriel 1903. 330 u. XLII s. 2,80 m.

Schönbach, Anton E., Studien zur geschichte der altdeutschen predigt. III. Das wirken Bertholds von Regensburg gegen die ketzer. [Sitzungsber. der kais. akademie der wissensch. in Wien, phil. hist. kl. CXLVII.] Wien, Gerold 1904. (II), 151 s.

Schwanritter. — Blöte, J. F. D., Das aufkommen der sage von Brabon Silvius, dem brabantischen schwanritter. [Verhand. der kgl. akad. van wetensch. te Amsterdam. afdeel. Letterkunde, n. r. V, 4.] Amsterdam, Joh. Müller 1904. (VI), 127 s. u. 1 taf.

Weyde, Joh., Neues deutsches rechtschreibwörterbuch. 2. aufl. Leipzig, Freytag 1904. VI, 249 s. geb. 1,50 m.

Wimmer, Ludv. F. A., De danske runemindesmærker undersøgte og tolkede. Afbildningerne udførte af J. Magnus Petersen. Fjærde binds første afdeling: Runeligstene og mindesmærker knyttede til kirker. Københ., Gyldendal 1903—1904. (IV), 214 s. gr. 4°. 25 kr.

Wolkan, Rudolf, Die lieder der wiedertäufer. Ein beitrag zur deutschen und niederl. litteratur- und kirchengeschichte. Berlin, B. Behr 1903. (II), X, 295 s. 8 m.

Zachariä. — Zwei polemische gedichte von Friedr. Wilh. Zachariä herausg. von Otto Ladendorf. [A. u. d. t.: Deutsche litt. denkmale des 18. u. 19. jhs. nr. 127.] Berlin, B. Behr 1903. XVI, 20 s. 0,80 m.

NACHRICHTEN.

Am 23. januar 1904 verschied zu Prag der ordentl. professor dr. Ferdinand Detter (geb. daselbst 11. juli 1864); am 6. februar zu Basel der ausserordentl. prof. dr. Adolf Socin (geb. 27. januar 1859); am 28. febr. professor dr. Ernst Matthias in Burg, in dem unsere zeitschrift einen treuen freund und mitarbeiter betrauert.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

KRITIK DER VQLUSPA.

Es scheint mir zweckmässig, folgenden studien einige bemerkungen über kritik und kritische methode vorauszuschicken. Was ich zu sagen habe, ist nichts neues, aber es gibt dinge, welche von zeit zu zeit widerholt werden müssen.

Wir erleben jetzt eine reaction wider die kritische methode, die es unternimmt, auf grund von mangel an übereinstimmung zwischen verschiedenen teilen eines textes eine trennung jüngerer und älterer elemente durchzuführen. Man ist heutzutage eher bereit anzunehmen, dass ein dichter oder ein schriftsteller inconsequenzen begangen hat, als dass ein text interpoliert ist, und eine entschiedene geneigtheit, die auf uns gekommene überlieferung eines textes mit dem ursprünglichen texte zu identificieren, tut sich sehr oft kund. Man kann es erleben, dass der blosse versuch, jüngere bestandteile auszuscheiden, einem gelehrten zum vorwurf gemacht und als ein beweis wider seine resultate angeführt wird. Für die Eddakritik gipfeln diese bestrebungen in der ausgabe von Detter und Heinzel. Sie verdienen in der tat alle anerkennung. Sie sind eine heilsame reaction gegen die willkürlichkeit einer kritik, welche eigenen scharfsinn und, was weit gefährlicher ist, eigenes wolgefallen und persönlichen geschmack an die stelle der überlieferung setzte. Es ist auch in der ordnung, dass man, bevor man zur kritik greift, zuerst versucht, wie weit mit der überlieferung auszukommen ist. Aber man sollte stets bedenken, dass dieses vertrauen auf die überlieferung doch nur eine arbeitshypothese ist. Als correctiv kann sie heilsam wirken, als vorschrift wirkt sie lähmend. Schön zeigt dies Heusler in seiner recension der genannten ausgabe in den Göttinger Gelehrten anzeigen gerade an der Vǫluspá. Wäre ein absoluter respect vor der überlieferung geboten, so würde daraus folgen, dass, falls R verloren wäre, dem in H vorliegenden text absolute autorität zukäme. Und doch, wie mangelhaft ist dieser text nach ausweis von R!

Neben den versuchen, die überlieferung, wie sie vorliegt, zu verstehen, muss immer das bestreben lebendig bleiben, die entstehung der überlieferung historisch aufzuhellen. Und wenn nicht mehrere einander

fern stehende aufzeichnungen eines textes bewahrt sind, so ist das einzige mittel dazu die innere kritik. Diese soll man also niemals aufgeben, aber sie soll aus den conservativen bestrebungen vorteil ziehen. Sie soll vorsicht lernen. Sie soll lernen, von jedem schritte rechenschaft zu geben, und stets zu untersuchen, wie fest der boden ist, auf dem man steht. Wo aber ein fester punkt gefunden ist, da muss dem kritiker die freiheit verbleiben, einen schritt weiter zu gehen. Geschieht das nicht, so muss man darauf verzichten, jemals etwas zu wissen, denn es gibt keinen andern weg.

Ist es überhaupt wahrscheinlich, dass die mehrzahl der Eddalieder in ihrer ursprünglichen form auf uns gekommen sei? Das lässt sich im ernst nicht behaupten. Der fragmentarische und interpolierte zustand einer anzahl dieser lieder ist auch eine bekannte tatsache. Wo das in anderen fällen nicht so offen zu tage liegt, soll man bedenken, was mit einem geschriebenen texte in éinem jahrhundert geschehen kann, und man wird sich hüten zu glauben, dass ein text in mündlicher überlieferung 100 bis 300 jahre ungeändert fortbestehen kann, es sei denn, dass eine besondere kaste, wie bei den Indern, für die pflege der überlieferung sorge trägt.

Und was nun die Vǫluspá betrifft, so liegen die verhältnisse hier durchaus nicht günstiger als bei den übrigen liedern. Obgleich das gedicht keineswegs zu den allerältesten gehört, nimmt man doch mit recht an, dass es aus heidnischer zeit stammt; wenn es um 970 entstanden ist (Finnur Jónsson glaubt sogar ca. 935), so hatte es bei seiner aufzeichnung das ehrwürdige alter von mehr als 200 jahren erreicht, und es kommt dann noch ein jahrhundert schriftlicher überlieferung hinzu. Und wenn die dichtung auch ihre jahre mit ehren trägt, so ist sie doch von den schwächen des alters nicht freigeblieben. Da haben wir zunächst die interpolation der Dvergatǫl, für die sogar Detter und Heinzel nicht eintreten. Dann kommt die grosse reihe der von Müllenhoff ausgeschiedenen strophen. Die jüngeren herausgeber folgen ihm darin stillschweigend. Finnur Jónsson (Litt. hist.), Hoffory (Eddastudien) und andere nennen Müllenhoffs kritik einleuchtend; ein gewisser zweifel an der echtheit dieser strophen wird also wol berechtigt sein. Andere sind weitergegangen und verwerfen die ganze anfangs- und schlusspartie. Diese kritiker sind alle darüber einig, dass die überlieferung dieses gedichtes nicht musterhaft ist. Wer es nun verbieten will, über Müllenhoff hinauszugehen, der steht nicht auf dem conservativen standpunkt, den Detter und Heinzel einnehmen, sondern er schwört auf die worte des meisters. Ja, wenn es richtig wäre, was Hoffory (a. a. o. s. 41) behauptet, dass 'die

Vǫluspá nach ausscheidung der unechten (d. h. der von Müllenhoff für unecht erklärten) strophen eine wolgegliederte organische einheit bildet'! Aus einer solchen phrase aber redet der autoritätsglaube. In den meisten strophen stösst man auf unverständlichkeiten, und der zusammenhang des ganzen ist leider nur zu oft absolut unklar. Auch der stil ist nicht einheitlich. Bald verweilt das gedicht bei scheinbar nebensächlichen dingen, bald eilt es mit siebenmeilenstiefeln vorwärts. Das was Hoffory 'ein organisches ganzes' nennt, findet man nur, wenn man kritiklos alle tiefsinnigkeiten hinnimmt, die Müllenhoff hineininterpretiert hat, für die sich aber höchstens sagen lässt, dass das denkbar wäre, wenn es da stünde. Man sieht denn auch, dass die exegeten, die Müllenhoffs textconstruction annehmen, doch in der interpretation ihre eigenen wege gehen (s. z. b. Finnur Jónssons besprechung des gedichtes a. a. o.)

Ich glaube darum, dass ein erneuter versuch, die Vǫluspá in ihre chronologischen bestandteile zu zerlegen, nicht überflüssig genannt werden darf. Ich habe es versucht, die kriteria für älteres oder jüngeres ausschliesslich in dem texte zu suchen. Und das betrachte ich früheren versuchen gegenüber als einen fortschritt. Nicht unser vorgefasstes urteil über das alter einer vorstellung, noch weniger unsere ansicht über die ursprünglichkeit oder unursprünglichkeit der nordischen mythologie soll über eine stelle entscheiden. Die einzige frage muss jedesmal sein, ob ein bestimmter dichter in einem bestimmten zusammenhange eine bestimmte strophe gedichtet haben kann.

Ich schmeichle mir gar nicht mit der hoffnung, die kritische frage der Vǫluspá endgültig gelöst zu haben. Es werden wol noch generationen sich mit ihr beschäftigen. Aber ich hoffe doch, dass die methode, die ich als die wahre anerkenne, ihre richtigkeit behaupten wird. Ob es mir gelungen ist, sie consequent anzuwenden, ist eine andere frage, die der leser entscheiden mag.

I. Die jüngeren zusätze[1].

Darüber sind die meisten forscher, die sich mit der Vǫluspá beschäftigt haben, einig, dass die anfangspartie, bis str. 21 (nach anderen bis str. 27), an anstössigen stellen bedeutend reicher ist als die fortsetzung. Die äusserste consequenz dieser ansicht vertritt Wilken, der Zeitschrift 30, 477 die ganze partie str. 1—27 als einen zusatz betrachtet. Aber damit ist die entstehung des abschnittes nicht erklärt. Denn dass sie

1) Alle citate beziehen sich auf Bugges ausgabe.

nicht einheitlich ist, ist leicht zu sehen. Hier hat Müllenhoff schon manche richtige bemerkung gemacht, aber eine nachprüfung seiner resultate ist doch keineswegs überflüssig. Als interpoliert wurden hier von ihm bezeichnet str. 5. 6. 9—20. 21, 9—10. Ich betrachte zunächst str. 9—20. Das stück umfasst 1. das dvergatal 11—16 (das sich widerum in drei unterabteilungen zerlegen lässt) mit den einleitenden strophen 9—10. 2. die schöpfung der menschen 17. 18. 3. die Yggdrasill-strophe 19 und die nornenstrophe 20. Für das dvergatal in seiner ganzen ausdehnung tritt wol niemand mehr ein. An und für sich können nun freilich die einleitenden strophen im gedichte älter als die namensverzeichnisse sein, aber auch die einfache erzählung von der erschaffung der zwerge folgt so wunderlich auf die nachricht von den *þrjár þursa meyjar*, welche str. 8 *ór jǫtunheimum* kommen, dass mit diesen versen in der tat nichts anzufangen ist. Es fehlt auch nicht an inneren kriterien ihrer unechtheit. Die erschaffung der zwerge aus Brímis blute — um von *Bláin(s) leggjum*, ein ausdruck der auch eine andere interpretation zulässt (s. Detter und Heinzel z. st.) nicht zu reden — ist ein glied in einer erzählung von der erschaffung der welt, die zu str. 4 in absolutem widerspruch steht: nicht aus dem körper des getöteten riesen bilden die götter die welt, sondern sie heben sie aus dem meere empor. Und das alte gedicht kennt zwar einen riesen Brímir (str. 37), aber seine rolle ist eine ganz andere als die, welche str. 9 ihm zuerteilt.

Es verdient beachtung, dass der wortlaut von str. 9, 1—4 dem gedichte selbst entnommen ist (vgl. str. 25 und auch 6. 23); aus 25 stammt auch die construction der zweiten halbstrophe *hverr* mit folgendem conjunctiv). Der interpolator hat also selbst die strophe gedichtet. Hingegen gehört das dvergatal zu einer verbreiteten dichtungsgattung; er wird dasselbe vorgefunden haben. Seine wirksamkeit ist demnach zweierlei art: er nimmt fremde strophen auf, und er dichtet um eine verbindung herzustellen neue verse hinzu, wobei er sich nicht scheut, wendungen, sogar halbe strophen des ihm vorliegenden gedichtes zu benutzen.

Nach ausscheidung des dvergatals kommt str. 17 unmittelbar hinter str. 8 zu stehen. Nun haben diese beiden strophen mit einander nichts als die anfangszeile *(unz þrjár* [in 17 fehler für *þrír*] *kómu)* gemein. Ein gedankenanschluss ist nicht vorhanden. Man muss schon ultraconservativ sein, um aus dem fehlen eines gedankenanschlusses in verbindung mit der rein äusserlichen gleichheit der anfangszeilen nicht den schluss zu ziehen, dass str. 17. 18 ein zusatz sind, und dass ihre richtige auffassung zu gleicher zeit für diese auffällige ähnlichkeit eine erklärung bringen muss. Am nächsten liegt es, die gleichheit für zu-

fällig und weiter für einen grund der aufnahme dieser strophen zu halten. Das ist auch die herrschende ansicht. Aber str. 8, 5 kann auch das vorbild für 17, 1 sein. Welche dieser beiden möglichen auffassungen die richtige ist, wird sich erst später ergeben. Beide setzen voraus, was schon Müllenhoff richtig erkannt hat, dass die zwischen 8 und 17 stehenden strophen (9—16) nicht älter als 17. 18 sein können. Aber die möglichkeit, dass beide strophengruppen zu derselben zeit aufgenommen worden seien, ist nicht ausgeschlossen. Näheres darüber unten s. 302[1].

Können aber str. 19—20 von anfang an unmittelbar an str. 8 sich angeschlossen haben? Müllenhoff hat es bestimmt und mit recht geleugnet. Zwar fassen Detter und Heinzel 8, 5—8 als eine anspielung auf eine entfernte zukunft auf, aber das wäre nur möglich, wenn str. 8 und 20 durch mehrere strophen voneinander getrennt wären. Und ebenso verbietet die unmittelbare nachbarschaft von str. 8 und 20 Björn Ólsens auffassung von str. 8 als eine anspielung auf einen verschollenen mythus (Tímarit 1894, 39 fgg.). Die str. 8 erwähnten *þrjár meyjar* können nur dieselben wie die gleichfalls in der dreizahl auftretenden *meyjar* von str. 20 sein; da es aber nicht angeht in éinem atem zu erzählen, dass die mädchen aus Jǫtunheimr und dass sie aus dem saale am Urðarbrunnr kommen, muss die zweite stelle ein zusatz sein.

Soweit stimme ich Müllenhoff bei. Aber ich kann ihm darin nicht folgen, dass er die ganze str. 20 ausscheidet und für str. 8 in str. 21 einen anschluss sucht. Denn str. 20, 5—12 gehören stilistisch nicht mit 20, 1—4 zusammen, sondern sie bilden eine fortsetzung zu str. 8. Namentlich an z. 9—12 lässt sich das leicht nachweisen. Die verse: *þær lǫg lǫgðu, þær líf kuru alda bǫrnum ørlǫg seggja,* sind durchaus erzählend, sie teilen mit, was die eben angekommenen mädchen sich vornahmen. Str. 20, 1—4 aber sind gar nicht erzählend, sondern berichten einen stets sich widerholenden vorgang im präsens: 'aus jenem saale, der unter dem baume steht, kommen die vieles wissenden mädchen'; in diesem zusammenhange hat das präteritum in z. 9—12 gar keinen sinn. Dasselbe gilt für z. 5—8. Der umstand, dass hier neben Urðr auch Verðandi und Skuld als nornen eingeführt werden, hat einen grund abgegeben, diese verse sogar für eine interpolation zweiten grades

1) Der fehler *þrjár* für *þrír* braucht nicht so alt oder gar älter als str. 9—16 zu sein. Denn die einwirkung von 8, 5 auf die fast vollständig ähnliche zeile 17, 1 kann auch über die dazwischen stehenden strophen hin stattgefunden haben. Und das ist das wahrscheinlichste, denn *þrjár* ist am besten als ein schreibfehler zu verstehen.

zu erklären. Aber das ist methodisch unrichtig. Denn mag auch diese dreizahl und die ihr zu grunde liegende falsche etymologie des namens Urðr verhältnismässig jung sein, von ihrem absoluten alter weiss man eben so wenig als von dem der Vǫluspá, und es geht nicht an, unsere subjective anschauung über das alter einer mythologischen vorstellung zum kriterium der echtheit einer strophe zu erheben. Es kommt demnach auf die probe an, ob das gedicht Verðandi und Skuld kennt. Hier steht nun die sache so, dass auch diese halbstrophe das präteritum anwendet, und dass, auch wenn man *héto*, 'man hiess (sie)' als 'sie heissen' (präsens) auffassen wollte, doch *skáro á skíðo* nur bedeuten kann 'sie ritzten ('damals' oder 'von da an') in holz'. Ich glaube, dass diese erwägungen zu dem positiven nachweise genügen, dass str. 20, 5—12 einmal auf str. 8 folgten[1].

Wie sind nun str. 19. 20, 1—4 zu beurteilen? Der grund ihrer aufnahme ist augenscheinlich der, dass jemand geglaubt hat über die herkunft der nornen besseren bescheid, als str. 8 bietet, geben zu können. Aber wie alt sind diese verse? Str. 19 steht poetisch sehr hoch: man würde geneigt sein, ihr ein ziemlich hohes alter zuzuerkennen. Aber sie nimmt sich in ihrer umgebung sehr sonderbar aus. Im gegebenen zusammenhang hat sie gar keine bedeutung, und dass eine strophe ähnlichen inhaltes (27) an einer ganz anderen stelle des gedichtes steht, macht ihre sache nicht besser. Ihre einzige bestimmung scheint zu sein, die verse 20, 1—4 einzuleiten. Aber diese sind so schlecht, wie 19 gut ist. Sie sind, wie deutliche entlehnungen zeigen, für diesen zusammenhang gedichtet worden; *þaðan koma meyjar þrjár* ist aus 8, 5—6 *unz þrjár kvámu þursa meyjar* und 19, 5 *þaðan koma dǫggvar* zusammengeleimt, und der saal unter dem baume ist ein einfall, des schlimmsten pfuschers wert. Daraus folgt, dass 19 und 20, 1—4 nicht die arbeit eines und desselben dichters sind. Da sie jedoch offenbar zusammen aufgenommen wurden, 20, 1—4 aber erst neu hinzu gedichtet worden sind, so folgt daraus, dass str. 19 älter als ihre aufnahme in diesen zusammenhang ist, also aus einem anderen gedichte als der uns bekannten Vsp. stammt. Die erwähnung der Urðr (20, 5) brachte den interpolator auf den gedanken, die norn aus der nähe des Urðarbrunnens, den er aus jener strophe kannte, erscheinen zu lassen; in der eile hat er noch den brunnen zu einem saale umkalfatert. Auch

1) Aus gründen, die ich erst später mitteilen kann, zweifle ich jedoch an der zugehörigkeit dieser strophe (20, 5—12) zum ältesten bestand des gedichtes, aber sie ist sicher älter als alles was zwischen str. 8 und ihr steht, und vorläufig haben wir von ihrer echtheit auszugehen.

hier gehen also die aufnahme alter und die hinzudichtung neuer verse mit benutzung des dem interpolator vorliegenden textes hand in hand.

Str. 19 ist also, an und für sich betrachtet, alt. Sie ist, abgesehen vielleicht von der schwer verständlichen zeile 2, 7 (s. darüber unten IV, 8), die erste stelle, welche die esche Yggdrasill nennt. Sie bekundet eine auffassung dieses baumes, die im gedichte noch einmal bezeugt ist, nämlich in str. 27. Auch diese strophe gehört zu den rätselhaftesten der Vǫluspá. Sie zeigt einerseits beziehungen zu str. 19, andererseits zu str. 28. 29. Über ihr verhältnis zu str. 19 ist das folgende zu bemerken:

Die vorstellung von dem baume ist an beiden stellen dieselbe, die strophen ergänzen einander. Der baum wird mit feuchtigkeit übergossen (*hvíta auri* 19, 4, *aurgum forsi* 27, 6; der ausdruck ist sogar teilweise derselbe). 19, 8 gibt ferner die aufklärung, dass die feuchtigkeit aus dem Urðarbrunnr geschöpft wird, und aus 27, 7 erfährt man, dass das mit Valfaðirs pfande geschieht. *baðmr* heisst der baum in beiden strophen; 19 gibt den namen Yggdrasill, 27 nennt ihn heilig. Der baum steht über dem brunnen (19, 7—8); also ist der brunnen *undir baðmi* (27, 3—4), und an diesem orte ist also auch Óðins auge, aus dem der baum begossen wird, zu suchen. 19, 5fg. berichtet ferner, dass durch die bewässerung des baumes der tau entsteht, eine mitteilung, mit der str. 27 sich wol verträgt. Und wenn der baum 27, 3 *heiðvanr*, d. i. 'an klarem wetter gewöhnt'[1], heisst, so drückt *æ grœnn* (19, 7) einen nahe verwandten begriff aus.

Nun berichtet aber str. 27 noch etwas, wovon 19 nichts weiss. Unter dem baume ist *Heimdallar hljóð* verborgen. Also genau an derselben stelle, wo nach z. 5—7 in vergleichung mit 19, 7—8 Óðins auge ruht. Was *Heimdallar hljóð* ist, hat noch niemand uns gesagt. Die blosse tatsache, dass Heimdallr ein horn besitzt, hat schon Snorri dazu verführt, *hljóð* durch 'horn' zu übersetzen (s. Wb. sp. 1397), aber es ist nicht gelungen, auf diesem wege zu einer einigermassen befriedigenden interpretation der stelle zu gelangen. Müllenhoffs erklärung, dass das horn unter dem weltbaume verborgen sein müsse, damit der wächter nicht einmal in versuchung gerate, voreilig darauf zu blasen, ist so

1) Bugge, Studier 492 lehnt diese deutung ab, 'da asken stadig overøses med vand'. Aber der baum wird zwar feucht gehalten, aber es regnet doch nicht immer. Ein immer grüner baum braucht auch sonnenschein. Und wo steht denn 'stadig'? *á* (27, 5) ist doch 'darauf', keineswegs = *æ*. Beiläufig bemerke ich, dass ich die halbstrophe verstehe wie folgt: 'sie sieht darauf gegossen werden (imperson.) mit (instr.) dem feuchten strome aus Valfaþirs auge'.

gekünstelt, dass man lieber auf die illusion des verständnisses verzichtet. Muss denn Heimdallr, der *við himins enda* an der götterbrücke steht, wenn die riesen in bewegung geraten und die warnung der götter keinen aufschub erduldet, erst zu dem weltbaum und von dort zurück zu der Asenbrücke eilen, um dann, wenn er nicht zu spät kommt, in elfter stunde die götter zu wecken? Diese interpretation beruht auf der falschen voraussetzung, dass die strophe von Óðins fürsorge für das heil der welt handelt; weder für die voraussetzung noch für die folgerung bietet der text die geringste gewähr.

Wenn die stelle richtig überliefert ist, so scheint mir die einzig mögliche interpretation die von Detter und Heinzel gegebene. Heimdalls gehör, vielleicht sogar sein ohr, ist im brunnen verborgen; das wäre ein vollständiges gegenstück zu Óðins auge. Weniger überzeugend ist die übrigens sinnreiche erklärung dieser herausgeber, dass jeder, der aus dem weisheitsbrunnen trinke, so gut höre wie Heimdallr und so gut sehe wie Óðinn. Denn in den beiden strophen ist nirgends von einem weisheitsbrunnen die rede; der brunnen heisst der Urðarbrunnr, und dass str. 28, die den Mímir erwähnt, fernzuhalten ist, hoffe ich unten zu begründen.

Aber es fragt sich, ob die überlieferung richtig ist. Die strophe sieht sehr danach aus, als enthalte sie die mitteilung eines einzigen vorgangs. Óðins pfand wird z. 7—8 so unvermittelt eingeführt, dass man unwillkürlich in der ersten strophenhälfte eine nähere auskunft darüber sucht. Das hat auch Snorri gesehen, und dies ist der grund, dass er in seiner weise den z. 1—2 genannten gegenstand mit dem pfande Óðins identificierte. So kam er bei der widergabe von str. 29 dazu, Mímir aus dem Gjallarhorne trinken zu lassen (I, 68). Das ist freilich unrichtig, aber richtig ist, dass man sich des gefühls für die stoffliche zusammengehörigkeit der beiden strophenhälften nicht erwehren kann, um so weniger, nachdem es sich gezeigt hat, dass auch z. 3—4 in 19, 7—8 ihre entsprechung finden. Aus diesen gründen glaube ich, dass auch in der ersten halbstrophe einmal von Óðins auge die rede war, und zwar ist es mir wahrscheinlich, dass *Heimdallar hljóð* ein fehler der überlieferung für *Óðins auga* ist. Wenn dies die ursprüngliche lesart war, so ist der grund der änderung leicht zu ersehen. Er liegt in dem nebeneinander von 27 und 28. 29. Als diese strophen, die ursprünglich nicht zu demselben texte gehörten, unmittelbar nacheinander zu stehen kamen, wurde der unerträgliche pleonasmus dadurch beseitigt, dass man Óðins auge an einer der beiden stellen durch einen

poetisch verwandten begriff ersetzte. Die vorstellung dieses änderers wird die von D. und H. gegebene gewesen sein.

Wie dem sei, die gleichheit der vorstellung des baumes von str. 19 und 27 kann, auch wenn 27 noch einen begriff hinzufügen sollte, nicht geleugnet werden. Sie springt namentlich dann ins auge, wenn man andere darstellungen der weltesche zur vergleichung hinzuzieht.

Im vergleich mit den Yggdrasill-strophen der Grimnismál fällt zumal die einfachheit der darstellung auf. Dort ist von drei wurzeln die rede, die sich nach allen weltenden erstrecken. Unsere strophen wissen davon nichts. Die Grimnismál-strophen kennen die tiere, welche an dem baume und seinen wurzeln nagen, und zwar begegnen wir hier zwei hauptvorstellungen. Str. 25. 26 mit der ziege Heiðrún und dem hirsche Eikþyrnir, die *af Læraðs limum bíta,* betrachten den baum vom standpunkte Walhalls und illustrieren die fruchtbarkeit, die von ihm ausgeht, ohne jedoch auf sein eigenes wolsein einzugehen. Str. 32 — 35, die widerum in zwei unterabteilungen zerfallen, haben doch untereinander das gemein, dass sie ausführen, was der baum ertragen muss; für sie alle gilt das *drýgir erfiði* von str. 35, 1. Ein hirsch, resp. vier hirsche, der drache Níðhǫggr resp. viele schlangen, alle nagen am baume und dieser leidet not. Das eichhorn und der adler sind bewohner des baumes. Die beiden Vǫluspá-strophen wissen von alledem nichts, und das bekundet nicht bloss eine geringere entwicklung der vorstellung von Yggdrasill, sondern es ist damit auch eine vollständig entgegengesetzte auffassung von seinem zustande verbunden. Die auffassung ist eine optimistische; der baum hat nichts zu erdulden; er steht *æ grœnn* über seinem brunnen. Das deutet darauf hin, dass unsere beiden strophen éinem dichter angehören, und zwar ist seine vorstellung primitiver als die der Grimnismál. Die vorstellung von dem baume entwickelt sich aus der der Vǫluspá über die von Grimn. 25. 26 zu der von Grimn. 32 — 35, wo widerum die von 33. 34 jünger als die von 32. 35 ist. Aus der vorstellung von dem herrlichen wachstum entspringt die von der Walhallziege, die sich von den zweigen des baumes nährt, aus dieser die von anderen tieren, die dasselbe tun, und daraus die, dass das dem baume zum schaden gereicht.

Dieser enge zusammenhang mit str. 19 deutet darauf hin, dass auch str. 27 zwar an und für sich alt, wahrscheinlich älter als die genannten Grimnismál-strophen, aber in der vorliegenden fassung der Vǫluspá doch als interpoliert zu betrachten ist. Sie scheint demselben gedichte wie 19 zu gehören. Ich fasse jetzt ihr verhältnis zu str. 28. 29 ins auge. Wenn, wie oben vermutet wurde, ihre anfangszeilen einmal

lauteten: *Veit hon Óðins auga folgit,* so kann sie schon deshalb neben 28. 29 nicht bestehen, weil das ein unerträglicher pleonasmus wäre. Aber auch so wie sie dasteht, verträgt sie sich mit jenen strophen schlecht. Abgesehen von z. 1—2 kann sie nur als eine variante von 28, 9—14 angesehen werden. Aber eine variante, die etwas wesentlich anderes aussagt. Die beiden schlusszeilen sind dieselben und weisen auf die einheit des ursprunges hin. Aber 28 hat die vorstellung von der verpfändung des auges weiter ausgebildet. Aus 19. 27 geht nicht hervor, dass der brunnen, in dem Óðinn sein auge verbarg, einen wächter hat, der nun als besitzer des auges auftritt. *Valfǫðrs veð* ist das, was Óðinn gegeben hat, um dafür etwas anderes zurückzubekommen; das naturbild ist sehr klar, aber noch vollständig unpersönlich; nicht weisheit bekommt der himmelsgott vom brunnen in tausch für das sonnenauge, sondern das wasser, mit dem der baum begossen wird und das als tau in die täler fällt. Str. 28, 9—14 aber führt Mímir ein und gerät dadurch auf zwiefache weise mit 19. 27 in widerspruch. Denn sie ändert den namen des brunnens, indem sie *Mímis brunnr* statt *Urðar brunnr* schreibt, und sie ersetzt das klare naturmotiv, dass der baum begossen wird, durch die einfältige mitteilung, dass Mímir aus Óðins auge trinkt. Welche tiefsinnige bedeutung das haben soll, bekenne ich nicht zu verstehen. Str. 28, 9—14 mit einer verlorenen von Bugge in anschluss an 27, 1—2 widerhergestellten anfangsviertelstrophe ist also eine jüngere variante von 27; der zusammenhang von 27 mit 19 zeigt aber, dass die jüngere strophe in der uns vorliegenden redaction der Vǫluspá die ältere ist. Daraus folgt, dass 19. 27 nicht einem anderen gedichte ähnlichen inhaltes, sondern einer anderen redaction desselben gedichtes, die wenigstens in dieser hinsicht auf einem älteren standpunkte stand, entstammen.

Mit dieser beobachtung ist in übereinstimmung, dass das alte gedicht gleichfalls Mímir kennt, aber in einer anderen rolle. Es wendet die kürzere form Mímr an und zählt ihn zu den riesen. *Míms synir* sind die feinde der götter (str. 46). Dieselbe strophe kennt die erzählung von Mímis enthauptung, die sich ebenfalls mit 28, 9—14 nicht verträgt[1].

Aus obigen erörterungen ergibt sich, dass auch str. 28. 29 wenigstens in der form, in der sie vorliegen, nicht ursprünglich sind. Doch scheint es mir angemessen, die besprechung ihrer stellung im gedichte

1) Unrichtig behauptet Müllenhoff (D A K V, 102), dass der dichter die sage von Mímis enthauptung nicht kannte. Ohne an str. 46 den geringsten anstoss zu nehmen, schliesst er das aus str. 28.

noch aufzuschieben und die untersuchung der zusätze jüngeren datums fortzusetzen.

In der anfangspartie des gedichtes begegnet ein vierzeiliges stef viermal: *þá gengo regin ǫll á rǫkstóla ginnheilog goð ok of þat gættoz.* Die stellen sind str. 6. 9. 23. 25. Von diesen wurde str. 9 als interpoliert erkannt. Str. 6 sind die zeilen wie str. 9 als schöpfungsstef angewendet. Auch diese strophe hat Müllenhoff zusammen mit der unmittelbar vorhergehenden, die von sonne und mond handelt, gestrichen. Ich glaube mit recht. Wenn die schöpfung der menschen und der zwerge nicht zu der Vǫluspá gehört, so fällt es wenigstens nicht auf, wenn auch über sonne und mond und ihre bahnen nicht berichtet wird. Es ist nun überaus auffällig, dass nachdem die götter schon strophe 6 in einer vollen versammlung sich beraten haben (*regin ǫll* können nicht *Burs synir* allein sein, vgl. auch die übrigen stellen, wo das stef begegnet, namentlich str. 23, wo nach der herrschenden interpretation sogar die vanen unter *regin ǫll* mit einbegriffen sind), sie str. 7 ganz naiv wie zum ersten male sich begegnen. Es ist auch leicht zu sehen, dass str. 4 und 7 stilistisch einander näher stehen als eine von ihnen str. 5 oder 6. Das nähere darüber unten c. III.

Aber Müllenhoff hat nicht gesehen, dass str. 3 ganz wie str. 5—6 zu beurteilen ist. Str. 4 berichtet klar und einfach, worin das schöpfungswerk der söhne Burs besteht. Sie hoben die erde empor und schufen Miðgarðr. Die folge davon war, dass die sonne die erde beschien und dass die vegetation sich zu entwickeln anfieng.

Das wäre unmöglich, wenn früher der str. 3 beschriebene zustand geherrscht hätte. Es gab keinen sand, kein meer, keine kühle wellen. Woraus huben denn Burs söhne die erde empor? Es gab keine erde und keinen himmel. Wo war denn die sonne, welche str. 4 die junge erde sofort bescheint? Die strophe ist auch nicht episch wie das alte gedicht, sondern beschreibend; sie gehört mit str. 5—6, welche das thema weiter ausführen, zusammen. Die bekannte ähnlichkeit mit mehreren stellen in der fremdländischen litteratur, namentlich mit dem Wessobrunner gebet, weist nicht auf eine urgermanische schöpfungsvorstellung, sondern auf entlehnung aus dem süden[1]. Diese nicht zufällige ähnlichkeit liefert zugleich einen weiteren beweis für die zusammengehörigkeit von str. 3 und 5, denn auch str. 5 zeigt namentlich

1) Beiläufig bemerke ich, dass ich z. 2 die lesart der Sn. E. *þars ekki var* für ursprünglich halte. *Þars Ymir bygði* ist ein jüngerer versuch, der strophe einen mythischen anstrich zu geben. Vgl. auch Wessobrunner gebet z. 6 *dô dar niuuiht ni uuas.*

in ihrer zweiten hälfte eine unverkennbare ähnlichkeit mit dem Wessobrunner gebet z. 4—5: *noh sunna ni scein noh mâno ni liuhta* (auch hier ist nicht ausdrücklich gesagt, dass sonne und mond nicht existierten). Daraus ergibt sich, dass str. 3. 5. 6 als ganzes nicht das machwerk des interpolators sind. Str. 3 und wenigstens ein teil von str. 5 gehören einem älteren gedichte an.

Eine äussere ähnlichkeit mit str. 4, 5 *sól skein sunnan* kann neben dem bestreben, die schöpfung ausführlicher zu erzählen, einen grund zu ihrer aufnahme abgegeben haben. Aber nur die negativen strophen, welche berichten, was im anfang noch nicht existierte, waren vorhanden. Die regulierende tätigkeit der götter berichtet der interpolator, und er benützt dabei widerum dieselbe halbe strophe des ursprünglichen gedichtes, die er auch bei der schöpfung der zwerge verwendet.

Wenn nun str. 6 unecht ist, so begegnet das stef *þá gengo regin ǫll* usw. im gedichte nur zweimal, und zwar sehr dicht nacheinander, str. 23 und 25. Als stef hat es im grunde gar keinen sinn mehr; es tritt keineswegs auf, um das widerkehren einer typischen situation anzudeuten, und auch für die gliederung des textes hat es keine bedeutung, denn der abstand zwischen den beiden stellen beträgt nicht mehr als 1½ strophen. Dadurch wird die widerholung sehr bedenklich. Erst erwägen die götter, ob sie *afráð gjalda* sollen, dann erwägen sie, wer die luft *lævi blandat* hat; es ist sogar in den gegenständen, welche erwogen werden, keine symmetrie vorhanden; der erste punkt betrifft einen zu fassenden entschluss, der zweite eine gewünschte aufklärung. Es ist aus dem grunde sehr wahrscheinlich, dass die vier verse ursprünglich gar kein stef waren, sondern in dem gedichte nur einmal vorkamen und erst von dem schöpfungsdichter als stef verwendet worden sind.

Diese auffassung wird durch die folgende erwägung vollständig bestätigt. Str. 21 hebt an: *þat man hon folkvíg fyrst í heimi.* Aber str. 24, 3—4 heisst es: *þat var enn folkvíg fyrst í heimi.* Dieses *enn* ist deutlich ein höchst ungeschickter versuch, den tollen widerspruch, dass das zweite *folkvíg* das erste war, fortzuschaffen. Selbst wenn beide stellen sich auf dasselbe ereignis beziehen würden, so wäre eine derartige ausdrucksweise dennoch ein stilistisches ungeheuer. Also kann nur eine der beiden stellen bestehen. Und welche die echte ist, darüber kann kein langer zweifel walten. Kann das ein massenmord heissen, dass die Gullveig misshandelt wird? Der vanenkrieg ist vielmehr der erste massenkampf, und von diesem berichtet str. 24. Das stimmt zu unserem resultate in bezug auf str. 8. 20, 5—12. Dort wurde die ankunft der nornen berichtet. Diese machten dem noch 8, 6 herr-

schenden idyllischen friedenszustande ein ende und bestimmten das geschick der männer. Das geschick ist nach echt nordischer auffassung nicht die misshandlung einer hexe, sondern kampf, und dieser wird sofort str. 24 eröffnet. Es entspricht vollständig der bedeutung Óðins, dass seiner als des ersten kämpfers gedacht wird, und mehr braucht der dichter nicht zu sagen. *Fleygði Óðinn ok í folk of skaut;* in *í folk* liegt der begriff *folkvíg* schon angedeutet. Alles was dazwischen steht wird durch die nach zwei seiten (21, 1—2. 23, 1—4) ungeschickte anknüpfung als ein misslungener versuch zur ausführlichkeit bezeichnet. Damit ist nun auch die tiefsinnige interpretation des sogenannten Gullveig-Heiðrmythus verurteilt.

Es wird jetzt zeit sein, der frage zu begegnen, ob die bisher erkannten zusätze einem oder mehreren interpolatoren zur last fallen. Müllenhoff hat sich bestimmt für mehrere entschieden. Str. 17 *(unz þrjár* [l. *þrír*] *krámo)* und 19. 20 (die mädchen am Urðarbrunnr) knüpfen beide an str. 8 an; daraus schloss Müllenhoff, dass beide einmal unmittelbar nach str. 8 gestanden haben; also wären 19. 20 älter als 17. 18 und diese als 9—16, welche widerum in mehrere abteilungen getrennt werden, da der text nacheinander drei dvergatǫl bietet. Für die spätere aufnahme des zweiten und dritten dvergatals dürfte das zweimalige vorkommen der namen *Ái* und *Eikinskjaldi* sprechen, aber die anknüpfung sowol von 17. 18 als von 19. 20 an str. 8 liesse sich zwar nicht verstehen, wenn die reihenfolge der überlieferung auch die der akte der aufnahme wäre, d. h. wenn 9—16 älter als 17. 18, 17—18 älter als 19. 20 wären, aber mit der auffassung der verschiedenen interpolationen als der arbeit éines mannes lässt sie sich wol vereinigen. Denn wenn ein interpolator an éine stelle mehrere zusätze zu knüpfen wünschte, so konnte er dieselbe doch nur nacheinander aufnehmen. Die reihenfolge der aufgenommenen stücke musste dann die sein, die ihm als die am meisten logische erschien, im gegebenen fall wol eine chronologische. Hier ist die chronologische reihenfolge: 1. zwergenschöpfung, 2. menschenschöpfung, 3. ankunft der kriegerischen mädchen; freilich stehen 1 und 2 nach str. 8 zu spät, aber früher war für diese ereignisse kein platz, denn str. 7 und 8 gehören nahe zusammen, und vor die erste begegnung der götter konnte er doch die schöpfung der menschen und zwerge nicht stellen.

Für éinen interpolator spricht aber, abgesehen von dem durchgeführten plane eine ausführliche schöpfungsgeschichte mitzuteilen, bestimmt, dass seine tätigkeit sich überall gleich bleibt. Er nimmt fremde strophen auf und er dichtet verbindende zeilen hinzu. Das widerholt

sich überall. Str. 3. 5 sind fremd, str. 6 ist eigene arbeit, wie z. 1—4 beweisen; str. 10[1]—16 fremd, str. 9 eigene arbeit (dasselbe stef); über str. 17—18 gleich unten; str. 19 fremd, str. 20, 1—4 eigene arbeit; über str. 21—23 näheres unten; doch bemerke ich schon hier, dass auch 23, 1—4 auf denselben bearbeiter weist.

Daraus ergibt sich nun auch die richtige erklärung für die anfangszeile von str. 17. Da die übrigen zusätze auf einen bestimmten plan, die ausführung der schöpfungsgeschichte, deuten, wird es unwahrscheinlich, dass die blosse ähnlichkeit dieser anfangszeile mit 8, 1 den grund zu der aufnahme von str. 17. 18, welche gleichfalls von der schöpfung erzählen, abgegeben habe. Wenn aber str. 17. 18 nicht infolge dieser ähnlichkeit von str. 8 attrahiert worden sind, so ist es diese ähnlichkeit selbst, welche eine erklärung erheischt, denn dass hier ein absoluter zufall walten sollte, ist nicht anzunehmen. Wir wissen, dass der interpolator verbindende verse hinzugedichtet hat, und dass er dafür gern das material des gedichtes benützt. Und zwar benützt er widerholt dieselbe stelle mehr als einmal. 25, 1—4 hat er dreimal angewendet. Nun lag keine stelle ihm so nahe als die zweite hälfte von str. 8, die unmittelbar vor seiner grossen interpolation 9—20, 4 stand, und die er des zusammenhangs wegen im auge halten musste. Er hat denn auch am schlusse, wie oben gezeigt wurde, diese stelle für die anknüpfung von str. 19 an 20, 5—12 benutzt. Es ist dieselbe stelle, die hier am anfang von 17 widerkehrt. Ich glaube, dass sich daraus mit sicherheit ergibt, dass der interpolator auch str. 17, 1—4 selber gedichtet hat. Also besteht auch str. 17—18 aus einem grösseren älteren und einem kleineren, behufs der verbindung gedichteten teile. Die verbindung bleibt aber dennoch ziemlich locker. Doch ist aus *æsir* (2, 4) zu sehen, dass *ór því liði* auf die asen, von denen str. 7. 8 handeln, geht. *Unz* hat keine bedeutung, es ist blosse widerholung von 8, 5, und ich bezweifle auch, dass mit *at húsi* eine einigermassen klare vorstellung zu verbinden sei.

1) Str. 10 sieht wie eine von dem interpolator vorgefundene strophe aus und ist daher wol eine alte einleitung des dvergatals. Denn str. 9 wird die arbeit der götter an der schöpfung der zwerge hervorgehoben, str. 10 aber legt darauf gar kein gewicht; Móðsognir und Durinn werden als geworden betrachtet, und die übrigen zwerge werden von ihnen geschaffen, ohne jeden anteil der götter. — Allerdings kann Detters und Heinzels auffassung von 9, 5—6 (*dverga dróttin*, den herrn der zwerge) vielleicht richtig sein, aber das beweist nicht, dass str. 10 demselben dichter angehört; der verfasser von str. 9 kann sich einigermassen nach str. 10, für deren anschluss ja str. 9 dient, gerichtet haben. (Wenn *dróttin* richtig ist, wesshalb erwähnt str. 10 dann zwei *dróttnar?*)

Die abschnitte str. 3. 5—6 (durch 4 voneinander getrennt, weil 3 wegen ihres inhalts nicht nach 4 stehen konnte); 9-16; 17—18; 19—20, 4 belehren uns ferner darüber, dass der interpolator zwar, wo er eine grössere anzahl strophen hinzufügt, an mehr als éiner stelle eigene verse aufnimmt, aber doch niemals innerhalb éines zusammenhängenden abschnittes. Und zwar enthält jeder abschnitt entweder am anfang oder am ende eine solche eigene zutat. Bei 3. 5—6 ist es str. 6; bei 9—16 9, bei 17—18 17, 1—4, bei 19—20, 4 20, 1—4, also hier am schlusse. Es fällt nun auf, dass die interpolation 21—23 in der mitte (23, 1—4) durch solch einen eigenen zusatz (eine widerholung von 25, 1—4) unterbrochen wird. Das deutet darauf, dass das thema von str. 23 ein anderes ist als das von 21—22, und daraus folgt, dass die Gullveig-Heiðr-geschichte nicht nur nach der ansicht des dichters, sondern auch nach der des interpolators mit dem vanenkriege nichts zu schaffen hat. Es sind zwei untereinander nicht zusammenhängende zusätze, die beide an str. 24 geknüpft worden sind. Für beide liegt der grund der aufnahme klar zu tage. 21—22 knüpfen an 24, 3—4 an; der interpolator wusste von einem kampfe zu erzählen, der nach seiner ansicht älter als der vanenkrieg war. Die verbindung brachte er widerum durch widerholung zu stande. Dass er nicht der dichter der strophe ist, geht daraus hervor, dass infolge der widerholung von 24, 3—4 vor 21 diese strophe zehnzeilig geworden ist. Müllenhoff hat mit unrecht z. 9—10 gestrichen; die alte strophe besteht aus z. 3—10; in z. 3 muss der interpolator etwas geändert haben: *er* steht wol an der stelle eines alten subjectes, etwa *þeir*. Str. 23 aber knüpft an die ganze str. 24, namentlich an die zweite hälfte an. Sie bringt näheres, aber kaum besseres, über den vanenkrieg. Soviel ich weiss, ist es noch niemand gelungen, den zusammenhang richtig zu deuten. Namentlich der gegensatz von z. 5—6 und 7—8 hat der forschung bisher unüberwindliche schwierigkeiten bereitet. Mag *afráð* 'tribut' oder 'schaden' bedeuten, z. 5—6 sagt doch auf alle fälle, dass die asen den kürzeren ziehen; wenn nun die götter sich darüber beraten, ob die asen sich zu einer entschädigung verstehen oder ob etwas anderes eintreten solle, so erwartet man, dass das andere ein für sie vorteilhafterer ausgang sein wird. Aber wie ist das aus z. 7—8 zu lesen? Für Müllenhoff besteht die wahl in tribut oder aufnahme der vanen in den götterstaat. Z. 7—8 bezeichnen nach dieser auffassung das geringere übel, und um das zu erklären wird ein umfangreiches *ὕστερον πρότερον* angenommen, wobei alles was str. 24 erzählt, schon vorher geschehen ist. Im übrigen verweise ich auf Björn Ólsens kritik dieser interpretation. Wenn aber

Björn Ólsen selbst annimmt, man habe sich darüber beraten, ob die asen allein oder zusammen mit den vanen die busse für den tod der Gullveig-Heiðr entrichten sollen, so ist das nicht weniger bedenklich, denn wer einen zusammenhang mit str. 21—22 annimmt, muss wol auch annehmen, dass die vanen die busse zu fordern hatten, und in dem fall können sie nicht zu gleicher zeit dazu verurteilt worden sein, dieselbe zu zahlen; Björn Ólsens schluss ist denn auch der, dass seine interpretation möglich sei, weil wir doch von den früheren ereignissen nichts näheres wissen; und damit schwebt auch diese interpretation in der luft[1]. — Detter und Heinzel heben den gegensatz auf, indem sie *eða* durch 'und' übersetzen.

Ich glaube, dass die strophe von einer anderen vorstellung des vanenkriegs ausgeht als str. 24, und zwar von derselben, die in der Ynglinga saga bezeugt ist. Str. 24 sind die vanen die angreifer; die asen besitzen eine burg; diese wird von den feinden zerstört. In der Ynglinga saga sind die vanen die alten einheimischen götter; die asen sind die fremden eindringlinge; der krieg aber wird dadurch beendigt, dass die parteien die gegenseitigen rechte anerkennen, aber die asen behalten doch in der praxis die oberhand. Ich verstehe nun str. 23 so, dass die asen (*regin ǫll* sind nicht asen und vanen zusammen) ihre streitkräfte mustern; sie erwägen, ob sie, wenn der krieg ausbreche, eine niederlage leiden (*afráð* ist also = *afhroð*) oder den sieg davontragen werden. Der sieg besteht aber in der anerkennung ihrer herrschaft in gegenden, wo sie früher nichts zu sagen hatten, im gebiete der vanen, und das drückt die strophe im bilde eines schmauses aus. Das *afráð gjalda* bedeutet also nicht: etwas (tribut) geben, sondern: infolge der niederlage etwas nicht empfangen; das *gildi eiga* zusammen mit den vanen bedeutet von diesem standpunkte eine vermehrung der macht der asen. — Aber mit str. 24, welche die asen als besiegt darstellt, stimmt das, wie gesagt, nicht.

Nach analogie der übrigen zusätze dieses interpolators wird man vermuten, dass auch str. 23 aus einem von ihm verfassten und einem

1) Ob *gildi eiga*, wie Bj. Ólsens annimmt, dasselbe bedeuten kann wie *gjalda*, entscheide ich nicht; einem Isländer gegenüber lässt sich eine positive behauptung über eine solche frage schwerlich aufstellen. Aber aus den wörterbüchern lässt sich das wenigstens nicht entnehmen, und eine umschreibung wie diese wäre wenigstens sehr gekünstelt, denn 'zahlen' ist nicht 'zahlung haben', sondern 'zahlung geben'. Auf jeden fall ist die behauptung, dass der ausdruck niemals etwas anderes bedeutet, übertrieben. *Eiga fǫr, eiga dvǫl* = *fara, dvelja* sind zwar hübsche parallelen aber keine beweise für die notwendigkeit der angenommenen bedeutung, ist doch *eiga merki* nicht dasselbe wie *marka. gildi* aber hat mehrere bedeutungen.

von ihm vorgefundenen teil bestehen wird. Da nun die zweite hälfte einen sagenhistorischen hintergrund zu haben scheint, kann man annehmen, dass diese halbstrophe älter als die vorliegende fassung der Vǫluspá ist. Andererseits macht die vereinsamte halbstrophe kaum den eindruck eines aus einem selbständigen gedichte stammenden fragmentes. Die annahme, dass die ganze strophe nur einen übergang zu dem str. 9 verlassenen thema bildet, ist daher wol einfacher. Der interpolator hat dann, ohne zu str. 24 in bewusste opposition zu treten, so gut er konnte eine einleitung zu dieser strophe hinzu gedichtet.

Zu den zusätzen jüngeren datums gehören auch einige kürzere stellen in der grösseren zweiten hälfte. Als solche sind auch ohne tiefere einsicht in die composition des gedichtes die folgenden leicht zu erkennen.

Str. 30 enthält ein valkyrjatal. Von 12 zeilen sind 8 unecht. Z. 5—8 teilen die namen mit; dabei ist zu beachten, dass Skuld schon str. 20 als norn genannt wurde. Z. 9—10 schliessen die aufzählung in ähnlicher weise wie 12, 6. 8 das erste dvergatal ab. Z. 11—12 widerholen mit geringer variation z. 3—4. Also bleiben nur z. 1—4. Über die halbe strophe s. IV, 7.

Ein ähnlicher zusatz ist 45, 7—10. Schon Müllenhoff hat diese zeilen gestrichen, die im wesentlichen nur eine reihe von namen für das zeitalter des sittlichen verfalls zusammenstellen.

Str. 56 enthält in R 12 zeilen. Diese verbindet Müllenhoff mit einem teil der abweichenden lesart von H und einer (von Grundtvig) frei erfundenen langzeile und gelangt so zu zwei vollen strophen. Allein es ist leicht zu ersehen, dass die lesart von H an dieser stelle nur ein versuch ist, eine lücke auszufüllen. *Gínn loft yfir linnr neðan* ist eine schlechte copie von Hymiskv. 22, 5; *neðan* hat hier, wo die schlange aus dem meere heraufgezogen wird, bessern sinn als in der Vǫluspá, wo sie aus eigenem antriebe zum schlachtfeld geschwommen ist. Das folgende *[eitri* (gewiss nicht *eldi*) *hv] atar of sér œðum* (*eðum* H, siehe Detter und Heinzel z. st.) führt die in den beiden ersten zeilen gegebene situation aus; zu *eitri* vgl. Hym. 23, 3 *orm eitrfáan.* — *Mun Óðins son ormi mœta* ist aus R 3—4 *gengr Óðins sonr við orm vega* und Hyndl. 42 *Óðinn mun ulfi mœta* zusammengeschweisst. Das übrige ist strophenfüllung (eine neue bezeichnung für jeden der beiden kämpfer); *Víðars bróðir* ist durch die Víðarstrophe 55 veranlasst und zeigt, dass diese strophe, die Müllenhoff aus dem einzigen grunde, weil er glaubte, dass der dichter nicht die rache für Óðinn erzählen wollte, ausscheidet,

älter als jene absolut bedeutungslose H-strophe ist. Wir halten uns demnach an R.

Hier wirken z. 5—8 in hohem grade störend. Z. 1—4 erzählen, dass Þórr kommt, um mit der schlange zu kämpfen. Dann heisst es *drepr hann af móði Miðgarðs véor; munu halir allir heimstǫð ryðja.* Darauf entfernt Þórr sich mit mühe neun schritte von der schlange (und stirbt). — Die gewöhnliche interpretation von z. 5—6 scheint mir absolut verwerflich. Die worte sollen bedeuten, dass der miðgarðsormr Þórr tötet. Aber aus z. 5 erhellt in keiner weise, dass auf einmal die schlange zum subjecte wird. Und wenn Þórr neun schritte von der schlange sich entfernt, so muss er diese getötet haben. Hat es denn einen sinn, zu sagen: 'A kämpft mit B; er (d. h. B) tötet A, und er (d. h. widerum A, und zwar der getötete) weicht neun schritte vor seinem (noch lebenden) feinde zurück?' Aus 9—12 folgt direct, dass Þórr die schlange getötet hat.

Man könnte daher versucht sein, mit Finnur Jónsson z. 5 *hann* zu streichen und *véorr* (beachte die schreibung mit *rr* in Wr) als subject zu nehmen. Þórr schlägt zu mit dem hammer. Aber Müllenhoff bemerkt wol mit recht, dass der sinn von z. 7—8 nur der sein kann, dass der tod der menschen eine folge von Þórs tod, nicht der erlegung der schlange ist[1]. Also ist doch *hann* als subject zu nehmen. Z. 7—8 aber sind selbst eine unnütze widerholung von 52, 7, und eine absolut unmögliche, denn es ist nicht anzunehmen, dass nach den gewaltigen ereignissen, welche schon geschehen sind (52, 8 *himinn klofnar,* 53 Óðins und Freys tod) noch menschen leben. Die interpretation von Detter und Heinzel ('alle' prägnant, d. h. die, welche noch leben) scheint mir ein von ihrem standpunkt zwar verständlicher, aber doch unrichtiger versuch, die verse zu conservieren. Es bleibt also nichts anderes übrig, als z. 5—8 zu streichen und dadurch die strophe auf ihr richtiges mass zurückzubringen. Dass Þórr die schlange tötet, wird dann nicht berichtet, aber es folgt aus z. 9fgg., und das ist ganz dem kurzen epischen stile des alten gedichtes angemessen.

Ein paar andere zusätze, die gleichfalls zu der jüngeren schicht zu gehören scheinen, werden besser an einer späteren stelle besprochen.

1) Grundtvigs von Olrik acceptierter deutung: 'die toten werden die welt (der menschen) plündern', kann ich gar nicht beistimmen, ebensowenig wie der von 52, 7, welche bedeuten soll, dass die toten *(halir!)* den weg von Hel nach der oberwelt zurücklegen. Die Vǫluspá weist den toten beim untergange der götter nicht die geringste rolle zu, und überhaupt hat der alte dichter von der unterwelt nur sehr elementare vorstellungen (vgl. unten II, 3).

II. Der erste und der zweite dichter.

1. Strophen 36—40.

36. *Á fellr austan*
of eitrdala
sǫxum ok sverðum,
Slíðr heitir sú.

37. *Stóð fyr norðan*
á Niðavǫllum
salr ór gulli
Sindra ættar;
en annarr stóð
á Ókólni,
bjórsalr jǫtuns,
(en) sá Brímir heitir.

38. *Sal sá hon standa*
sólu fjarri
Náströndu á,
norðr horfa dyrr;
fellu eitrdropar
inn of ljóra;
sás undinn salr
orma hryggjum.

Str. 39 führt dann die qualen der hölle aus.

Wer diese strophen in ihrem zusammenhange aufmerksam liest, kann über die geographische lage des flusses Slíðr nicht lange in zweifel sein. Müllenhoffs weitläufiger versuch zu beweisen, dass ein kalter fluss in der oberwelt gemeint sei, läuft nur auf die behauptung hinaus, dass ein ähnlicher fluss in der unterwelt bei Saxo und ein anderer in einer legendarischen erzählung aus Holstein aus der oberwelt in die unterwelt verlegt worden sind; die von ihm angeführten erzählungen würden bei nüchterner betrachtung für die Slíðr eher das gegenteil seiner auffassung beweisen. Der name ('die schreckliche') lässt eine deutung sowol auf die unterwelt als auf das eisige Jǫtunheimr im norden oder osten zu; der zusammenhang der stelle weist jedoch bestimmt in erstere richtung. Str. 35 handelt von Lokis bestrafung, str. 38—39 beschreiben die in hohem grade christlich aufgefasste hölle, wo die verbrecher *þunga strauma vaða.* Wenn der zusammenhang einheitlich ist, so kann ein dazwischen erwähnter schreckensfluss nur auf die str. 38fg. beschriebene hölle gehen, und der dichter hat sich den aufenthalt des bestraften Loki in der nähe davon vorgestellt. Die Sindris geschlecht und dem riesen Brímir gehörenden säle sind also vorläufig auch in der unterwelt zu denken.

Welches ist nun die gegenseitige lage der str. 37. 38 genannten säle? Der *salr Sindra ættar* liegt *fyr norðan,* was im gegebenen zusammenhang nur bedeuten kann nördlich vom flusse Slíðr. Müllenhoffs übersetzung 'nördlich' im sinne von 'im norden' oder etwa 'nördlich von der vǫlva' ist zwar möglich (vgl. Heimskr. II, 8, 9 *fyr austan,* im osten), aber es geht nicht an, die seltene bedeutung des ausdrucks auf grund einer willkürlichen annahme, dass eine lücke vorhanden sei, zu

postulieren. Halbe strophen, wo der gedanke keine lücke zeigt, begegnen an mehreren stellen; erst auf grund einer zusammenfassenden betrachtung wird sich entscheiden lassen, ob dort überall lücken anzunehmen sind oder nicht; wenn aber hier auch etwas verloren sein sollte, so ist die einfachste auffassung der sachlage die, dass die verlorenen verse näheres über den fluss Slíðr mitteilten. Also würde sich auch in diesem fall *fyr norðan* auf den fluss beziehen, und die vorstellung ist demnach, dass der saal rechts vom flusse steht.

Auch wo Ókólnir liegt, ist ziemlich leicht zu sagen. Die strophe enthält einen dreifachen gegensatz, einmal indem den beiden sälen je eine halbe strophe gewidmet ist, deren beziehung durch *en* ausgedrückt wird, zweitens indem Sindri ein zwergname ist, während Brímir als jǫtunn bezeichnet wird, drittens indem Sindris geschlecht im norden, also in der kalten gegend, wohnt, während Brímis biersaal *á Ókólni* steht, dessen etymologische bedeutung eben durch den gegensatz vollständig klar gestellt wird. Die bedeutung des namens hat auch Müllenhoff verstanden, aber er hat es unterlassen den einzig möglichen logischen schluss zu ziehen, dass Ókólnir südlich von Slíðr liegt; er zog es vor, den saal nach einer nicht zu kalten stelle am offenen weltmeer zu verlegen, wodurch die symmetrie der vorstellung vollständig zerstört wird.

Wo ist nun der saal zu suchen, der *Nástrǫndum á* liegt? Nach dem vorhergehenden kann man sich denselben nur an der Slíðr vorstellen, und zwar direct am ufer, sei es nun an einem der beiden ufer oder an beiden, sodass der fluss hindurchströmt, was zu str. 39 stimmen würde. Also weder im norden noch im süden, sondern gerade in der mitte. Der unterwelts-norden und süden sind vom Sindri und Brímir eingenommen, deren säle aber auch nach der auffassung des dichters von str. 38. 39 nicht eigentlich zur hölle gehören können, da der erstere saal aus gold ist und der andere wenigstens auch der fröhlichkeit beim gelage gewidmet ist.

Wenn die ursprüngliche vorstellung entweder des gedichtes oder des dichters, dem unsere stelle ihre letzte redaction verdankt, eine andere sein sollte, so ist es diesem dichter doch vorzüglich gelungen, den widerspruch zu glätten. Denn ein solcher ist wenigstens an dieser stelle nicht vorhanden. Hingegen fehlt es nicht an anzeichen des vorhandenseins einer abweichenden auffassung, und auch andere schwierigkeiten bleiben übrig. Namentlich *norðr horfa dyrr* (38, 4) scheint darauf zu deuten, dass der dichter der strophe sich die hölle im zusammenhange mit dem norden vorgestellt hat. Freilich fassen Detter

und Heinzel die stelle nicht ohne grund als einen ausdruck der unwirtlichkeit auf. Aber im vorliegenden fall wird durch diese lage der tür die aussicht auf Sindris schönen saal gegeben, was für einen höllensaal sich weniger schickt, und wenn wir die geläufige vorstellung vom totenreiche als einer im norden gelegenen landschaft in betracht ziehen, so erscheint es als nicht unmöglich, dass auch der dichter von str. 38. 39 so gedacht und nur dem zusammenhang der stelle zur liebe seinen ausdruck gemildert hat. Diese möglichkeit wird aber zur gewissheit durch str. 66, 4, wo Níðhǫggr, der nach 39, 8 in der hölle verweilt, *frá Niðafjǫllum* kommt, das jedesfalls in der nähe der 37, 2 genannten *Niðavellir* (var. *Niðafjǫllum*) also im norden zu suchen ist.

Also: der dichter von 38. 39 hat, wenn er mit dem von 66 identisch ist[1], sich die hölle im norden vorgestellt; in dem überlieferten zusammenhang aber kann die in str. 38. 39 beschriebene hölle nur in der mitte zwischen dem norden und dem süden belegen sein.

Str. 38. 39 stehen also nicht an und für sich, sondern in zusammenhang mit 37 mit 66 in widerspruch. Das zeigt, dass 38. 39 mit 37 sich nicht so gut vertragen, als es bei oberflächlicher betrachtung der fall zu sein scheint, und die vermutung, dass 38. 39 und 37 nicht die arbeit desselben dichters sind, wird nicht zu kühn sein. Es entsteht also die frage: welche strophe oder strophengruppe ist die ältere? Wenn str. 37 in wegfall kommt, so ist die lage der hölle in 38 nicht näher präcisiert, es steht dann nichts der annahme im wege, dass sie in norden liegt; das kann man dann sogar aus z. 4 herauslesen.

Aber es lässt sich auch denken, dass str. 37 ursprünglicher ist und dass der dichter von str. 38, wie oben angedeutet, einen directen widerspruch mit der unmittelbar vorhergehenden strophe vermieden hat. Wenn das der fall wäre, so würde der hauptgrund, der uns oben s. 307 dazu nötigte Sindris und Brímis säle nach der unterwelt zu verlegen, hinfällig sein. Denn dieser grund war der, dass die str. zwischen 35. 36, die von Lokis bestrafung und dem flusse Slíðr und 38. 39, die von den höllenstrafen handeln, steht. Soviel lässt sich im voraus sagen, dass 37 den vorzug verdienen würde, falls die strophe ohne 38. 39 in den zusammenhang des gedichtes hinein passen würde. Denn sie repräsentiert ein älteres stadium der mythenbildung. Str. 38. 39 beschreiben eine christliche hölle und ihr zusammenhang mit anderen christlichen strophen ist offenbar; Sindri und Brímir aber sind mythische wesen,

1) An dieser identität gestattet die gleichheit der religiösen anschauungen keinen zweifel; vgl. unten II, 2.

deren bedeutung sogar bei dem mangel anderweitiger berichte unklar ist. Diese unklarheit zumal ist für ihre beurteilung bedeutungsvoll. Wie könnte wol ein vernünftiger umarbeiter oder gar ein blosser abschreiber auf den einfall gekommen sein, diese beiden landschaften mit ihren sälen willkürlich als grenzdistricte der Nástrǫnd in das gedicht einzuführen?

Wenn str. 37 alt ist, so beweist auch 36 nicht, dass die beiden säle in der unterwelt stehen. Für str. 36 bestehen a priori zwei möglichkeiten. Slíðr ist gewiss von anfang an ein mythischer schreckensfluss, aber ein solcher kann natürlich gerade so gut in weiter ferne als in tiefster tiefe localisiert erscheinen. Falls str. 36 mit 38. 39 zusammengehört, so ist die Slíðr ein unterweltsfluss, und dafür spricht, dass str. 39 die *þungar straumar* nennt, welche die verdammten durchwaten müssen. Nichts steht im wege, diese mit dem flusse Slíðr zu identificieren. Ein weiterer grund für diese auffassung wird sich später noch ergeben (cap. VI). Was str. 37 anbelangt, so sprechen, wenn die beziehung zu str. 38. 39 hinfällig wird, die geographischen andeutungen *fyr norðan* (z. 1), im süden (*Ókólnir* z. 6) bei dem fehlen anderweitiger bestimmungen der lage der säle eher für die oberwelt. Falls str. 36 jünger als 37 ist, so ist die beziehung des *fyr norðan* (37, 1) entweder in einer früheren strophe, an welche 37 sich anschloss, zu suchen, oder *fyr norðan* steht absolut (aber dann nicht 'nördlich von der vǫlva', sondern 'im norden').

Wenn man str. 38. 39 ausscheidet, so bekommt 37 für das gedicht eine bedeutung, die sich früher nicht ahnen liess. An str. 37 schliesst sich dann unmittelbar 40 an, und es ergibt sich eine ganz merkwürdige beziehung zu str. 50—52. Wer Sindri und Brímir sind, sagt die strophe nicht aus. Snorri I, 198 hat die stelle vollständig missverstanden, wo er beide als säle auffasst und diese lobt. Das lob geht wol auf *ór gulli* (z. 3) zurück; ein goldener saal musste wol ein guter sein, und wenn Sindri ein guter saal war, so war Brímir gewiss kein schlechter. Dass aber der saal der Sindra ætt von keinen freunden der bestehenden weltordnung bewohnt wurde, zeigt schon der umstand, dass er *á Niðavǫllum* (*-fjǫllum* Sn.E.) steht, und auch der jǫtunn ist im zusammenhang der Vǫluspá kaum ein freund der götter. Also: im norden wohnen wesen, die den göttern feindlich sind, und ebenso im süden; str. 40 fügt den osten hinzu; dort wohnt die alte, welche die sonnenwölfe gebar, und damit schliesst die aufzählung. Das sind nun dieselben drei himmelsgegenden, aus denen, wenn Bugges mit recht allgemein acceptierte besserung *austan : norðan* str. 51 richtig ist, str. 50—52 die feinde der götter aufmarschieren. Dieser parallelismus kann nicht zu-

fällig sein, und die frage drängt sich auf, in welchem verhältnis die feinde der götter in str. 37. 40 zu den str. 50—52 aufgezählten stehen.

Im norden wohnt *Sindra ætt.* Nach Sn. E. I, 340 ist Sindri ein zwerg, der bruder Brokks. Ich untersuche hier nicht, wie alt sein name in jener sage ist; wenn aber Sindri als der beste der schmiede erscheint, so liegt dieser erzählung eine etymologie zu grunde; Sindri ist ein schmied, weil er ein feuerdämon ist (vgl. *sindr,* 'schmiedefunken', *sindra,* 'funken sprühen'), und in einem ähnlichen sinne ist, wie ich glaube, der Sindri der Vǫluspá zu verstehen. Beim aufmarsch der feindlichen mächte kommen aus dem norden Múspels lýðir. Wie bei den südgermanen, so ist auch im norden die vorstellung von feuer mit Múspelli verbunden. Wenn Snorri die feuerwelt Múspelsheimr im süden localisiert, so kann das sowol auf der kenntnis, dass dort heisse länder sich befinden, als auf erneutem gelehrtem einfluss aus dem süden, woher die vorstellung von anfang an stammt, beruhen. Aber wenn es heisst (I, 50), dass die götter die funken nahmen, die aus Múspelsheimr geflogen waren, und daraus die sterne schufen, so begegnen wir hier derselben vorstellung von sprühenden funken, die in dem namen Sindri und in der erzählung von seiner schmiede zum ausdruck kommt. Unser dichter scheint also sich Múspels leute nicht, wie Olrik annimmt, als eine nicht zu definierende macht, die *Myrkvið yfir*[1] reiten wird, sondern sehr bestimmt als feuerdämonen vorgestellt zu haben, und wenn er sie nach dem norden versetzt, so zeigt das, dass er im nordlicht ihre macht und ihre heimat erkannt hat. Damit ist in übereinstimmung, dass sie über das meer herangezogen kommen. Aber auch Sindris goldenes haus erklärt sich aus dem nordlichte, und ebenso die funken aus Múspelsheimr, welche zu sternen werden. Diese deuten gleichzeitig an, dass die verbindung mit dem nordlichte nicht das individuelle eigentum des Vǫluspádichters ist. Dass das alles nach Island weist, bemerke ich nur im vorübergehen.

Wenn nun str. 51, 4 zusammen mit Múspels leuten, die mit Sindris geschlecht identisch sind, Loki ankommt, so kommt dieser nicht als führer einer höllischen schaar, sondern in seiner qualität als feuerdämon, die so häufig bezeugt ist.

Im süden wohnt Brímir. Von ihm ist nur der name bekannt. Der urriese Ymir, aus dessen körper die welt erschaffen wird, kann, wie D. und H. richtig bemerken, nicht gemeint sein. Ausserdem begegnet das wort noch als schwertname. Für die etymologie bietet *brími,* feuer,

1) Oder bedeutet Lokas. 42, 4—5: 'wenn das feuer den dunklen wald anzündet'?

die einzig mögliche anknüpfung, und auch für einen schwertnamen passt dieselbe vortrefflich *(eldi váru eggjar útan gǫrvar)*. Daraus würde folgen, dass auch der riese Brímir in verbindung mit dem feuer gedacht wurde, und das ist das einzige, was wir gleichfalls von Surtr wissen, der, was er auch im anfang gewesen sein mag, in den quellen nur als ragnaroksbrandstifter erscheint, und in unserem gedichte str. 52 *með sviga lævi* herangefahren kommt. Wollte man die stelle pressen, so liesse sich sogar eine weitere vergleichung zwischen Surts flammendem schwerte und dem schwertnamen Brímir aufstellen, aber das wäre doch ein unwissenschaftliches verfahren, da es unsicher ist, ob zwischen dem schwertnamen und dem riesennamen noch ein anderer als ein etymologischer zusammenhang besteht. Uns genügt es zu constatieren, dass was wir von Brímir und von Surtr wissen, einander vollständig deckt. Beide sind götterfeinde, beide wohnen im süden, beide erscheinen als feuerriesen.

Auch im osten wohnt ein riesengeschlecht. Str. 40 nennt eine alte, die dort die mutter des sonnenwolfes (éin sonnenwolf wird genannt) wurde. Es ist kaum ein zufall, dass der riese, der str. 50 die östliche schaar führt, *Hrymr,* der alte, heisst. Sein name steht zu dem der *aldna* in der engsten beziehung[1].

Weshalb die weltschlange dem Hrymr beigesellt ist, erhellt aus diesen wenigen angaben nicht. Das kann ein arrangement des dichters sein. Doch ist auch das folgende zu erwägen. Nach str. 39 gebiert die alte *Fenris kindir.* Das kann Fenris söhne bedeuten, aber es kann auch eine kenning für wölfe sein. Die übrigen quellen gehen auseinander. Nach Grimnismál 39 ist Hati Hróðvitnis, d. i.: wol Fenris sohn, nach Vafþr. 46. 47 ist der verschlinger der sonne Fenrir selbst. Das deutet darauf, dass zwar die vorstellung von den sonnenwölfen verbreitet war, dass aber die genealogie, welche den wolf, der die sonne verschlingen wird, zu einem sohne des Fenrir macht, nur die persönliche auffassung eines einzelnen dichters ist. Welches nun die auffassung der Vǫl. ist, geht zwar aus der bezeichnung *Fenris kindir* nicht hervor, aber *af þeim ǫllum* (z. 5) zeigt, dass sie wesentlich von der

1) Müllenhoffs behauptung, der riese habe den namen *Hrymr* (vgl. *hrumr,* svag, skrøbelig) bekommen, weil das ende der riesen naht, und mit einem absichtlichen anklang an den von Þórr getöteten riesen Þrymr, ist sehr unwahrscheinlich, da das gedicht von dem untergang der götter durch die riesen handelt, und die stelle die riesen in ihrer furchtbaren kraft zeigt. Eher ist *Elli,* das alte weib, mit dem Þórr bei Útgarðaloki kämpft und das er nicht zu besiegen vermag, als eine parallele heranzuziehen.

der Grimn. abweicht, die éinen oder wahrscheinlicher zwei söhne des Fenris kennen, welche die sonne verfolgen. Die alte bringt eine wolfsbrut hervor; einer aus dieser brut wird die sonne verschlingen. Es sieht fast so aus, als habe der dichter sich die alte als die mutter aller mythischen wölfe vorgestellt; in diesem fall wäre der sonnenwolf entweder Fenrir selbst oder ein bruder von ihm. Dann wäre in der alten die Angrboða, die mutter der schlange zu suchen, und das würde das auftreten des ungetüms in Hryms gefolgschaft erklären. — Es ist sehr die frage, ob damit, dass Hrymr fährt, die schlange aber schwimmt, eine geographische anschauung verbunden ist. Wenn der dichter den riesen zu fuss oder in einem wagen heranziehen lassen wollte, so war dadurch die zweiheit gegeben, denn die meeresschlange konnte er nicht über land ankommen lassen. Doch liesse sich die sache vom nördlichen Norwegen aus auch geographisch verstehen, wenn die schar aus dem im nordosten gelegenen Jǫtunheimr kam und die schlange der küste des eismeeres folgte.

Wenn es mir gelungen ist, das verhältnis von str. 38. 39 zu 37 richtig zu erörtern, so sind wir einem umdichter, aber einem wie es scheint verständnisvollen, auf die spur gekommen, und unsere nächste aufgabe ist, diese spur weiter zu verfolgen und zu untersuchen, ob es keine falsche fährte ist. Sollte es gelingen, auf diesem weg zu einer vorläufigen charakteristik der beiden dichter zu gelangen, so könnte eine solche vielleicht bei dem versuche die trennung der den beiden dichtern angehörenden strophen durchzuführen von nutzen sein. Vorläufig kommt es darauf an, noch weitere anhaltspunkte zu gewinnen.

2. Strophen 64—66.

In der schlusspartie des gedichtes stehen mehrere strophen, deren christliche anschauungsweise jetzt ziemlich allgemein anerkannt wird. Olrik hat neulich darauf hingewiesen, dass ihr inhalt in gewisser hinsicht mit der des ganzen sich in widerspruch befindet. Wie haben wir von dem jetzt gewonnenen standpunkte aus diese strophen zu beurteilen? Bisher hat man bei der beurteilung der christlichen elemente des schlusses namentlich str. 64 und die nur in H überlieferte str. 65 berücksichtigt. Ich will die schon häufig gemachte bemerkung, dass für die tugendhaften scharen *á Gimlé* in der neuen welt ebensowenig platz ist, wie für den mächtigen, der von oben kommt, nicht widerholen. Dieser widerspruch ist einleuchtend. Aber dass str. 64 ein vollständiges gegenstück zu str. 38. 39 ist, muss ich, da es von Wilken, Zschr. 30, 458 ge-

leugnet wird, näher ausführen[1]. Die gleichheit der eingangszeilen *Sal sá hon standa sólo fjarri : Sal sér hon standa sólo fegra* fällt sofort auf; der parallelismus erstreckt sich aber über die ganze strophe. *á Gimlé* entspricht *Náströndu á; gulli þakðan* (z. 3) entspricht *sás undinn salr orma hryggjum* (38, 7—8). Z. 5—8, welche die bewohner des saales nennen, sind mit str. 39 zu vergleichen. Das zeigt, dass str. 64 nicht einer inconsequenz des ersten dichters ihre entstehung verdankt, sondern wie str. 38. 39 das eigentum des jüngeren dichters ist. Und da wol niemand str. 65 für älter als 64 ansehen wird, andererseits alles was sich wider str. 65 anführen lässt mit ausnahme des einzigen grundes, dass die strophe nur in H überliefert ist, auch für str. 64 gilt (christliche färbung und mangel an epischer notwendigkeit), dürfen wir demselben dichter ruhig auch diese strophe zuweisen. Aber es zeigt sich widerum, wie sehr dieser bestrebt gewesen ist, aus dem alten gedichte ein neues kunstwerk zu schaffen; er bildet sogar mit vielem geschick eine figur des älteren dichters nach; str. 64 steht nämlich zu str. 38. 39 in einem ähnlichen verhältnis, wie im alten gedichte str. 60 zu 7 (ungefähr gleiche anfangszeile), und auch directe anklänge an ältere strophen fehlen nicht (str. 60, 1 *þá kemr inn ríki,* vgl. 55. 56 *þá kemr inn mikli, inn mæri,* vgl. auch str. 53). Das bedeutet keine willkürliche entstellung, sondern eine neue bearbeitung des gedichtes auf grund neuer tendenzen.

Wie verhält es sich nun mit str. 66? Níðhǫggr mit seinen leichen weist schon auf verwandtschaft mit 39. Und diese auffassung der strophe wird bestätigt, sobald wir fragen, was wol der zweck der scene ist. Wenn Müllenhoff erklärt, dass Níðhǫggr die leichen der in der vorhergehenden katastrophe umgekommenen menschen holt, um die erde zu reinigen, so ist das nur ein hoffnungsloser versuch, die stelle à tout prix zu verstehen; nachdem die erde *iðjagræn ór ægi* aufgetaucht ist, nachdem die neuen götter auf dem Iðafelde sich froh begrüsst und ihre goldenen täfelchen widergefunden haben, nachdem die felder beginnen ungesäte frucht zu tragen, soll es sich herausstellen, dass die junge erde noch mit leichen bedeckt ist, und Níðhǫggr wird heraufbeschworen, um zu tun, was das meer versäumt hat! Ohne mit dieser verzweifelten interpretation ganz zu brechen, suchen Detter und Heinzel in der strophe noch eine andere bedeutung und gelangen so zu einer wunderlich hybriden auffassung: freilich holt Níðhǫggr die leichen der in

1) Vgl. Hoffory, Eddastudien s. 133, der übrigens, da die ursprünglichkeit von str. 38. 39 für ihn feststeht, diesen parallelismus benutzt, um die echtheit von str. 64 zu beweisen.

ragnarǫk umgekommenen menschen, aber gleichzeitig ist das eine strafe, denn jene menschen waren böse (verweisung auf str. 45). Gimlés bewohner hingegen sind tugendhaft und werden von Níðhǫggr geschont. Das soll eine heidnische bestrafung sein im gegensatze zu der christlichen bestrafung; nicht die schafe werden von den böcken getrennt, sondern alle bewohner der alten welt werden gestraft, alle bewohner der neuen welt leben in freude. — Ich denke, wenige werden sich mit diesem summarischen verfahren befreunden können. Die alte welt ist abgetan, die götter sind tot, die menschen haben schon vor langer zeit den helweg angetreten; der heidnische glaubenseifer wird sie haben ruhen lassen.

Ich kann die strophe nur in verbindung mit 65 (H) begreifen und glaube, dass sie lehrt, wie *at regindómi* (65, 2) zu verstehen ist. Olrik a. a. o s. 283 ist noch der auffassung des zweiten gliedes *dómr* als eines suffixes zugeneigt. Mir scheint str. 66 zu beweisen, dass *regindómr* 'grosses gericht' bedeutet. Der mächtige urteilt, und Níðhǫggr kommt, das gericht zu vollziehen. Die strophe ist in demselben grade christlich wie 64. 65. Doch halte ich eine, im hinblick auf den zustand der überlieferung in H unbedeutende, umstellung für notwendig: 65, die in R fehlt und in H hinter 64 steht, muss mit dieser strophe den platz wechseln. Wenn der mächtige zum gericht kommt, so kommt er, eine scheidung zu machen, so gibt es lohn und strafe. Die tugendhaften scharen werden nach Gimlé befördert, die bösen holt der drache Níðhǫggr ab. *Þar kemr enn dimmi dreki* steht also mit *þá kemr enn ríki* in einem stilistischen rapport, der den zusammenhang und den gegensatz ihrer wirksamkeit zum ausdruck bringt. Der fürst des himmels und der drache aus der hölle, jeder von beiden holt seine schar, aber jener nimmt die teilung vor. Der parallele ausdruck zeigt auch, dass *neðan* nicht mit Detter und Heinzel mit *fránn* zu verbinden ist, denn es bildet einen gegensatz zu *ofan*, woher der mächtige kommt; jeder kommt aus seiner gegend. Wenn Níðhǫggr leichen zerfleischt, so ist daran zu erinnern, was D. und H. zu str. 39 (str. 38 ihrer ausgabe) bemerken, dass *náir* nach der alten vorstellung nicht ohne empfindung sind; und wenn auch der dichter sich zu einer geistlicheren auffassung der höllenqual bekannt haben sollte, wie konnte er wol dem drachen etwas anderes zu fressen geben als leichen? Es gieng doch nicht an, diese überaus plastische gestalt seelen aussaugen zu lassen. Übrigens braucht es gar keines beweises, dass die verse auf eine höllenstrafe gehen können, denn in str. 39 ist die situation vollständig dieselbe. Man kann aber fragen, ob denn das einen poetischen zweck hat, dass ein

dichter, nachdem str. 39 die strafen der hölle schon breit ausgeführt worden sind, in der schlussstrophe, nachdem schon der ewige friede angekündigt worden ist, das alte motiv widerholt. Ich antworte: von dem standpunkte der älteren heidnischen dichtung lässt sich allerdings gegen diese hölle manches einwenden. Aber ebenso gegen die str. 38. 39 beschriebene. Dagegen ist die strophe in vollständiger übereinstimmung mit den christlichen tendenzen des jüngeren dichters. Denn das entspricht gerade der christlichen lehre, in der gleichfalls die vorstellungen von der hölle nach zwei richtungen auseinander fallen. Auch hier ist die hölle einerseits ein ort, wo die ungläubigen sofort nach ihrem tode gequält werden, wie str. 38. 39, andererseits ist die vorstellung von der hölle mit der vom jüngsten gerichte unlösbar verbunden. Wenn also str. 66 fehlte, so würde man annehmen müssen, dass hinter 65 eine strophe, die von der hölle berichtete, verloren sei; da sie bewahrt ist, tut man wol, sie nicht ins heidnische umzuinterpretieren. Mit richtigem poetischen gefühl hat aber der dichter eine breite widerholung von str. 38. 39 vermieden; er deutet verhältnismässig kurz an, was er dort ausführlich mitgeteilt hat, und so gelingt es ihm, die reine harmonie der schönen schlusspartie nicht zu zerstören.

Über die schlusszeile herrscht keine einstimmigkeit. Daraus, dass die vǫlva versinkt, was die überlieferte lesart aussagt, folgt nicht, wie Müllenhoff behauptet, dass sie den drachen mit seiner last in der luft schweben lasse. Denn die strophe berichtet, dass er über die ebene fliegt, und wenn weiter nichts gesagt wird, so folgt man ihm mit dem auge, bis er aus dem gesicht verschwunden ist. Müllenhoff ändert *hon* in *hann* und glaubt, das versinken des Níðhǫggr bedeute, dass das böse nicht mehr sein wird. Das ist zumal von seinem standpunkte aus ganz falsch. Wenn Níðhǫggr nach Müllenhoff in der neuen welt eine aufgabe zu erfüllen hatte, so geht es nicht an, im selben atemzug ihn als die personification des abstracten begriffes des bösen zu erklären. Er verdient dann nicht als das princip des bösen zu versinken, sondern er hat ein anrecht auf die dankbarkeit der neuen götter und des mächtigen, deren wohnungen er gesäubert hat. Für uns, die wir in Níðhǫggr nicht das böse sondern mit Bugge den alten bösen feind sehen, gibt es nur éinen ort, wohin er seine beute tragen kann, dahin, woher er gekommen ist, nach Niðafjǫll (resp. -vellir). Der flug des drachen geht also, wie str. 37 lehrt nordwärts. Aber Níðhǫggr ist nach 66, 4 auch *neðan* gekommen, was 38. 39 entspricht. Von unserem standpunkt ist daher nichts im wege z. 8 *hann* für *hon* zu lesen; nachdem er weit genug nordwärts geflogen ist, lässt er sich in die tiefe hinab

sinken, wo er wohnt[1]. Ob aber diese änderung notwendig ist, ist eine frage für sich. Wenn z. 8 auf die vǫlva bezogen verständlich ist, so muss natürlich die handschriftliche lesart respectiert werden. Ich wünsche das nicht zu entscheiden, bevor wir tiefer in die tendenzen der beiden dichter eingedrungen sein werden.

3. Strophe 43.

Die einsicht in eine dritte stelle gewinnen wir widerum durch eine geographische beobachtung. Sehen wir ab von str. 64, die dem zweiten dichter angehört, so entbehrt die Vǫluspá jeder andeutung eines himmels, sei es als einer wohnung der seligen, sei es als eines göttersitzes. Die götter wohnen auf dieser erde, in Miðgarðr, den auch die menschen bewohnen. Str. 4 heben Burs söhne die erde empor und bilden Miðgarðr, dann treffen sich die asen auf dem Iðavǫllr. Das ende der götter findet seinen abschluss im versinken der erde ins meer, die erneuerung der welt durch ihr widerauftauchen aus den fluten, worauf unmittelbar die götter widerum auf den Iðavellir einander finden. Eine locale trennung von der menschenwelt ist nicht wahrzunehmen, wie denn überhaupt die den menschen zufallende rolle, wenn im alten gedichte überhaupt vorhanden, verschwindend gering ist. Das verhältnis der menschen zu den göttern wird nirgends erörtert; auf die rationalistische frage einzugehen, wie es möglich sei, wenn götter und menschen dieselbe welt bewohnen, dass diese jene so selten zu sehen bekommen, ist dem dichter nicht eingefallen. Die erde gehört eben den göttern, deren schicksal den stoff des gedichtes bildet; dass darauf auch menschen leben, ist ein gleichgiltiger nebenumstand. Hingegen ist das gebiet der asen den vanen (str. 24) und auch wol den an den weltenden wohnenden riesen gegenüber genau abgegrenzt.

Nur eine scheinbare ausnahme bildet str. 33, welche Valhǫll nennt. Allerdings zeigt dieser name, dass die vorstellung von Óðinn als gott der gefallenen und vom kriegerparadies verbreitet war, als die strophe entstand. Aber keineswegs, dass die einzige vorstellung von Óðins wohnung die einer totenhalle war. Óðins gesellschaftliche stellung ist von zweierlei art. Einerseits lebt er zusammen mit den göttern, deren oberhaupt er ist; andererseits ist er der herr der einherjar, also gestorbener menschen. Sofern dieses verhältnis in den vordergrund tritt,

1) Über die inconsequenz dieses dichters, dass Níðhǫggr und seine hölle str. 38. 39 in der mitte zwischen dem norden und dem süden sich befinden, während seine wohnung str. 66 im norden ist, siehe oben II, 1. Der dichter entnahm Niðafjǫll dem älteren gedichte, füllte aber den namen mit einem neuen bedeutungsinhalt.

trennt eine unübersteigbare kluft, der tod, ihn und seine schar von der menschenwelt, und das bedürfnis wird entstehen, diese absolute trennung in dem bilde eines geographischen abstandes auszudrücken und Valhǫll in der ferne zu localisieren, obgleich man der regel nach sich damit begnügt, die locale vorstellung unbestimmt zu lassen. Als götterkönig aber lebt der gott, so lange die vorstellung eine naive ist, in Miðgarðr, und ein dichter kann sehr wol den namen Valhǫll anwenden, ohne dabei an jene tote kriegerschar zu denken, von der die Vsp. auch nichts weiss. Daraus erklärt es sich auch, dass ein bewohner Valhalls, wie hier Baldr, sterben kann und dann — was freilich das gedicht nicht ausdrücklich mitteilt — zu Hel kommt. Der name Valhǫll hat demnach für die geographie der Vsp. keine bedeutung. Ähnlich wie Valhǫll sind Valfaðir (str. 1. 27. 28), Herfǫðr (str. 29) zu beurteilen. — Ich bemerke, dass aus dem gesagten nicht folgt, dass ich str. 1. 27—29. 33 für alt ansehe, sondern nur, dass auch wenn sie alt sein sollten, die namen Valfaðir und Valhǫll für die vorstellung eines kriegerhimmels bei dem dichter nichts beweisen. Hingegen hat das alte gedicht von einer behausung unter der erde eine gewisse allgemeine vorstellung. Freilich gelangt sie nur an éiner stelle zum schwachen ausdruck. Denn abzuziehen sind die beiden höllenstrophen 38. 39, welche dem zweiten dichter angehören. Und auch von str. 35 (Lokis bestrafung) werden wir vorläufig absehen müssen. Denn an und für sich ist sie zweideutig. Meine ansicht, die ich noch unten zu begründen versuchen werde, ist allerdings, dass Loki unter der erdoberfläche liegt, aber auch, dass die strophe nicht zu dem gedichte in seiner älteren fassung gehört. Aber dass die localität auch anders aufgefasst werden kann, zeigen die bestehenden interpretationen. Also bleibt sie am besten vorläufig ausser discussion. Über die stefstrophe (44. 49. 58) s. unten IV, 2.

Die einzige stelle, welche dann in betracht kommt, ist str. 52, 7: *troða halir helveg.* Hier redet die alte vorstellung von Hel als totenwohnung. Es fällt auf, wie wenig diese vorstellung in den vordergrund tritt; sie ist nicht mehr entwickelt als in dem ausdruck *drepa í hel* und dgl., und sogar diese stelle steht vereinsamt da, obgleich oft genug vom tode die rede ist, dem Baldr ist *ørlǫg folgin,* Hǫðr wird *á bál borinn;* in dem ganzen kampf zwischen den göttern und den riesischen mächten wird das wort *Hel* nicht genannt, was nebenbei gegen die auch sonst unzulässige änderung von *Múspels lýðir* (51, 2—3) in *Heljar sinnar* redet; in der allerdings jüngeren halbstrophe 56, 7—8 wird das *troða helveg* von 52, 7 durch *heimstǫð ryðja* widergegeben. Das interesse des dichters war bei dieser erde.

Nur éine strophe (43) zeigt eine persönliche auffassung der Hel, und scheint auch die einherjar zu kennen; auf einem allerdings ziemlich unsicheren umwege liesse sich sogar in sie die vorstellung eines höher gelegenen asenhimmels hinein interpretieren. ‘Bei den asen krähte Gullinkambi, er weckt die männer bei Herjafaðir; aber ein anderer kräht unter der erde, ein braunroter hahn in Hels sälen’.

Der name Herjafaðir deutet Óðinn als kriegergott an, und die verbindung mit den in seiner wohnung befindlichen *hǫlðar* deutet darauf, dass die einherjar gemeint sind.

Der hahn Gullinkambi ist mit dem Fjǫlsv. 24 genannten Viðofnir, der auf einem zweige des Mímameiðr sitzt, identisch, und dieser baum ist derselbe wie die esche Yggdrasill (s. Bugge, Studier 495 fgg.). Man kann daher sagen: Gullinkambi sitzt hoch in dem baume, dessen eine wurzel bei den menschen auf der erde ist; also ist seine wohnung im himmel, und daraus würde widerum folgen, dass auch Óðinn und seine einherjar im himmel wohnen. Doch ist eine solche deutung der stelle sehr unsicher. Aber wie dem auch sei, die verbindung zweier vorstellungen (der einherjar und der persönlichen Hel), die den neigungen und der darstellung des älteren dichters so vollständig widersprechen, macht diese strophe in hohem grade verdächtig. Ich glaube auch, dass sie wie 38. 39 dem jüngeren dichter angehört. Die entscheidung muss widerum der zusammenhang bringen. Es ist leicht gesagt: ein interpolator stiess str. 42 auf den hahn Fjalarr und konnte der versuchung noch ein paar hähne hinzuzudichten nicht widerstehen, aber damit tun wir der überlieferung und dem jüngeren dichter unrecht. Dieser scheint mit Gullinkambi eine bestimmte absicht verfolgt zu haben. Das krähen Fjalars schien ihm das erste anzeichen des nahenden unheils zu sein; Fjalarr mahnt die riesen zur wachsamkeit. Ein edles gefühl für symmetrie gab ihm ein, auch auf die seite der asen einen solchen kräher zu stellen. In beiden lagern bereitet man sich zum kampfe. So wird die stelle in gewisser hinsicht ein gegenstück zu 46, wo die riesen in bewegung kommen und Heimdallr in das horn stösst, aber auch nur in gewisser hinsicht, denn zwischen den beiden in 46 mitgeteilten vorgängen besteht ein causalnexus, während in 41. 42 nur auf die gleichzeitigkeit das gewicht fällt. Der dichter von 42 hat dann noch einen dritten hahn hinzugefügt, der in Hels sälen kräht. Das kann er getan haben, um die strophe zu füllen; aber möglicherweise war auch sein einziger grund die grosse bedeutung, die er nach ausweis von str. 38. 39 der hölle beilegt. Aber gerade hier gibt er der kritik eine waffe in die hand. Denn hier gerät er mit der anlage des gedichtes in wider-

spruch. Wenn die hähne die bedeutung erlangen, welche er ihnen beilegt, so ist es rationell, dass auf jeder seite éin hahn ist; ein dritter hahn ist überflüssig und störend. Es lässt sich dagegen auch nicht sagen, dass bei den feinden der götter mehr als éin hahn notwendig sei, weil sie von verschiedenen seiten anrücken, denn wenn das der fall wäre, so müssten die hähne den abteilungen der feinde entsprechen, aber das tun sie in keiner hinsicht. Die riesen kommen aus dem norden, dem süden, dem osten; aus Hels reich kommt keine einzige schar. Dadurch hat der dichter sich verraten. Und auch der hahn bei Herjafaðir erfüllt, wenn mit den hǫlðar die einherjar gemeint sind, seine bestimmung nicht. Denn die Vǫluspá weiss davon nichts, dass die einherjar am kampfe teilnehmen. Andere gedichte können das für dieses gedicht nicht beweisen.

Meine auffassung der hähne ist also diese: das ältere gedicht kannte éinen hahn; er gehört zu dem bilde des riesischen grenzwächters, der die harfe schlägt. Einerseits trägt das tier zu der ausmalung des stimmungsbildes bei, andererseits ist auch das bild eines hahnes als eines weckers in der begleitung eines wächters nicht bedeutungslos. Der jüngere dichter widmet seine aufmerksamkeit ausschliesslich dieser seite von Fjalars wesen, und er führt den gedanken weiter aus, indem er dem Fjalarr einen hahn gegenüberstellt, der die männer bei Óðinn weckt, fügt aber in ungeschickter weise einen dritten hahn hinzu, der die kritik weckt.

III. Vorläufige charakteristik der beiden dichter.

In diesem capitel soll versucht werden, auf grund dessen, was uns bisher als ihre arbeit bekannt wurde, die physiognomien der beiden dichter in ihren am meisten charakteristischen zügen zu zeichnen und miteinander zu vergleichen.

Der alte dichter ist ein hervorragendes episches talent. Auffallend ist die kürze des ausdrucks und die schnelligkeit, mit der die handlung fortschreitet. Fast jede langzeile ist ein satz, und jeder satz berichtet ein ereignis. Str. 4: Burs söhne heben die erde aus dem meere; sie schaffen Miðgarðr; die sonne scheint; die erde bedeckt sich mit grünen pflanzen. Str. 7: die asen treffen sich; sie machen werkzeuge; sie schmieden; sie bauen tempel. Str. 8: sie sind froh und spielen — ein kurzer zwischensatz teilt mit, dass an goldenen geräten kein mangel ist — und schon sind die mädchen aus Jǫtunheimr da (über str. 20, 5—12 s. unten s. 349 anm. 1); unmittelbar darauf str. 24 beginnt der krieg und die asen werden auch schon besiegt; die vanen behaupten

das feld. Welch einen sprung in der darstellung der dichter str. 25 macht, haben schon mehrere forscher bemerkt; der riese hat Freyja und die sonne erbeutet, aber ohne aufschub schlägt Þórr str. 26 drein, und die eide sind gebrochen. — Es folgt ein längerer abschnitt (bis 35 incl.), der noch näher untersucht werden muss; 36 gehört dem zweiten dichter, aber in 37 erkennt man leicht denselben stil wider: die beiden säle des Sindri und des Brímir. Ebenso in str. 40: die alte im osten, welche die wölfe gebiert, und der untergang der sonne. Weniger klar ist str. 42 mit dem riesen Eggþér, dessen bedeutung wir nicht verstehen, aber reichhaltig ist auch diese strophe: der hügel, der riese, die harfe, der hahn und seine farbe, die beiden eigennamen.

Derselbe stil zeigt sich in der ausmalung des letzten kampfes. In éiner strophe (46) kommen die riesen in bewegung, stösst Heimdallr ins horn, redet Óðinn mit Míms haupte. — Über die vier nach z. 8 folgenden zeilen, welche in mehreren ausgaben mit vier nur in H überlieferten zeilen zu einer neuen strophe (47) verbunden werden, vgl. unten IV, 3. Str. 48: die allgemeine verwirrung: asen, elben, riesen, zwerge, alle passieren die revue. Jeder der aufziehenden scharen wird éine strophe gewidmet, aber widerum: welch ein reichtum! Str. 50: Hrymr, Jǫrmungandr, der adler, Naglfar. — 51: Múspels leute, Loki, der wolf, die fíflmegir, Býleipts bruder (d. i. gewiss nicht Loki, der schon als führer der schar genannt ist, also wol Helblindi). — 52: Surtr mit dem feuer, — nur eine halbe strophe; in der zweiten hälfte stürzen berge, fallen riesinnen, sterben die menschen, birst der himmel! — Dann die einzelkämpfe: 53: Óðinn mit dem wolfe, Freyr mit Surtr; (Bu. 54 ist stefstrophe nach H); etwas breiter die rache (éine strophe, 55); 56: Þórs kampf mit der schlange (dass er sie tötet, wird nicht einmal mitgeteilt; es muss aus z. 5 [9] geschlossen werden) und sein tod. Auch str. 57 mit ihren naturmotiven ist noch sehr episch: die verfinsterung der sonne, das versinken der erde, das herabfallen der sterne, das aufbrausen des durch die glühende erde erhitzten meeres.[1] Wie lebendig die anschauung des dichters war, geht auch daraus hervor, dass er in keiner dieser strophen in einen prophetischen ton verfällt, dass nirgends in die zukunft geschaut wird. Alles geschieht vor unseren augen, nicht einmal für das zukunftsverbum *munu* ist platz da.

Eine ganz andere begabung zeigt der zweite dichter. Er ist ein lyrisches talent, er führt aus und beschreibt, er schaut in die zukunft.

1) Über Wilkens interpretation dieser strophe und die daraus von ihm gezogenen folgerungen s. unten s. 339 anm.

In sechs strophen (die beiden halben 36 und 65 für éine gezählt), die bisher als sein eigentum erkannt wurden, heisst es dreimal (38. 39. 64) *sá (sér) hon.* In drei zukunftsstrophen einmal (64, 5 die ganze halbstrophe beherrschend) *skulu,* einmal (66, 8) *mun.* Eine ganze strophe braucht dieser dichter für die beschreibung des saales *á Nástrǫndum,* eine zweite für die strafen, welche die sünder dort erdulden; auch ihre sünden werden aufgezählt. An empfindung und an diction mangelt es nicht, aber die ausführung ist breit. Dieselbe neigung zur breite zeigt sich darin, dass der dichter dem éinen schon vorhandenen hahne noch zwei andere zugesellt; zugleich wird in das epische bild eine tiefsinnige bedeutung gelegt; der dichter hat mystische neigungen. In str. 64—66 finden wir zunächst drei synonyme für den mächtigen *(enn ríki, ǫflugr, sás ǫllu ræðr)*; kaum lässt die variation der einzigen wirklichen mitteilung der halbstrophe, dass der mächtige *at regindómi kemr,* raum. Widerum eine ganze strophe für den saal *á Gimlé* mit seinen *dyggvar dróttir,* und eine ganze für Níðhǫggr, zwar kürzer als 38. 39, aber doch noch breit genug; dass er leichen mit sich führt, genügt nicht, wir vernehmen auch ausdrücklich, dass er fortfliegt, und, wenn z. 8 *hann* das richtige ist, dass er am ziele angelangt sich sinken lässt.

Ich glaube, dass diese erkenntnis für die beurteilung einzelner zweifelhafter strophen von entscheidender bedeutung sein kann. Zunächst aber haben wir uns noch mit einigen stellen zu beschäftigen, für deren beurteilung obenstehende erwägungen nur ein accessorisches moment abgeben.

IV. Fortgesetzte untersuchung der einzelnen stellen.

1. Strophe 28—29 und das pronomen *hon.*

Zu den schwierigsten fragen der kritik gehört die stellung dieser beiden strophen. Auf verschiedene weise hat man sich mit ihnen abzufinden versucht. Bugge hat sie an den anfang versetzt. Auch Wilken sieht in ihnen anfangsstrophen, da er aber die versetzung nicht gutheissen kann, streicht er alles, was vor str. 28 steht. Müllenhoff gibt den beiden strophen eine centrale stelle im gedichte; er glaubt, dass die vǫlva durch die beantwortung von Óðins frage sich als wirklich weise frau legitimiert. Das plötzliche persönliche auftreten der vǫlva soll darin seinen grund haben, dass ein neuer abschnitt des gedichtes eingeleitet wird.

Die versetzung der strophen an den eingang kann ich aus folgenden gründen nicht als richtig anerkennen. Bugge versetzt nicht nur

diese strophen, sondern er ordnet und interpretiert überhaupt die anfangspartie des gedichtes auf eine weise, die er wahrscheinlich selbst jetzt nicht mehr billigen wird. Wilken aber streicht radical eine anzahl strophen, die deutlich dem alten gedichte angehören. Str. 28 eignet sich auch gar nicht zur eingangsstrophe; die plötzliche einführung der noch nicht genannten vǫlva mit *hon* lässt sich durch die jungen, stilistisch tief unter der Vsp. stehenden Fjǫlsvinnsmál, die ausserdem die fortsetzung eines anderen gedichtes sind, nicht rechtfertigen. Die stellung am eingang wird dadurch nicht besser, dass die person, die unvermittelt mit dem pronomen der dritten person eingeführt wird, mit der redenden identisch ist. Ferner kann man fragen: wenn die strophen ursprünglich am anfang standen, wie sind sie dann an diese stelle gelangt?[1]

Aber auch gegen Müllenhoffs auffassung der strophen lässt sich manches einwenden. Zunächst die stelle, wo sie stehen. Weshalb muss diese beglaubigung der vǫlva die fortschreitende erzählung von ereignissen der vergangenheit in der mitte unterbrechen? Weshalb wird uns zugemutet zu glauben, dass die tötung des riesen einer anderen hauptabteilung angehört als Baldrs tod? Beide begebenheiten gehören derselben vergangenheit an; noch str. 31 heisst es im präteritum *ek sá*; ähnlich str. 37. 40. 42. Und wenn die erklärung für das in den vordergrund treten der vǫlva darin gesucht wird, dass sie einem neuen gegenstande sich zuwendet, so fragt man mit recht, weshalb für die neue episode eine beglaubigung notwendig ist, die für die mitteilung der früheren ereignisse als überflüssig angesehen wurde.

Um die strophen zu verstehen, müssen wir zu ihrem cap. I erschlossenen verhältnis zu str. 27 zurückkehren. Dort hat sich ergeben, dass str. 28, 9—14 mit einer 27, 1—2 ähnlichen ergänzung von Bugge eine jüngere variante von 27 ist, und dass str. 19. 27 ursprünglich zusammengehören. Das will sagen, dass in einer älteren als der erhaltenen redaction str. 27 an der stelle stand, wo die uns bekannte überlieferung 28, 9—14 hat, und dass vor jener strophe die jetzt als 19 gezählte stand. Wir müssen nun von neuem fragen: sind str. 19. 27, — nicht wo sie jetzt stehen, sondern wo sie zuerst standen, nach 26, — echt? Hier gilt nun dasselbe, was von str. 28. 29 bemerkt wurde, dass sie den hurtigen fortgang der erzählung in unerlaubter weise hemmen. Sie erzählen überhaupt nicht; sie sind gar nicht episch son-

1) Dass bessere, wenn auch nicht treffliche eingangsstrophen am anfange überliefert sind, führe ich nicht wider die versetzung an, da ich diese eingangsstrophen nicht für alt halte, s. unten IV, 8.

dern durchaus lyrisch und verraten sich dadurch als arbeit des zweiten dichters. Man beachte nur den stil und die synonymik. Zwei strophen braucht der dichter für die beschreibung; die erste beschäftigt sich hauptsächlich mit dem baume selbst, die zweite mit zu ihm in naher beziehung stehenden gegenständen, Óðins pfand, aus dem er begossen wird; vgl. die beiden höllenstrophen, str. 38 die hölle, str. 39 ihre bewohner. Zur anfangszeile *Ask veit ek standa* vgl. 38. 64 *Sal sá (sér) hon standa;* zur variation: *ask, Yggdrasill, hár baðmr,* vgl. z. b. str. 65. Häufung von adjectiven und bestimmungen: *hár, ausinn hvíta auri* (wo auch das bestimmende *auri* sein adjectivum bekommt); *dǫggvar þærs í dala falla*; *grœnn.* In 27 *Óðins auga* (wenn die änderung richtig ist) neben *Valfǫðrs veð.* Adjectiva *heiðvanr, heilagr, aurigr.* Über das stef *Vituð ér enn eða hvat,* das u. a. auch str. 39 widerkehrt, vgl. unten IV, 7.

Ich nehme also an, dass der zweite dichter str. 19. 27 gedichtet und nach str. 26 aufgenommen hat. Daraus folgt, dass 28, 9—14, die jüngere variante von 27, auch jünger als der zweite dichter ist. Wie sind nun 28, 1—8. 29 zu beurteilen? Diese verse bilden eine rahmenerzählung zu 28, 9—14 und können daher schwerlich älter als diese sein, wahrscheinlich jünger.[1] Bei 19. 27 können sie nicht gestanden haben, weil hier der nachdruck nicht auf das thema von 28, 9—14, die verpfändung von Óðins auge, sondern auf die bedeutung der esche Yggdrasill gelegt wird; es nimmt denn auch kein wunder, dass bei der umarbeitung von str. 27 zu 28, 9—14 str. 19 ausgeschieden wurde. Diese auffassung von str. 28. 29 wird durch die beobachtung bestätigt, dass am schluss von 29 eine naht vorhanden ist. 29, 5—6 dienen dazu, in die spur von str. 30 einzulenken; der ausdruck *(sá hon vítt ok of vítt of verold hverja)* ist den anfangszeilen von 30 *(sá hon valkyrjur vítt of komnar)* nachgebildet.[2] In str. 28 fällt z. 2 die bezeichnung *enn aldni* für Óðinn auf, vgl. 40, 1.

Ein weiteres moment für die beurteilung von str. 28. 29 bietet das pronomen *hon.* Wir müssen hier etwas weiter ausholen. Wie bekannt redet die vǫlva bald in der ersten, bald in der dritten person. Es ist bisher nicht gelungen, den grund dieser wunderlichen redeweise

1) Ein positiver beweis für das jüngere alter dieser verse wird unten s. 327 gebracht.

2) Diese zeilen erinnern an die manier des schöpfungsdichters. Es ist nicht unmöglich, dass die sechszeilig überlieferte str. 29 ursprünglich eine halbe strophe war, und dass z. 5—6, die einen übergang zu str. 30 herstellen sollen, ein noch jüngerer zusatz sind.

aufzudecken. Die beispiele, welche dafür angeführt werden, dass *hon* hier 'ich' bedeuten soll, sind absolut ungenügend.[1] Ich habe anfangs geglaubt, dass der gegensatz *ek* : *hon* mit der zweizahl der dichter zusammenhängen könne, aber eine solche ansicht lässt sich nicht aufrecht halten. Denn auch bei dem zweiten dichter begegnet *ek* (str. 19 *ask veit ek standa*), und in der wie es scheint alten strophe 59 heisst es *sér hon upp koma*; die stefstrophe 44. 54. 58 hat sogar nebeneinander z. 5 *fjǫlð veit hon fræða*, z. 6 *fram sé ek lengra* (wo H beide male *ek* hat, mit weitergehenden abweichungen im ausdruck). Wenn also nicht die beiden dichter ohne jede regel *ek* und *hon* durcheinander angewendet haben, so muss man annehmen, dass *hon* secundär durchgeführt ist. Die *ek*-stellen sind dann als reste eines älteren zustandes zu betrachten. Die erste frage ist nun, ob sich ihre conservierung verstehen lässt.

Wenn die änderung von *ek* in *hon* nicht in der bewussten absicht geschehen ist, das ganze gedicht in die dritte person umzusetzen, sondern auf einem irrtum beruht, indem *hon*, welches an irgend einer stelle etwa spontan aufgetreten war, sich von dort aus verbreitete, so ist in der durchführung dieses pronomens keine vollständige consequenz zu erwarten; ein geringes moment konnte die änderung an einer bestimmten stelle hindern. Sind nun an einer oder mehreren *ek*-stellen solche hindernden momente vorhanden? Eine übersicht der stellen zeigt, dass das tatsächlich der fall ist.

Die *ek*-stellen sind: str. 1, 1 *hljóð biþk*. 1, 5—6 *at (ek) fyr telja[k]*. 1, 8 *þás* (scil. *ek*) *fremst of man*. 2, 1 *Ek man*. 2, 3—4

1) Von den von Detter und Heinzel zu 21, 1 angeführten stellen, wo die dritte person für die erste eintritt, sind die grosse mehrzahl solche, in denen ein substantivum steht. Von diesen ist ganz abzusehen. Von den übrigen sechs sind wenigstens vier nicht zu vergleichen. H. Hj. 24, 5: *hon* ist Hrímgerðr, aber unmittelbar vorher (z. 2) hat sie ihren namen genannt. — Atlm. 33, 3. 4. 6: der satz ist eine übergangsform zwischen der directen rede (*yðr* z. 4), welche *ek*, und der indirecten (*hygði* z. 6), welche *hann* erheischt. — Alv. 4, 6: die stelle ist corrupt; aber *hann* geht auf *faðir* (z. 3). — H. Hu. II, 11 *þeir* wird durch einen nebensatz bestimmt, und Helgi redet von sich und den seinen als von fremden: 'Wie wusstest du, wer die männer waren, welche ...' — Es bleiben also nur zwei stellen übrig: Hyndl. 4, 1. 2 *Þór mun hon* .., *þess mon hon*, eine stelle, welche auch rhythmisch den Vǫluspástellen ähnlich ist und vielleicht unter dem einfluss unseres gedichtes steht; wenigstens kann *hon* hier sehr leicht später eingeführt sein. — Zum schlusse Lokas. 53, 4 (wenn *hana* nicht auf Skaði geht). Diese eine stelle aber, auch wenn sie richtig überliefert ist, genügt nicht um darzutun, dass das regellose durcheinander von *ek* und *hon* der Vsp. nicht sprachwidrig ist.

mik fœdda hǫfðu. 2, 5 *níu mank heima.* 19, 1 *ask veit (e)k standa.* 31, 1 *ek sá Baldri (ørlǫg folgin).* 44, 6 *fram sé (e)k lengra.*

Die *hon*-stellen sind einander sehr ähnlich. Das pronomen folgt dem verbum, dem an einigen stellen noch ein einsilbiges betontes wort vorangeht. Die tonabstufung ist in diesem fall $\acute{\times}$ $\grave{\times}$ $\times$, sonst $\acute{\times}$ $\grave{\times}$; überall steht *hon* in der senkung. Das verbum ist viermal *sá*, zweimal *sér*, zweimal *man*, einmal *sat.* Ferner *henni* 29, 1, gleichfalls in der senkung. Mit ausnahme von der schlusszeile des gedichtes, wo das *hon* auch aus anderen gründen fraglich ist, stehen alle stellen am anfang einer halbstrophe, und abgesehen von der stefstrophe, deren zweite hälfte inhaltlich sehr selbständig ist und mit einem strophenanfang auf einer linie steht, sogar am anfang einer strophe. Die stellen sind: 21 *þat man hon.* 27 *Veit hon.* 28 *Ein sat hon.* 29 *Valði henni Herfǫðr.* 30 *Sá hon.* 35 *Hapt sá hon.* 38 *Sal sá hon.* 39 *Sá hon.* 44, 5 *Fjǫlð veit hon.* 59 *Sér hon.* 64 *Sal sér hon.* 66, 8 *Nú man hon.*

Hier fällt es nun zunächst auf, dass die mehrzahl der *ek*-stellen wie die der *hon*-stellen beisammen steht. Die tendenz *hon* zu schreiben hebt bei str. 21 an. Das wäre für str. 1. 2. 19 schon eine genügende erklärung. Spätere *ek*-stellen sind nur str. 31 und 44, 6. Was nun str. 31 anbelangt, so tritt hier als ein conservierendes element der starke ton auf *ek* in den vordergrund. Während es in allen *hon*-strophen ausnahmslos heisst *sá hon, sér hon, man hon* usw., hebt str. 31 an *ek sá.* Ich glaube, dass diese erklärung in jeder hinsicht genügt.

In bezug auf str. 44, 6 bemerke ich, dass allerdings a priori nicht zu erwarten ist, dass für jede erhaltene *ek*-stelle der grund der erhaltung heute noch ersichtlich sein wird. Aber doch ist auch hier mit den *hon*-stellen ein nicht unwichtiger unterschied vorhanden. Denn während jene alle am strophenanfang oder an einer einem strophenanfang gleichstehenden stelle stehen, haben wir es hier mit einer sechsten zeile zu tun. Daraus ergibt sich, dass es weniger ein logisches princip als ein princip der symmetrie ist, welches die *hon* veranlasst hat. Ein einziges oder wenige *hon* haben die übrigen *hon* an correspondierenden stellen, aber sonst nicht, nach sich gezogen.

Bei str. 1. 2. 19 kommen neben dem umstande, dass sie alle in der anfangspartie stehn, noch andere momente in betracht. Für str. 2 gilt zunächst das über str. 31 gesagte: *ek* steht hier in der hebung am anfang; es bildet sogar allitteration; und wenn es im vordersatz heisst *ek man*, so ist es nicht mehr als natürlich, dass der nachsatz nicht *hana,* sondern *mik* hat. Str. 1 steht mit str. 2 in engem bedeutungs-

zusammenhang; ausserdem würde durch die einführung von *hon* z. 6 der metrische fehler entstehen, dass die letzte hebung auf eine kurze silbe fiele *(teli* statt *telja),* und auch z. 1 würde bei der änderung von *biðk* in *biðr hon* nicht gewinnen. Und was str. 19 anbelangt, so hat ihre isolierte stellung wol conservierend gewirkt. Es ist nicht unmöglich, dass die person, welche *hon* durchführte, diese strophe nicht als einen teil der enthüllungen der vǫlva, sondern als eine expectoration des dichters angesehen hat (insofern würde hier ein logisches princip mit gewaltet haben).

Wenn nun die erhaltung von *ek* an den stellen, wo dieses pronomen begegnet, dem verständnis keine unüberwindliche schwierigkeiten bereitet, so fragen wir weiter, wie denn das auftreten von *hon* an den übrigen stellen zu erklären ist. Ich glaube, dass *hon* von str. 28 ausgegangen ist. Diese ist die einzige strophe, welche von anfang an *hon* gehabt haben muss. Es wird von einer unterredung der vǫlva mit Óðinn berichtet; z. 7 geht sie dann in der anrede plötzlich in die erste person über *(alt veit ek Óðinn, hvar þú auga falt).* Diese rhetorische zeile erreicht nur dann ihren zweck, wenn die vǫlva nicht unmittelbar vorher in der ersten person genannt worden ist. Der dichter von str. 28, 1—8. 29 hat sich also die vǫlva nicht selbstredend gedacht, sondern er erzählte von ihr; von z. 5 an führt er ihre worte in der directen rede an. Das ist widerum ein wichtiger beweis dafür, dass str. 28, 1—8. 29 jünger sind. Denn noch der zweite dichter sagte, wie oben gezeigt wurde, *ek.* Und da auch 28, 9—14, wie z 14 beweist, an das publikum und nicht an Óðinn gerichtet sind, so geht daraus hervor, dass auch diese verse, die variante zu 27, älter als 28, 1—8. 29 sind (vgl. oben seite 324)[1].

Von str. 28 aus hat sich also *hon* durch die zweite hälfte des gedichtes ausgebreitet. Dazu wird aber der umstand mitgewirkt haben, dass die Vǫluspá in der fassung, die sie durch den schöpfungsdichter empfangen hatte und in der sie überliefert ist, noch eine verhängnisvolle *hon*-strophe enthielt, nämlich str. 22. Von dieser strophe, die noch niemand richtig verstanden hat, lässt sich wenigstens das sagen,

1) Daraus ergibt sich die erklärung für den verlust der anfangszeilen von 28, 9—14. Der dichter von 28, 1—8 hat sie mit geringer variation als z. 7—8 seiner strophe benutzt, und sie dann aus der folgenden strophe fortgelassen. — Ein weiterer grund, den dichter von str. 28, 1—8. 29 von dem variantendichter (über diesen ausdruck s. unten s. 360, anm.) zu unterscheiden, ist dieser, dass die Vǫluspá auch andere varianten enthält. An keiner anderen stelle aber ist die bildung einer variante mit dem zusatz neuer strophen verbunden. Näheres zu den betreffenden stellen.

was die geschichte der neueren kritik (siehe Bugges herstellungsversuch in seiner ausgabe s. 38) bestätigt, dass sie sehr leicht auf die vǫlva des gedichtes gedeutet werden kann. Namentlich der ausdruck *vǫlu velspá* (z. 4) musste einer solchen auffassung entgegenkommen, und von dieser vǫlva heisst es z. 1 *hana*, z. 4—7 viermal *hon*. Diese strophe hat neben 28 das ihrige dazu beigetragen, die vorstellung wachzurufen, dass nicht jemand von sich selbst, sondern der dichter von der vǫlva redet, und sie ist auf diese weise an der durchführung von *hon* mitschuldig. Daraus ergibt sich zugleich, dass diese durchführung sehr jung ist; sie ist nicht bloss jünger als str. 28. 29, sondern auch jünger als die zusätze des schöpfungsdichters.

2. Die stef-strophe 44 (49. 58).

Die strophe fällt in zwei inhaltlich streng geschiedene hälften auseinander. Die erste hälfte lautet:

Geyr nú Garmr mjǫk
fyr Gnipahelli;
festr mun slitna
en freki renna.

Wenn es sich darum handelte, was Garmr mythisch von haus aus bedeutet, so könnte ich mir diesen excurs sparen, seitdem Olrik überzeugend dargetan hat, dass er ursprünglich nur eine variante des Fenrir ist. Aber die frage nach seiner bedeutung in der Vsp. ist damit nicht erledigt. Es fragt sich, ob der *freki*, der sich losreisst, mit Garmr identisch oder ein anderes ungetüm ist. Snorri (I, 190) hat sich zu ersterer auffassung bekannt, aber da bei ihm doch Fenrir den Óðinn verschlingt, hat er was Garmr anbetrifft keinen rat gewusst und einen bericht von seinem kampf mit Týr ersonnen. *Freki* passt besser für einen wolf, als für einen hund, und str. 51, 6 wird das wort auf dasselbe ungeheuer angewendet, das str. 53, 4 *ulfr* genannt wird. Auch kennen andere quellen Óðins tod durch Fenrir, aber von Garmr ist in diesem zusammenhang nirgends die rede. Andererseits ist es natürlicher, dass z. 1—2 und 3—4 von demselben als dass sie von verschiedenen wesen reden, insofern hat Snorri recht, während es widerum als auffällig erscheinen würde, dass, nachdem str. 44 als ein besonderes ereignis das loskommen Garms berichtet, später von diesem ungetüm gar nicht mehr die rede sein sollte. Hier ist also eine schwierigkeit vorhanden, die der lösung harrt. Müllenhoff behauptet in seinem gewohnten bestimmten tone, dass Garmr und der freki miteinander nichts zu tun haben. Ein wolf heisse niemals 'garmr' und trete niemals als haus- oder hofhund

auf. Garmr heisse nur deshalb Grimn. 43 der beste der hunde, weil er niemand hinauslasse, und *fyr Gnipahelli* bedeute am eingange von Hel oder vor einer höhle in der nähe dieses einganges. Wir wüssten nicht einmal, ob Garmr gebunden sei; der dichter von Baldrs draumar scheine ihn sich frei herumlaufend vorgestellt zu haben. Das bellen des hunde sei nur ein vorzeichen der kommenden ereignisse, eine klimax des hahnengekrähs. Und seit Óðinn einen wolf hatte, der Freki hiess, sei es unmöglich, dass je ein hund appellativisch Freki genannt worden sei.

Hier ist zunächst zu bemerken, dass *garmr* sowol appellativisch wie als eigenname nur selten begegnet. Freilich heisst Garmr in Grimnismál der beste der hunde, aber ein paar kenninger scheinen anders verstanden werden zu müssen. Wenn der 'mondwolf' Sn.E. I, 58 *mána garmr* heisst, so ist *garmr* 'wolf', und ähnlich verhält es sich mit *garmr bliksólar,* 'wolf des schildes', 'schwert', *garmr fyriskóga,* 'wolf des tannenwaldes', 'feuer'. Die frage, ob der dichter der Vsp. Garmr vielleicht als einen wolf aufgefasst hat, ist demnach gar nicht absurd; doch wird die antwort eine verneinende sein müssen, da z. 1 das verbum *geyja* anwendet; von einem wolfe hiesse es *þjóta.* — Dass aber Garmr der beste der hunde heisst, weil er ein wachhund ist, wäre noch zu beweisen; ja, dass er überhaupt ein wachhund ist, ist eine blosse vermutung. Die qualität eines höllenhundes, welche man Garmr beizulegen gewohnt ist, ist nichts als ein wissenschaftliches märchen, ohne jeden anhalt in den quellen, und die identification mit dem frei herumlaufenden ungenannten *hvelpr* in Baldrs draumar entbehrt jedes grundes. Dass Garmr gebunden liegt, zeigt gerade, dass er mit diesem *hvelpr er ór helju kom* nicht identisch ist. Auch dass *freki* nicht appellativisch für 'hund' stehen kann, ist unrichtig. Fjǫlsvinnsmál 13 steht *garmar* appellativisch für 'hunde'; dieselben tiere heissen str. 44 *hundar,* aber str. 14 bringt die eigennamen *Gífr* und *Geri.* Wenn ein hund *Geri* heissen kann, so sehe ich nicht ein, warum es verboten sein sollte, ihn *Freki* zu nennen. Óðins wölfe sind ja auch seine hunde. Was den ort betrifft, wo Fenrir liegt, so geht aus der erzählung Sn.E. I, 108 fgg. nicht hervor, wohin die götter den wolf, den sie auf ihrem eigenen territorium gefangen haben, führen; das seil wird an einem grossen stein befestigt und dieser tief in die erde versenkt. Das kann sehr wol in oder bei einer höhle geschehen sein[1]. Aber wo Gnipahellir

1) Nach Lokasenna liegt der wolf vor der mündung eines flusses, also auf einer (felsen-)insel.

liegt, weiss niemand[1]. Also ist auch das kein grund, Garmr so scharf von Fenrir zu trennen. Schliesslich ist darauf zu achten, dass die Vsp. nirgends Fenrir nennt — *Fenris kindir* str. 40 bedeutet 'wolfsbrut'; — es steht also nicht einmal fest, dass der dichter sich gerade diesen als Óðins töter vorgestellt hat.

Es sind also für eine auffassung Garms als des ungetüms, mit dem Óðinn kämpfen wird, gute gründe vorhanden. *Garmr* kann 'wolf' bedeuten, und *freki* kann 'hund' bedeuten; Garmr liegt gebunden und reisst sich los, und Óðinn wird von einem ungetüm getötet, das nach anderen quellen lange gebunden ist, aber beim weltende sich losreissen wird. Aber eine schwierigkeit bleibt: der widerspruch zwischen *geyr*, das den Garmr für unser gedicht als einen hund bezeichnet, und der bezeichnung des töters Óðins durch *ulfr* (str. 53). Eine vermittelnde stelle nimmt str. 51 ein, die den *ulfr freki* nennt, also mit demselben namen, den Garmr str. 44, 4 führt. Ich glaube, dass dieser widerspruch auf die folgende weise zu erklären ist. Von dem ersten dichter rühren str. 48 *(freki)*, 51 *(ulfr)*, 52 *(valdýr)* her. Aus 51 erhellt, dass er unter dem *freki* einen wolf verstand, also wol Fenrir. *freki* aber konnte auf zwei weisen aufgefasst werden; der zweite dichter führte nun die variante Garmr ein, nicht um neben das schon vorhandene ungetüm ein anderes zu stellen, sondern weil er nur an dieses dachte; den geringen widerspruch mit *ulf* (51, 4) hat er übersehen, was sehr leicht geschehen konnte, da das alte gedicht den namen des wolfes nicht nannte. Der erste dichter erzählte nur, dass das ungeheuer ankommt und welches seine rolle im letzten kampfe ist; der zweite macht sein loskommen zu einer episode der erzählung.

Die erste hälfte von str. 44 weist also auf den zweiten dichter als ihren urheber. Wird das nun durch die zweite strophenhälfte bestätigt? Ich glaube ja. Um das zu beweisen, berufe ich mich auf die im dritten capitel gegebene charakteristik der beiden dichter. Der prophetische ton ist nicht der des ersten dichters, sondern des zweiten. In 17 strophen des ersten dichters, die im dritten capitel besprochen wurden, nennt die vǫlva sich selbst kein einziges mal. Die begebenheiten der zukunft werden in epischer kürze und im präsens vorgeführt. Beim zweiten dichter hingegen begegneten wir dem häufigen *sér*, *sá*, *veit hon (ek)*: *mun*, *munu*, *skulu*, dem ausdruck seines lyrischen stiles

1) Die strophe lässt sich sehr gut so interpretieren, dass Garmr — wie nach der Sn.E. Loki — nicht vor, sondern in der höhle liegt, wenn man ein einfaches *ὕστερον πρότερον*, wie sie bei den interpreten der Vsp. so beliebt sind, annimmt; das ungetüm reisst sich los und bellt darauf vor der höhle, während es davonläuft.

(vgl. in unserer strophe 2, 3—4 *festr mun slitna* usw.). Und dieser ist in der zweiten hälfte von str. 44 potenziert. Die variation des gedankens in z. 5—6 *(vita um ragnarǫk*[1] = *sjá fram)* weist in derselben richtung.

Eine andere frage ist die, ob schon der zweite dichter die strophe als stef benutzt hat. Das kommt mir wenig wahrscheinlich vor. Zunächst ist gegen Müllenhoff zu bemerken, dass die überlieferung nur die erste hälfte der strophe als stef kennt[2]; die scheinbar so wirkungsvolle widerholung der zeilen, in denen die vǫlva sich mit ihren geheimen kenntnissen brüstet, ist also gar nicht vorhanden. In z. 1—4 aber sieht Müllenhoff eine stets dringender werdende warnung; es gelingt ihm in die zweite stelle, die in R nach 46 + 47, 1—4, in H nach Bu. 48 steht, eine tiefsinnige bedeutung hineinzuinterpretieren, die seine methode treffend illustriert. Str. 44 hiess es *Geyr Garmr mjǫk,* hier aber *Geyr nú Garmr mjǫk;* dieses *nú* soll beweisen, dass diesmal das bellen des hundes aus freude über das loskommen des wolfes geschieht. Aber der hund selbst kommt nicht von der stelle! Sieht man zu, so zeigt sich, dass an der dritten und vierten stelle Bu 54 (H), 58 (RH) gleichfalls *nú* steht, und dass auch an der ersten stelle 44 H *nú* hat. Die ganze interpretation beruht auf einem einfachen kleinen schreibfehler in R, wo éinmal das (metrisch nicht entbehrliche) *nú* fortgelassen ist.

Die strophe enthält die mitteilung eines factums, das, wie oben gezeigt wurde, ein glied in der kette der ereignisse ist, das losbrechen des ungetüms, das der dichter der strophe mit dem *freki,* der den Óðinn verschlingt, identificiert. Ihre richtige stellung ist am anfang von ragnarǫk, also da wo sie zum zweiten male überliefert ist. Der unterschied zwischen R und H beruht hier eigentlich nicht auf der stellung der stefstrophe, sondern auf der von str. 48 *(Hvat er með ásum),* und es lässt sich nicht leugnen, was zuerst Bugge sah, dass H hier das richtige hat. Riesen und götter kommen in bewegung (str. 46); dann folgt die strophe, die überschau hält (48, über 47 s. unten), und nun hebt die erzählung der einzelnen momente des krieges an; das ungetüm bricht los und die feindlichen scharen, die nur darauf gewartet haben,

1) Die meisten herausgeber interpungieren nach *fræða* (z. 5) und verbinden z. 7—8 mit 6. Aber was ist wol *sjá fram um eitthvat?* — *sjá fram* bedeutet 'in die zukunft sehen' (*vera fremsynt;* also ist keineswegs wie Detter und Heinzel annehmen *en hér* zu supplieren), die *fræði* der prophetin aber bezieht sich auf die letzten dinge.

2) Aus R, wo nur die anfangsworte widerholt werden (*Geyr nv g.* [49], *Geyr n.* [58]) ist das zwar nicht zu ersehen; aber aus H geht das sehr deutlich hervor.

brechen auf; der entfesselte feind schliesst sich der mittleren schar an. Hier hat also die strophe eine ihrer stelle vollständig angemessene bedeutung. Hingegen hat es keinen sinn, dass das ungetüm, nachdem es str. 55 von Víðarr erlegt worden ist, am schluss der erzählung noch einmal sich losreisst und bellend davonläuft. Und nach 43, wo noch die erzählung von den ersten zeichen des verfalls, der lockerung der sittlichen bande, folgen muss, steht die strophe zu früh; die riesen würden, wenn Garmr - Fenrir schon zu der zeit losgekommen wäre, gewiss ihren angriff nicht aufgeschoben haben, bis die welt sich verschlechtert hatte. Ja, wenn die strophe ein typischer zusammenfassender ausdruck für die ganze katastrophe wäre, aber das ist sie nicht, und das kann sie um so weniger sein, weil sie, wie oben ausgeführt, zur erzählung gehört.

Allerdings liesse sich nach 43 etwas zu ihrer rechtfertigung anführen. Man kann sagen: *festr mun slitna* weist in die zukunft; aus der zeile folgt nicht, dass das nun unmittelbar geschieht. Aber das scheint mir eine gezwungene interpretation. *festr mun slitna* bedeutet, dass das zerreissen des bandes in dem augenblicke, wo die zeile gesprochen wird, zukünftig ist, aber das ist kein futurum in futuro. In der folgenden strophe (45) steht: *brœðr munu berjaz;* bedeutet denn das, dass zu der zeit, von der die rede ist, das kämpfen von brüdern zukünftig sein wird? Und wie findet man sich bei dieser interpretation mit z. 1 ab, welche das präsens *geyr* und *nú*, das präsentische adverb *κατ' ἐξοχήν* hat? Also ist die strophe an dieser stelle so verwerflich wie am ende.

Wer hat denn die erzählende strophe als stefstrophe verwendet? Wir kennen schon einen poetaster, der ein vierzeiliges stef eingeführt hat und dazu, gerade wie es hier geschehen ist, eine halbe strophe des gedichtes benutzt hat. Man kann daher mit einem gewissen rechte vermuten, dass der schöpfungsdichter auch für dieses stef verantwortlich ist. Aber ein unterschied zwischen diesem und jenem stef *(þá gengu regin ǫll)* ist vorhanden. Die verse sind nicht wie dort benutzt, um für neu aufgenommene strophen eine dürftige anknüpfung herzustellen. Also muss für die anwendung dieser strophe als eines stefs ein anderer grund gesucht werden. Ich glaube, dass ein solcher nicht schwer zu finden ist. Eine strophe wie 49 konnte sehr leicht missverstanden werden. Namentlich ihre zweite hälfte konnte, wenn prägnant aufgefasst, für eine einleitung des prophetischen teiles der Vsp. angesehen werden. Das konnte ein grund sein, sie nach str. 43 aufzunehmen. Bis dahin wird entweder von der vergangenheit erzählt, oder gegenwärtige zustände

werden beschrieben; noch 43, 1 heisst es im präteritum *gól.* Aber mit str. 45 hebt sehr entschieden die prophezeiung von der zukunft an *(Brœðr munu berjaz).* Wer auf die zweite hälfte von str. 49 (= 44) den nachdruck legte, musste wol der strophe den platz zwischen 43 und 45 zuweisen. Das konnte geschehen, nicht nur wenn die reihenfolge der strophen gestört war, sondern auch, wenn die stellung von str. 49 nach 48 bekannt war, und ein zweimaliges vorkommen der strophe konnte davon die folge sein. Dass ihre erste hälfte nach str. 48 am platze war, blieb man sich bewusst; hier wurde nun die zweite hälfte, um deretwillen die strophe an eine frühere stelle versetzt worden war, fortgelassen. Sobald aber z. 1—4 im gedichte zweimal vorkamen, musste die widerholung als refrain aufgefasst werden, und das musste neue widerholungen an wichtigen stellen veranlassen. Es fällt auf, dass die beiden handschriften in dieser beziehung untereinander nicht vollständig übereinstimmen. Am ende der katastrophe wird das stef in beiden hss., nach Óðins fall aber nur in H widerholt. Die beurteilung dieser erscheinung ist nicht sicher. Man könnte schliessen, dass die dritte und vierte widerholung dieses stefs sehr jung sind, erstere sogar jünger als die gemeinsame quelle von RH. Aber es ist auch möglich, dass die dritte stelle in R verloren ist. Denn das fehlen von str. 65 — um nur das sicherste beispiel anzuführen — zeigt, dass auch in R der verlust einer strophe nicht zu den unmöglichkeiten gehört; die handschrift hat sich auch in andern gedichten genug auslassungen zu schulden kommen lassen.

3. Strophe 47 und (34). 35.

Von der strophe, welche bei Bugge als 47 erscheint, ist in R nur die erste hälfte als fortsetzung von 46 überliefert. Es fragt sich, ob die zweite hälfte, welche nur in H steht, echt und wie sie zu interpretieren ist. *hrædaz allir aa helvegum aaðr surtar | þann sevi of gleypir.* H kann verhältnismässig alte verse erhalten haben, die in R verloren sind. Ein beispiel bietet str. 65 (vgl. unmittelbar oben und II, 2). Andererseits enthält H auch strophen, die offenbar junges fabrikat sind und zum teil den zweck haben mögen, verlorene verse zu ersetzen. Eine solche ist str. 34, die 35, 1—4 ersetzt (vgl. unten). Ein äusseres kriterium für die echtheit der nur in H erhaltenen verse ist nicht vorhanden; also muss der inhalt entscheiden. Wir fragen demnach: was bedeutet die stelle? Man hat schon vielfach versucht, sie mit den vorhergehenden versen in einklang zu bringen, aber wie mir scheint ohne erfolg. Wer ist *Surtar sefi?* Da Surtr auch in der Vsp. als ein riese (anführer einer riesischen schar) erscheint, verstehe ich nicht, wie

man in seinem verwandten etwas anderes als einen riesen oder doch ein wesen, welches riese genannt werden konnte, sehen kann. Ein solches wesen ist Fenrir, und mehrere forscher sind denn auch der ansicht, dass Fenrir gemeint ist. Wenn das richtig ist und die halbstrophe an ihrer ursprünglichen stelle überliefert ist, so steht also da, dass Fenrir die esche Yggdrasill verschlingt. Um dieser ungeheuerlichen vorstellung zu entgehen, schlägt man zwei wege ein; entweder interpretiert man *Surtar sefi* als 'feuer', so noch (zweifelnd) Olrik a. a. o. s. 279, oder man emendiert *gleypir* zu *hleypir* und *þann* zu *þan*, welches für eine nebenform von *þaðan* erklärt wird. So Müllenhoff. Aber die erklärung von *Surtar sefi* als 'feuer' beruht doch lediglich auf dem wunsche, in der stelle einen vernünftigen sinn zu finden; für eine solche umschreibung gibt es kein analogon. Und Müllenhoffs emendation wird wenigen mehr genügen (s. Much, Zschr. f. d. a. 37, 417). Also bleibt nur die von Much a. a. o. gegebene, von Gering, Wörterbuch s. v. *gleypa* acceptierte erklärung übrig, dass Fenrir ihn (l. *hann* für *þann*) verschlingt. Das kann aber nur auf Óðins tod gehen, und daraus folgt, dass die halbstrophe an dieser stelle, wo von Yggdrasill die rede ist, unrichtig überliefert ist. Der grund ihrer aufnahme nach 47, 1—4 wird ein doppelter sein. Erstens stand hier eine halbe strophe, die durch die aufnahme einer zweiten hälfte zu einer regelmässigen vollstrophe werden konnte. Und hier war die rede von einem *jǫtunn* (z. 4), während *Surtar sefi* gleichfalls 'riese' bedeutet; der interpolator, der hier die halbstrophe aufnahm, hat vielleicht nicht einmal gewusst, dass in z. 7—8 von Fenrir die rede war. Der inhalt zeigt nun, dass die verse eine jüngere variante zu str. 53, 5—8 bilden. Dass die variante jünger ist, wird dadurch um so deutlicher, dass in H die ursprüngliche lesart daneben bewahrt ist. Möglicherweise hatte sie auch nicht den zweck, an die stelle von 53, 5—8 zu treten, sondern sie wurde nach 53, 8 hinzugefügt; sie bringt dann einen widerspruch in die darstellung, indem 53, 8 unmöglich so verstanden werden kann, dass der wolf Óðinn verschlingt. Ein äusseres kennzeichen dafür, dass die halbstrophe jünger ist und dass ihr platz später als str. 52 ist, sehe ich noch in ihrer zweiten zeile. *á helvegum* ist eine dürftige reminiscenz an 52, 7 *troða halir helveg*. Es ist aber ein sehr schiefer gedanke, dass die toten auf dem wege nach Hel sich fürchten, bevor oder bis der wolf Óðinn verschlingt.

Von str. 47, 5—8 ist also für unseren zusammenhang abzusehen, und R wird recht haben, der z. 1—4 als eine fortsetzung von 46 auffasst. Aber dann enthält str. 46 12 zeilen, und z. 9—12 (= 47, 1—4)

werden schon dadurch verdächtig. Zieht man nun in betracht, dass str. 19. 27 dem zweiten dichter gehören, und dass demnach diese stelle, wenn sie alt wäre, die einzige in dem alten gedichte sein würde, welche den baum Yggdrasill erwähnt, so liegt der schluss, dass diese halbe strophe dem zweiten dichter beizulegen ist, nicht fern.

Es muss zwischen dem beben der esche[1] und dem loskommen des *jqtunn* ein zusammenhang vorhanden sein. Dieser kann nur darin bestehen, dass das beben eine folge der heftigen bewegungen des jqtuns ist. Der baum repräsentiert die geordnete physische welt; der jqtunn liegt also an einer stelle, wo er im stande ist, wenn er sich schüttelt, die ganze welt erbeben zu machen, also wol mythisch in der tiefe bei den wurzeln des baumes, und das beben der esche kann nur ein ausdruck für erdbeben sein.

Wer ist nun der jqtunn? Das gedicht, wie es vorliegt, kennt drei wesen, welche in betracht kommen können, den wolf, Garmr, Loki. Nun begegnet Fenrir unter den jqtna heiti. Aber dass Fenrir gebunden liegt, wird in der Vsp. nirgends gesagt; wir wissen das nur aus anderen quellen. Und auch deshalb kann Fenrir nicht gemeint sein, weil der zweite dichter Fenrir nicht kannte; er setzt in seinen eigenen zusätzen Garmr an dessen stelle (vgl. oben IV, 2). Aber auch Garmr kann nicht der jqtunn sein. Denn das wäre im hinblick auf str. 49 eine unerträgliche tautologie. Es ist unmöglich, dass der zweite dichter gesagt hat: 'Garmr bricht los', und unmittelbar darauf oder vielleicht mit éiner strophe (48) zwischenraum folgen liess: 'Garmr wird losbrechen'. Also kann der jqtunn nur Loki sein. Darauf weist auch das erdbeben, das er verursacht; vom gebundenen Loki wird dasselbe gesagt (prosa nach Lokas., Sn.E. I, 184). Dass Loki in den jqtna heiti nicht überliefert ist, beweist nichts dagegen; die Vqluspá fasst ihn entschieden als riesen auf (str. 51).

Diese halbe strophe, welche Lokis loskommen berichtet, hängt nun mit str. 35, wo er gebunden wird, enge zusammen und zeigt, dass auch diese demselben dichter angehört. Es wäre auch an und für sich wunderlich, dass der alte dichter erzählt haben sollte, wie Loki gebunden wurde, aber ihn später (str. 51) als anführer einer riesenschar habe auftreten lassen, ohne mitgeteilt zu haben, dass er seine bande zerreisst. Die breite darstellung in str. 35 bestätigt unsere auffassung; z. 3—4 bilden eine breit ausgeführte variation zu *hapt*. Die zweite hälfte —

1) *skelfr standandi* verstehe ich 'steht und bebt', wie man ndl. sagt 'staat te beven'.

Sigyn, die bei Loki sitzt — ergänzt durch Lokas. — zeigt auch, dass die vorstellung von den durch Loki verursachten erdbeben, die gleichfalls str. 47, 1—4 zu grunde liegt, diesem dichter bekannt war und ihm wichtig erschien; beide stellen zusammen aber zeigen wie *und Hveralundi* (z. 2) zu verstehen ist. Wie die erdbeben, so musste ein isländischer dichter die damit so häufig verbundenen ausbrüche der geiser dem Loki zuschreiben: Hveralundr ist also eine gegend, wo viele heisse quellen sich befinden, und *und* bedeutet hier nicht 'neben' oder 'bei', sondern 'unter'.

Das stimmt nun zu der früher gewonnenen auffassung von str. 36 bis 39. Wir sahen, dass str. 38. 39 und die mit ihnen zusammenhängende str. 36 von der unterwelt handeln. Auch zeigte es sich, dass str. 37 zwar zwischen 36 und 38—39 nur von der unterwelt verstanden werden konnte, aber ursprünglich darauf sich nicht bezog. Die ganze stelle 36—39 zeigte, dass der zweite dichter str. 35 so aufgefasst hat, dass Loki in der hölle liegt. Aber aus dem zusammenhange mit 36—39 gieng nicht hervor, dass 35 nicht eine alte strophe sein kann, und dass nicht der alte dichter sich den ort, wo Loki liegt, irgendwo anders vorgestellt haben kann, wie denn z. b. die beschreibung des aufenthalts des Utgardilocus bei Saxo keineswegs nach der unterwelt sondern nach dem äussersten norden weist. Hveralundr an sich ist vieldeutig (s. z. b. die anmerkung in Detters und Heinzels Commentar). Jetzt aber hat der zusammenhang mit str. 47, 1—4 gezeigt, dass str. 35 dem zweiten dichter angehört und dass dieser auf die von Loki bewirkten erdbeben grosses gewicht legt, und erst dadurch geht über das verhältnis von str. 35 zu 36—39 das wahre licht auf. Die ganze stelle 35—39, in die nur éine alte, von riesenwohnungen handelnde, vom zweiten dichter nicht verstandene strophe aufgenommen ist, beschäftigt sich mit der als hölle aufgefassten unterwelt; hier werden die bösen gestraft, zunächst der bösewicht *κατ' ἐξοχήν* Loki, dann die übrigen übeltäter.

Statt 35, 1—4 hat H vier zeilen, welche widerum kaum einigen anspruch auf echtheit erheben können. *þa kna vala vígbond snua helldr varu harðgior hǫft or þǫrmum.* Die geschichte von der rache für Baldrs tod kennt zwei personen, welche Váli heissen. Sie treten in verschiedenen teilen der erzählung und in sehr verschiedene rollen auf. Wie sehr es nahe liegt, in beiden dieselbe gestalt zu suchen, es ist noch niemand gelungen ihr verhältnis zu erörtern, und auch ich sehe dazu keine möglichkeit. Wenn man für unsere stelle wählen muss, so kann hier nur der sohn Lokis gemeint sein, von dem die Snorra Edda

berichtet[1]. Aber die construction der halbstrophe ist nicht klar. Wo ist das subject zu *kná snúa?* Nach *þá* kann es nicht entbehrt werden; man erwartet es nach dem verbum, also an der stelle, wo *Vála* steht, aber *Vála* ist casus obliquus. Das könnte einen grund abgeben, *Vála* für einen fehler zu halten und *Váli* zu lesen, und das hat denn auch Snorri, dessen darstellung hauptsächlich auf unserer strophe beruht, getan. Wenn ihm die geschichte übrigens aus der prosaischen tradition in den hauptzügen bekannt war, so konnte er jetzt die rollen verteilen. Wenn Váli aus den därmen banden drehte, so war Narfi der bruder, der zerrissen wurde. Aber die conjectur *Váli* ist dennoch nicht richtig. Denn, wenn *Váli* zu einem wolfe wurde, so tötete er wol seinen bruder, aber der wolf drehte doch nicht die bande; das taten die asen. Ich halte darum *Vála* für richtig und verbinde mit Egilsson, dessen erklärung Detter (Beitr. 19, 496) ohne genügenden grund verwirft[2], den genetiv mit *ór þǫrmum.* Die construction ist sehr skaldisch und genügt allein schon zum beweise, dass die halbstrophe weder dem ersten noch dem zweiten dichter angehört[3]. Damit ist nun freilich zu *kná* noch kein subject gefunden. Ich glaube nicht, dass der verlust einer halbstrophe, sondern dass ein fehler anzunehmen ist. Darauf weist auch der gegensatz zwischen *kná,* präsens, und *váru* präteritum. Um so weniger hilft die annahme einer lücke, weil auch wenn das subject unmittelbar vorher genannt worden wäre, es doch in einem satze von dieser form nicht suppliert werden kann. Der fehler steckt also in *þá;* diese conjunction wird unter dem einfluss ähnlicher stellen (53, 1. 55, 1. 56, 1 und dgl., wechselnd mit *þar,* vgl. 66, 1; unsere strophe aber hat z. 5 *þar*) sich eingedrängt haben, und die folge wird gewesen sein, dass ein einsilbiges *kná* an die stelle eines zweisilbigen *knáttu* zu stehen

1) Wie Detter und Heinzel glauben können, dass, wenn etwas fortgefallen ist, Lokis sohn gemeint sein kann, dass aber im entgegengesetzten fall an den sohn Óðins, den töter des Hǫðr zu denken ist, verstehe ich nicht. Die ausdrücke *vígbǫnd, harðgǫr hǫpt, ór þǫrmum* weisen deutlich genug auf die erzählung von Lokis fesselung, und das allein hat auch in str. 35 einigen sinn.

2) Detter glaubt, dass *Vála* eher genitiv oder dativ zu *vígbǫnd* ist, aber er muss dann annehmen, dass Váli selbst Loki fesselt. In Váli sieht er dann, wenn ich ihn recht verstehe, Óðins sohn und trennt die stelle von der oben genannten bei Snorri, was ich nicht billigen kann.

3) Das gedicht bietet sogar in den jüngeren zusätzen kein einziges beispiel für eine solche construction, sei es nun, dass man *ór þǫrmum Vála* zum hauptsatz *(snúa . . .)* oder zum zwischensatz *(gǫrr . . .)* zieht, dass ein genetiv und das durch ihn bestimmte wort durch beinahe drei zeilen voneinander getrennt und in verschiedenen sätzen stehen.

kan, (zu *knáttu snúa* vgl. str. 24 *knáttu sporna* und dgl.). *knáttu* aber ist präteritum und stimmt in so fern zu *váru;* das subject sind die götter. Falls die zeilen zu einem selbständigen liede gehören, so war dieses subject wol ursprünglich aus dem vorhergehenden zu supplieren; falls sie für unseren zusammenhang gedichtet worden sind, so ist der anschluss locker, aber doch nicht unmöglich; auch in der vorigen strophe ist von der rache die rede, und die dritte person pluralis für 'man' ist, namentlich wenn das subject als bekannt vorausgesetzt werden kann, auch heutzutage keine seltene construction, in scandinavischen sprachen wie anderswo (de. *de siger,* ndl. *ze zeggen,* d. i. 'man sagt'). Freilich werden die Vǫluspádichter sich nicht so ausgedrückt haben. Ich glaube nicht, dass die halbe strophe je vor 35, 1—4 gestanden hat. Denn an 35, 1 ist zu deutlich zu sehen, dass hier die erzählung von Lokis bestrafung beginnt.

Aber 35, 1—4 und 5—8 hängen enge zusammen, und nach 35, 8 ist für diese verse kein platz; ihr ältester platz ist also der, den sie in H einnehmen, an der stelle von 35, 1—4. Daraus geht hervor, dass die halbstrophe ein lückenbüsser ist, ein letzter beweis für ihr geringes alter. Sie ist wie die in H überlieferten stellvertreter für 55. 56 zu beurteilen.

4. Strophe 57—63.

Diese partie scheint mir kritisch nahezu die schwierigste des ganzen gedichtes zu sein. Die grenzlinie zwischen älterem und jüngerem erscheint hier verwischt, und es ist fraglich, ob es gelingen wird, sie aufzudecken. Der grund dieses verhältnisses ist, wie es scheint, im stoffe gelegen. Das friedfertige thema stand der denkweise des zweiten dichters näher und so fehlt ein so schroffer gegensatz, wie er an einigen anderen stellen zu tage tritt.

Die beschreibung der neuen welt eignet sich für den zweiten dichter besonders, und es lässt sich vermuten, dass str. 64—66 nicht das einzige sein werden, was er dazu beigesteuert hat. Die frage ist sogar sehr berechtigt, ob etwa die ganze schlusspartie ihm angehört, und ob das gedicht ursprünglich mit dem untergange der götter schloss. Der ton ist breiter und ruhiger als in den vorhergehenden strophen, aber das kann auch ein directer ausfluss des stoffes sein. Wir müssen uns also nach besseren kriterien umsehen. Falls es sich ergeben sollte, dass die ganze schlusspartie dem zweiten dichter angehört, so müsste man ihm auch str. 57 zuweisen, denn diese, die erzählt, wie die erde in das meer versinkt, lässt sich von 59 (58 ist das unrichtig widerholte stef), in der sie aus den fluten widerum auftaucht, nicht wol

trennen[1]. Wir müssten dann weiter annehmen, dass das alte gedicht fragmentarisch überliefert ist, denn str. 56 kann keine schlussstrophe sein.

Wir fragen zunächst: wird str. 57 in den vorhergehenden strophen vorbereitet? Wer bloss auf die kampfscenen achtet, wird nein sagen. Dass die erde durch feuer verzehrt wird und dann versinkt, kann man sich schwerlich als eine blosse folge von Óðins und Þórs tod vorstellen. Aber die einzelkämpfe der götter sind als episoden zu betrachten. Von dem brande war schon früher die rede; er hat schon vor den einzelkämpfen bedeutende proportionen angenommen. Str. 51 kommen Múspels leute unter Lokis führung; beide sind feuerdämonen (s. 311); str. 52 kommt Surtr 'mit feuer', und 52, 8 *klofnar himinn*, was wie das stürzen der felsen und der riesinnen nur eine folge der feuersbrunst sein kann. Die götter halten das alles aus; sie fallen zuletzt vor den letzten ihrer feinde. Nach ihrem fall bleibt nur noch platz für die schilderung der allgemeinen zerstörung eben durch das feuer.

Dass die erde versinkt, ist im vorhergehenden nicht direct angedeutet. Aber es widerspricht nicht den vorstellungen des dichters, der sie auch zu anfang aus dem meere auftauchen liess. Und eine indirecte andeutung liegt doch in der vorhergehenden strophe. Die ursache des versinkens ist nicht Óðins oder Þórs tod, sondern der tod der weltschlange. Auf den fluten schwebt die erde, der 'moldþinurr' hält sie zusammen; stirbt er, so löst sich das band, und die erde sinkt in ihren früheren zustand zurück. Dass die schlange einmal mythisch das meer bedeutet hat, spricht nicht gegen diese erklärung, welche durch zahlreiche umschreibungen und die allgemeine vorstellung von der schlange gestützt wird. Die schlange ist in der altnordischen

1) Wilkens ansicht (a. a. o. s. 452), dass der weltbrand und das versinken der erde in das wasser unvereinbar seien, und dass, da das versinken nur in éiner zeile mitgeteilt wird, dieses motiv als nicht vorhanden zu betrachten sei, woraus er dann weiter schliesst, dass in dem alten gedichte von einem widerauftauchen aus dem meere nicht die rede gewesen sein könne und dass darum die ganze schlusspartie ein zusatz sein müsse, kann ich nicht beipflichten. Denn die éine zeile, welche sehr positiv das versinken erzählt, ist doch auch vorhanden. Diese zeile lehrt, dass *eimi* (z. 5) nicht 'feuer', sondern 'dampf' bedeutet; die glühende erde versinkt und durch die berührung des feuers beginnt das meer zu sieden. Bei *geisar eimi* ist ferner zu beachten, dass eine heisse quelle noch heute geisir heisst. Die ganze malerei ist die einer vulcanischen eruption verbunden mit dem aufbrausen solcher quellen. Sogar *hár hiti* kann auf die heisswasserstrahlen gehen; hier ist jedoch auch die deutung auf die flamme möglich — solange noch nicht die ganze erde versunken ist. Denn auch das ist kaum richtig, dass das feuer unmittelbar völlig erlöschen muss, sobald die erde untertaucht. — Die strophe weist deutlich nach Island.

poesie nicht das meer, sondern sie liegt in dem meere und umschlingt die erde[1].

Die strophe bildet also einen richtigen abschluss der str. 50—56 erzählten begebenheiten. Auch das kann man nicht gegen sie anführen, dass sie mythische motive durch naturmotive ersetzt und christlich gefärbt zu sein scheint (Marc. 13, 24 fg.). Olrik (a. a. o. s. 279) scheint das richtig gesehen zu haben, und da wir oben in den zusätzen des zweiten dichters mehreren christlichen motiven begegneten, könnte man versucht sein, aus diesem grunde die strophe diesem dichter zuzusprechen. Aber es handelt sich hierbei nicht um ein entweder — oder, sondern um ein mehr oder weniger; ein motiv kann christlich sein und dem ersten, es kann vollständig heidnisch sein und dem zweiten dichter angehören. Übrigens schliesst ein möglicher ferner zusammenhang mit der Marcusstelle, der aber keineswegs sicher ist (im evangelium wird auch mitgeteilt, dass der mond zu leuchten aufhört, aber von dem versinken der erde weiss diese stelle nichts), eine beziehung zu str. 40 nicht aus. Nachdem dort erzählt worden war, dass der wolf die sonne verschlingen wird, war es durchaus überflüssig, dasselbe noch einmal zu berichten, um so mehr als das interesse hier auf ganz andere dinge concentriert war. Der dichter braucht sich daher nicht einmal die frage gestellt zu haben, ob es denn möglich sei, dass der sonnenwolf zu diesem zeitpunkte noch am leben sei. Aber es fällt doch auf, dass, während die sterne herunterfallen, von der sonne nur gesagt wird, dass sie verschwindet. Die freiheit, dieses verschwinden dem sonnenwolfe zuzuschreiben, wird wenigstens dem hörer gelassen.

Die angeführten gründe scheinen mir so stark für die strophe zu sprechen, dass ich es nicht wage, sie von dem vorhergehenden zu trennen. Man wird daher mit einigem recht vermuten, dass das alte gedicht auch von der verjüngung der erde erzählt haben wird. Eine nähere betrachtung von str. 59. 60 scheint diese vermutung zu bestätigen.

Auf den ersten dichter weist zunächst der verhältnismässig reiche inhalt. In éiner strophe (59) taucht die neue erde aus dem meere auf, wasserfälle rauschen, der adler macht auf den bergen jagd auf fische. Das ist so episch, wie es in diesem zusammenhange möglich ist. In einer zweiten strophe (60) finden die asen sich auf dem Iðavǫllr zusammen; sie reden von der mächtigen weltschlange, von den grossen ereignissen, von Fimbultýs alten runen; bei dem mangel an

1) Oder ist das versinken der erde eine einfache folge des brandes, wie ein verbranntes haus zusammenstürzt?

erschütternden ereignissen in der neuen welt ist doch eine grosse verschiedenheit von gesprächsstoffen vorhanden. Stilistisch ist zu bemerken, dass in beiden strophen das präsens herrscht; es wird erzählt, nicht prophezeit. Für jede der beiden strophen kommt noch ein besonderer grund, sie dem alten dichter zu vindicieren, hinzu. Str. 59, 7—8 *sás... veiðir,* 'und... weidet' (das relativum in fortsetzender bedeutung, siehe Detter und Heinzel zu str. 4) steht stilistisch auf einer linie mit den alten strophen 4 (z. 3—4 *þeirs.. skópu*) und 7 (z. 3—4 *þeirs... hátimbruðu*). Und str. 60 ist ein vollständiges gegenstück zu str. 7, welches geschaffen zu haben man eher dem dichter dieser strophe als einem andern zutrauen wird. Schliesslich ist zu beachten, dass der sammelplatz der asen hier wie str. 7 der auf der erde gelegene Iðavǫllr ist, im gegensatz zum himmel, von dem der zweite dichter redet[1].

Von str. 61 sehe ich vorläufig ab. Aber str. 62. 63 machen einen ganz anderen eindruck. Str. 62, die von den feldern, die ohne saat frucht tragen werden, und von Baldrs widerkehr handelt, ist ganz elegischer natur und steht in dieser hinsicht hinter keiner strophe des zweiten dichters zurück. Auffallend ist der prophetische ton; dreimal (z. 1. 3. 4) begegnet das in strophen des zweiten dichters so häufige *munu, man,* was um so bedeutungsvoller erscheint, als *skulu, man* auch in den folgenden strophen auftritt (vgl. oben II, 2); in fünf aneinander schliessenden strophen (62—66) sind das fünf stellen[2]. Über den inhalt von str. 62 ist ferner zu bemerken, dass Baldrs widerkehr eine auferstehung von den toten, also den lieblingsmotiven des zweiten dichters (s. zu str. 64—66) nahe verwandt ist. Für beide strophen (62 und 63) gilt, dass schon str. 60 die asen zusammengekommen sind; aber auf die specielle erwähnung einzelner persönlichkeiten hat der dichter sich nicht eingelassen, er war einmal kein katalogisator. Str. 60 sieht sogar beinahe aus, als ob die alten asen gemeint sind, d. h. wol die, welche die katastrophe überleben, und das können sehr viele sein (etwa alle mit ausnahme von Óðinn, Freyr und Þórr?) Wird der dichter nun zwei strophen weiter, nachdem er schon ausführlich berichtet hat,

1) Ähnlich verhält sich str. 59 inhaltlich, zum teil auch was den wortlaut betrifft, zu str. 4 (vgl. 4, 8 *grœnum lauki,* 59, 4 *iðjagrœna.*

2) Zur vergleichung diene in dem alten gedichte der abschnitt str. 46—60. Hier ist str. 47 jünger; 49. 54. 58 sind widerholungen des stef. In den übrigen 11 dem ersten dichter angehörenden strophen, welche 40 bis 50 zukunftsmitteilungen (44 prädicate) enthalten, ist *munu* zweimal angewandt (51, 2, hier metrisch bedingt, da *koma* für hebung und senkung zu kurz ist, 53, 7); aber in der in diesem abschnitt zweimal vorkommenden stefstrophe des zweiten dichters heisst es widerum *festr man slitna en freki renna.*

worüber die götter sich unterhalten, und welches spiel sie treiben, — denn wenn die übrigen strophen alt sind, so ist 61 gewiss nicht jung, — auf einmal das erzählen, womit er, wenn er es hätte mitteilen wollen, angefangen haben müsste, und einige götter dem namen nach nennen, die das gedicht zum teil gar nicht kennt? Er, der sonst immer mit namen kargt und auch str. 7 nur ganz allgemein die *æsir* nennt? Das ist sehr unwahrscheinlich. In directem widerspruch zu str. 60 steht aber 63, 5, welche den himmel *(vindheimr)* als die wohnstätte der verjüngten götter vorführt, denn 60, 1—2 sagt ausdrücklich, dass sie auf dem auf der erde gelegenen Iðavǫllr zusammenkommen. Dieser himmel weist direct auf den zweiten dichter.

Doch ist das verhältnis von str. 63 zu 62 dadurch noch nicht aufgeklärt. Wie str. 63 jetzt vorliegt, scheint sie zwischen 62 und 64—66 nicht gerade für den guten geschmack ihres dichters zu zeugen. Nach der poetischen beschreibung von Baldrs rückkehr klingt diese strophe mit Hœnir und den *burir brœðra treggja* oder *Treggja* etwas trocken; und man kann nur sagen, dass die ausbreitung des heidnischen pantheons den eindruck schwächt, den der mächtige, der von oben kommt, zu machen bestimmt ist. Wer die *burir brœðra treggja* sind, darüber hat man viel geraten. Liest man *Treggja*, so sind Óðins brudersöhne gemeint, also nachkommen entweder von Vili und Vé oder von Lóðurr und Hœnir, — wenn es erlaubt ist, diese beiden als brüder Óðins aufzufassen. Gegen diese von den meisten herausgebern angenommene erklärung Grundtvigs wendet Olrik (a. a. o. s. 264) ein, dass man von Vili und Vé als jüngeren göttern abzusehen hat, dass aber, da Hœnir selbst unmittelbar vorher genannt ist, auch dieser nicht einer der brüder sein kann. Er selbst liest *treggja* und glaubt, dass die beiden brüder Óðinn und Lóðurr sind; die strophe nennt nach seiner ansicht eine neue trias, Hœnir und seine beiden brüdersöhne, deren einer Víðarr ist. Diese ansicht beruht zum teil darauf, dass Olrik Hœnir und die *burir br. tr.* für neue herrscher im himmel ansieht. Aber dass es herrscher sind, steht eigentlich nicht da. Das verbum lautet *byggja*, und das bedeutet dasselbe wie *búa*, das in der vorhergehenden strophe auf Baldr angewendet wird. Zwar hat *byggja* auch noch eigene bedeutungen, aber niemals die von 'herrschen'. Und ist das ein verständlicher ausdruck: 'Hœnir und die söhne zweier brüder' im sinne 'Hœnir und die söhne seiner beiden brüder'? Das schlimmste aber scheint mir, dass die neuen herrscher, so wie sie hier genannt werden, hinter Baldr, dessen widerkehr so pathetisch beschrieben wird, völlig zurücktreten. Diese gründe bestimmen mich, auch der von Olrik gegebenen erklärung nicht beizutreten.

Ich glaube, dass von z. 1—2 abzusehen ist. Diese beiden zeilen, die noch niemand verstanden hat, halte ich für einen jüngeren einschub. Da ich sie auch nicht verstehe, vermag ich über ihre herkunft nur eine vermutung vorzubringen. Es scheint mir nämlich nicht unmöglich, dass sie mit str. 18, welche die erschaffung der menschen durch Óðinn, Hœnir und Lóðurr berichtet, zusammenhängen. Das steht aber fest, dass wer sie beibehält, eine lücke annehmen muss, denn sechszeilige strophen enthält das gedicht nicht[1], wol aber eine anzahl halber strophen. Das ist bedenklich, weil sonst mit einer einzigen leicht erklärbaren ausnahme, über welche s. unten s. 345, in dem gedichte keine einzige lücke nachweisbar ist. Aber interpolationen, auch zweizeilige, gibt es in menge. Also ist die annahme, dass wir es auch hier mit einem zweizeiligen zusatz zu tun haben, gewiss nicht zu kühn. Z. 3—6 aber setze ich in beziehung zu der vorhergehenden strophe. Die beiden brüder sind Hǫðr und Baldr, welche nicht mehr als feinde einander gegenüberstehen, sondern in brüderlicher freundschaft leben. Der ganze gegensatz zwischen der alten und der neuen welt ist in dem worte 'brœðr' ausgedrückt. Ihre söhne, d. h. die nachkommen, die sie bekommen werden, werden nicht über den neuen himmel herrschen, sondern ihn bevölkern (vgl. *byggja landit, byggja heiminn*). Dieser gedanke steht mit str. 62 in vollständigem einklang, und wenn die strophe das bedeutet, so kann sie nur dem zweiten dichter angehören.

Daraus folgt aber nicht, dass 63, 3—6 ursprünglich auf str. 62 folgte. Denn es scheint einleuchtend, dass 62, 5—8 und 63, 3—6 varianten sind. Dafür spricht 1. die ähnlichkeit des inhalts: in 62, 5—8 leben Hǫðr und Baldr, in 63, 3—6 leben ihre nachkommen in frieden. 2. anklänge in der form: in beiden strophen steht die stefzeile *Vituð ér enn eða hvat,* die sonst nirgends mit einem so geringen zwischenraum wie hier widerholt wird; und *byggja* (63, 3) entspricht *búa* (62, 5); 62, 6—7 und 63, 5 nennen den ort, der bewohnt wird. 3. dass 63, 3—6 die fortsetzung eines satzes bilden und also besser auf 62, 4 als auf 62, 8 folgen. Die ältere variante ist 63, 3—6, denn *sigtoptir* und namentlich *valtívar* ist, wie auch andere gesehen haben, eine minder geeignete bezeichnung für friedfertige götter und ihre wohnungen. Wir begegnen hier einem ähnlichen verhältnis wie bei str. 19. 27 gegenüber 28; auch dort stand die jüngere variante an der richtigen stelle, während die ältere augenscheinlich später aus einer anderen redaction aufgenommen

1) Str. 29 (sechszeilig) ist jünger, vgl. IV, 1.

ist. 62, 1—4. 63, 3—6 sind also zu éiner strophe zu verbinden[1], und diese rührt von dem zweiten dichter her.

Einen katalog der neuen götter bietet also str. 63 nicht. Der erste dichter hat sich str. 60 wie str. 7 damit begnügt, die *æsir* im allgemeinen zu nennen; der zweite hat sich speciell für Baldrs widerkehr interessiert. Es zeugt für eine tief poetische auffassung der sage, dass er dem unglücklichen bruder, der den fehlschuss beging, in der neuen welt dieselbe ehre zu teil werden liess wie dem gemordeten.

Schwierig bleibt die beurteilung von str. 61. Hier scheinen die data einander zu widersprechen. Stofflich gehört die strophe zu 59. 60; ihr verhältnis zu der alten str. 8 ist auch dasselbe wie das von str. 60 zu 7 und 59 zu 4. Aber stilistisch scheint sie den alten strophen ferner zu stehen. So schön das bild der widergefundenen goldenen täfelchen sein mag, dass ihnen eine ganze strophe oder wenigstens 6 zeilen gewidmet werden, bekundet doch einen auffallenden unterschied mit str. 8, die das in éiner zeile (*tefldu í túni*) abmacht (*vettergis . . ór gulli* [z. 3—4] geht schon auf andere geräte). Dazu kommt in der ersten zeile das verbum *munu*, dessen einmaliges vorkommen zwar nicht beweisend ist, das aber doch im zusammenhang mit der folgenden strophe den gedanken an den zweiten dichter aufkommen lässt.

Hier gilt es also, eine wahl zu treffen. Obgleich ich lange in zweifel war, glaube ich doch, dass von zwei möglichkeiten nur eine übrig bleibt. Ich kann nicht glauben, dass der zweite dichter, der eigene zwecke verfolgte, die namentlich in der schilderung der neuen welt sehr klar zu tage treten, sich so in die manier und die interessen des ersten dichters versenkt haben kann, dass es ihm gelungen wäre, diese strophe zu dichten. Wie sollten ihn, der von Baldrs widerkehr und dem jüngsten gerichte dichtete, die goldenen täfelchen der asen interessiert haben! Ja, wenn wir andere beispiele dafür hätten, dass er ein bild seines vorgängers breit ausmalt! Aber alle seine zusätze sind selbständig, wenn er es auch mitunter mit glück versucht, sie mit dem alten gedichte zu einem einheitlichen ganzen zu verbinden, und

1) Dagegen lässt sich nicht einwenden, dass, wenn 63, 3—6 ursprünglich auf 62, 1—4 folgte, die ausdrucksweise eine ähnliche sein würde wie die von Olrik angenommene, die oben für unwahrscheinlich gehalten wurde, denn nach meiner auffassung der stelle ist von den beiden brüdern der eine unmittelbar vorher genannt, und wer der andere ist, weiss man aus dem gedichte selbst. 'Baldr wird kommen, und die söhne zweier brüder (d. h. seine söhne und die seines bruders) werden den himmel bevölkern', das ist ein ausdruck wie *Þorgils ok þeir brœðr báðir*, 'Þorgils und sein bruder'.

es zeigt sich darin ein tiefsinniger geist, kein naiver. Darum glaube ich nicht, dass der zweite dichter str. 61 gedichtet haben kann.

Hingegen scheint es mir nicht undenkbar, dass ein bedeutender epiker ein lied lyrisch ausklingen lässt. Freilich ist die stärke des ersten dichters seine kürze, aber wer wagt es zu sagen, dass er in keinem fall, auch nicht um einen schlusseffect zu erreichen, anders dichten konnte? Ist doch auch der stil von str. 59. 60 gedämpfter als der der übrigen strophen. Das ist eben dichterische kunst, dass der stil sich dem gegenstande fügt. Es ist im gedichte ein crescendo und ein decrescendo des stils wahrzunehmen, die gewiss nicht zufällig sind. Die grösste kürze wird da erreicht, wo die ereignisse am inhaltschwersten sind; str. 52 enthält nicht weniger als sechs sätze, str. 48 ebenso viele; str. 50 sogar sieben. Aber der anfang ist etwas ruhiger; str. 4 drei sätze (der erste aus haupt- und nebensatz), str. 7 fünf, aber str. 8 widerum drei. Der unterschied dem stile des zweiten dichters gegenüber bleibt immerhin ein sehr bedeutender (s. cap. III), aber die abstufung ist doch nicht zu verkennen. Und wie mit dem anfang, so verhält es sich in höherem grade mit dem ende. Diese beobachtung hebt wie mir scheint das einzige an und für sich sehr berechtigte bedenken gegen die autorschaft des ersten dichters auf. Es fällt auf, dass am schlusse dieser strophe zwei zeilen fehlen. Die strophe lässt sich nicht wie andere (z. b. 63) durch ausscheidung zweier zeilen auf das mass einer halben strophe zurückbringen. Also ist hier etwas verloren. Es ist die einzige strophe des alten gedichtes, die nicht ihr volles mass hat (s. cap. VI). Da diese strophe nun zu gleicher zeit die alte schlussstrophe ist, liegt es nahe, zwischen diesen beiden erscheinungen einen zusammenhang zu suchen. Wenn die verlorenen z. 7—8 deutliche schlusszeilen waren, so standen sie dem dichter von strophe 62—66 im wege, sie mussten also bei der überarbeitung wegfallen.

5. Strophe 45.

Schon mehr als einmal bot sich uns die gelegenheit zu der bemerkung, dass der alte dichter von der menschenwelt ganz absieht. Den inhalt des gedichtes bildet eine fehde zwischen göttern und riesen. In einem solchen gedichte ist eine strophe, die den sittlichen verfall der welt als ein zeichen des nahenden unterganges hinstellt, sehr auffällig. Das motiv ist auch durchaus nicht episch, sondern lyrisch und weist dadurch sowie durch seine inhaltliche verwandtschaft mit den höllenstrophen auf den zweiten dichter. Durch stilistische erwägungen wird

diese auffassung bestätigt. Die ausführung ist breit; z. 5 widerholt den gedanken von z. 1—2, der auch z. 11—12 noch einmal widerkehrt, z. 6 den von z. 3—4. Und das zukunftsverbum *munu* begegnet nicht weniger als dreimal (z. 1. 3. 11). (Z. 7—10 sind ein jüngerer zusatz, vgl. oben cap. I).

6. Strophe 41.

Str. 40 beschreibt das land der östlichen dämonen. Die alte *í Járnviði* gebiert dort die wolfsbrut. Im vorübergehen wird auf das unheil, das einer von diesen wölfen verursachen wird, hingedeutet, aber str. 42 knüpft widerum an den hauptgedanken an: *Sat þar á haugi . . . glaðr Eggþér; þar,* das heisst in dem lande, wo auch 'die alte' verweilt. Dazwischen führt str. 41 näheres über den sonnenwolf aus, aber dadurch verliert das *þar* in str. 42 seine beziehung, was vielleicht schon zu dem nachweis genügt, dass str. 41 jünger ist. Es kommt hinzu, dass die darstellung von str. 41 mit der von str. 40 schwerlich in einklang zu bringen ist. Str. 40 redet von einem ereignis, das éinmal in ferner zukunft geschehen wird. Eines dieser ungetüme wird einmal die sonne verschlingen. Wenn dies schicksal der sonne ein ragnarok-ereignis ist, so bricht zugleich das ende herein; der dichter hat diese katastrophe sogar als den letzten act von ragnarok hingestellt; erst nach dem untergang der götter wird die sonne schwarz, d. h. wird sie verschlungen[1], und unmittelbar darauf versinkt die erde. Es scheint mir aber unmöglich, str. 41 als eine richtige ausführung von 40, 5—8 zu deuten. Hier ist von stürmischen sommern, die der unheilvollen tätigkeit des wolfes folgen, die rede. Schon der plural *sumor* zeigt, dass widerholte ereignisse gemeint sind, also vorgänge, die sich von zeit zu zeit beobachten lassen[2]. Die strophe fasst aber nur das rotwerden des himmels als direct vom wolfe bewirkt auf, während sie die darauf folgenden sonnenfinsternisse und die böse witterung nur als folge betrachtet[3]. Auch womit der wolf den himmel rötet, erfahren wir aus der strophe. Er färbt ihn nämlich mit dem blute der leichen, von denen er sich nährt (z. 1—2). Durch diese zuletzt genannte tätigkeit wird der wolf zu einem dem Níðhǫggr

1) Über das verhältnis der strophe zu str. 57 s. oben s. 340.

2) Olriks auffassung dieser strophe (s. 271 fg.), der glaubt, dass hier von widerholten sonnenfinsternissen in der zukunft als einleitung zu ragnarok die rede ist, und dass die *rǫðr rǫ́lund* mit der str. 45, 10 erwähnten *vindǫld* zusammenhängen, kann ich ebensowenig beipflichten, wie seiner auffassung der himmelsröte als entstanden durch von dem wolfe verübte verheerungen göttlicher und menschlicher wohnungen.

3) Die natürliche interpunction der halbstrophe ist nach z. 6; auch die sonnenfinsternisse widerholen sich; der rote himmel ist ein anzeichen dieses ereignisses.

verwandten wesen, und das ist ein drittes moment, das auf den zweiten dichter weist. Für die mythische bedeutung des wolfes als des vernichters der sonne scheint dieser dichter kein verständnis gehabt zu haben, denn die weise, wie er von den sonnenfinsternissen als von etwas nebensächlichem redet, spricht eher dagegen als dafür, dass er sich diese als einen — in diesem fall widerholten – raub vorgestellt hat. Mit der vorstellung des widerholten raubes ist die einer widerholten verjüngung unlöslich verknüpft; von einer verjüngung der sonne aber berichtet er nichts. Die sonnenfinsternis ist für ihn ein erschreckendes naturereignis, das den bevorstehenden weltuntergang ankündet.

7. Strophen 30—33. Das stef *Vituð ér enn eða hvat?*

Dieser abschnitt handelt von zwei geschehnissen, der ankunft der walkyren und dem tode Baldrs. Ich bespreche beide zusammen, weil bei der beurteilung ihrer stellung in der Vǫluspá éin gemeinsames moment schwer ins gewicht fällt, die composition des ganzen. Es lässt sich nämlich kaum leugnen, dass der stoff des ersten dichters keineswegs ein abriss der weltgeschichte, sondern lediglich der untergang der götter war. Wenn wir vorläufig von str. 1—2 absehen und annehmen, dass ferner alle strophen, welche nicht als jünger erkannt wurden, dem ersten dichter angehören, so bleiben, abgesehen von der in rede stehenden partie, 20 strophen übrig. Von diesen erzählen nicht weniger als neun (46. 48. 50—53. 55—57) den aufbruch der riesen und den letzten kampf, drei (37. 40. 42) die lage des feindlichen landes, drei (24—26) die kriege, welche die dauernde feindschaft zwischen göttern und riesen zur folge haben, zwei (59. 60) die widerherstellung der weltordnung. Wer obigen ausführungen nicht oder nur teilweise beipflichtet, wird für die erzählung der letzten dinge eine noch grössere strophenzahl in anspruch nehmen müssen, für den anfang aber wird auch er nur wenige strophen gewinnen, denn gerade in der anfangspartie sind die interpolationen, weil jünger, auch am deutlichsten und schon von vielen forschern anerkannt. Wenn aber meine bisherigen resultate das richtige treffen, so bleiben für die anfangspartie nur vier strophen übrig. Von diesen erwähnt éine (20, 5—12) die tätigkeit der nornen, zwei (7—8) beschreiben das goldene zeitalter, das dem kriege vorangieng, und da dieses am anfang der dinge geschah, berichtet éine einleitende strophe (4) kurz von der schöpfung, ohne auf einzelheiten einzugehen. Zwischen den kriegsstrophen 24 – 26 und der beschreibung des feindlichen landes, die direct zu der erzählung der letzten dinge überführt, stehen nun diese strophen von der ankunft der walkyren und

von Baldrs tode. Ich glaube, es lässt sich leicht zeigen, dass diese ereignisse keine glieder in der gedankenreihe dieses dichters sind. Es scheint mir unmöglich, bei der gegebenen anlage des gedichtes, die tatsache zu verkennen, dass der an den riesen verübte eidbruch der einzige grund des unterganges der götter ist. Aber nicht, wie es wol vermutet worden ist, weil dieser eidbruch eine kette von anderen rechtsverletzungen nach sich zieht, die schliesslich zum sittlichen und dann auch zum materiellen untergange führen müssen, sondern einzig und allein, weil die beleidigten riesen auf den für die rache günstigen augenblick warten. Das gedicht ist die geschichte einer fehde, die nicht abgeschlossen ist, bevor der mord gerächt ist. Gerade wie in den sǫgur. Nur vermeidet der dichter alles, was nicht sachlich ist. Der vanenkrieg wird kurz erwähnt, weil dabei die asenburg zerstört wurde, deren wideraufbau die str. 26 erwähnte gewalttat veranlasste, und welche bedeutung diese hat, zeigt die zweite strophe, die mit einer bei unserem dichter auffallenden breite aussagt, dass jene gewalttat einen eidbruch involvierte. Welche bedeutung hat in einem solchen zusammenhange Baldrs tod? Freilich, für eine weltauffassung, welche die auflösung der sittlichen bande als die ursache des übels ansieht (str. 45), ist Baldrs tod ein trauriges zeichen des verfalls der welt. Aber das ist die ansicht des zweiten dichters, nicht die des ersten.

Eine gesonderte betrachtung der beiden episoden ergibt neben diesen allgemeinen noch specielle gründe, sie dem zweiten dichter zuzuweisen. Die vier zeilen (str. 30, 1—4), welche die ankunft der walkyren berichten — ihre aufzählung (z. 5—12) ist jünger, s. oben cap. I — machen nach dem berichte von der erscheinung der nornen (str. 8, 5—8) einen wunderlichen eindruck. Denn dass die nornen als kriegsanstifterinnen angeführt werden, geht aus dem zusammenhange klar hervor. Wenn aber die nornen den krieg veranlassen, weshalb werden dann die walkyren zu demselben zwecke heraufbeschworen? Ferner: welche quelle weiss etwas davon, dass die walkyren zwischen göttern und riesen krieg stiften? Überall, wo walkyren auftreten, sind sie halbmenschliche wesen; sie sind dienerinnen Óðins, die an den kriegen zwischen den menschen teil nehmen. Der erste dichter aber redet nirgends von menschen; das ist eben eine eigentümlichkeit des zweiten dichters. Ferner: wenn die walkyren in der Vsp. als kriegsanstifterinnen zwischen göttern und riesen aufzufassen sind, so ist es sehr unrichtig, dass sie erst an dieser stelle erwähnt werden, denn der krieg ist schon str. 26 ausgebrochen, und der vanenkrieg wurde noch früher geführt; der einzige krieg, der noch bevorsteht, ist der letzte kampf, und, so ausführlich

dieser beschrieben wird, von walkyren ist nirgends die rede[1]. Aus diesen gründen glaube ich, dass die walkyrenhalbstrophe von dem zweiten dichter herrührt, der den menschlichen krieg oder den krieg im allgemeinen als eines der grossen übel der welt hat darstellen wollen[2].

In bezug auf die Baldr-episode ist noch das folgende zu bemerken:

1. Das besondere interesse des zweiten dichters für den Baldrmythus ist bei der besprechung von str. 62 fg. nachgewiesen. Es ist daher gar nicht unwahrscheinlich, dass derselbe dichter, der von Baldrs widerkehr dichtete, auch seinen tod berichtet hat. Widersprüche zwischen beiden abschnitten sind nicht vorhanden.

2. Str. 35, die Lokis bestrafung erzählt, gehört dem zweiten dichter an; Lokis bestrafung aber ist eine directe folge von Baldrs tod.

3. Der stil ist der des zweiten dichters, die darstellung ist breit, der ton lyrisch. Drei strophen, eine umständliche beschreibung der waffe, eine andeutung der verwandlung der waffe in einen speer, der name des gegners, die geburt des rächers, einzelheiten der rache (32, 7 bis 33, 4), Friggs trauer. Besonders kommen noch die unter 4. 5 aufgezählten stilistischen eigentümlichkeiten, deren erste gleichfalls für str. 30 (walkyren-halbstrophe) gilt, in betracht.

4. Sehen wir von str. 1—2 ab, über welche unten IV, 8 handelt, so nennt die vǫlva in dem gedichte, wie es überliefert ist, sich selbst 14 mal. Von diesen stellen gehören str. 21, 1 einem jüngeren zusatz; str. 28, 1. 29, 1 einer jüngeren variante an; str. 19. 27. 35. 38. 39. 44 (stefstrophe, darin zweimal *hon* resp. *ek*, wo wie an den übrigen stellen das ursprüngliche *ek* ist, s. IV, 1) 64, also neun stellen, gehören dem

1) In diesem zusammenhang muss auch noch einmal der str. 20 gedacht werden. Ich glaube im ersten capitel bewiesen zu haben, dass str. 20, 5—12 älter als ihre umgebung (9—20, 4. 21—23) ist. Aber dass sie zum alten gedichte gehört, möchte ich doch nicht behaupten. Ihr inhalt ist dürftig (z. 9 ist inhaltlich = z. 10, und *orlǫg* (z. 12) widerholt nochmals den in *líf* und *lǫg* liegenden begriff; z. 11 *alda bǫrnum* = z. 12 *seggja*), und die aufzählung von namen ist wenig im stil des alten dichters. Es ist wahrscheinlich, dass dieser sich damit begnügt hat, str. 8 die ankunft der mädchen zu berichten; was sie tun, geht aus str. 24 hervor. Der zweite dichter, der die walkyren als kriegsanstifterinnen einführte, hat dann zugleich den nornen eine abweichende, aber aus anderen quellen bekannte beschäftigung gegeben.

2) Daraus folgt nicht, dass ich *Goðþjóðar* (z. 4) als *Gotþjóðar* verstehe. Im gegenteil, die meinung kann sehr wol die sein, dass die walkyren zu den göttern kommen, und dass darauf die kriege (im allgemeinen) folgen. Es ist auch sehr möglich, dass der dichter dieser verse Baldrs tod als eine indirecte folge des (kriegs-) hasses sich vorgestellt hat. — *Gotþjóð* für 'menschen' scheint mir zumal in der Vsp. nicht unbedenklich.

zweiten dichter; nur str. 59 scheint alt zu sein. (Die dreimal begegnende stefstrophe ist nur einmal mitgezählt). Aber str. 30. 31 haben gleichfalls *sá hon* (30, 1), *ek sá* (31, 1). Es ist nun wahrscheinlicher, dass diese beiden stellen mit acht ähnlichen stellen des zweiten dichters, als dass sie mit éiner des ersten dichters zusammengehören. Die éine stelle des alten dichters nimmt im gedichte eine ganz eigene stellung ein. Hier hat der dichter tatsächlich grund zu sagen 'ich sehe'; die zeile steht am anfang der beschreibung der neuen welt. Bisher ist alles plastisch vorgeführt worden; wo die junge erde aus dem meere auftaucht, gibt der dichter durch ein einmaliges *sé ek* zu erkennen, dass er jetzt von einer fernen zukunft redet, die nur einem seherblicke sich eröffnet. Aber es ist nicht mehr als eine oratorische wendung, die gar nicht zu dem schlusse berechtigt, dass das gedicht einer seherin in den mund gelegt ist. Ich komme darauf zurück. Vorläufig constatiere ich, dass der zweite dichter dieses *sé ek* refrainartig widerholt hat, was ganz seiner vorliebe für den prophetischen ton (die verba *munu* und *skulu*) entspricht.

5. Eine weitere stilistische eigentümlichkeit ist das dritte (in der reihenfolge ihrer anwendung das zweite) stef des gedichtes, die verszeile *vituð ér enn eða hvat.* Diese begegnet 9 mal. Von diesen stellen wurden sieben (str. 27. 28. 35. 39. 41. 62. 63) als dem zweiten dichter oder (str. 28) einer jüngeren variante zugekörig erkannt; eine weitere begegnet in der Baldrepisode (str. 33), die neunte ist str. 48. Zu bemerken ist, dass mehrere dieser strophen mit solchen, in denen die vǫlva sich selbst nennt, identisch sind (27. 28. 35. 39). Wenn str. 48 alt ist, so gilt dasselbe raisonnement wie oben, dass es wahrscheinlicher ist, dass str. 33 mit sieben, als dass sie mit éiner ähnlichen stelle zusammengehört. Man kann aber die frage aufwerfen, ob nicht das stef beweist, dass auch die neunte stelle, str. 48, demselben dichter zugeschrieben werden muss. Ich glaube jedoch nicht, dass dies der fall ist. Die strophe ist so voll leben, so anschaulich, dass man nicht ohne zwingenden grund sie dem ersten dichter absprechen wird. Der zweite dichter hat also, wenn str. 48 alt ist, eine zeile des ersten dichters refrainartig widerholt, sie als stef benutzt. Daraus folgt dann, dass die zeile da, wo sie ursprünglich stand, nicht stef war; sie muss dort eine ihrer stellung angemessene bedeutung gehabt haben. Und es lässt sich in der tat nicht leugnen, dass sie nirgends so wirkungsvoll dasteht wie hier. An einer stelle, wo die äusserste spannung erreicht ist, nimmt es kein wunder, dass auch der alte dichter aus seinem versteck gewissermassen sich herauswagt und an die zuhörer eine frage richtet. Er be-

schreibt die ratlosigkeit der ganzen welt: götter und elben, riesen und zwerge wissen weder aus noch ein, — weiss man denn überhaupt weiter noch etwas? Um die zeile zu verstehen, muss man sich klar machen, dass der inhalt des liedes kein ersonnener war; der stoff war den hörern wie dem dichter bekannt, aber an einer stelle wie str. 48 konnte es nicht überflüssig erscheinen zu fragen, ob denn die folgenden ereignisse überhaupt sich darstellen liessen. Auf die rhetorische frage gibt der dichter dann die superiore antwort, welche die folgenden strophen bieten: in klarer fassung wird der aufmarsch der feinde in geteilten colonnen und darauf der kampf der götter den hörern vorgeführt. Man könnte sagen: die frage bedeutet hier die ankündigung des nahen triumphs der kunst. Aber auch zugegeben, dass hier zu viel inhalt in die zeile gelegt wurde; die vergleichung der übrigen stellen zeigt dennoch den unterschied. Denn für den zweiten dichter bekommt die frage eine undefinierbare mysteriöse bedeutung, der die grosse menge vergeblicher deutungsversuche hervorgerufen hat, deren die neuere kritik sich erfreut. Die zeile lässt sich an jenen stellen nicht deuten, da ja der dichter selbst sie nicht verstanden hat. Der baum Yggdrasill wird mit der feuchten nässe aus Valfaders pfand begossen: 'wisst ihr weiter (oder 'noch') und was?' — Mímir trinkt aus Óðins auge; 'wisst ihr weiter und was?' — Frigg beweint Baldr; Loki liegt gebunden; in der hölle zerfleischt Níðhǫggr leichen; wenn der sonnenwolf den himmel gerötet hat, entsteht schlechtes wetter; Hǫðr und Baldr bewohnen Hrópts sigtoptir; die söhne der beiden brüder bevölkern den himmel, — überall wird das unverständliche: 'wisst ihr weiter und was?' dem hörer zugeschleudert. Der zusammenhang scheint einen sinn zu fordern wie etwa: 'versteht ihr die geheimnisvolle bedeutung dessen, was ich berichte?', aber dies mit einiger wahrscheinlichkeit aus der zeile hinaus zu interpretieren ist unmöglich. Auch das ist zu beachten, dass die zeile auf die strophe, welche sie schliesst, nicht wie bei dem ersten dichter auf das folgende geht; das beweist, um éin beispiel zu wählen, str. 28. Wenn hier *vituð ér enn eða hvat* auf das folgende gienge, so wäre das tiefsinnige geheimnis, auf welches gedeutet wird, nicht die mystische benutzung von Óðins auge durch Mímir als trinkbecher, sondern die sehr prosaische tatsache, dass Óðinn der vǫlva ringe und zierate gab. Wenn aber die zeile auf das vorhergehende geht, so muss man schon mit Müllenhoff *enn* durch 'bisher', also durch das gegenteil von dem, was es bedeutet, übersetzen, um etwas herauszubekommen, was kein absoluter unsinn ist. Ich glaube zu dem schlusse berechtigt zu sein, dass das stef *Vituð ér enn eða hvat* einer nicht ganz verständnisvollen benutzung einer

alten verszeile als refrain durch den zweiten dichter seinen ursprung verdankt.

Die summe dieser erwägungen führt in bezug auf str. 30—33 zu dem schlusse, dass diese strophen dem jüngeren dichter angehören[1], und dass im alten gedichte str. 37 auf str. 26 folgte[2].

8. Strophen 1—2 und der titel des gedichtes.

Str. 1—2 sind wol die am schwersten verständlichen strophen des ganzen gedichtes. Fast jede zeile stellt uns vor ein rätsel. Weshalb heissen die hörer 1, 2 *helgar kindir?* Ist *Valfǫðr* (1, 5) vocativ und *vel* (z. 6) adverbium, oder ist *Valfǫður vél* eine umschreibung für poesie? Ist es Óðinn oder sind es die menschen, welche verlangen, dass die vǫlva erzählen soll? Ist *forn spjǫll fira* die erzählung früherer ereignisse oder das, was in der vorzeit der vǫlva mitgeteilt wurde? Welches sind die *níu heimar?* Was bedeutet *íviði* (2, 6)? Erinnert die vǫlva sich 2, 5—8 daran, dass, sowol die *níu heimar* wie die *'níu íviði'* und der *mjǫtviðr mærr* oder dass nur dieser sich *fyr mold neðan* befand, oder erinnert sie sich etwas gesehen zu haben, was noch jetzt unter der erde ist? Aus dem wortlaut lässt sich sehr verschiedenes herauslesen, und der zusammenhang gibt keine auskunft.

Ich glaube aber, dass es möglich ist, auch ohne auf alle diese fragen einzugehen, sich über das relative alter dieser strophen eine ziemlich richtige vorstellung zu bilden. Für unseren zweck kommen

1) Str. 32, 5—33, 4 die in *Baldrs draumar* fast wörtlich widerkehren, erklärt Müllenhoff für eine aus diesem gedichte stammende interpolation in der Vsp. Ich sehe keinen grund, dieses urteil zu acceptieren. Ein äusseres merkmal der unursprünglichkeit der strophe in Bdr. ist, dass die strophe 10 zeilen enthält. Damit verhält es sich folgendermassen. Der refrain, mit dem hier die vǫlva ihre antworten schliesst, lautet: *Nauðug sagðak, nú mun ek þegja.* Die antwort enthält dementsprechend jedesmal nur sechs zeilen. Aber an der hier in betracht kommenden stelle (str. 11), wurde eine ganze strophe aus der Vsp. mit geringen änderungen aufgenommen; indem nun derselbe refrain hinzugefügt wurde, entstand eine zehnzeilige strophe. — Ich muss in diesem zusammenhang darauf verzichten, näher auf Bdr. einzugehen.

2) Es lässt sich nicht leugnen, dass dieser abschnitt die ausführlichste zutat des zweiten dichters ist. Ihm gehört hier mit der einzigen ausnahme von str. 37, die älter, und 28. 29, die jünger sind, die ganze partie 19 (ursprünglich nach 26). 27—39 (weltbaum, walkyren, Baldr, Lokis bestrafung, hölle). Es lässt sich wol verstehen, dass er gerade diese stelle für die aufnahme eines längeren zusatzes wählte. Denn nach str. 26 war im alten gedichte ein wichtiger einschnitt. Bisher wurde von den früheren kriegen und den ihnen vorangehenden ereignissen erzählt; str. 37. 40 aber bieten, obgleich noch im präteritum, die beschreibung des jetzigen zustandes, die unmittelbar zu dem zukünftigen friedensbruch hinüberführt.

nämlich gerade solche stellen in betracht, über deren interpretation kein zweifel herrscht.

1. Dass der berühmte *mjǫtviðr* die esche Yggdrasill ist, lässt sich schwerlich leugnen. Wenn dies der fall ist, so können die beiden strophen nicht dem ersten dichter angehören, der die esche nirgends erwähnt. Und kaum auch dem zweiten, der später (str. 19 an der stelle vor 27) die esche einführt als einen baum, von dem noch nicht die rede gewesen ist.

2. Dass die strophen von der vergangenheit handeln, daran lässt sich nicht zweifeln. Die vǫlva wird die *forn spjǫll fira* erzählen *þau er fremst um man.* Die an sich nicht unmögliche auffassung von *fremst* als 'am weitesten in der zukunft' wird durch *forn* verboten, aber mehr noch durch den anfang der zweiten strophe: *ek man jǫtna ár of borna.* Sie weiss also von der vorzeit zu erzählen. Das ist nun ein unmöglicher eingang zu einem gedichte, dessen thema ausschliesslich zukünftige ereignisse sind, und das nur einzelne momente der vergangenheit als einleitung kurz erwähnt. Es verhält sich nämlich nicht so, dass das gedicht vergangenheit und zukunft umfasst, und dass die einleitenden strophen nur mit jener sich beschäftigen, denn von der ersten hälfte (bis str. 36) sind nur sechs (bis str. 23 nur drei) strophen alt. Also gehören str. 1—2 nicht dem alten gedichte an. Aber ebensowenig können sie das eigentum des zweiten dichters sein. Denn auch dieser war nicht bemüht, ein bild der vergangenheit zu geben. Er erzählt freilich Baldrs tod als etwas, was früher geschehen ist, aber der urzeit gehört dieses ereignis nicht an, und alle seine übrigen zusätze beziehen sich entweder auf die heute bestehende weltordnung oder auf die zukunft. Der erste, der tatsächlich die Vsp. zu einem vergangenheit und zukunft umfassenden gedichte umgearbeitet hat, ist der schöpfungsdichter; ohne die breite darstellung der schöpfung, welche str. 3—18 enthalten, haben str. 1. 2 keinen sinn. Wir müssen also schliessen: die beiden strophen sind nicht älter als die grossen interpolationen der anfangspartie; wenn keine wichtigen gründe dagegen reden, so gehören sie demselben dichter an; anderesfalls sind sie noch jünger. Ich glaube, dass das letztere anzunehmen ist. Der schöpfungsdichter geht sonst immer sehr unselbständig zu werke. Fast nichts von dem, was er aufnimmt, hat er selbst componiert, und was er componiert, ist zum grossen teil aus dem material der älteren strophen zusammengesetzt, aber stilistisch sehr einfach. Str. 1. 2 aber sind selbständige für das gedicht verfasste eingangsstrophen in einem sehr gesuchten skaldischen stile, der noch heute jeder exegese spottet. Auch ist das verhältnis zu str. 3 nichts weniger

als klar. Nach str. 2 verdankt die vǫlva ihre weisheit den riesen, welche sie erzogen haben. Wer sind diese riesen? Auch der schöpfungsdichter kennt sie nicht. Wenn str. 3, 2 *þars ekki var* richtig ist, so lebten damals auch keine riesen, und diese pflegeväter der vǫlva können dann von jener zeit nichts gewusst haben; liest man *þars Ymir bygði* und bezieht man *jǫtna* auf diesen urriesen, was soll dann der plural? Da die riesen *ár of born(ir)* genannt werden, wird der gedanke auf Ymir *(ár var alda)* hingelenkt, aber wenn der anklang einen hinweis bedeutet, so zeigt er doch nur, dass der dichter von str. 2 str. 3 missverstanden hat. Es verdient nebenbei beachtung, dass der schöpfungsdichter weder von den neun welten, noch von dem wachstum des *mjǫtviðr* etwas weiss.

Daraus, dass str. 1. 2 ein ganz junger zusatz sind, lassen sich einzelne schlüsse in bezug auf das alte gedicht und auf die überlieferung ziehen. Die erste strophe des alten gedichtes ist demnach str. 4, und es ergibt sich, dass das *áðr*, womit die strophe anhebt, und welches nach der überlieferung eine conjunction zu sein scheint, welche die verbindung mit str. 3 herstellt, tatsächlich als adverbium aufzufassen ist in der bedeutung 'einmal, früher'.

Ferner wird durch diesen umstand noch einmal bestätigt, wie jung die IV, 1 besprochene durchführung des pronomens *hon* ist. Denn noch ein zusatz, der jünger ist als die strophen des schöpfungsdichters, hat *ek*, was sich nur so erklären lässt, dass ihr dichter *ek* im gedichte vorfand. Das stimmt zu der dort gemachten beobachtung, dass die durchführung von *hon* z. t. auf dem einfluss von str. 21. 22, die nicht älter als die strophen des schöpfungsdichters sind, beruht.

Sehen wir nun weiter zu, so ist str. 2 die einzige, aus der mit bestimmtheit hervorgeht, dass die redende eine frau ist. Z. 3 heisst es *mik* aber z. 4 *fœdda*. Das führt zu der frage, inwiefern das gedicht denn überhaupt als die weissagung einer seherin aufzufassen ist. Ich glaube, dass man diese frage für das alte gedicht mit bestimmtheit verneinen muss. Denn nirgends wird eine vǫlva genannt. Die beiden stellen, an denen die redende person einigermassen hervortritt (48, 8 *vituð ér enn eða hvat* (s. IV, 7) und 59, 1 *sé ek upp koma ǫðru sinni jǫrð*), werden viel einfacher als expectorationen des dichters, denn als solche einer nirgends wahrzunehmenden vǫlva aufgefasst. Aber nicht allein ist das gedicht nicht die weissagung einer seherin, es ist überhaupt keine weissagung. Das geht aus dem durchaus epischen tone, der nur durch ein einmaliges *sé ek* bei der widerherstellung der weltordnung kaum unterbrochen wird, hervor. Der dichter hat einen bekannten stoff

episch gestaltet, er verkündet keine zukünftigen geheimnisse. Zu einer weissagung ist das gedicht erst durch den zweiten dichter geworden. Sein widerholtes *veit ek, sé ek, sá ek* zeigt, dass er dinge berichtet, welche seiner ansicht nach für andere verborgen waren. Dem entspricht der inhalt seiner zusätze: der mystische weltbaum, das geheimnis von Baldrs tod und seiner widerkunft, die genaue auskunft über die hölle und das jüngste gericht, sowie über die wohnung der seligen, um hier nur einzelnes herauszugreifen, sind sämtlich zeugnisse für die mystische weltanschauung dieses dichters. Aber dass er sein gedicht einer vqlva in den mund gelegt hat, wird durch nichts bewiesen, und so lange wir dieser gestalt in der überlieferung nicht begegnen, werden wir wol tun, auch nicht an sie zu glauben. Die person, die alles über die verborgenen welten und über die zukunft weiss, war niemand anders als der dichter selbst. Erst der verfasser der als str. 28, 1—8 überlieferten einleitung zu der jüngeren variante zu str. 27 hat eine frau und sogar eine weise frau redend eingeführt. Er nennt sie *hon* (z. 1) und lässt sie dem Óðinn gegenüber sich selbst *ek* nennen (z. 7). Aber dass er das ganze gedicht als eine *vqlu spá* sich gedacht habe, liesse sich schwer beweisen. Denn da die durchführung von *hon* jünger ist, so folgt daraus eher, dass dieser dichter entweder das verhältnis der im gedichte redenden person zu der frau, von der er in dieser strophe (28) erzählt, sich nicht klar vorgestellt hat, oder wenn er es getan hat, die beiden personen auseinander hielt. Für diesen 'dichter' war also auch noch der dichter der redende; nur das geheimnis von Óðins auge wurde durch eine weise frau, über die man nichts näheres erfährt, entdeckt. Dann folgen die interpolationen des schöpfungsdichters. Auch diese geben keinen grund ab zu der annahme, dass die auffassung des ganzen sich geändert hat. Sogar den weissagenden ton des zweiten dichters lässt dieser dichter fahren. Die schöpfungstaten der götter werden nacheinander ziemlich nüchtern erzählt; niemand bemerkt, dass neben dem dichter noch eine andere persönlichkeit das wort führt. Erst mit der aufnahme von str. 1. 2 ändert sich die auffassung. Die person, die hier redet und die auch der besitzer der weisheit des ganzen gedichtes zu sein behauptet, kann nicht der dichter sein; sie ist eine frau (*fœdda* z. 4), aber keine menschliche frau, sondern ein halb riesisches mit übernatürlichen gaben ausgerüstetes wesen. Von dem augenblick an, wo diese eingangsstrophen hinzugedichtet waren, kann zuerst von einer *vqlu spá* die rede sein. Doch wird der titel auch von diesem dichter nicht herrühren. Denn aus dem inhalt der beiden strophen geht hervor, dass er namentlich die beziehung des gedichtes auf die vergangen-

heit ins auge gefasst hat. Der nächste bearbeiter war der, welcher überall *hon* durchgeführt hat. Es wurde früher gezeigt, dass diese neuerung unter dem einfluss von str. 28 und von str. 22 zu stande gekommen ist. Dieser bearbeiter hat also nicht nur eine vǫlva als die quelle der weisheit des gedichtes aufgefasst, sondern auch geglaubt, dass der dichter von ihr in der dritten person redete. Nach seiner auffassung sagt also der dichter: 'dies und das weiss die vǫlva, hat die vǫlva gesehen, sieht die vǫlva im voraus', aber er teilt es mit. Der einfluss von str. 22 auf die durchführung des *hon* zeigt auch, dass dieser bearbeiter fälschlich die in der sehr jungen str. 22 genannte vǫlva mit der prophetin identificiert hat. Da nun jene vǫlva z. 3 *vǫlva velspáa* genannt wird, liegt es auf der hand, dass er aus dieser zeile den titel des gedichtes abstrahiert hat. Auf diese weise erklärt sich der auffällige anklang einer zeile einer jungen interpolation an den titel des gedichtes. Nicht der titel, sondern die interpolierte stelle ist das prius; der titel, der für das alte gedicht in keiner weise passt, ist sehr spät aus der missverstandenen zeile der interpolation abstrahiert worden.

9. Letzte bemerkungen über die schlusszeile.

Jetzt wird es uns auch möglich, über die letzte zeile des gedichtes uns ein urteil zu bilden. S. 316 wurde bemerkt, dass *nú mon hann søkkvaz*, wenn auf Níðhǫggr gedeutet, von unserem standpunkte verständlich ist, dass es aber kritisch richtiger ist, die handschriftliche lesart beizubehalten, falls auch diese einen sinn gibt. Infolge der IV, 1 gewonnenen erkenntnis, dass die *hon* der überlieferung für ältere *ek* eingetreten sind, konnte zwar auch hier *hon* nicht mehr für die älteste lesart angesehen werden, aber es ergab sich die möglichkeit, dass auch hier einmal *ek* gestanden habe. Die bedingung war die, dass die vǫlva die redende war; unter dieser voraussetzung konnte die frage aufgeworfen werden, ob diese vǫlva etwa eine ihrem grabe entstiegene zauberin sein könne, die am schluss ihrer weissagung widerum in das grab zurücksinkt, wie Detter und Heinzel die stelle verstanden haben. Wenn aber ursprünglich im gedichte gar keine vǫlva auftrat, und wenn auch der zweite dichter, obgleich er häufig in einem prophetischen ton redet, nirgends zu erkennen gibt, dass ein anderer als er selbst die von ihm mitgeteilten geheimnisse weiss, so kann er auch in dieser zeile nicht eine vǫlva aussagen lassen, dass sie in das grab, dem sie nicht entstiegen ist, zurücksinkt, und noch weniger kann die zeile auf den dichter selbst gedeutet werden. Also bleibt als einzige möglichkeit die sehr natürliche deutung auf Níðhǫggr übrig. Ein pronomen hat viel-

leicht ursprünglich nicht dagestanden; durch ein leicht erklärliches missverständnis drang dann unter dem einfluss der übrigen *hon*-stellen auch hier *hon* ein. Aber auch eine änderung von *hann* in *hon* lässt sich sogar als ein lesefehler verstehen. Ein besserer schluss für das zweite gedicht als das verschwinden des drachen mit seiner beute, lässt sich schwerlich denken.

V. Die sittlichen und religiösen anschauungen der beiden dichter.

Der charakteristik des ersten und des zweiten dichters wurde bereits ein capitel gewidmet. Es musste unvollendet bleiben, da das eigentum eines jeden erst teilweise bekannt war. Wir fanden später die dort gemachten beobachtungen über die unterschiede in ihrem stil und in ihren interessen nur bestätigt. Andere bemerkungen liessen sich hie und da hinzufügen. Auf eine ausführliche charakteristik, die mich nötigen würde, vieles schon einmal gesagte zu widerholen, verzichte ich aus diesem grunde. Aber einen punkt, in dem ein bedeutender unterschied zutage tritt, scheint es wünschenswert, nicht zu übergehen. Ich meine die beurteilung moralischer werte, welche mit den religiösen anschauungen der beiden dichter enge zusammenhängt.

Dogmatisch stehen sie scheinbar auf demselben boden, dem des heidentums. Aber ihre empfindung ist eine verschiedene. Ein echter heide ist allein der erste; der zweite lebt ganz im banne christlicher gefühlsweise. Ein kühler wind weht uns aus dem alten gedichte entgegen. Aber kein romantischer. Erhaben ist das gedicht, aber keineswegs durch seinen tiefsinn, sondern durch seine einfachheit und vorurteilslosigkeit. An gestaltungskraft übertrifft es alles, was die altnordische poesie je geleistet hat. Diese epische gestaltungskraft ist nicht zufällig; sie hängt damit zusammen, dass die ideale der eigenen zeit in diesen göttern verkörpert sind. Es sind idealisierte menschen des zehnten jahrhunderts, und ihre tugenden sind die tugenden jener menschen. Deshalb fällt es dem dichter nicht ein, zu moralisieren. Man hat sich darüber gewundert, dass ein dichter es lobt, dass die götter die riesen betrügen, und darin sogar einen grund gesucht, die treffliche str. 26 auszuscheiden[1]. Das heisst, an das gedicht einen durchaus fremden massstab anlegen. Handelt Þórr nicht, wie die besten der helden in den sagas tun, und wie die Hávamál vorschreiben, wenn er den feind betrügt, wie er dem freunde treue beweisen würde, wenn ihm der stoff des gedichtes dazu die gelegenheit böte? Darüber wundert sich also

1) Wilken, a. a. o. s. 478 fg.

der dichter nicht. Er betont freilich den eidbruch, aber nicht aus sittlicher entrüstung, sondern weil er folgenschwer ist. Denn dass derselbe gerächt wird, ist ebenso natürlich, als dass er geschieht, und wenn die götter mutig kämpfend untergehen, was gibt es dann zu tadeln? Wir haben den massstab für diese götter weder in einem urgermanischen schuldlosigkeitsideal, wie es die romantik träumt, noch in den Heilagra manna sǫgur zu suchen, sondern in ihren menschlichen vorbildern, einem Skarpheðinn Njálsson, einem Egill Skallagrímsson, freilich auch einem Gunnarr á Hlíðarenda. Ihre grossen tugenden sind kampfeslust und frohsinn bis zur letzten stunde[1].

Von ganz anderen anschauungen wird der zweite dichter beherrscht. Sein thema bleibt der untergang der götter, obgleich ihn auch das menschliche bewegt. Aber was für seinen vorgänger das geschick war, dem niemand entgeht, das der held jedoch nicht fürchtet, wird für ihn ein durch sittliche momente bestimmtes verhängnis. Diese betrachtungsweise ist nicht die altnordische, sondern die christliche. Es ist deshalb nicht auffällig, dass die motive, die er einführt, zum teil rein christliche sind, während die übrigen der mehrzahl nach zu denen gehören, deren christlicher ursprung von neueren forschern, namentlich von Bugge, vermutet und wahrscheinlich gemacht wurde. Rein christlich sind die vorstellungen vom jüngsten gerichte, die von der allgemeinen verschlechterung der menschheit, die höllenstrophen und die in diesem zusammenhange vorkommende strophe von dem gebundenen Loki, in dem man längst den gebundenen Lucifer erkannt hat. Christlichen ursprung, obgleich ins heidnische übertragen und mit heidnischen mythen verbunden, hat Bugge für die esche Yggdrasill und den Baldrmythus dargetan. Die erstere vorstellung wird für unsern dichter das bild der durch die göttliche fürsorge instand gehaltenen welt. Hier bleibt er bei dem naturbilde stehen; ein zusammenhang mit dem mythus von dem gehängten Óðinn besteht, soweit wir sehen können, für ihn nicht. In den Baldrstrophen ist die ermordung des unschuldigen das hauptmoment der erzählung. Wie sehr der dichter schuld und untergang verkettet, geht daraus hervor, dass er den unschuldigen gott in der neuen welt zurückkehren lässt. Weniger sicher erscheint der christliche ursprung des motives von der färbung des himmels, das er mit der im alten gedichte vorhandenen vorstellung vom sonnenwolfe verbindet. Die hähne bei Herjafǫðr und in Hels sälen sind auf grund der vorhergehenden

1) Wie sehr bei diesem dichter das kriegerische im vordergrund aller interessen steht, zeigt sich auch in der wahl des stoffes und der kürze, mit der er alles, was nicht zu seinem eigentlichen thema, dem letzten kampfe gehört, abmacht.

strophe hinzugedichtet, obgleich ersterer auch sonst bekannt ist. Die namen und die präcisierung der tätigkeit der nornen hängen mit südländischen, wenn auch nicht christlichen vorstellungen zusammen.

Die nahe verwandtschaft der mehrzahl dieser motive fällt sofort ins auge. Untereinander hängen sie durch ihre tendenz zusammen, aber ihre bedeutung für die dichtung, in der sie auftreten, ist nicht immer klar; bei einigen ist die einfügung gut gelungen, bei anderen, wie z. b. dem Yggdrasillmythus, ist die verbindung ziemlich locker geblieben. Im ganzen hat jedoch der dichter einen ziemlich verständlichen zusammenhang herzustellen gewusst. Aber éinen widerspruch konnte er nicht hinwegschaffen, nämlich den, dass ein friedfertiger dichter, dessen ideal die sanftmut ist, ein kriegerisches gedicht bearbeitet und die kriegerischen götter preist. Gemildert wird dieser widerspruch dadurch, dass der dichter kein fanatiker ist. Die bedeutung des alten gedichtes hat ihn tief ergriffen, und er hütet sich, es zu verstümmeln oder es durch ein schroffes hervorheben seines abweichenden sittlichen urteils zu verderben. Aber dass dieses urteil ein anderes war als das seines vorgängers, zeigt sich doch fast in jeder strophe. Daher die verschiedene stimmung, die verschiedene teile des wunderbaren gedichtes atmen, kriegesfroher stolz und ein weltentrücktes verlangen nach dem himmel.

VI. Die vollständigkeit der überlieferung.

Eine frage, die sich noch aufdrängt, ist die, ob bei der zwei- bis dreihundertjährigen mündlichen überlieferung und der durchgreifenden umarbeitung keine strophen oder verse des alten gedichtes verloren sind. Vollkommene sicherheit, dass alles bewahrt ist, wird natürlich nicht zu erreichen sein, aber wenn keine lücken nachweisbar sind, so muss man schon guter hoffnung sein. Es fällt nun auf, dass die als eigentum des alten dichters erkannten teile der Vsp. alle volle strophen bilden, denen mit ausnahme der beiden schlusszeilen der letzten strophe nicht eine einzige zeile fehlt. Und auch strophen von mehr als acht zeilen begegnen wir nicht. Wo im vorhergehenden einige eine strophe überfüllende zeilen ausgeschieden wurden, da war der umstand, dass sie die strophe überfüllten, kein einziges mal der hauptgrund zu ihrer ausscheidung; in den meisten fällen kam derselbe sogar nicht in betracht. Das ist für ein gedicht von 20 strophen, welches zu 66 erweitert worden ist, ein bedeutendes resultat, und ich glaube, dass es einen vorzug der hier mitgeteilten vor der Müllenhoffschen kritik, die jeden augenblick zu lücken ihre zuflucht nehmen muss, bezeichnet. Und wenn man dem

inhalt nachgeht, so drängt sich auch nirgends das gefühl auf, daß etwas notwendiges fehlt. Zwar liebt der dichter eine rasche darstellung, die zuweilen dem sprunghaften sich nähert, aber selbst an einer stelle wie str. 25, wo der grösste sprung gemacht wird, liegen doch die verschwiegenen ereignisse in dem, was mitgeteilt wird, angedeutet: die burg der asen ist zerstört, die göttin und die himmelskörper sind dem riesen gegeben; man kann verstehen, dass dafür eine gegengabe verlangt worden ist, und welche dies ist, geht aus str. 24 hervor. Doch wird man am ehesten an dieser stelle den verlust einer strophe vermuten. Alles übrige folgt auf natürliche weise aus dem vorhergehenden.

Wenn das alte gedicht ohne lücken überliefert ist, so beweist das zunächst, das der zweite dichter es geschont hat. Er hat eigene zutaten hinzugefügt, aber ausgeschieden hat er nichts. Doch würde das wenig helfen, wenn nicht auch die jüngeren bearbeiter mit schonung zu werke gegangen wären, und daraus lässt sich widerum schliessen, dass, sofern nicht varianten an die stelle älterer verse gesetzt worden sind, auch die zusätze des zweiten dichters ziemlich lückenfrei bewahrt sein werden. Auch diese vermutung wird durch den strophenbestand bestätigt; nur verdient es beachtung, dass dieser dichter nicht bloss ganze, sondern auch halbe strophen aufgenommen hat. Da der zusammenhang überall verständlich ist, wäre es eine reine willkürlichkeit, hier überall lücken anzunehmen. Ich zähle an ganzen strophen 15: str. 19. 20, 5—12. 27. 31—33. 35. 38. 39 (z. 5—6 sind ein anerkannter zusatz). 41. 45 (z. 5—8 ein zusatz). 49 (die später als stef verwendete strophe). 62, 1—4 + 63, 3—6. 64. 66; an halben strophen vier: str. 30, 1—4, 36. 47, 1—4. 65. Diese zahl genügt, um unser urteil über die formelle tätigkeit dieses dichters zu bestätigen.

Von dem variantendichter[1] lässt sich in dieser hinsicht weniger sagen. Zu str. 27 hat er eine variante gedichtet, die zwar sechszeilig überliefert, aber von Bugge zu einer ganzen strophe widerhergestellt ist. Die übrigen varianten, sowol die in beiden handschriften als die

1) Der übersichtlichkeit wegen fasse ich hier alle varianten zusammen und rede von einem 'variantendichter'. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, dass alle varianten die arbeit éines dichters sind. Im gegenteil hat unsere untersuchung ergeben, dass mehr als eine, vielleicht alle nur in H überlieferten varianten viel jünger sind. Aber für 28, 9—14 (zu 27) und 62, 5—8 (zu 63, 3—6) scheint die art der überlieferung die zusammengehörigkeit zu beweisen, und ihr relatives alter ist für die geschichte der überlieferung von wichtigkeit. Den dichter dieser stellen bezeichne ich im engeren sinne als den 'variantendichter'.

nur in H überlieferte str. 34 [H], variante zu 35, 1—4. str. 47, 5—8 [H], variante zu 53, 5—8[1]; str. 62, 5—8; variante zu 63, 3—6, und auch, wie es scheint, die in H erhaltene variante zu str. 56[2] haben alle dasselbe mass wie die durch sie variierte stelle.

An die variante zu str. 27 (28, 9—14) schliesst sich die rahmenerzählung, d. i. 28, 1—8, eine ganze strophe, deren schlusszeilen dem anfang der von ihr eingeleiteten strophe (28, 9—14) entlehnt sind, und 29, eine halbe strophe mit zwei möglicherweise jüngeren (vgl. IV, 1) übergangszeilen zu str. 30, wodurch eine sechszeilige strophe entsteht.

Weniger regelmässig sind die zusätze des schöpfungsdichters, aber die abweichungen von dem masse einer ganzen oder einer halben strophe sind doch erklärlich. Ganze strophen sind str. 3. 9 (die erste hälfte dem gedichte entnommen); 10. 12 (str. 13—16, das zweite und dritte dvergatal, sind vielleicht jünger; hier ist str. 13 zehnzeilig, aber leicht auf 8 zeilen zu reducieren); 17 (die erste hälfte eigene dichtung, s. cap. I); 18 (die zweite hälfte aus elementen der ersten); 22. 23 (2, 1—4 dem gedichte entnommen wie 9, 1—4); 30, 5—12, zusammen 9 strophen. Dazu kommen die zwei von ihm von neuem aufgenommenen strophen 19. 27 (vgl. oben s. 360). Vierzeilig sind 20, 1—4. 45, 7—10. 56, 5—8 (falls diese verse nicht eine variante zu z. 9—12 bilden, in welchem fall sie dem variantendichter angehören würden), also drei fälle. Mehr als achtzeilig sind str. 5 (z. 7. 8 oder 9. 10 können ein zusatz sein); 6 (z. 9. 10, weniger wahrscheinlich 7. 8, können jünger sein); 11 (eine zehnzeilige zwergenstrophe, welche um ein beliebiges zeilenpaar gekürzt werden kann); 21 (eine ursprünglich achtzeilige strophe, die bei ihrer aufnahme durch die widerholung zweier zeilen aus dem alten gedichte zehnzeilig gemacht wurde, und also wie str. 29 zu beurteilen ist). Es muss bemerkt werden, dass die regelmässige form der mehrzahl dieser strophen für die technik dieses dichters kein zeugnis ablegt, da diese strophen

1) Über 56, 5—8 s. unten.

2) In H stehen an der stelle von str. 55. 56 zwei strophen, von denen nur die erste einigermassen lesbar ist. Diese strophe ist die oben s. 305 besprochene variante zu str. 56. Von der folgenden strophe liest Bugge noch *munu halir al . . . . ydia,* d. i. str. 56, 7—8. Das bedeutet also, dass nicht die beiden strophen in H eine variante zu 55. 56 bilden, sondern dass str. 55 fehlt, und dass H nicht nur eine variante zu str. 56, sondern auch 56 selbst, und zwar die interpolierten z. 5—8 einbegriffen, enthält. Hier steht also widerum die variante vor der echten strophe (wie 62, 5—8). Das könnte dafür sprechen, dass sie ähnlich zu beurteilen sei. Sie wäre dann nicht ein lückenbüsser wie str. 34, sondern sie gehörte dem variantendichter. Wenn das richtig ist, dürfte R sie ausgelassen haben. Doch spricht vielleicht ihre schlechte composition dagegen.

fast alle fremdes gut sind; die verlängerung von str. 21 aber zeigt, dass er es mit der form nicht so genau nahm. Von lückenhafter überlieferung zeigt sich auch hier keine spur.

Endlich die jüngste schicht: str. 1—2, zwei regelmässige achtzeilige strophen.

VII. Alter und heimat.

Welchen gewinn ziehen wir für die altersbestimmung des gedichtes und seiner fassungen aus den vorstehenden untersuchungen? Wenn ungefähr alle christlichen elemente der Vsp. und fast keine andern éinem dichter angehören, so wird dieser dadurch der zeit der verkündigung des christentums näher gerückt als der bisher angenommene dichter des ganzen. Doch gehört auch das zweite gedicht noch entschieden der heidnischen zeit an. Die zeit des kampfes um die herrschaft zwischen zwei religionen eignet sich nicht zu einer so harmonischen verschmelzung der gegensätzlichen elemente, wie sie hier vorliegt. Das christentum zeigt die unduldsamkeit, welche es von jeher ausgezeichnet hat, auch im norden in hohem grade, wenn dieser zug auch später durch die nordische volksart einigermassen gemildert wurde. Der zweite dichter ist eher einer der vorläufer der christlichen prediger, die, obgleich von einzelnen gedanken ergriffen, dennoch dem heidentum treu waren; wie hätte er sonst das heidnische gedicht neu zu bearbeiten vermocht oder gewünscht? Seine christlichen motive lassen sich in zwei gruppen teilen. Zunächst durch christliche anschauungen umgebildete mythen, wie die von Baldrs tod und von der esche Yggdrasill. Diese hat er wol selbst nicht als christlich erkannt, und auch sie legen also zeugnis dafür ab, dass er ein heide war. Seine sympathie für diese erzählungen zeigt, daß es mehr die tiefe als die neuheit der lehren war, was ihn anzog. Hingegen sind die lehren von den höllenstrafen, von dem jüngsten gerichte, vielleicht auch von Baldrs widerkehr, — obgleich diese sich auch an anderen stellen schwach angedeutet findet, — kaum je ein teil der heidnischen eschatologie gewesen, und wenn unser dichter dieselben dem heidentum einimpft, so hat er wol mit bewusstsein aus einer fremden quelle geschöpft. Wenn dem so ist, so dürfte diese redaction um 970 entstanden sein.

Für die bestimmung des alters des ersten gedichtes liefert unsere untersuchung kaum einen neuen gesichtspunkt. Ich glaube aber nicht, dass man genötigt ist, sie viel höher hinaufzurücken als das zweite gedicht. Wenn str. 57 die bekannte Marcusstelle reflectiert, so wäre es wenigstens nicht geraten, dem gedichte ein höheres alter als ca. 950

zuzusprechen. Es liegt mir aber fern, hier auf diese schwierige frage näher einzugehen.

Wann die varianten (28, 9—14. 62, 5—8, und vielleicht auch andere, die, da die ursprünglichen stellen neben ihnen nicht erhalten sind, als solche nicht mehr zu erkennen sind) entstanden sind, lässt sich nicht entscheiden. Der terminus a quo ist das zweite gedicht, der terminus ad quem die folgende redaction. Dasselbe gilt für die rahmenerzählung zu 28, .9—14. Der schöpfungsdichter aber lebte ganz bestimmt in einem jüngeren zeitalter. Denn seine tätigkeit ist eine philologische. Er speculiert nicht über den stoff des gedichtes, sondern über das gedicht. Er bereichert éine redaction mit zusätzen aus einer anderen, und wo er selbst dichtet, ist nicht der schaffende, sondern der ordnende geist tätig[1]. Diese litterarische tätigkeit weist darauf hin, dass wir in dem zeitalter der schriftlichen aufzeichnung angelangt sind. Das wahrscheinlichste ist denn auch, dass der schöpfungsdichter nicht nur ein sammler, sondern auch ein schreiber war. Daraus folgt, dass die handschriften RH, die beide den text des schöpfungsdichters repräsentieren, auf eine gemeinsame schriftliche quelle zurückgehen. Die verwirrung in H spricht nicht dagegen; sie lässt sich auf mehr als éine weise erklären.

Was die heimat der beiden gedichte betrifft, bekenne ich mich zu der ansicht derer, welche die Vsp. für isländisch halten. Björn Ólsens gründe scheinen mir bisher nicht widerlegt zu sein. Die resultate unserer untersuchung bestätigen diese auffassung insofern, als es sich ergeben hat, dass mehreren stellen (im ersten gedichte str. 57, im zweiten str. 35. 47) die vorstellung vulkanischer erscheinungen zu grunde liegt. Es kommen für das alte gedicht noch hinzu str. 37. 51 mit Sindris geschlecht und Múspels leuten, die vom norden her über das meer kommen, und in der auf Island so häufigen und intensiven erscheinung des nordlichtes localisiert erscheinen. Über das zweite gedicht ist noch zu bemerken, dass die religiöse toleranz, die es auszeichnet, sich besser mit der weise, wie das christentum in Island, als wie es in Norwegen eingeführt wurde, verträgt.

1) Da wir wissen, dass er eine andere redaction der Vsp., deren inhalt uns sonst unbekannt ist, benutzt hat, kann man vermuten, dass ein teil der von ihm aufgenommenen schöpfungsstrophen aus dieser quelle stammt. Die von ihm benutzte abweichende redaction wäre dann ein interpolierter text gewesen. Etwas sicheres lässt sich aber über diesen text nicht ermitteln.

Anhang.

Chronologische darstellung der hauptfassungen des gedichtes.

I. Das erste und das zweite gedicht.[1]

1. Áðr[2] Burs synir — 4.
bjoðum of ypðu,
þeir es Miðgarð
mæran skópu,
sól skein sunnan
á salar steina;
þá vas grund gróin
grœnum lauki.

2. Hittusk æsir — 7.
á Iðavelli,
þeirs hǫrg ok hof
hátimbruðu;
afla lǫgðu,
auð smíðuðu,
tangir skópu
ok tól gørðu.

3. Tefldu í túni, — 8.
teitir váru
vas þeim vettugis
vant ór gulli,
unz þrjár kvámu
þursa meyjar
ámátkar mjǫk
ór Jǫtunheimum.

[4. Urð hétu eina — 20, 5—12.
aðra Verðandi,
— skáru á skíði, —
Skuld ena þriðju.
þær lǫg lǫgðu,
þær líf kuru
alda bǫrnum,
ørlǫg seggja.]

4. [5.] Fleygði Óðinn — 24.
ok í fólk of skaut,
þat vas folkvíg
fyrst í heimi.
Brotinn vas borðveggr
borgar ása;
knáttu Vanir vígská
vǫllu sporna.

5. [6.] Þá gengu regin ǫll — 25.
á røkstóla,
ginnheilug goð,
ok of þat gættusk,
hverr hefði lopt alt
lævi blandat
eða ætt jǫtuns
Óðs mey gefna.

6. [7.] Þórr einn þar vá — 26.
þrunginn móði:
— hann sjaldan sitr,
es hann[3] slíkt of fregn; —
á gengusk eiðar,
orð ok sœri,
mál ǫll meginleg,
es á meðal fóru.

1) Die zusätze des zweiten dichters stehen in eckigen klammern. Die zahlen sind die des alten gedichtes; die des zweiten gedichtes sind zwischen klammern in kleinerem druck hinzugefügt. Rechts vom texte stehen Bugges zahlen. Über die möglichkeit, dass einzelne dieser strophen jüngere varianten verlorener strophen sind, s. oben s. 363.

2) l. *ár*?

3) Das pronomen zu streichen liegt kein grund vor. Für die zweisilbige eingangssenkung vgl. z. b. z. 8. str. 13, 3.

[[8.] Ask veit ek standa, 19.
— heitir Yggdrasill, —
hár baðmr ausinn
hvíta auri;
þaðan koma dǫggvar,
þærs í dala falla;
stendr æ yfir grœnn
Urðar brunni.

[9.] Veit ek[1] Óðins 27.
auga folgit
undir heiðvǫnum
helgum baðmi;
á sé ek ausask
aurgum forsi
af veði Valfǫðrs.
Vituð (ér) enn eða hvat?

[10.] Sá ek valkyrjur 30.
vítt of komnar,
gørvar at ríða
til goðþjóðar.

[11.] Ek sá Baldri, 31.
blóðgum tívor,
Óðins barni,
ørlǫg folgin.
Stóð of vaxinn
vǫllum hæri
mjór ok mjǫk fagr
mistilteinn.

[12.] Varð af þeim meiði, 32.
es mær sýndisk,
harmflaug hættlig;
Hǫðr nam skjóta.
Baldrs bróðir vas
of borinn snemma;
sá nam Óðins sonr
einnætr vega.

[13.] Þó hann æva hendr 33.
né hǫfuð kembði,
áðr á bál of bar
Baldrs andskota.
En Frigg of grét
í Fensǫlum
vá Valhallar.
Vituð (ér) enn eða hvat?

[14.] Hapt sá ek liggja 35.
und hvera lundi,
lægjarns líki
Loka áþekkjan;
þar sitr Sigyn,
þeygi of sínum
ver vel glýjuð.
Vituð (ér) enn eða hvat?

[15.] Á fellr austan 36.
of eitrdala
sǫxum ok sverðum:
Slíðr heitir sú.]

7. [16.] Stóð[2] fyr norðan 37.
á Niðavǫllum
salr ór gulli
Sindra ættar;
en annarr stóð[2]
á Ókólni,
bjórsalr jǫtuns,
sás Brímir heitir.

1) Oder *Alt veit ek,* vgl. Bu. 28, 7.

2) Dass *stendr* zu lesen sei, was man auf grund des beschreibenden inhaltes vermuten könnte, ist nicht wahrscheinlich; vgl. str. 8, 1. 3 *sat, fæddi,* 9, 1 *sat.* In der beschreibung des feindlichen landes herrscht noch durchaus das präteritum.

[[17.] Sal sá ek standa 38.
sólu fjarri
Nástrǫndu á;
norðr horfa dyrr;
fellu eitrdropar
inn of ljóra;
sás undinn salr
orma hryggjum.

[18.] Sá ek þar[1] vaða
þunga strauma
menn meinsvara
ok morðvarga;
þar saug Níðhǫggr
nái framgengna;
sleit vargr vera.
Vituð (ér) enn eða hvat?]

8. [19.] Austr sat en aldna 40.
í Jarnviði
ok fœddi þar
Fenris kindir.
Verðr af þeim ǫllum
einna nǫkkur
tungls tjúgari
í trǫlls hami.

[[20.] Fyllisk fjǫrvi 41.
feigra manna;
rýðr ragna sjǫt
rauðum dreyra.
Svǫrt verða sólskín
of sumur eptir,
veðr ǫll válynd.
Vitud (ér) enn eða hvat?]

9. [21.] Sat þar á haugi 42.
ok sló hǫrpu
gýgjar hirðir
glaðr Eggþevar.

Gól of hánum
í gaglviði
fagrrauðr hani,
sás Fjalarr heitir.

[[22.] Gól of ásum 43.
Gullinkambi;
sá vekr hǫlða
at Herjafǫðrs;
en annarr gelr
fyr jǫrð neðan
sótrauðr hani
at sǫlum Heljar.

[23.] Brœðr munu berjask 45.
ok at bǫnum verðask;
munu systrungar
sifjum spilla.
hart es í heimi,
hórdómr mikill;
mun engi maðr
ǫðrum þyrma.]

10. [24.] Leika Míms synir, 46.
en mjǫtuðr kyndisk
at enu gamla
Gjallarhorni;
hátt blæss Heimdallr,—
horn es á lopti.
Mælir Óðinn
við Míms hǫfuð.

[[25.] Skelfr Yggdrasils 47,1—4.
askr standandi,
ymr et aldna tré,
en jǫtunn losnar.]

11. [26.] Hvats með ásum? 48.
Hvats með alfum?
Gnýr allr jǫtunheimr.
Æsir 'ro á þingi.

1) l. *þar sák.*

Stynja dvergar
fyr steindurum
veggbergs vísir.
Vituð (ér) enn eða hvat?

[[27.] Geyr nú Garmr mjqk 44.49.
fyr Gnípahelli; [54.58.
festr man slitna,
en freki renna.
Fjqlð veit ek frœða,
— fram sé ek lengra, —
umb ragna rqk
rqmm sigtíva.]

12. [28.] Hrymr ekr austan; 50.
hefisk lind fyrir.
Snýsk Jqrmungandr
í jqtunmóði.
ormr knýr unnir,
en ari hlakkar;
slítr nái neffqlr.
Naglfar losnar.

13. [29.] Kjóll ferr norðan; 51.
koma munu Múspels
of lqg lýðir,
en Loki stýrir;
fara fíflmegir
með freka allir;
þeim es bróðir
Býleipts í fqr.

14. [30.] Surtr ferr sunnan 52.
með sviga lævi;
skínn af sverði
sól valtíva.
Grjótbjqrg gnata,
en gífr hrata;
troða halir helveg,
en himinn klofnar.

15. [31.] Þá kemr Hlínar 53.
harmr annarr fram,
es Óðinn ferr
við ulf vega,
en bani Belja
bjartr at Surti;
þar man Friggjar
falla angan.

16. [32.] Þá kemr enn mikli 55.
mqgr Sigfqður
Víðarr vega
at valdýri.
Lætr megi hveðrungs
mundum standa
hjqr til hjarta.
Þás hefnt fqður.

17. [33.] Þá kemr enn mæri 56.
mqgr Hlóðynjar;
gengr Óðins sonr
við ulf vega[1].
Gengr fet níu
Fjqrgynjar burr
neppr frá naðri
níðs ókvíðnum.

18. [34.] Sól tér sortna; 57.
sígr fold í mar;
hverfa af himni
heiðar stjqrnur;
geisar eimi
við aldrnara;
leikr hár hiti
við himinn sjalfan.

19. [35.] Sé ek upp koma 59.
qðru sinni
jqrð ór ægi
iðjagrœna;

1) Das dreimal (str. 15. 16. 17) widerholte *vega* hat vielleicht seinen grund in einer umarbeitung und dürfte auf die rechnung des variantendichters zu schreiben sein. Doch ist das kein grund, die zu str. 17 in H überlieferte variante für ursprünglich anzusehen (s. 305).

falla forsar;
flýgr ǫrn yfir,
sás á fjalli
fiska veiðir.

20. [36.] Finnask æsir 60.
á Iðavilli
ok of moldþinur
máttkan dœma,
ok minnask þar
á megindóma
ok á Fimbultýs
fornar rúnar.

21. [37.] Þar munu eptir 61.
undrsamligar
gullnar tǫflur
í grasi finnask,
þærs í árdaga
áttar hǫfðu

. . . . .

. . . . .

[38.] Munu ósanir 62,1—4.
akrar vaxa;
bǫls man (alls) batna;
Baldr man koma;
ok burir byggja 63,3—6.
brœðra tveggja
vindheim víðan.
Vituð (ér) enn eða hvat?

[39.] Þá kemr enn ríki 65.
at regindómi
ǫflugr ofan,
sás ǫllu ræðr.

[40.] Sal sé ek standa 64.
sólu fegra,
gulli þakþan,
á Gimlée.
Þar skulu dyggvar
dróttir byggja
ok of aldrdaga
ynðis njóta.

[41.] Þar kemr enn dimmi 66.
dreki fljúgandi,
naðr fránn neðan
frá Niðafjǫllum.
Berr sér í fjǫðrum
— flýgr vǫll yfir —
Níðhǫggr nái;
nú man (hann) søkkvask.]

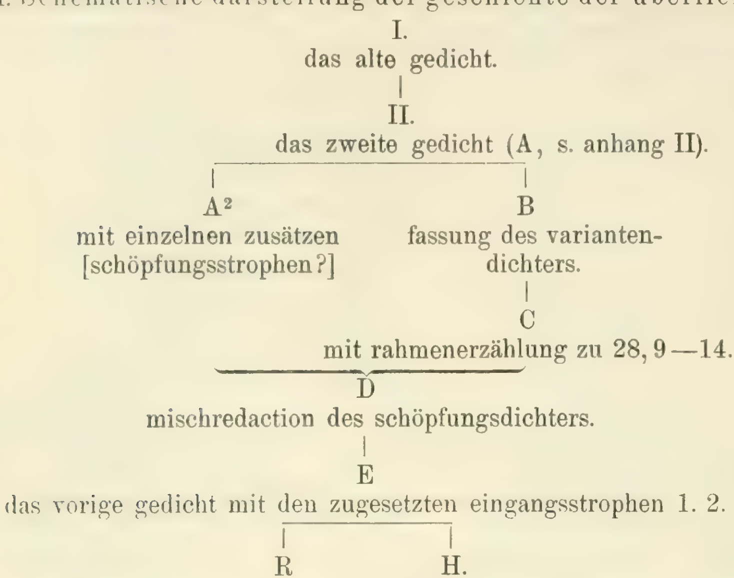
II. Die weitere entwicklung des ersten abschnittes der mittelpartie (str. 8—10 des zweiten gedichtes).

A. Ursprüngliche fassung (vom zweiten dichter)	B. Fassung des varianten-dichters	C.	D. Fassung des schöpfu[ngs]dichters.
[8.] Ask veit ek standa, – heitir Yggdrasill, – hár baðmr, ausinn hvíta auri; þaðan koma dǫggvar, þærs í dala falla; stendr æ yfir grœnn Urðar brunni.	wird entfernt.		wird an ande[rer] stelle (vor str. aus A. wider a[uf] genommen.

A. prüngliche fassung m zweiten dichter)	B. Fassung des varianten- dichters	C.	D. Fassung des schöpfungs- dichters
		Erweiterte [9α]: a) Ein sat hon úti, þás enn aldni kom Yggjungr ása ok í auga leit. 'Hvers fregnið mik? Hví freistið mín? Alt veit ek Óðinn! hvar þú auga falt.'	Beide fassungen [9] und erweiterte [9α] werden nacheinander aufgenommen.
eit ek¹ Óðins ga folgit dir heiðvǫnum gum baðmi; ó ek ausask gum forsi veði Valfǫðrs. uð (ér) enn eða hvat?	[9α.] Veit ek¹ Óðins auga folgit í enum mæra Mímis brunni; drekkr mjǫð Mímir morgin hverjan af veði Valfǫðrs Vitud (ér) enn eða hvat?	b) (z. 1–2 werden entfernt). wie B.	Erstere strophe aus A. In [9], 1–2 die änderung: Óðins auga] Heimdalar hljóð.
		c) Valði henni Herfǫðr hringa ok men; fekk spjǫll spaklig ok spá ganda. Sá hon vítt ok of vítt of verǫld hverja.	
Sá ek valkyrjur of komnar, var at ríða goðþjóðar.	wie A.	wie B.	wie C. Fügt hinzu das valkyrjatal: Skuld helt skildi usw.

1) S. s. 365, anm. 1.

III. Schematische darstellung der geschichte der überlieferung.



Das verhältnis von R und H zu den in der Sn. E. mitgeteilten strophen ist hier nicht in betracht gezogen. Aber diese gehen wie RH auf E zurück.

Inhalt.

AMSTERDAM. R. C. BOER.

AUS DEUTSCHEN HANDSCHRIFTEN DER KÖNIGLICHEN BIBLIOTHEK ZU BRÜSSEL.

III.

5. Nr. 14 711—12 (1963). Pap. XV. jh. 47 bll. kl. quarto (18,8 × 13,9). Rote initiale und überschrift, rot durchstrichene grosse buchstaben. Lagen von 10 bll. mit vorder- und hintercustode, welch letztere der 4. lage fehlt. Moderner gelber pappdeckeleinband, auf dessen innenseite eine buchplatte: Ex Bibliotheca Renessiana nr. 19.

1. Blatt 1—44ᵃ. Lectiones scm̄ evangelia et sermones (omelia) btī Johīs epī, Origines, Augustini etc. super eas *(vgl. Catalogue des MSS III (1903) p. 215).*

Anfang: In illo tpe cum appinquassent in irlmis et venissent Betphagie ad mōtē oliveti tūc ihs misit duos ex dis˜. Omelia btī Johīs epī de eadem lcōē Puto ipā res exigit . . . . .

2. Gevatter tod.

Bl. 44ᵇ. Überschrift: De morte ipuisa[1].

No horet eyn glichnisse nyt vor wair
Eyn frauwe eyns nachtz eyn kint gebar
Dat was gedaufft / nv hatte der man
Eyne*n* gast behalden den rieff er an
Dat er des kindes patte wůrde
Und hulffe yme von der sorgen burde —
46ᵇ. Owe der herden rechenůnge
Die beyde der alde vnd auch der junge
haben můß .E. dan mit leide
Die siele sich von dem libe scheide
By dem bleuen ich kurze frist
Geyn dem daz vmmer ewig ist. Explicit.

Darauf bl. 47ᵃ noch folgende schreiberverse:

Ach zijt, ach zijt, ach edele zijt,
Wie snel bis du mir intru*n*nen!
Ach zijt, was seelden an dir lyt
Das han ich nv recht besůnnen!
In zijt zijtlich sůnde bescrijt,
Zijtlich der dugent begu*n*nen,
Machet hee [= ê] vil der schulden quijt
Und her na geit fraude int wu*n*ne*n*.

1) *Infolge nachträglichen beschneidens des oberen randes haben einzelne buchstaben gelitten.*

In diser zijt des vil geschijt
Mit vro vrien willes rade,
Das nach der zijt wyrt seer gescrijt:
So ist is dan vil zů spade.

Das gleichnis vom 'Gevatter Tod' steht bekanntlich in Hugo von Trimbergs Renner (R), Bamberger ausgabe 1833, v. 23666—23795, ohne dass er der verfasser zu sein braucht. Eine im einzelnen nicht unerheblich abweichende fassung, die mir übrigens vom original am weitesten abzustehen scheint, hat G. Schmidt in dieser Zeitschr. 12, 144 nach einer Halberstädter hs. (H) abgedruckt. Unser text, der auf mfr. gebiet weist, stimmt im allgemeinen näher zu R als zu H, doch finden sich auch jenem gegenüber folgende z. t. nicht unwichtige varianten: z. 3 = H; 5 patte; *9—11* sijt ir | daz ich vch vorbaz alle zijt meer | baß wan ander lude bekennen (:nennen); *17 = H; 21—23 = H; 24* bedarbe (*H* erber, *R* frölich); *25* er dannen fůr; *28* do wart er sich nach eyme syden | kam .. *(man beachte die interpunktion nach* sich); *30 = H; 32 = H; 33* .... gelofte die ir dait mir; *35—37 = H; 40 = H; 45* swer *st.* swinde; *46* vch der boden; *48* .. rimpende wart...; *49—50 = H; 54* der sielen vúrbaß gewalden; *56 = H; 59* vor:dor; *63 fg. = H; 66 = H; 70* scakmeyer (!) / vedeler / trūpeneer; *71 = H; der reim* kúnden : súnden *glossiert durch* kúndigen : sūdigen; *73—75* .... mach dat dießen van den oren | komen vor den herhornen | mit den die sielen...; *76* deer lijf nv vůl ist; *79 = H; 80* .... ich ride | ich ge; *82* durch minen oren scelle....; *84 fg. = H;* zenen *st.* dentes; *86* ... vns sollen intwenen; *90 = H; 92* e dan der adem vns zurinne; *93* Die swere beine; *95 = H; 96* ... aber komen drin; *100* wispel; *101* Beginnen rimpen...; *102 = H; 103 fg. = H;* von dag zu dagen : sagen; *105* leben alle die; *106* hette... mit her; *107 = H; 108* ... eyn tweren helmes; *109* ... nyt me leben; *111 = H; 114 = H; 116 = H; 120* bilche von pinen; *123 = H; 124* vur den helle ruden; *129* bij dem bliuen ich.

6. II. 115. Bruchstücke von mnl. und deutschen hss. des XIII. bis XIV. jh.; auf papierbll. aufgezogen.

Für uns kommen in betracht:

a) Reste zweier pergamentbll.: 10,7 × 13,6 und 11,1 × 13,5, schrift des XIV. jh., ohne jeden schmuck. Die bll. waren, worauf schon die auf der innenseite arg verriebene schrift weist, früher einmal zu einbandzwecken benutzt worden.

Predigtbruchstücke.

Bl. I. Vorderseite: wir gotes tempel sin. daz seit vns sancte paulus. Er sprichet uwer lib ist eyn tempel des lebenden gotes. wante wir nu gotes tempel sin. so sule

wir gezerit sin mit eyner gůlden crone. Sancte Johannes sach eyne vrouwe die hatte die sůnne tzeyme cleyde. vnde die maninne tzeyme schemele[1]. vnde was gecronet mit tzwelf lichten sternen. Er sprichet ouch. ich sach eyn tzeychen an deme himele daz waz wnder groz vnde was eyn vrouwe. Diz muge wir beteichenen an vnser vrouwen. die hatte wol die sůnne tzeyme cleyde. do si die ewige sůnne entfeinck. got vnde sie eyne*n* sůn gemeyne hatten. Sie hatte oůch die mani*n*ne tzeyme schemele. daz waz die bose werlt die hatte si gar versmahet. Sie was oůch gecronet. vnde ist hůte gecronet in hemelriche mit tzwelf sůnder . . . .

Rückseite: da[z] ist die genade die vnser here in deme heiligen gebete *[leerer raum für ein wort]*. Der mane daz ist die bose werelt. die sal der mensche gar versmahen. Also sancte paulus sprichet. Mir ist al die werlt zeyme miste *[rest dieser und die folgenden 7 zeilen bis auf ein paar einzelbuchstaben unleserlich, da die schrift ganz verrieben ist]* . . . . toh mynne hat der gewinnet sehs sunderliche vrouden vnde gezirde an deme libe vnde sehs an der sele. Alsus sol die sele gecronet sin. die gotes tempel ist. wir sulen ouch gezeret sin mit gulden schilten alse der tempel. Also sprichet dauid[2]. Domine ut scuto. O here du hast mich gecronet . . .

Bl. II. Vorderseite: dich wisliche vnde bescheydenliche halten. So sprichet der wissage dauid. Mensche wafene dich mit der vrochte gotes. wan die vrochte erbere ist vnde sicher. vnde heltet dich daz dů nicht valles in die bekorunge. Daz sage ich dir sicherliche daz dich gotes vrochte behutet vor den sunden. Nů sprichet. iob[3]. Die vorchte ist deme lutteren golde gelich. daz da gereynet wirt in der essche. deme gelichet[4] die vorchte nicht alme golde. Er sprichet sie si gelich deme golde von arabia daz ist edelre dan eynich gold. vnde i[st] lutter vnde bleych. deme golde ist die vorchte gelich. alse sprichet der wissage[5]. ob ir entschlafent tzwischen tzweyn gelůcken so sulent ir han duben vederen vber silbert vnde uffe deme rucke (?)[6] sulent ir . . . . *[eine zeile unleserlich[7]]* mirket daz er sprichet ob ir entslafen sit *(rückseite)* tzwischen der werelte gelucke vnde deme[8] hemelschen gelůcke. wan er hait noch *[leer gelassener raum für ein wort]*. Nu sprichet der wissage. daz wir sůlen haben důben vederen vber silbert. Bi den důben vederen is vns beteyche*n*t dugende want mit důgenden můz der mensche tzu hemelriche vlegen. Nů sprichet er sie sůlen sin vber silbert. Bi deme silbere ist beteychent de kiuscheyt vnde mit der rechten kůscheheyt sůlen wir alle vnse tůgende vber silbere. Nů sprichet er ẘrbaz wir sulen owch sin vber guldet vffe deme rucke mit lůterme golde. da bi is vns beteychent daz wir alle vnser werch. vnde alle vnse arbeyt sůlen vbergůlden mit deme edelen golde. daz ist de eydele minne die alle(r) vnse were vberguld[et][9] vur gode. Dis golt is gelich deme golde von arabia daz da lutter vn̄ *(darauf spuren einer abgeschnittenen zeile)*.

1) *Dazu am rande mit verweisungszeichen* vozt, *d. h.* vozschemele.

2) *Ps. 5, 13.*

3) *Ps. 28, 17.*

4) *darnach* alle *ausgestrichen.*

5) *Ps. 67, 14.*

6) *In der hs. undeutlich, aber aus der entsprechenden stelle auf der rückseite (unten) zu folgern.*

7) *Es wird gestanden haben:* vberguldet sin mit lůterme golde.

8) *Über der zeile ergänzt.*

9) *Loch im pergament.*

Die sprache dieser bruchstücke, um deren nähere bestimmung ich ich mich vergebens bemüht habe, weist nach Mitteldeutschland. Auffällig ist das dreimal auftretende unverschobene t *in* beteichenen *gegenüber* tzeichen; *da es nur und immer in diesem worte auftritt, kann man es nicht wol als eine unvollkommene bezeichnung der fast ausschliesslich durch* tz *widergegebenen affricata halten, aber nd. einfluss aus der vorlage anzunehmen, der nur in diesem einen worte sich verrate, bleibt auch misslich.*

b) Ein an den rändern beschnittenes pergamentblatt 22,7×16,5, das wie die vorhergehenden, zum einband gedient hat. Tiefschwarze tinte, sehr schöne und klare schriftzüge des XIV. jh.; rote initialen und rote überschriften, 25 zeilen auf jeder seite.

Bruchstücke einer md. abschrift des Sachsenspiegels.

Die hs gehörte augenscheinlich zur 2. textklasse (vgl. Homeyer, 3. ausgabe (1861) s. 32 fgg.). Das erhaltene fragment aber umfasst die artikel 59 § 1 (unvollständig) — 61 § 4 des I. buches, doch in der ordnung 59 § 1 – 60 § 2, dann 61 § 2—4, endlich 60 § 3—61 § 1, was zugleich mit dem worte greve *st.* richtere *59 § 2 die einreihung in eine bestimmte gruppe ermöglicht, deren einzelne vertreter Homeyer in den anmerkungen zusammenstellt.*

Es wird genügen, anfang und schluss der seiten mitzuteilen: 1a (59 § 1) oder uf einen schepfenbaren vrien man ungerichte [kla]get. des nemac der richter nicht gerichten wen zu rechter dinstat (!) unde under kuniges banne.

von kůniges banne *(rot).*

Bi kuniges banne nemuz niman dingen er nihabe den ban uon dem kunige untfangen. Swer den ban eines entfet. er ne darf in anderswerde nicht entfan. op der kunig stirbet. Binnen einer uogetie nemac nehein kuniges ban gesin. sunder ein. Swer bi kuniges banne dinget. d' den ban nicht entfangen hat. der sal wetten sine zungen. —

(60 § 2) Daz d' richt' vorsprech'e gebē sule *(rot).*

Der richter sal zu vorsprechen geben swen men aller erst bitet. vnde neheinen ande'n. er newerde *(1b)* des ledic mit rechte.

von vorsprechene ane missetat *(rot).*

Vorspreche nemac niman geweigeren zu wes[en]e binnen dem gerichte da er wonehaft ist. od' gut inne hat. oder da er recht vorderet. ane uffe sinen mag. unde uffe sinen herren. unde uffe sinen man op ime die clage an sinen lip. oder an sinen gesunt od' an sin recht get —

(61 § 1, s. oben). Nehein cleger darf burgen setzen e die clage getaget wird. Swer neheinen burgen haben mac. da er ouch nehein erbe enhat. den sal die vrone gewalt behalden. op er vmbe ungerichte claget. oder die clage uf in get.

7. II, 143. Pap. XV. jh. (1476). Bll. 45. gr. 8⁰ (21×14,1). Rote initialen, rote überschriften und rot durchstrichene grosse anfangsbuchstaben der abgesetzt geschriebenen verse. Einspaltig, zwischen senk-

rechten linien, zu 27—29 zeilen auf der seite, durchaus von éiner hand geschrieben. Ursprünglich 4 lagen zu je 12 bll.; jetzt hat die 4. nur noch 10. Wasserzeichen: kreuz auf einem gestelle. Moderner brauner ledereinband mit goldschnitt. — Zur geschichte: Die Hs stammt aus der sammlung des bekannten Serrure (verkauft 1873, nr. 3238); dieser selbst aber erwarb sie nach dem 'Catalogue of Books etc. of T. Rodd, London 1840, p. 52' für 14 sh. von diesem englischen antiquar, worauf auch eine bleistiftnotiz 'N. 18 Rodd 1840' auf der modernen vordercustode der hs deutet. — C. Borchling, a. a. o. s. 272.

I. Dorotheen-passion.

Litteratur: Vogt und Jellinghaus im Grundriss II^2 s. 295 § 59^4 und s. 367 § 1^{14}; Wagners Archiv I, 322 fgg.; Borchling a. a. o. s. 202; Diemers bruchstücke WSB XI s. 43 fgg. 798—809, (vgl. Anz. f. k. d. d. vorzeit (1853) sp. 54) die erneute aufmerksamkeit schon wegen ihrer anklänge[1] *an den eingang des Parzival verdienten; ferner ein deutsches Dorotheenspiel, neuerdings mit hinweis auf ein lateinisches und einen meistergesang veröffentlicht von Schachner in dieser Zeitschr. 35, 157 fgg.; endlich sei noch erwähnt: (exemplar auf dem British museum)* ein schön new Geistlich Lied | von S. Dorothea, *gedruckt zu* Nurnberg durch Valentin Fuhrmann *o. j.:* Es was ein Gottsförchtiges | Und Christlichs Jungfrewlein | Gotts Wort vnnd den Catechismum | Hat sie gelernet fein.

Der dichter unserer passion, an dem[2] *höchstens die schlichtheit seiner diction zu loben wäre, folgt gleich dem der Schadeschen passion (Ged. v. Nrh. 3 fgg.), oder dem verfasser des spiels der erzählung in der Legenda Aurea (L). Die wichtigsten abweichungen von seiner quelle, die z. t. nicht unerheblich sind, habe ich unter dem text angeführt. — Die reime* grod : not *3* : dot *110*; uth : brud *350*; underlat : stat *43*; ghelate : zate *368*; weren *(indicativ)* : keren *206*; alleyne : vlende *246*; tzartlik : dik *(pron. dativ) 248*; aldus : us *(pron.) 288*; nycht : iammerlich *326*; er *(pron. dativ)* : her *376*; is : ghewis *422, 534 (dagegen* ist : Crist *164*; *vgl. Tümpel, Nd. studien s. 105 f.)*; gheseen : reen *418 u. a. beweisen hinlänglich die nd. heimat der passion. Von diesen würde nach Tümpel s. 96 der reim* aldus : us *gegen Westfalen, das fehlen des überganges von* o : a *(s. 22 fg.) gegen den norden und*

1) *V. 17 fg.* Vnde heben vns an die blanken | mit reinen gedanken *P. I, 1, 13 fg.; das elsterngleichnis spiegelt sich wider in den v. 7—9* Der werlde zagel, buch vnde snabel *(die welt also als vogel gedacht)* recht alsam ein schachzabel | Gewizet vnde geswerzet ist.

2) *Von seiner ungeschicklichkeit als dichter zeugen die immer widerkehrenden reimbindungen mit* dar *und* al openbar, *nicht minder die schwerfällige ausdrucksweise in den vv. 240—43; 320 fg.*

osten des gebietes zeugen. Es käme demnach der landstrich Oberweser — Mittelelbe in betracht. Für diese localisierung spräche der dat. des pronomens dik : tzartlik (dy : my *380, 386 beweisen nichts*), *Tümpel s. 77 fgg. und das schwanken von* -et *und* -en *in der 1. 3. pers. plur.* maghet : claghet *428,* beswert : beghert *416 neben* scheyden : gheleyden *(conj.) 540 (Tümpel s. 118). Auch die* e-*formen des personalpronom. vgl.* er : her *376,* van eyn (= in) : gheseen *508 widersprechen dem nicht, denn sie sind bis in die 2. hälfte des 14. jh. — und viel später braucht man sich die dichtung wol nicht abgefasst zu denken — daselbst zu belegen (Tümpel s. 92); im versinnern kennt der dem späten 15. jh. angehörige schreiber, der m. e. derselben gegend entstammt, nur die* o-*formen. Notiert sei noch der reim* horde : kerde *(l.* karde*) 96, 268, vgl. PBB 7 s. 61 § 37; endlich die flexions- und ableitungsreime* susteren : Calixten *256,* leuènt : viènt *74.*

Ich lasse nun den text der passion folgen, wobei ich bemerke, dass die abkürzungen aufgelöst, moderne interpunction eingeführt und eigene ergänzungen in eckigen klammern gegeben wurden.

Bl. 1ª. Hir beghinnet sek sunte Dorotheen passie an *(rot).* De gy schullet vor stan.

In der scrifft hebbe ik vor nome*n*
Wo de cristene loue is up gekomen.
De cristene loue is stark vnd grod,
God de helpe den syne*n* uth aller not!
5 **D**e romeschen keyser wor se mochten,
Den cristen louen se an vochten,
Dar de cristene lude wu*n*den
De se venghen snel und bunden
Und de tho dode brachten.
10 **W**at pyne se bedachten
De mosten se liden in allen leden.
Se scholden jo de affgode anbeden.
Aldus quemen [se] to dem dode
Mit orem duren blode,
15 Des is on worden to lone
Van gode unsem here*n* de ewige crone.
Des si cristo loff und ere
Nu und ewichliken und jum*m*ermere!

Uns betughet wal de hilge scrifft,
20 Dat is war und neyn ghedicht,
Wo dat tho rome ey*n* man were
De hadde grot gud und grote ere,
Theodorus was he ghenant,
An dogheden was he wal bekant.
25 Syn vrauwe heyt Theodora,
In dogheden volgede se cristo na.
Se hadde ok twe dochter dar,
In allen dogheden weren se clar:

1 I *rote initiale und so alle fett gedruckten anfangsbuchstaben.* 1—4 *eingangsworte des dichters.* 5—19 *breite ausführung des satzes der quelle (L):* illis temporibus viguit persecutio christianorum in terra Romanorum. 8 *vgl. Margarethen Pass. Nd. jhb. 19, 141 v. 28 fg.* 9 *auslassung des subjects, vgl. Ztschr. 35, 145 fgg.; s. auch v. 52. 94.* 23 Theodorus *und* Theodora *(25) diese namensform im Menologium Virginum d. F. Lahier, Lille 1645 und im Schadischen text, Ged. v. Nrh. 15 fgg.; L hat* Dorus *und* Thea, *das spiel* Dorotheus *und* Theodora; *vgl. Schachner a. a. o., s. 175.*

De eyne heyt Cristo.
30 Und de ander Calixto.
De sulue man Theodorus
Dorch Cristum begaff he syn hus.
He was rechtverdich und gud,
Tho gode kerde he al synen mūd.
35 De stat to rome vorleyt he drade,
De affgode he vorsmade,
Beyde acker und wingharden
Daran se sik nycht mer enkarden,
Borghe, arue und rikedom
40 Vor leten se alle u*m*me dat ewige lon
Und quemen in eyn ander lant:
Capadocia was dat ghenant.
Dar wonden se in eyner stat
Und deden gud ane underlat.
45 God on de derden dochter gaff,
Dar wil wi nu spreken aff.
Ok to der seluen tyd
. . . .
De bischop heyt Apolonius
Deme kynde gaff he den namen aldus:
(2a) 50 Van moder und uan vader
Satte he den namen to ghader,
Und heten dat kynt Dorothea:
In godes namen doffte*n* se od darna.
Den cristen louen lerte dat kynt
55 Dat wart hillich, so lese wy, synt.
Alse de rose in dem dauwe
So schone was de edele joncfrauwe.
So rechte schone an orem liue
Was se bouen allen reynen wiuen
60 Dat an alle*m* deme rike
Nicht so schone was or ghelike.
Salich was se gheborn,
God hadde se sulven uterkoren,
Van undogede was se vrij,
65 De hilge geyst was or bij.
De schrifft uns saget wal,
Der godes gnade was se vol.
In godes vrede und tucht
So was de reyne, kusche vrucht.
70 An dogheden se sek ouede,
De duvel sik sere bedrouede
Und hatede ore kuscheyt
De dar was gode bereyt,
Und or vil hilghe leuent
75 Dat wolde or nemen de vient,
Wente he is van quader gunst.
Des quam he myt syner kunst
Und sande myt groten smerten
Vele leue in des herten
80 De dar was weldich ouer dat lant,
Fabricius was he ghenant.
An groter leue wart he entbrant,
Do ome de maget wart bekant.
He wart an leue sere ghewunt,
85 He enkonde nycht werden ghesunt.
Ome enworde de schone juncfrauwe,
So mochte syn herte hebben rauwen.
Und mochte se ome werden
Tho der ee up dussen erden,
90 He begherde nycht in dussem leuen.
Hir u*m*me sande he boden und breue:
Offte se ome wolde nomen to ma*n*ne,
He wolde se voren van danne
Und louede ore grote ere und schat,
95 Effte se wolde don dat.

Do de edele juncfrauwe dit horde,
Myt nichte se sick daran kerde.
Se vorsmade allen rikedom
Umme dat ewige lon.
100 Or herte was so reyne,
Se dende gode alleyne.
Dyt leyt se ome alle vorstan
Dat se syne vrunschop nicht wolde han.

29 in den anderen deutschen passionen bei Schade (S) und Wegener, Drei mnd. gedichte, s. 8 (W) wird gegen L der abfall der schwestern vom glauben schon hier berichtet; vgl. auch spiel s. 174. 190. *43 Hs.* se in dar in stat; *L S W nennen die stadt:* Caesarea; *spiel:* in eyne stat, dez keyser gebit *(s. 174).* *44 Hs.* gode. *48* Apolonius] *der name des bischofs erscheint nur noch in Diemers bruchstück als* Apollinaris. *56 dieses bild nicht in L.* *66* wol : vol; *zu* vol (*neben* vul) *PBB 7, 44*[6]. *79 l.* herte. *90 Hs.* in dusser leue. *96—103 sind L, besonders aber S und W gegenüber farblos.*

Do Fabricius dusse rede vornam,
105 Van torne leyt he [se] vor sik stan.
(3a) Uppe dat ik korte myne wort,
So wil ik ju berichten vort:
Me nam dar de juncfrauwen fyn,
Clare alse der sunnen schyn,
110 Und warp se in eyne panne*n* grod,
Dar scholde se lyden den bitteren dot.
Olingk ghoyt me dar up se heyt,
Grod vur was dar bereyt.
Aldus sad de edele maghed in der pine.
115 God dede dar grote wunner schine:
Dat vur vorlos dar sine macht
Dat quam alle van godes krafft.
Van godes loue was se lut,
Dorothea, de edele godes brut,
120 Und nicht enbrande or dat vur.
Do was Fabricius unghehur,
Dat se quam uth der pyne
In also lechteme, claren schine,
Recht also se were ghesaluet dar
125 Van dem hy*m*melschen dauwe clar.
Do dat teken aldar
De heyden seghen al openbar,
Tho dem louen do se traden,
De affgode se vorsmaden:
130 Godes loff dat wart dar bereyt
Dat was Fabricius van herten leyt.
He meynde dat queme van gokellye
Dat die Juncfrauwe also vrye
(5b) Ute der pyne were ghekomen.
135 Des scholde se nomen nenen vromen.
In eynen kerkener led [he] se scluten,
Den led he vaste besmeden enbuten.
Neghen daghe sad se darinne,
Dorothea, de godes vrundinne,
140 Ane spise und ane drangk,
Up dat se worde krangk.
De hilghen engele dar to or quemen
Denstliken se orer war nemen,
Van dem hy*m*mele wart se ghespiset
145 Alse uns de hilge scrifft bewiset.
Do de neghen daghe weren vorghan,
Do moste se vor gherichte stan.
Alle volk vorwunderte sek
Der edelen Juncfrauwen suuerlik,
150 Wo se mochte so schone syn
Al ane spise und ane win.
Nener spise hadde se ghenoten,
De gnade godes was al or up ghesloten.
Do sprack der richter Fabricius
155 Tho Dorotheen, der edelen maghet, aldus:
Du schalt anbeden de gode myn
Eder du moyst liden grote pyn.
Me schal dy sclan so ia*m*merliken,
So lidestu pyn so bitterliken.
160 De juncfrauwe stunt dar so eyn lam
Dat dar manigk den wulven were bevan
Und sprak myd so sachtem mode:
Me schal deynen alleyne eyne*m* gode
Und godes sone Jhesum crist,
165 Wente he de rechte warheyt ist
Und so nicht de affgode dyn
De dar bose gheiste syn,
Wente de se eren und loven
Vor war de werden vorloren.
170 Do Fabricius des landes eyn here
Van der juncfrauwe*n* horde dusse mere,
Do heyt he dar sinen knechten
Eyne sule vil snel up rychten.
He settede dar up eynen affgod.
175 Der juncfrauwen gaff he dat bod
Dat se den affgod scholde eren
Und sik snel van Cristo keren

109 auch dieses bild scheint eigentum des dichters zu sein. *115* schine *mit epithet.* e *(Lübben, Nd. gr. § 18) für* dede .... schin. *117 Hs.* kam *124fg.* ac si balsamo ungeretur *L: aber die episode ist breiter erzählt als in L. oder selbst in S und W.* *133 Hs.* were also. *138* Neghen] = *W, L* novem, *S* seven. *160fg. Auch dieses bild scheint dem dichter zu gehören, vgl. Nd. jhb. a. a. o. s. 142 v. 54.* *166 nach* so *ein* sint *zu erg.?* *170—74 Der inhalt dieser verse wird in LSW erst nach dem gebet der heiligen (v. 191) kurz angedeutet.*

Und don deme affgode ere grod
Eder se moste steruen doyt.
180 Up de kne vil do dat maghetin
Und bad van Cristo de hulpe syn.
Ore oghen warp se up dar
An dem hymmel so rechte clar
Und voldede ore hande
185 Und bad gode dat he or hulpe sande.
Se bad on durch sines godes crafft
Dat he dar bewisede sine macht.
Se sprak: o god, myn here,
Ik loue dy nu und iu*m*mer mere.
190 Sunder ane dy is neyn god
(4b) Des helpe my nu uth aller nod.
Alse se dusse rede sprack,
De sule do also degher to brack,
De hilgen engele weren dar
195 (Dat seghen alle lude al openbar)
Und den affgod so vorstorden,
De sulen se alle degher thovorden
Also in der sunnen dat stoff.
Des repen de Cristen alle: goddloff!
200 In der lucht ghehort wart
Der duvel stempne al up der vart.
De riepen alle ouer lut:
O Dorothea, godes brut,
Du vorstorest uns so degher
205 Wy en komen hir nummer weder.
De heden de dar ghekomen weren
De wolden sik alle to Cristo keren,
Do se horden der bosen stempne
Und der bosen duvel gry*m*me.
210 Tho gode [se] sek do kerden
Und siner groten gnade gherden.
Do was vil ma*n*nich dusent dar
De entfenghen den louen al openbar.
Do leden se alle der marter pyn,
215 Des gaff on god den hy*m*mel schyn.
Do Dorothea aldus vor gherychte stunt,
Fabricius de douede also eyn hunt.
De leth de edelen maghet bynden
(5a) Beyde myt voten und myt henden.
220 By den voten leyt he se up han
Und leit se so bittere sere sclan
Mit eghels huden scharp und breyt,
Dar [men] oren licham meu[illegible] reyt.
Myt gheislen und mit besmen leyt he se sclan
225 De unbarmhertighe man.
Se scloghen de maghet so sere
Dat se nicht sclan mochten mere.
Do nemen se blase in ore hande(n),
Oren licham se dar mede branden.
230 Do was de edele maghet vil na dod,
Do nemen se see uth der nod.
In eynen kerkener men se dar sclod,
Or liff was van blode roid.
Aldus des morghens vro
235 Moste se auer vor gherichte do.
Do sse (!) vor dat volk quam,
Do stunt de maghet also eyn lam.
Se meynden alle se were ghewunt:
Do stunt se vor on al ghesunt.
240 De richter vorwunderde sik sere
Wor aff dat od were
Und wor aff dat od mochte wesen
Dat de maghet were ghenesen.
Me wuste nycht wo se ghenas,
245 Wente se so sere ghesclaghen was.
He sprak to or alleyne
(5b) Und beghunde or to vlende:
O schone juncfrauwe tzarlik
Kere noch weder dat rade ik dik.
250 Genoch bistu gheplaget,
Du schone, edele maget,

179 l. den doyt *vgl. Nd. jhb. 19, 145 v. 192* Edder du schalt steruen den doet. *186 l.* sine? *oder gen. durch anlehnung an den casus des nächststehenden nomens zu erklären? 198 L nur:* quod nec particula columnae inveniretur. *216 fg. nicht in L. 222 fg. L* uncis laceratur corpus eius. *224 in der hs. auf zwei zeilen verteilt:* Myt . . . . . besmen | Leyt . . . . *229* licham] *L* mamillas! *SW* borste. *230 L* semimortua; *S* was die reine vil nae doit; *W* . . . . . vil na ghestoruen doet. *237 vgl. 160.*

Vorbarme dy ouer dyn eyghen liff
Und make wedder unse gode neyne*n* kiff.
Alsus myt list[ig]en synnen
255 Kunde he io se nicht ouerwi*nn*en.
He sande se tho oren susteren,
Cristen und Calixten,
Offte se or kunden leren
Dat se sek van X*risto* wolde keren.
260 Ore suster de hadden cristen syn
Mer dorch der bitteren marter pyn
Weren se van dem louen treden
Und wolden de affgode anbeden.
Do Dorothea to oren susteren quam,
265 Alle twiuelunge se one benam,
De entfenghen weder de cristenheyt,
De ungheloue wart one leyt.
Tho Cristus se sik kerden,
Do se de suster horden.
270 Do Fabricius horde dusse dyngh.
Mit grotem torne he u*mm*e ghingk,
Dat se de suster hadde bekart.
Me leyt se nemen up der vart
Und leyt se to sammede bynden
275 Myt den rugghen hinden
(6ª) Und leyt maken eyn grod vur,
De sulve Fabricius ungehur
Dar leyt he se beyde warpen in,
Also rechte bose was sin syn.
280 Do mosten se vorbarnen dar,
De hilghen enghele nemen der zelen war.
Des vrauwede sik Dorothea
De stunt ok by deme vure na.

Do se ore suster hadde vorghesant
285 In des ewighen vaders lant,
Do sek de maghet des vrauwede,
Fabricius or do drauwede
Und sprak to or aldus:
Wo langhe wultu gheken us?
290 Du en willes Cristo aue stan,
Dyn houet late ik dy aff sclan.
Nycht langhe wil ik des lyden,
Du willest van Cristo schyden.
Hir u*mm*e holt myn ghebod
295 Und io noch anbede mynen god.
Do sprak de maghet vrolik:
Wat du wult dat lyde ik
Umme Cristo mynen leven heren,
Van ome wil ik my nummer keren,
300 He is brudegham und myn god,
Nycht wil ik laten syn ghebod.
(Wente he ys myn god und myn here,
Nu*mm*er en wil ik my van om keren).
Wente in syneme paradise
305 Wil ik bruken der edelen, soten spise;
(6ᵇ) Wente der rosen und der appel vrucht
Wart dar up myn houet gedrucht.
Frauwe ik my ewichliken dar.
Dat seghe ik iu nu openbar.

310 **D**o Fabricius horde dusse mere,
He wart gri*mm*ych also ey*n* bere,
Dat noch drauwen noch vleen
Se nycht konde van dem louen teyn.
Do bod he sinen knechten
315 Dat se scholden besmen vlechten
Und legghen se up eynen volghen
Und sclan se myt besseme*n* und myt koluen
Und tho sclan or antlat also ser
Dat id werde alto male seer,
320 So dat we se seghe mere
Dat he meynde se utzettich were.
So sclogen se de maget mortgirghen,
Or antlat so suuerlighen

252—55 sind L gegenüber zusatz des dichters. *276 l.* vure : ungehure. *279—86 finden keine entsprechung in L.* *292 fg. l.* beyden : scheyden, *worauf auch der gen.* des *deutet.* *300 l.* is myn? *302 fg. dürften schreiberzusatz sein.* *304—08 L* in cuius horto deliciae *(v. 304)* et rosas cum pomis colligam et laetabor . . . .; *es ist schwer einzusehen, wie diese völlig klare stelle in L (vgl. auch SW) zu den unsinnigen vv. 306 fg. geführt haben kann.* *316* volghen] *ist* volen *zu lesen als übersetzung eines lat.* equuleus, *das in L bei der zweiten marter der heiligen erscheint?* *322 l.* mortgirliken.

Dat se nicht sclan mochten meir,
325 So we de maghet sach so heer
Dat he [se] mochte erkenne[n] nycht.
O we! dat was so ia*m*merlich.
Und do id was al untworn,
Do moste se weder in den torn.
330 De hilgen engele quemen al dar.
Or antlat was sunt und clar,
Van aller pine wart [se] ghelost:
Cristus de was dar or trost.
Des anderen daghes also wol
335 Moste se auer vor den richterstol.
(7a) Do wart se al [sunt?] dar ghevunden
Van aller pine wart se ghebunden.

Fabricius, de bose man,
De wart dar nycht beweg*en* van,
340 Wente de barmherticheyt stunt ome aff.
Dat ordel dar he suluen do ghaff
Dat me der edelen, kuschen juncfrauwen
Or houet scholde aff hauwen.
Do dat ordel was ghegheven,
345 Do enmoste se nycht lengk leven.
De sulve richter, also quad,
De heyt se bringhen uter stad.
Me toch se beide hyn und her
Recht ifft se mysdedich weer.
350 Aldus ghinck se to der porten uth,
Dorothea, de edele godes brud,
To des dodes bitterheyt,
De grode vraude was or bereyt.
Do beteghende or eyn scriuer dar,
355 Vil drade so wart he orer war.
Der kunst[e] was ome vele bekant,
Theophilus was he ghenant.
He beghunde se to schimpen,
Dorotheam de edele godes kempen,
360 Und beghunde se to spotten dar,
De edelen maget, fyn und clar.
He sprack: Dorothea, wor gheistu?
Wor is dyn brodegam nu,
Destu dy so sere hest beromet
(7b) 365 Der dar Jhesus is ghenomet?

De edele maghet en vrochtede nycht
Und myt vroliken angesicht
Und myt eynem froliken ghelate
Se sprack ok myt guder zate:
370 Ik gha to dem bomgarden,
Dar ik my wille inne warden
Mines brodegames also here.
Dar inne bliue ik iummer mere,
Dar mach ik breken rosen,
375 Beide appel und sutelosen.

Do sprack Theophilus to er:
Sende uns ok der rosen wat her
Und ok der appele vrucht so clar
De du sprekest se wassen dar.
380 Do sprak Dorothea: nu loues my,
Nu se, Theophilus, ik louet dy:
Isset dat du des werdich bist,
Ek se dy in korster vrist.
Van mynes brodegha*m*men hant
385 De warheyt wart dy drade bekant.
Und dat sy ok jo eyn teken dy:
Wan du de rosen entfanghest van my,
Tho deme louen du komen moyst,
Van heydenscher dwelinghe du warst ghelost.
390 Und dar so mustu liden pyn
U*m*me de*n* cristen namen: dat moyt syn.

324 l. mere : here. *330 fg. Ohne entsprechung in L.* *337 l.* untbunden. *338—49 Diese ganze stelle ist viel ausführlicher erzählt als in L (oder SW).* *348 l.* here (*mit epithet.* e) : were. *354—391 Die darstellung ist hier viel reicher ausgefallen als in L, wo es nur heisst:* et dum extra muros ducitur videns eam Theophilus protonotarius regni quasi illusorie rosas de viridario sponsi sui petens sibi mitti: quod illa promisit; *auch SW stehen hier zurück.* *358—61 Ein gutes beispiel für die auch sonst (z. b v. 182. 350 fg.) vorkommende stilistische eigentümlichkeit, dass eine person oder sache zunächst durch ein pron. oder pron. adv. eingeführt und erst später mit namen genannt wird.*

Do moste de iuncfrauwe vorbat gan
Dar me or scholde dat hovet aff sclan,
(8a) Or edele hovet, so billich.
395 Des ys se iummer salich.
Dar vel se up dat ertrike
Und bad gode so innichliken
Vor alle de dar dachte*n* an or pyn
Dat god on dede hulpe schin
400 Und se [lose?] van aller drovicheyt,
Syn ewige trost sy on bereyt.
De scrifft uns ok dat leret:
We se des daghes (ok) gherne eret
Und begheret oren trost
405 Van hovet sunden wart he lost,
Van valschem richte und armode
Wart he lost myt orme gode,
Und ok u*m*me willen der edelen juncfrauwen
So krighet de mynsche ware ruwe
410 Und deyt lutter sine bycht
Van aller schult de ome ane licht.
Wan ome dat leuent schal ave ghan
De licham Cristi wart ome dan,
Des wart he nicht berovet
415 Ghensliken we dat louet.
Ok frauwen de dar sin myt eyner bort beswert
Und orer hulpe dar to begheret
De werdet snel ghelost
Und van der bort gelost.
420 Auer spreket de scrifft also:
In welkem hus (sy) or belde io
Ghemalet effte gescreuen is,
(8b) Des so schal me syn ghewis,
Dat schande, dwelinghe noch mord
425 Wart snelle van dem huse vort.
Ok de snelle, gaye doyt
Mach dar nycht scaden affte yennick noyd.
Wan wy eret de reynen maghet
Und unsen kummer or claghet
430 Und unsen ku*m*mer so ma*n*nich:
Des werde wy alle ewich.

Do dyt bed was alle dan
Und men or dat hovet scholde aff sclan,
Do wart ok also vort
435 De godlike stempne ghehort.
De sprak: nu kum my*n* leyff, my*n* schone.
Dy is bereyt de ewighe crone.
Nu kum, myn edele brud myn,
Wes du biddest dat schal io syn.
440 So we dar betrachtet dat lident dyn,
Godes hulpe schal ome wesen schyn
God de wil one losen
Van alme quaden und bosen.
Aldus de werde godes brud
445 Streckede oren hals uth,
Vrolich iffte se lachede
Des sclages se dar wachtede.
Do wart dar eyn [kint] gheseen,
Schone, clar und w[a]s so reen,
450 Myt purperen und boldeken clar
(9a) Was od ghecledet al openbar.
Sine cledere schenen so verne
Recht so de morghen sterne
Ghelik deme edelen gholde clar,
455 Dat saghet uns de scrifft vor war.
Aldus myt crusen haren
So quam de engel aldar ghevaren.

402—31 gehören in L zum gebet Dorotheens; dass sie trotz v. 402 und 420 auch unser dichter so fasst, zeigt v. 432. *418 l.* getrost. *421 fg. Dieser zug nicht in L (oder SW); vgl. die Margareten passion (Schade a. a. o. s. 70 fgg.), wo v. 385* dat boich der passien *diese rolle spielt; ferner Nd. jhb. 19, s. 136; seit etwa dem 14. jh. dienen auch die vom 'himmel gefallenen briefe' diesem löblichen zweck. 425 l.* Vart. *430 l.* unse smerten? *die ursache dieses fehlers liegt auf der hand. 431* ewich] *l.* salich? *438 l.* du edele. *440—43 gehen wider über L hinaus. 448—67 In der äusseren erscheinung des engels fehlt das* discalceatus *von L* (S barvuz an den voizen sin). *dagegen ist der inhalt von v. 460, ferner vv. 464—67 selbständige erweiterung.*

Syn antlat scheyn so kyntlik,
Syn wort de weren so wislik,
460 God hadde one selven uth gesant.
He droch ok an siner hant
Eynen korff myt appelen und rosekyn
Ghyngk he tho der edelen juncfrauwen fin.
He sprack myt hovescher tucht:
465 O edele juncfrauwe untfa dusse vrucht
De dyn brodegam Jhesu Crist
By my sendet so lustlik.

Dorothea sprak do:
Ik bidde dy, here myn, also
470 Dat du se bringhest Theophilo
Und sprekest ok to ome also,
Dat he de ghaue gudliken entfa
De sendet ome Dorothea
— An so schoner wise
475 Uthe deme ewighen paradise
So heuestu [se] my ghebracht
Myne leue brodegham hefft my bedacht —
(9b) Tho ome sprick ok myt sote,
Myt ghensliker ghemote,
480 Dat he varen late dusse ydelheyt
Und volge na der ewigen warheyt
Und love nu an Jhesum Crist
De dusser ghaue eyn ghever ist.
Na dussen al vorwerd
485 De maghet neghede sek under dat swert
Und oren hals se streckede dar
Also wyt und also clar.
Eynen sclach se dar entfenk
Or gheist dar mede to cristo ghink.

490 Do sad Theophilus und screff
Tho Fabricius hus eynen breff,
Do quam dyt kynt geghanghen
Myt boldeken wal behanghen
Und trat dar hen he Theophilu*m* vant
495 Und droch den korff in siner hant
Myd den appelen und rosen.
He konde so wisliken kosen.

Do Theophilus dyt teken sach
Dar godes wunder teken lach —
500 Und alle ok de waren dar
De vrochteden dat kynt also clar,
De verwunderden sek also sere
Ouer des kindes wise mere.
(10a) Dat teken was gar wunderlik,
505 Dat kynt was behechlik.
Also ifft od verteyn iar olt were,
So rechte wislik weren sine mere.
De rosen eynen roke gheven va*n* eyn,
So we se mochte an gheseen,
510 He were sek offte gesunt
Up der stede vrislike stunt.
Suchtich, utzettesch we dar was
Van den rosen he dar genas.

Do Theophilus dyt wunder sach
515 Den breff de dar vor eme lach
Den let he vallen neder.
Tho synne quam he vil drade wedder.
He hoff up sine hande,
Cristum do he erkande.
520 Vil lude rep he do sere
Dat Cristus war god were.
Dar na untfenk he de cristenheyt,
De unghelove wart do ome leyt.

462 myt — rosekyn *fasse ich ἀπὸ κοινοῦ.* *469—83 in L nur:* obsecro te, domine, mihi feras eas Theophilo scribae *(nur wenig ausführlicher in SW).* *484—89 L fügt das datum der passion hinzu; es steht später in SW.* *490 bis 522 weichen stark von L (SW) ab:* Theophilus autem stans in palatio praesidis et ecce puer apparuit circa eum et sustulit eum in partem dicens 'has rosas cum pomis mittit tibi soror mea Dorothea de paradiso sponsi sui *(oben vv. 471—77).* puer vero disparuit. tunc Theophilus prorupit in voces *(oben v. 520)* laudando et glorificando christum deum Dorotheae qui mense Februario dum magna frigora terram cogebant nec aliquid virgultum frondibus vestitur, rosas et poma quibus vult mittere potens est: cuius nomen sit benedictum'. *499 l.* wunder ghave? *522—29 L gegenüber gekürzt.*

Dat volk do he lerde
525 Und dat lant ok he bekerde:
Des wart he van leden to leden
In allen stucken gar to sneden.
Des ys ome gheven to lonen
In dem hy*m*mele de martir crone.
530 Aldus hebbe ik na myner macht
Dusse passien vullenbracht
(10b) Ok van mynen synnen cleyne.
Wy bidden de edelen maget reyne,
Wente wy dat weten also wis
535 Dat se by gode weldich is,
Dat god io in dussem elende
Unsen ku*m*mer mote wenden
Und gheve uns vrede in dusser tyt
Und make uns aller sunden quit.
540 Wan wy van hunnen scheyden,
De hilghen engele uns gheleyden
Und voren uns denne in dat rike
Dar god sulven in is ewichliken.
Nu und iummer mere
545 So sy ome loff und ere
Und Marien, der kuschen moder fyn,
Wente se ys unser aller trosteryn
Des wil wy loven orer twier namen:
So spreket nu all(ent) Amen.

II. 11a. Passio b*e*ate Katerine *(rot).*

Ek auer nu wil heuen an
Van sunte Katerinen wat ik kan,
Wo ey*n* rike konnyngh was
Alse ik an der scrifft las *usw.*

Das stück, das sich als Katherinen-passion ausgibt, enthält mehr, als diese überschrift verspricht. Tatsächlich umfasst es zwei ursprünglich getrennte und auch sicher nicht von demselben verfasser herrührende stücke, die wol nur der schreiber der hs. höchst oberflächlich und ungeschickt durch vier dazwischen geschobene verse miteinander verschweisst hat, falls er nicht selbst der dichter des ersten ist. Der erste teil bl. 11a—20a bringt die geburt, bekehrung (vermählung mit dem Jesuskinde) und das gottgefällige leben der jungfrau, während auf die marter nur am schluss in einer zeile hingedeutet wird: Und se wart dar na vmme gheplaget[1]. *Der verfasser, so weit sich aus den reimen*[2] *schliessen lässt, ein Niederdeutscher, erzählt in nichts weniger als geschickter oder poetischer weise nach des Petri Dorlandi*[3] .... de nativitate, conversione et vita..... beatissimae virginis Katherine .... non inelegans Libellus (Lovanii 1513), *freilich nicht ohne abweichungen, von denen hier neben der starken kürzung des*

1) *Hier schliesst sich die oben erwähnte überleitung an:* Do de keyser maxentius | Sprack to or aldus | Van watte slechte dat se were | Eder we dar were or here; *dem interpolator schweben augenscheinlich die worte des kaisers in der lat. passio gelegentlich der 2. unterredung mit der jungfrau vor:* Nomen, inquiens, tuum, puella aut genus .... penitus ignoro *(Knust, Geschichte d. legend. d. hl. Katharina von Alexandrien 1890, s. 245).*

2) *Vgl.* grod : nod, wisheyt : enweit, grot : dot, nemen : ghebleuen; (or = *hd.* ir) : vor; gren (*von* grinen) : bescheyn *usw.*

3) *D. lebte von 1454—1507: vgl. Elckerlyk, hsg. von H. Logemann p. XXI fgg.*

letzten capitels (de vita ... S. Katherine) *nur die auslassung der rolle, die die mutter der heiligen gelegentlich ihrer bekehrung bei Dorlandus spielt, erwähnt sei. Diese eigentümlichkeit teilt unsere bearbeitung übrigens mit einer mnl. prosalegende* van sinte Katherinen gheboerte, *die auf bl.* 250^a—251^b *der Additional-hs. 18, 162, XV. jh. des British museums steht (vgl. R. Priebsch, Deutsche hss. in England 2, s. 172 nr. 195).*

Man vergleiche:

Brüssler hs. 16^a:	*Additional MS. 18, 162 fol.* 251^a:
De vader van der werlde trat, Horet wo ik lese vorbat. Eyn twidracht sik begunde An deme ende des landes bestunde De se scholde vlien Up dat me ouer see nycht scholde scrien. Se nam myt sick eyne grote schar Alse wy lesen openbar, Juncfrauwen, heren und vruwen Alle sworen und ore ghetruwen Ridder und ok de knechte De or konden helpen to rechte. Dyt leyt god dar ūme upstan Dat se scholde an den rechtē louē ghan Dorch eynen wolt io se scholde, Dar god or wunderteken be wisē wolde *usw.*	Eñ doe die vader doot was so regyerde haer dese maget katherina also wiselic als dat si ouer alle dat lant van grieken wert ghehetē een meysterisse . . . . Daer na geuielt dat si wt treckē most om noetsaken haers lants mit een deel haers gesyns. Doe sie onder wegē waren so vermysten si den wech bi sconē daghe mer het was die wille goeds ende si verdwaelden indē bosschen. Eñ dese ioncfrou katherina die hadde by haer .x. magedē eñ .xii. vrouwē. eñ .xij. ridders.

Bei Dorlandus dagegen f. 4^b: illo defuncto cum matre regina ipsa (Catherina) regni gubernacula tractans et si non cupiebat praestolabatur tamen qui sibi dignus haberetur. *Darauf ein ausführlicher bericht, wie K. von freiern bestürmt wird und mutter und freunde ihr ohne erfolg zur vermählung raten. Endlich:* porro mater virginis cū esset ut dixi christiana: videns immobile pectus suae natae | uno dierum sano mota consilio: adduxit eam ad cellam viri anachorite etc. *Und hier ist es auch die mutter, die den einsiedler mit dem entschluss der tochter bekannt macht.*

Wir wenden uns zur eigentlichen Katherinen-passion. Sie beginnt, an den ersten teil unmittelbar anschliessend (s. oben) und ohne durch eine initiale ausgezeichnet zu sein. Bl. 20^a:

Do Maxencius keyser wart Al uppe der sulven vart Tho Alexandrien [he] in quam, Dar he de groten walt nam, Dar ome und den synen Anghest an lach und pyne Van starker orliuge not. Ouer alle dat rike he ghebod:	Also leff se hedden or liff — Beyde man und wiff — Dat se sochten sinen hoff Und gheuen sinen godden ere und loff Mit oppere und mit ghebeden. Also alle men alwege plegen, Wente se des nicht laten dorsten Vor deme starken, weldigen vorsten.

Dar bewisede he on myd gheboden
Wat se scholden offeren oren goden.
He was seluer alder eddelst
Dar ūme so offerde he alder erst
Drittich und hundert stere.
Dyt ne dede he nů so schere,
De vorsten weren albereyt,
Eȳ itlik na syner richeyt.
De offerden leuendighe ossen
Wit und veit, wol bewossen.
De riddere de dar waren
Vul komen to oren iaren
Dat se mochten voren wapen
De offerden leuendige schape.
Nu de(n) echten lude(n)
De offerden de leuendigen duuen,
De weddewen und de wesen
De brachten sparlinge und meysen;
Eyn idlik na syner mate:
Dat en dorste nemant laten. —

Schluss 45 b:

Eya, nu help myt diner vriste
Uns armen sunderen
Wante wy dy gherne eren
Dat wy dyner gheneten moten
Und unse missedayt also boten
Dat wy uns sines namen
Vor sineme richte nicht ne schamen.
De aller hilgen is eyn here
Deme sy rum, loff und ere
Van der warlde samen
Nu und ewichliken. amen.

(rot) Anno dnī dusent verthundert ses und seuentich Invocauit ꝛc. *Darunter gekritzelt:* Anno dnī dusent sesshvndert die .... marten aldorf ..... *(Rest unleserlich).*

Der text der passion schliesst sich, wenngleich nicht ohne manche abweichungen (die bedeutendste ist wol der wegfall des zweiten gespräches des kaisers mit Katharina), an die von Varnhagen, Zur geschichte der leg. d. K. v. Alexandrien s. 3 sogenannte Vulgata (MS Caligula A. VIII, Knust, a. a. o. s. 221 fgg.), gewinnt aber dadurch höheres interesse, dass er jene deutsche bearbeitung der legende repräsentiert, von der bis jetzt nur zwei wenig umfangreiche md. bruchstücke zu Hannover und Wolfenbüttel bekannt geworden sind, die P. Zimmermann im 25. bd. der Germania s. 198 fgg. abgedruckt hat.

Zum beweis folgende probe:

Brüsseler hs. bl. 23 b (Rede der Katharina):	*Wolfenbüttler fragment 1a (a. a. o. s. 201).*
[Dat is vele und dicke gescheyn	. . . .
Dat eyn stark weder beghunde vpsten	. . . . uf zien
Vnd god dat vorbliuen dede	vnde ir got bliuē tet
Dorch guder lude bede	durch guter lůte bet.
Des mach des mynschen tvnghe ghewalden	daz mach des menschen zunge gewalden
Der sik an god wil halden.	der sich an got wil gehalden.
Maxencius de sprak do	Maxencius der sprac do
Der Juncfrauwen myd liste tho	der maget mit listen zo:
My dunket an mynem synne wal	mich dunket an dime sinne wale
Ok meldet dyt dynes sulues jares tal	ouch meldet dich dines selves zale:
Heddestu van dynen kyntliken jaren	hettes du uon dinen ersten jaren
Myt den mesteren de myt vns waren	mit den meistern, de mit vns warn,
Tho vnsen boken gheseten	zo vnsen bůchen gesezen,
Sek endorste neman weder dy vormeten	sich ne torste nemant wider dich vermezen
usw.	*usw.*

Doch ich kann es bei dieser kurzen probe bewenden lassen und brauche auch nicht auf die frage nach der sprache und entstehungszeit der ursprünglichen fassung einzugehen, da dr. J. Steppat die herstellung einer kritischen ausgabe der passion übernommen hat.

(Fortsetzung folgt).

LONDON. R. PRIEBSCH.

MISCELLEN.

Eine alte verdeutschung lateinischer sprichwörter.

Nachtrag.

Aufmerksam gemacht durch gewisse auffälligkeiten des in Ztschr. 36, 128 fgg. gebrachten textes, verglich ich mit meiner ersten vorlage (1517) die ausgabe von 1516[1]. Dabei stellte es sich heraus, dass in dem sammelbande mit der edition von 1517 mehrere blätter fehlten. Die liste der sprüche ist deshalb ohne meine schuld unvollständig. Die fehlenden folgen hiermit. Hinter: „Veritatis simplex oratio“ heisst es weiter:

Tunica pallio propior — pfaydt ist naher den der rock.

Omnes sibi melius esse malunt quam alteri — ich bin mir mer treü schuldig dan ainem andern.

Procul a Iove atque fulmine — es ist böß kerßen mit herren essen.

Non cuivis homini contingit adire Corinthum — wir mögen nit all rych oder gelert sein.

Fenestram aperire, ansam quaerere — ursach nemen oder suchen.

Quem lupo commisisti — hast den wolf über die schaff gesetzt.

Nullam hodie lineam duxi, nulla dies absque linea — laß kain tag umbsunst hin.

Neque natare neque literas novit — er kan weder singen noch pfeyffen, weder gatzen noch ayr legen.

Manibus pedibusque, omnibus nervis — mit henden und fyessen, mit allem fleyß.

Noctes diesque — tag und nacht.

Terra marique — auff wasser und landt.

Toto pectore — mit gantzem hertzen.

Asinus ad lyram — er verstet sich darauff wie ain ku auff dem pretspil.

Nihil graculo cum fidibus — der ist nicht unsers fugs, der reymt sich nicht daher.

Nihil cum amaricino sui — was soll ainer ku ain muschat.

Quid canis in balneo — der ist so nutz als das fünfft rad am wagen.

Alienam metis messem — man hat das nicht dir gebracht, es gehört nicht dir zů.

Penelopes telam retexere — umbsunst arbayten.

Annosam arborem transplantare — alt hundt lassen sich nit penttingen.

Ad restim res rediit — er hat verzagt, er hat sich erhangen.

Paupertas sapientiam sortita est, ignava est opulentia — reich leüt haben nerrische kinder.

1) Ebenfalls München, hof- und staatsbibliothek.

Laterem lavas, Aethiopem dealbas, aras litus, in aqua scribis, cribro aquam hauris, oleum et operam perdis — es ist als umbsunst, du tregst wasser in die Thonaw.

Mortuo verba facis, surdo fabulam narras, lapidi ant parieti loqueris — er lest in sich reden als ain stain.

Auribus lupum teneo — ich ways nicht, wie ich dem thun sol.

Multa cadunt inter calicem supremaque labra — schau das nichts derzwischen kumm, schrey nicht zu früe froe.

Aliam quercum excute — mach dich an ainen andern.

Nuces relinquere — kindhait verlassen.

Bis pueri senes — ein alts kindt.

Crambe bis posita mors — tzu vil ist ungsunt.

Ne Hercules quidem adversus deos — zwen sein aines man.

Unus vir, nullus vir — ain man, kain man.

Asinus inter simias quid facit? — ain armes schoff under den wolffen.

Neque coelum neque terram attingit — es ist weder weis noch schwartz.

Nihil ad versum — das reymet sich do her nicht.

Quid si coelum ruat? — das nur der hymel nicht nieder vall.

Funem abrumpes nimium tendendo — spann die saitten nicht zu vast, du thuest ym zů vil.

Quidquid in buccam venerit — er redt was ym in das maul kumbt.

Momo satisfacere quis potest? — wer kan all ding zu pöltzen dreen?

Calendas Graecas — zu pfingsten auff dem eys.

Non omnibus dormio — ich thues nicht ainem yeden.

Ne sutor ultra crepidam — thue dich nicht mer auß, den du kanst.

Saepe etiam est holitor valde oportuna locutus — es errät oft ain schlechter auch etwas, es findt auch ye ain blinder ain huefeysen.

Nequicquam sapit, qui sibi non sapit — er kan ym selbs weder helffen noch ratten.

Non omnino temere est quod vulgo dictitant — das gmain geschray leugt nicht gar.

Qualis vir, talis oratio — gleich wie er ist, also sagt er.

A linea incipere — zuforderst anfahen.

Neque mel neque apes — wilt du das sueß, muest das sauer auch wellen.

Cornicibus vivacior — elter den ain wiltgans.

Quae supra nos, nihil ad nos — wir wellen das den gelerten bevelhen.

Notum lippis et tonsoribus — im bad und bey den balbiren erferdt man alweg neü mer.

Fertilior seges est alieno semper in arvo

Vicinumque pecus grandius uber habet — was ander leut haben, ist als zu vil.

In te descende — schau dich selber an.

Tecum habita — schau auff dein schantz.

Messe tenus propria vive — vertzer nach deinem aufheben.

Dann folgt: Nosce te ipsum etc. (s. den 1. teil). Hinter: „accipit et glebam erro" kommen dann folgende:

Ingens telum necessitas — not bricht eysen.

Homo bulla — es ist bald umb ain menschen.

Salsugo non inest illi — der kan kain schwank.

Acetum habet in pectore — er ist nicht gar ain narr.

Terra amat imbrem — was ainer bedarff, das hat er gern.

Quod factum est infectum fieri non potest — hin ist hin!
Mendacem memorem esse oportet — wer liegen wil, müß sehen, das er nichts verender.
E squilla non nascitur rosa — es ist eben der junger als der mayster.
Multae manus onus levius reddunt — vil tragen leychter dan ainer.
Aegroto dum anima est, spes est — es sol kainer verzweyflen.
Periculosum est canem intestina gustasse — hart lest ainer, das er gewont hat.
More Andabatarum pugnas — du gest plintlich dran.
Farcire centones — groß straich sagen.
Nodum in syrpo quaeris — du hast gern vil müe, do es nit not ist.
Sequitur ver hyemem — es wirt besser werden.
Rem acu tetigisti — du hast das erratten.
Non curat numerum lupus — der wolf frist eben so wol die unzelten als die zelten.
Vulpes non iterum capitur laqueo — du lachst mich nymmer.
Simiarum pulcherrima deformis est — der aller frümmst scherg ist ain schalck.
Cantilenam eandem canis — du singst für und für ain tanhaußer.
Mopso nisa datur — narren haben meer glück dan rechtsinnig.
Ignavis semper feriae sunt — ungelert studiren nymmer nit.
Rosam quae praeterierit, ne qaeras iterum — frag nicht nach dem gestrigen tag.
Verecundia inutilis viro egenti — not vertreybt schamen.
Facies tua computat annos — das angesicht verrät dich.
Argenteis hastis pugnare — mit der gulden püchsen schiessen.
Ne Jupiter quidem omnibus placet — wer khan yederman recht than?
Optimum condimentum fames — hunger ist der pest koch.
Faelix, qui nihil debet — selig, der nicht schuldig ist.
Si bovem non possis, asinum agas — thue als vil du magst.
Fames et mora bilem in nasum conciunt — der hunger macht ainen äntig.
Praesentem fortunam boni consule — nym yetz für guet, hab geduldt, biß das es besser wirdt.
Stultitia est Iovem putare esse — bist so alt und waist das nicht.
Melle temet ipsum perungis — du zeuchst dich zertlich.
Multa noris oportet, quibus deum fallas — du muest vil kunnen, das du den laichst.
Lis litem ferit — ain krieg macht den andern.
Signum tortum haud unquam rectum — wie man den zogen hat, also bleibt er.
Incus maxima non metuit strepitus — er hat das wol gewondt, der mag harnasch leyden.
Faelicium multi cognati — wem es wolgeet, der hat vil freündt.
Animo aegrotanti medicus est oratio — die traurigen soll man trösten.
Pontificalis coena dubia coena — ein herlichs mal.
Aquila non captat muscas — mainst, er gee mit dem umb?
Lupus pilum mutat, non mentem — er wirdt wol elter, aber nit frummer.
Radit usque ad cutem — es geet ym alzu nahendt nach.
Canis peccatum sus dependet — was die herren sunden, das püessen die pauren. mueß ainer zalen, der die schuech mit past bindt.
Dat veniam corvis, vexat censura columbas — die klain dieb hengt man, gegen den großen naigt man sich.

Sine pennis volare haud facile est — es ist pöß kauffen an gelt.
Ademisti huic alas — du hast ym das gewert.
Quoniam id fieri non potest, quod vis, id velis, quod possit — thue als vil du magst.
Pinguis venter non gignit sensum tenuem — voller pauch studiert nicht gern.
Nulla candidorum virorum utilitas — zärtling sollen nichts.
Mortui non mordent — todter mensch macht kain krieg.
Herculis cothurnos aptas infanti — ey, das reimbt wol, du machst ungereumt ding.
Salem lingit — der ist ein schabenkäß.
Ventre pleno melior consultatio — ich mag vor hunger nichts than.
Satietas ferocitatem parit, fortuna reddit insolentes — guet macht muet.
Ex minimis initiis maxima — auß kindern werden auch leüt.
Omnibus antevertenda vitae cura — der gsundt ist uber allen reichtumb.
Ultra vires nihil aggrediendum — heb nicht mer an, dann du waist außzurichten.
Ne quid moveare verborum strepitu — ey, laß dich wort nicht erschrecken, der geet nit von schmützen.

Darauf der schluss wie oben im 1. teile.

BITSCH. J. KNEPPER.

Zu Fischarts bilderreimen.

(Fortsetzung.[1])

Nach längerem nachforschen ist es mir endlich gelungen, ein exemplar des in Zeitschr. 35, 534 fgg. von mir erwähnten bildnisses des Flacius Illyricus ausfindig zu machen. Die erklärenden verse zu diesem bilde rühren aller wahrscheinlichkeit nach von Fischart her, weshalb ich sie unten zum abdruck bringe. Ausserdem teile ich noch zwei weitere bildergedichte mit, von denen das eine zweifellos, das andere höchst wahrscheinlich Fischart zum verfasser hat.

4. Bildnis des Flacius Illyricus.

Das exemplar, das mir vorlag, befindet sich in der k. und k. familien-fidei-commiss-bibliothek zu Wien. Der vorstand derselben, herr dr. Alois Karpf, hatte die besondere gefälligkeit, mir die benutzung des blattes hierorts zu ermöglichen, wofür ich ihm auch an dieser stelle meinen verbindlichsten dank ausspreche.[2]

Bezüglich des bildnisses selbst verweise ich auf die beschreibung in Andresens Deutschen Peintre-Graveur, bd. 3, s. 18 und beschränke mich hier auf die genaue mitteilung des textes.

Oben: Ware Bildnüs des Ehrwürdigen Herrn Mathie | Flaccij Illyrici, diener des Worts Gottes.

1) S. Zeitschr. 35, 534 fgg. — Nachträglich finde ich, dass in dem Allgemeinen historischen porträtwerk von dr. W. von Seidlitz, neue ausgabe, abt. I, eine getreue widergabe des von mir a. a. o., s. 534 fg. beschriebenen blattes mit dem bildnisse des Jacob Sturm enthalten ist.

2) Auch der verwaltung der hiesigen staatsbibliothek bin ich für ihre gütige vermittlung zu dank verpflichtet.

Unter dem bildnisse das folgende dreispaltige gedicht:[1]

GLeich wie die Welt die Warheit haßt,
Also hat sie auch zorn gefaßt
Wider die Diener Christi trew
So sie beschützet haben frey,
5 Wie Christus solchs hat vorgemelt
Es werd sie hassen alle Welt:
Aber gleich wie die Warheit bleibt
Wie sehr man sie verfolgt vnd treibt,
Also werden auch die erhalten
10 Von Gott, die nach der Warheit walten:[2]
Wie solches dann wol ist zůwissen
Bey disem Mann hie fürgerissen
[Sp. 2.] Bey Herrn Mathia Flaccio
Von Nation Illyrico
15 (Der gborn ward auff dise Welt
Da man 1520. zehlt.)
Welcher, wiewol er dreißig Jar
Vmb wahre Lehr mit grosser gfahr
Vom Vatterland verfolget würt,
20 Hat jhn doch Gott wol außgeführt
Vnd jn[3] eim frembden Land verwart
In Teütschland, da er sich nicht spart
Vnd dient demselb, wie offenbar,
Mit Lehr vnd schreiben trewlich gar,
[Sp. 3.] 25 Wider all jrrthumb ernstlich ficht
Vnd schewet nicht der Warheit liecht,
Wie des sein Bücher kundschafft geben
Wer sie ohn Neid will lesen eben.
Ach Gott bescheer vns trewe Leüt
30 Tilg auß all jrrthumb vnd all streit
Schaff vns dein Gőttlich einigkeit
Das dich dein werde Christenheit
Gantz einsam lob in Ewigkeit,
Dann bey dir ist nůr frid vnd freüd.

Unter den versen steht: Johann. 15. So euch die Welt hasset, so wisset, das sie mich vor euch gehasset hat. Weret jhr von der Welt, so hette | die Welt das jhre lieb. Dieweil jhr aber nicht von der Welt seidt, sondern ich habe euch von der Welt er- | wehlet, darumb hasset euch die Welt. Gedencket an mein Wort, das ich euch gesagt habe, der Knecht ist | nicht grősser, dann sein Herr, ꝛc.

Darunter: Getruckt zů Straßburg, Durch Bernhardt Jobin Formschneider. Anno M. D. lxxj.[4]

1) Verszahlen und spaltenbezeichnungen sind hier und bei den nachfolgenden gedichten von mir beigefügt.
2) Im original: waltē.
3) Im original: jhn.
4) Zu dieser zeit war Flacius (vgl. über ihn ADB bd. 7, s. 88 fgg.) in Strassburg, wo er sich von 1567 bis 1573 aufhielt. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Fischart ihn hier persönlich kennen lernte.

Verschiedene gründe machen es sehr wahrscheinlich, dass die obigen verse von Fischart herrühren. Der versbau zeigt dieselbe auffallende rhythmische glätte, die den frühesten reimwerken des dichters eigen ist. Ganz besonders aber spricht für seine autorschaft die reimhäufung am schlusse (vgl. Galle, Der poetische stil Fischarts, Diss., Rostock 1893, s. 52 fg.) und der mittelreim v. 26. Auch die bei Fischart häufige alliteration fehlt nicht: v. 1 *Gleich wie die Welt die Warheit haßt*, v. 10 fg. *die nach der Warheit walten, Wie solches dann wol ist zůwissen*, v. 17 fg. *Welcher, wiewol er dreißig Jar Vmb wahre Lehr*, v. 19 *Vom Vatterland verfolget würt*, v. 34 *frid vnd freüd*.[1] Auch die darstellung, namentlich im eingang, klingt ganz fischartisch.

Zu v. 17 fgg. und 27 fg. ist zu bemerken, dass anakoluthe bei Fischart nicht selten sind. Ähnlicher art wie die obigen sind z. b. die folgenden: Tierbilder v. 155 (Kurz 3, s. 61) *Welchs, weil es für ain Hirz vil achten, Wöllen wir es hernach betrachten;* Jesh. v. 177 (Hauffen 1, s. 234) *Da steckts noch, on die sie außziehen Oder im Hertzen sehnlich fliehen.*

Der in v. 29 „*Ach Gott bescheer vns trewe Leüt*“ ausgesprochene wunsch findet sich in ähnlicher form am schlusse der wol mit recht Fischart zugeschriebenen[2] verse zu dem im jahre 1570 bei Jobin erschienenen bildnisse des Heinrich Bullinger von T. Stimmer: „Vnd bitten jhn [Gott] vmb sein genod, Das er vns halt bey gsunder Lehr *Vnd trewe Lehrer hie beschehr*“.[3]

5. Bildnis des Otto Heinrich, grafen zu Schwarzenberg.

Im dritten bande seines Peintre-Graveur beschreibt Andresen unter den holzschnitten von Tobias Stimmer s. 28, nr. 21 ein bildnis des „Otto Heinrich, Grafen zu Schwarzenburg“[4], das im unteren rande die angabe „EFFIGIES ACCVRATISSIMA Generosissimi Domini, D. Ottonis Heinrici, COMITIS SCHWARZENBVRGENSIS etc.“ aufweist. Von demselben holzschnitt gibt es eine, wie es scheint, bisher unbekannte ausgabe, welche die aufschrift in deutscher sprache und ausserdem erklärende verse von Fischart sowie die adresse „Mit Kai : Mai : Befreiung. Bei B. Jobin. 1577“ enthält. Das mir vorliegende exemplar befindet sich im besitze des herrn antiquars Ludwig Rosenthal dahier, der mich auf das blatt aufmerksam machte und mir die veröffentlichung der verse mit freundlichster bereitwilligkeit gestattete.

Das bild hat die überschrift: Der Wolgeborn Herr, Herr Ott Hainrich | Grave von Schwarzenburg, vnd Herr zu Hohen Landsperg, ꝛc.

Unterhalb des bildnisses stehen in drei spalten die folgenden verse:

Billich erhebt die Tugend die,
Welche auch hie erheben sie:
Dan im Rumtempel kainer besteht
Der durch die Tugendkirch nicht geht.

1) Damit schliesst auch der sechsreim am schlusse des lobspruches auf Strassburg im „Bündnis“ (1588) ab: In Ewig Freyheit, *Frid vnd Freud* (H 1, s. 225).

2) Die sonst bei ihm nicht nachweisbare schreibung *ouch*, welche in diesen versen mehrmals vorkommt, ist wol auf den setzer zurückzuführen.

3) Vgl. auch Fischarts gedicht auf L. von Schwendi (1579) Kurz 3, 296 fg. v. 36 fg. *Ja der Allmächtig Gott bescheer Der Kriegserfahrnen Helden mehr.*

4) = Otto Heinrich, graf zu Schwarzenberg (1535—1590), reichshofratspräsident und hofmarschall unter Maximilian II. und noch einige zeit unter dessen nachfolger Rudolf II., später oberhofmeister herzog Wilhelms II. von Baiern. Vgl. ADB bd. 33, s. 311 fg.

5 Darum̃ würd auch berümt so ferr
Hie diser Wolgeborne Herr:
Diweil Er zirt sein Wolgeburt
[Sp. 2.] Durch Tugend, die Ir wol gebürt,
Als gut kunst vnd lehrgschicklichkait,
10 Die zu aim Ewigen Namen lait,
Vnd schaft das hohe Potentaten
Solch Leut begeren jn zuraten.
O wie wol stünd es inn dem Reich
Wann Im hirinn vil würden gleich,
[Sp. 3.] 15 Die die gut künst lernten vnd ehrten,
Vnd nicht auf vnnuz ding sich kehrten,
Gewis würd man es besser spüren:
Weil Rhat vnd That die Land regiren.
Der Rhat aber mus glernet sein
20 So folgt darauf die That erst fein.

Darunter steht die oben angegebene adresse.

Das gedicht ist zweifellos von Fischart verfasst. Abgesehen davon, dass die orthographie diejenige Fischarts ist, was ja an sich noch kein genügender beweis für seine autorschaft wäre[1], zeigen stil und versbehandlung unverkennbar das gepräge seiner eigenart. Es sei hier besonders auf die annomination v. 1 fg., 6 fg., die zusammensetzung *lehrgschicklichkait* v. 9 (vgl. Englert, Die rhythmik Fischarts s. 24, anm. 2), den schlagreim mit annomination v. 18 fgg. und namentlich auf das echt fischartische wortspiel im reim *Wolgeburt : wol gebürt* v. 7 fg. (ähnlich z. b. Kurz, Fischarts sämtliche dichtungen, bd. 2, s. 242 *Höllenmacht : Helle Macht,* bd. 3, s. 296 *Kriegessucht : Krieg versucht*) hingewiesen.

6. Darstellung Christi als sieger über welt, tod und teufel.

Auf dieses blatt wurde ich durch die folgende angabe in einem vor längerer zeit erschienenen katalog[2] von L. Rosenthals antiquariat dahier aufmerksam:

„*Ins Hailand Jesu Christi Namen Bigen sich die knig allesamen.*“ Christus als sieger von welt, tod und teufel auf dem regenbogen thronend in ornam. cartouche. Schöner holzschnitt von Joh. Stimmer, darunter dreispaltiger typentext in versen (vielleicht von Fischart?): „*O Jesu Christe, nur nach dir.*“ Bei Bernhart Jobin zu Strassburg (um 1580).

Das hier beschriebene exemplar befindet sich gegenwärtig im besitze des herrn Joseph Wünsch in Wien, der es seiner zeit aus dem Rosenthalschen antiquariate erwarb. Seiner ausserordentlichen güte verdanke ich eine sorgfältige abschrift des dem holzschnitte beigegebenen textes, den ich mit seiner bereitwillig gewährten erlaubnis hier mitteile.

Über dem bilde stehen in einer zeile die beiden oben genannten verse: „*Ins Hailand etc.*“

Unten in drei spalten das folgende gedicht:

O JESV Christe, nur nach dir
Haben so groses sehnen wir,
Das wir aus Lib vns auch kaum masen
Dich tröstlich vns fürmaln zulasen.

1) Vgl. Zeitschr. 35, 539. 2) Kat. 87, nr. 504.

5 Nicht das wir dich anbilden wôllen,
Dan wer wolt Gotes kraft fürstellen?
[Sp. 2.] Sonder das vns frâut also sehr
Weil vnser flaisch annamst zur Ehr:
Vnd darinn auch, als der recht Held,
10 Führst zum Triumpf, Tod, Teufel, Welt.
Auch noch als ain Kônig vnd Fürst
Zur Rechten deins Vaters Regirst,
[Sp. 3.] Mit eisern Sceptern da zerschmeißst
Was sich hie widersezt deim Gaist,
15 Vnd mit fridlichem Olzweig trôst
Was glaubt, das du durchs Kreuz erlôßst.
O Gotes Lamm, deins Vaters Gfallen
Helf durch dein Gfallen hie vns allen.

Darunter: Mit Gnâdigster Kai: Mai: Befreiung. — Bei Bernhart Jobin zu Strasburg.

Der gegenwärtige besitzer des blattes weist den holzschnitt mit rücksicht auf den stil der zeichnung und die technische behandlung des schnittes unbedenklich dem Tobias (im Rosenthalschen kataloge dafür wol aus versehen: Joh.) Stimmer zu. Da der text die von 1574—77 in der Jobinschen offizin üblich gewesene Fischart-orthographie[1] zeigt, so stammt das blatt zweifellos aus dieser zeit. Rührt das gedicht, wie mit ziemlicher sicherheit angenommen werden kann, von Fischart her, so ist es nach der anordnung der verszeilen wahrscheinlich, dass es erst nach 1574 erschienen ist, da diese art der versabsetzung, wonach jedesmal das zweite reimpaar eingerückt ist, erst vom jahre 1575 an von Fischart durchgeführt worden zu sein scheint[2].

Für dessen autorschaft spricht bei den obigen versen zunächst der mittelreim in der letzten zeile. Es sei hier besonders darauf hingewiesen, dass in den 1576 erschienenen „Biblischen historien“ fast die hälfte der bildergedichte gleichfalls mittelreim im letzten verse aufweist, wobei auch einigemal das reimwort der vorhergehenden zeilen als mittelreim in der schlusszeile verwendet ist. Vgl. K(urz) bd. 2, s. 294, z. 15; s. 304, z. 15; s. 311, z. 22. Auch in den übrigen dichtungen Fischarts kommt diese besondere form des mittelreims nicht selten vor, so z. b. im „Lob der Lauten“ v. 749 fg. (H 1, s. 376) *Drumb werden dich die all belieben, Die kunst belieben oder üben;* ferner im „Flöhhaz“ (H 1, s. 3 fgg.) v. 86. 458. 498. 1806. 1988. 2634. 2928. 3590 u. s. f. Vgl. auch Galle a. a. o. s. 46 und 47.

Auch rhythmus, stil und sprachgebrauch weisen in den vorliegenden versen auf Fischart hin. Für die in der gereimten überschrift enthaltene seltene form *knig* gibt das D. wb. nur einen beleg, und zwar findet sich dieser bei Fischart (Ehzb. II 3, s. 131, z. 25)[3]. Die nicht sehr häufig begegnenden wörter *sich masen, fürmalen, anbilden, fürstellen, zerschmeissen* kommen öfters bei ihm in derselben bedeutung, wie oben, vor. *Fürmalen* z. b. K 3, s. 391, Wackernagel, J. Fischart von Strassburg, s. 189; *fürstellen* z. b. K 3, s. 31. 45. 59; *zerschmeissen* Gargantua (Hall. neudr. nr. 65—71) s. 10. 230. 324; zu *sich masen* und *anbilden* vgl. die belege im Wörterverzeichnis K bd. 3, zu „anbilden“ ausserdem D. wb.

1) Vgl. Zeitschr. 35, 539.
2) S. Wendeler im Archiv für litt.-gesch., bd. 12, s. 526 anm.
3) Vgl. auch die conjunctivform *knig* in der vorrede zum Gesangbüchlein K 3, s. 131, v. 364.

Die in den obigen versen enthaltene verwahrung gegenüber etwaigen vorwürfen von seiten bilderfeindlicher eiferer erinnert an die ausführungen in der vorrede zu den „Biblischen historien“ (K 2, s. 281 fgg.), worin Fischart der zulässigkeit künstlerischer darstellungen von „hailigen materien“, falls sie nicht „ärgerlich noch zur ärgernus“ gebraucht werden, das wort redet.

MÜNCHEN. ANTON ENGLERT.

LITTERATUR.

Osthoff, Hermann, Etymologische parerga. Erster teil. Leipzig, Hirzel 1901. VIII, 378 s.

Seit einer reihe von jahren ist Osthoff mit vorliebe etymologischen problemen nachgegangen mit der tendenz, in die „von Pott so erfolgreich beschrittenen bahnen der zusammenhängenden, begründenden und untersuchenden darstellung“ wider einzulenken (s. V). Er beabsichtigt, den stoff seiner Etymologischen parerga so zu gliedern, dass sich die einzelnen abhandlungen gruppenweise nach der verwandtschaft ihres inhalts zusammenschliessen. In dem bisher erschienenen ersten teil behandelt O. I. Aus dem pflanzenreich: 1. Ceres a creando. 2. Vom kernholz. 3. Eiche und treue. 4. Ahorn. II. Aus dem tierreich: 1. Hund und vieh. 2. Vom horn und horntier. 3. Wal, *φάλλαινα*. 4. Frosch, froh und springen.

Reine, überzeugende ergebnisse habe ich nur in dem ausgezeichneten abschnitt über den „ahorn“ (s. 181 fgg.) angetroffen. Osthoff polemisiert gegen Kluge, führt mhd. *âhorn* auf idg. **ḗkrnos* zurück und stellt dazu ablautendes lat. *acernus*, *acer*, griech. *ἄκαστος*. Auch in den anderen abteilungen werden die germanischen sprachen in grossem umfang berücksichtigt: got. *fodjan* s. 8, *hairda* s. 9, ahd. *wahs* s. 19, *hirsi* s. 27, 60 fgg. (zu *Ceres*), *hruom* s. 35, *horn* s. 39, westfäl. *haar* (anhöhe) s. 46, ahd. *hart* (wald): *harz* s. 47, ahd. *horst* s. 53, germ. **erpa-* s. 78, ahd. *salo* s. 89, *suarz* s. 94, *smerza* ebda, *liehsen* s. 105, ags. *trum* s. 109, got. *triggws* s. 117, ahd. *trôst* s. 123 („nicht bei troste sein“ s. 128 fg.), got. *þrafstjan* s. 130, got. *triu* s. 138 fgg. — ebenda über die vertretung von -*i̯i̯*- und -*u̯u̯*- — got. *trauan* s. 149, ahd. *trog* s. 153: „es ist ein in semasiologischer hinsicht merkwürdiges ergebnis, zu welchem die untersuchung uns führt; dass im nhd. *treu, trauen, trost* und *trog* sowie das aus dem nd. stammende *teer* ... wurzelhaft zusammenkommen sollen, das sind dinge, die wie etymologische märchen klingen mögen“ (s. 161); ahd. *smalanôz* s. 209, mhd. *hatele* (ziege) s. 250, got. *uhtiugs* s. 258, ags. *hindema* s. 269, aisl. *il* (fusssohle), mnd. *elde* s. 282, ahd. *elah* s. 294. 318, *lamb* s. 303, *kalb* s. 311 — ebenda über pluralbildung auf -*ir* —, got. *laikan* s. 343, *stigqan* s. 363, ahd. *fehtan* s. 370, got. *trudan* s. 372. Auf seine theorie, wonach „präsensformen starker verba mit einem irgendwie entwickelten wurzelhaften *u* im urgermanischen, einige nachzügler aber auch noch in späterer periode des germanischen sprachlebens den ehemals häufiger vorhanden gewesenen ablaut *u* praes.: *a* bezw. *au* perf. sing. umzumodeln wussten“, kommt Osthoff ebenda zurück.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Fragmenta Burana, herausgegeben von **Wilhelm Meyer** aus Speyer. Mit 15 tafeln. Sonderabdruck aus der Festschrift zur feier des 150jährigen bestehens der Königl. gesellschaft der wissenschaften zu Göttingen 1901. Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1901. 190 s. und 14 tafeln. 4. 14 m.

Unter den fragmenten lateinischer handschriften der Königl. hof- und staatsbibliothek zu München fand W. Meyer schon vor einer längeren reihe von jahren sieben pergament-blätter, die er als zu dem codex der Carmina Burana gehörig erkannte. Die aufgabe, diese bruchstücke an die rechten stellen einzureihen, führte zu einer genaueren untersuchung des derzeitigen bestandes der hs., welche zugleich das merkwürdige resultat erzielte, dass die einzelnen blätterlagen der hs., so wie diese jetzt vorliegt, nicht in der ursprünglichen und richtigen ordnung aufeinander folgen, dass also die handschrift in ihrem jetzigen einbande, der vielleicht am anfang des 18. jahrhunderts hergestellt wurde, verbunden ist. Darauf geht der verfasser auf die entstehung der Benedictbeurer sammlung zurück und weist nach, dass dabei eine altfranz. motettenhandschrift benutzt wurde, dass aber ausserdem ein grosser teil der liebesgedichte in Deutschland muss zusammengetragen worden sein. Eine in ihrer anlage ähnliche sammlung, nur in bedeutend kleinerem massstab ist, woran hier kurz erinnert werden soll, die etwa zweihundert jahre ältere der Cambridger lieder: auch hier das durcheinander verschiedener dichtgattungen, religiöse und liebeslieder, zeitgedichte, schwänke, lateinisch-deutsche mischpoesie, lehre und selbst solche stücke, welche den dramen der Benedictbeurer sammlung, dem weihnachts- und osterspiel entsprechen, nämlich die Rachelstrophen (bei Jaffé, Zs. f. d. a. 14, 481 nr. XX) und die dramatisierte sequenz „Hec est clara dies" (s. 480 nr. XVIII); also hier wie dort scherz und trauer, schnurren und grosse heilswahrheiten friedlich beieinander, nur ist das ganze auf einen tieferen lebensernst gestimmt gegenüber dem cultus der frau welt und der masslosen verherrlichung des lebensgenusses bei den vaganten.

Die neu aufgefundenen blätter haben folgenden inhalt: das erst besprochene (s. 22) zeigt auf der vorderseite den anfang einer verdeutschung des evangeliums Johannis,[1] auf der rückseite das lied O Comes in vier strophen, von denen zwei, mit abweichungen, auch auf fol. 80^{b} (Schmeller s. 225) stehen. Die andern blätter, welche an das ende der hs. gehören, enthalten ein polemisches gedicht gegen die neuen mönchsorden, nach einer spätern überschrift vom Marner; ein strafgedicht gegen die geizigen; eine Marien- und eine Katharinenhymne; ferner, zum teil unvollständig, geistliche spiele, und zwar eine passion, ein oster- und ein Emausspiel.

Auf grund der untersuchung dieser neu entdeckten blätter, die, mit ausnahme einer einzigen seite, am schluss des buches in photographischer nachbildung wiedergegeben sind, behandelt W. Meyer nun eine reihe höchst wichtiger probleme der lateinischen litteraturgeschichte des mittelalters, woran er ausserdem bemerkenswerte betrachtungen über die beziehungen jener zu der provenzalischen, altfranzösischen und mittelhochdeutschen knüpft. Zunächst geben die durch die neuen funde auf fünf vermehrten spiele der Benedictbeurer sammlung ihm veranlassung, auf den ursprung und die entwicklung des mittelalterlichen schauspiels einzugehen. Besonders lebhaft hebt er hervor, dass Deutschland der ruhm gebührt, den grund zum mittelalterlichen drama gelegt zu haben. St. Gallen ist seine geburtsstätte, denn dort wurden die beiden tropen „Quem quaeritis in sepulchro" und „Hodie cantandus est", erfunden, in welchen, wie ebenfalls schon L. Gautier erkannt hatte, der keim zu den weihnachts- und osterspielen liegt. Jenes ist, im gegensatz zu der herrschenden ansicht, als das ältere anzusehen, deutsch ist auch seine erweiterung durch die klage der Rachel,

denn darin ist eine sequenz Notkers verwendet; die reichere ausbildung des osterspiels dagegen, die anfügung der erscheinungsscene, der begegnung Christi mit den frauen, dann der krämerscene und der höllenfahrt, ist das werk französischer geistlicher. Diese untersuchungen nun, besonders das herausschälen eines ursprünglichen kerns aus den so zahlreichen und verschieden gestalteten bearbeitungen, das entwirren wechselseitiger beeinflussungen, die aufdeckung des ursprungs einzelner motive, sind mit solcher sachkenntnis und mit so ausserordentlicher beherrschung des materials geführt, dass nur ein in dieses stoffgebiet vollständig eingeweihter mit einem selbständigen urteil über die berechtigung der aufgestellten thesen, beweisführungen und schlüsse auftreten kann.

Da sich die geistlichen spiele dadurch entwickelten, dass sie ihre neuen stoffteile aus der summe längst vorhandener vorstellungen und bilder nahmen, so können auch versuche gemacht werden, einem solchen zusammenhang zwischen ihnen und dem in den volkslitteraturen sich äussernden geistigen leben der einzelnen nationen nachzugehen, eine aufgabe, die den romanisten und germanisten zufällt. So entsprachen die rührenden, tief ergreifenden klagescenen der Rachel und der Maria ganz den sentimentalen stimmungen der zeit, die leidenschaftlichen ausbrüche des schmerzes dem erregten empfindungsleben des mittelalters, ja solche gehörten zu den typischen lebensformen (vgl. Zappert, Über den ausdruck des geistigen schmerzes im mittelalter, denkschriften der Wiener akademie V, 73) und die totenklagen waren geradezu durch die sitte gebotene gebräuche. Sie gaben denn auch den mittelalterlichen dichtern willkommene gelegenheit zu rührenden scenen und bilden einen wichtigen bestandteil im motivenschatz der epen. So gehören diese totenklagen zu den prunkstücken der mittelalterlichen erzählungskunst und werden im höfischen wie im volkstümlichen epos mit vorliebe zur ausstattung angebracht. Aus solchen anschauungen heraus ist es auch zu erklären, weshalb die erzählung von den schicksalen der den untergang der Nibelungen überlebenden in die form einer klage, totenklage, gebracht wurde.

In der sitte begründet war es aber auch, dass dem so übermässig jammernden ein tröster beigesellt wurde, der ihn mahnte, seine erregung zu dämpfen. Auch dies ist dann ein stereotyper zug in der dichtung geworden.[1] Die klagende Rachel tröstet gott selbst bei Jeremias 31, 16, dafür tritt in der den Ordo Rachelis so ergreifend abschliessenden sequenz Notkers eine consolatrix ein (Weinhold, Weihnacht-spiele s. 65), deren stelle in den Marienklagen der lieblingsjünger Johannes einnimmt. Der tröster kann auch an die stelle des klagehelfers treten, wie denn Johannes von Maria aufgefordert wird *hilf mir heute wainen* (Mone, Schauspiele des mittelalters 1, 32, v. 39; vgl. Carm. Bur. s. 105 unten sub 8 und s. 106 „Mi Johannes" usw.). Auch der klagehelfer ist dem wirklichen volksgebrauch entnommen und entspricht den bekannten klagefrauen. Ebenfalls typisch ist der grundsatz, in welchem die worte des tröstenden gipfeln. Er lautet in einer der ältesten deutschen totenklagen, in der Karls über seine gefallenen helden im Rolandslied (Bartsch) 8641 fgg. *thie rehten sol man niht klagen (ire tôt ist gewâre), sunter offen suntâre, thie tôtliche ersterben. Thise heiligen seulen uns gotes hulde erwerven*, was z. b. Thomasin im Wälschen gast ähnlich ausdrückt: *die guoten sol man verklagen schier, . . . der übel man sol sîn gekleit* 5583. 89 (zu *verklagen* s. Kraus, Ged. des 12. jhs., anm. zu VI, 58), was

1) Hier sei für das epos nur verwiesen auf die klage der königin um den tod des Vivianz, Willehalm 164, 10, die dann ihr bruder Willehalm zu trösten sucht 166, 1. Auch das geldspenden bei dem tode geliebter verwandter, 165, 8, entspricht der sitte und ist typisch, vgl. Nibelungenl. 1059 B fgg.

widerum den schlusszeilen jener sequenz Notkers in der Ordo Rachelis gleichkommt *Numquid flendus est iste, qui regnum possedit celeste* mit der für alle christen tröstlichen aussicht *quique preces frequentans miseris fratribus apud dominum auxiliatur.* Dieser letztere trostesgrund kehrt auch im Rolandslied wider in den schlussversen der klage *Thise heiligen* usw., und in den Marienklagen, wo Johannes spricht (Mone a. a. o. s. 36 v. 133 und schon 33, 55 fgg.) *Fraw, du solt dein klagen lan, durch dich hat er daz getan und durch di werlt gemaine* usw. — Diese klagen im drama sind also eng verknüpft mit allgemein fest sitzenden volkstümlichen vorstellungen und mussten auf das gemüt der zuhörer eine tiefe, von den veranstaltern der spiele wolberechnete wirkung ausüben[1].

Die älteste erwähnung in der deutschen litteratur davon, dass Maria am kreuze klagt, findet sich im Leben Jesu der Ava, bei Diemer s. 262, Piper, Zeitschr. 19, 275, während Otfrid rasch mit einigen allgemeinen bemerkungen darüber weg geht, IV, 32, 1—4, dazu 34, 24 fg., die um so matter abfallen, wenn man daneben das jammerleben der weiber von Jerusalem auf dem weg nach Golgatha, IV, 26, 5 fgg., hält: für diese letztere klage war der gedanke eben schon in den evangelien gegeben, während den schmerz der gottesmutter keiner der biblischen berichterstatter meldet. Ebenso ist der schmerz der bethlehemitischen frauen von Otfrid zu einem leidenschaftlichen auftritt ausgemalt I, 20, 9 fgg., weil schon Jer. 15 das vorbild gab. Im Heliand wird von einer klageäusserung der Maria gar nichts gesagt (v. 5609), während auch hier der schmerz beim kindermord eingehend geschildert wird, v. 734. In den darstellungen Otfrids und des Heliand-dichters ist also das historische verhältnis zwischen der älteren Rachel- und der jüngeren Marienklage schon vorgebildet. Auch die entstehungsbedingungen einer andern scenischen darstellung kann man aus Otfrids behandlung ersehen, nämlich des wettlaufs zwischen Petrus und Johannes, der besonders in Deutschland beliebt war: man sieht daraus, dass die worte der evangelisten in der speculation des mittelalters dadurch an bedeutung gewannen, dass sie symbolisch ausgelegt wurden auf die bekehrung der juden und heiden (Otfrid V cap. 6).

Das mittelalterliche drama wurzelt also in St. Gallen, den keim bildet der Tropus Tuotilos. Doch noch viel grössere kräfte bargen die Sequenzen seines freundes Notker, sie haben wider „zu dem urquell aller dichterischen schönheit, zur musik, zurückgeführt und so eine freie, naturgemässe entwicklung der mittelalterlichen dichtung ab ovo ermöglicht, und das gilt nicht nur für die dichtung in lateinischer, sondern ebenso für die in französischer und deutscher sprache" (s. 179). Den grossen problemen der formentwicklung der mittellateinischen dichtung und deren einwirkung auf die volkslitteraturen ist der letzte hauptteil des werkes, s. 145 bis zum schluss, gewidmet.

1) Auch in der bildenden kunst des mittelalters war die totenklage ein beliebtes thema. Die älteste darstellung in deutschen handschriften ist die in der Wiener Otfrid-hs. (Piper, Die älteste deutsche litt. s. 190 fgg., desselben grosse Otfridausgabe s. 46): Maria und Johannes am kreuze mit klagenden gebärden. Die älteste eigentliche totenklage gibt ein bild der Milstätter hs., Diemer, Genesis und Exodus s. 44 (Klage am grabe Abrahams). Wegen der melodie der klagelieder verweise ich auf Fleischer, Neumenstudien II, s. 1 fgg., wo auf s. 23 auch einiges über die Marienklagen gesagt ist. Wenn ich die widergabe recht verstehe, so klingt der hier abgedruckte musikalische satz wider in den ersten tönen der von Schönemann, Sündenfall und Marienklage s. 131 übertragenen klage. Also auch in der musik ein festgehaltener conventioneller zug, wie denn die totenklagen, schon weil die tradition hier durch die bedeutung des vorgangs geheiligt ist, hervorragende beispiele für die typische und gewohnheitsmässige denkweise des mittelalters sind.

Der ursprung der rhythmischen dichtung, der lateinischen wie der griechischen, besteht nach W. Meyer darin, dass die griechischen und lateinischen christen von den Semiten (Syrern, Ephrem) das silbenzählen und den reim entlehnt und aus ihrer eigenen kunstprosa den gleichen tonfall im zeilenschluss (rhythmischer schluss) hinzugefügt haben (s. 166). Seine bekannten, auch viel angefochtenen, lehrsätze[1] hat er hier verstärkt durch den nachweis, dass Ephrem rein silbenzählende gedichte verfasst hat. Das kunstprincip der lateinischen dichter des mittelalters würde also auf einem compromiss semitischer und spätlateinischer formgebung beruhen. Es ist zu bedauern, dass der verfasser diese schwerwiegende hypothese nicht historisch durch eine chronologische folge von beispielen eingehender begründet hat. Doch ist dieser letzte teil überhaupt mehr nur eine geistreiche skizze, in welcher lediglich die hauptzüge scharf markiert werden. Die grundgedanken sind, soweit die deutsche litteratur berührt wird: Notkers erfindung hat die in herkömmlichen classischen formen erstarrte lateinische dichtung wider neu belebt, seine geistlichen sequenzen zogen in Deutschland weltliche wie die der Cambridger sammlung nach sich, weiterhin sind die meisten der lateinischen gedichte der Carmina Burana von deutschen verfasst und endlich: „es besteht also kein grund anzunehmen, dass die deutschen minnesänger die formen oder den inhalt ihrer gedichte den französischen lyrikern entlehnt haben; sie hatten an den einheimischen lateinischen gedichten genügende und schöne vorbilder vor augen und ohren“ (s. 184).

Um jene überreiche blüte, jene fülle von formen hervorzubringen, in welchen die lyriker des 12. und 13. jahrhunderts schwelgten, bedurfte es aber, wie der verf. auch selbst kurz andeutet, doch noch einer mächtigen triebkraft. Das war nicht mehr das werk eines einzelnen, es war jener grosse aufschwung, den das gesamte geistesleben des mittelalters in der zweiten hälfte des 11. jahrhunderts genommen. Als blosse nachwirkung von Notkers erfindung, ohne solche vorbedingungen, ohne diese steigerung der seelischen energie und der vertiefung des gemütslebens hätte die lyrik des mittelalters nicht entstehen können. Aber der neue geist fand, das wäre hinzuzufügen, doch auch seinen ausdruck in dem nunmehr sich einstellenden formenreichtum der gleichstrophigen gedichte, der hymnen, und die hymnenform bildet die vermittlung zu den liedern der volkssprachen, nicht die sequenz. An die hymnenpoesie ist also die geschichte des minnesangs anzuknüpfen, denn die minnelieder sind in strophen abgefasst, nicht in freien rhythmen wie die sequenzen.

Nur in ihren bedeutendsten vertretern ist die lateinische dichtung Deutschlands hingestellt: Cambridger lieder, Waltharius, Ruodlieb, Carmina Burana — damit ist die lateinische lyrik als ausgang und vorbild des deutschen minnesangs gegeben. Gleich bei der ersten stufe, bei der entstehung der weltlichen gedichte in sequenzform der Cambridger hs., ist ein wesentlicher zug zu ergänzen: die freien rhythmen der lateinischen sequenzen konnten deshalb auf weltliche stoffe übertragen werden, weil sie in ihrem versbau den deutschen epischen liedern und den leichen ähnlich waren; die meisten verse des Modus Ottinc und des Modus Liebinc können (unter annahme von anfügung rhythmischen satzschlusses, z. b. v. 3 *illam defrudaret* = x́xxx x́x, v. 6 *nimis relinquebat* = x́xxx x́x[2]), auf das rhythmische system des volkstüm-

1) Vgl. neuerdings Grimme, Zs. f. Assyriologie 16, 273—295; John J. Schlicher, The origin of rhythmical verse in late latin und dazu die besprechung von Ph. A. Becker im Litt. bl. 1903, 14.

2) Die wichtigsten bemerkungen über den satzschluss im früheren mittelalter von Deutschland aus dürften die Notkers „De bonis clausulis“ in der abhandlung „De arte rhetorica“ sein (Piper, Die schriften Notkers I, 679).

lich gebauten altdeutschen halbverses gebracht werden, die geistliche sequenz *Inclito cœlorum* geht zudem nach einem weltlichen deutschen rhythmus.

Mit recht ist der Ruodlieb als ein beispiel für das selbständige aufblühen der deutschen dichtkunst im 10. und 11. jahrhundert aufgestellt (s. 178), nur muss sofort hinzugedacht werden, dass dieser verheissungsvolle frühling jäh erstorben ist und es nie zur reife brachte. Wir sind gewöhnt, die althochdeutsche periode mit der mitte des 11. jahrhunderts abzuschliessen und verlegen damit in jene zeit zugleich einen wendepunkt des gesamten geistigen lebens. Williram in seinem prolog zum Hohenlied spricht es deutlich aus, dass er das nahen einer neuen zeit empfindet, und zeigt damit, dass die vertreter der litteratur selbst sich dieser tatsache bewusst waren. Das ist die absage gegen den besten teil von Notkers des Deutschen lebenswerk und der überlauf zur romanischen scholastik; der Ruodlieb aber gehört noch der alten generation an wie Notker, der deutsches wesen durch klassisches wissen zu veredeln suchte und eine nationale, nicht eine romanisierende, klerikale bildung anstrebte. Es ist eine der tragischen wendungen in der geschichte des deutschen volkes, dass in dem moment, wo es seine eigenart auch auf geistigem gebiete kräftig zu äussern begann, die stärkere romanische kultur die frischen keime heimischen wuchses erstickte. Darum steht der Ruodlieb so vereinzelt in der deutschen litteraturgeschichte. Um ihn zu verstehen, hat man höfische elemente in ihm hervorgehoben und ihn sogar „den ersten höfischen abenteuerroman“ genannt (Kögel, L G. 2, 410). Aber es fehlen ihm gerade die wesentlichsten züge eines solchen, denn er kennt keine minne noch frauendienst und kein romantisches heldentum mit zweikämpfen, turnieren, befreiung von unterdrückten und dergleichen, wie denn auch W. Meyer mit recht betont, dass er von französischem einfluss frei sei. Man muss ihn aus seiner umgebung heraus begreifen und schon Scherer, LG[6], 72, sowie Kögel selbst, a. a. o. s. 411, haben auf die gleichzeitige geschichtschreibung hingewiesen. Den sinn fürs reale, für das anecdotenhafte, für die unmittelbare umgebung hat der roman gemein mit zeitgenössischen historikern, darum auch viele stoffliche bestandteile dieses erzählungsstils z. b. in Eckeharts Casus St. Galli widerkehren, so das ceremonielle weinen und küssen besonders bei empfang und abschied, minnetrinken beim abschied, freude an luxusgegenständen und eingehende schilderung einzelner geräte, geschenke, fröhliche gelage u. a.; ja sogar die politik, das eigentliche gebiet der geschichtschreibung, nimmt einen grossen raum auch in dem gedichte ein. Will man den Ruodlieb mit der anschauungswelt des 13. jahrhunderts in zusammenhang bringen, so muss man nicht bei den aus der fremde entlehnten ideen anknüpfen, sondern bei denen des lebendigen volkstums, und da ist es geradezu überraschend, wie viele züge das gedicht des 11. jahrhunderts mit dem zwei jahrhunderte jüngeren Meier Helmbrecht gemein hat. Auf die trauungsscene im Ruodlieb XIV (ich citiere nach Heynes übersetzung) = Helmbrecht 1503 fgg. ist als auf ein hervorstechendes sittenbild schon öfters hingewiesen worden. Aber die motive des Helmbrecht sind in grosser zahl, ja bis in kleinigkeiten hinein, schon im Ruodlieb gegeben. Im mittelpunkt des M. Helmbrecht steht die bäuerliche familie mit dem oberhaupt, dem alten meier, an der spitze, in dessen zeichnung Wernher der gärtner das beste seiner kunst gegeben hat: so führt uns auch der dichter des Ruodlieb auf den bauernhof (VI, VII) — in der höfischen idealwelt wäre ein solches interesse für niedrige verhältnisse undenkbar — und damit spielt sich auch im Ruodlieb im hause des alten bauern, von dem der dichter „ein merkwürdig anschauliches bild“ entwirft (Kögel, L G. s. 379 fg.), eine ergreifende familientragödie ab. Den lehren des königs beim scheiden Ruodliebs steht die mahnung

des vaters an den abziehenden sohn im M. Helmbrecht gegenüber (v. 235 fgg.), dem abschied Ruodliebs vom elternhaus derjenige des jungen Helmbrecht v. 640 fgg.; das gesinde eilt dem heimkehrenden zuerst, vor den anderen hausbewohnern, entgegen im Ruodl. XII, desgl. im M. Helmbrecht v. 700 fgg.; reisegeschenke werden im Ruodlieb (XII), auch für das gesinde, ausgeteilt: desgleichen im M. Helmbrecht v. 1048 fgg.; eine bauernmahlzeit wird im Ruodlieb geschildert (VI, 94 fgg.), desgleichen eine im M. Helmbrecht v. 859 fgg.; ein tanz Ruodlieb XI, 33 und M. Helmbrecht v. 85 fgg. und 940 fgg.; freude an schönen kleidern erregt die gemüter im Ruodlieb X, 126 fgg. wie im M. Helmbrecht (im eingang); gericht und sühne bilden den abschluss eines verfehlten lebens im Ruodlieb (VIII) wie im Helmbrecht (v. 1612 fgg.); rührende züge von mutterliebe im Ruodlieb I, 54 fgg. und im M. Helmbrecht v. 165 fgg., 1812 fg.; heiratsvermittler, der die vorzüge des freiers preist, dort (VII, 80) wie hier (v. 1280 fgg.); endlich: auf den ächt deutschen glauben an die macht der träume und ihren schicksalbestimmenden einfluss gründen sich fesselnde scenen in den beiden epen, Ruodlieb XVII, 102, M. Helmbrecht v. 580 fgg., ja die letzten, entscheidenden traumgesichte: die glückverkündende taube, welche dem auf der linde ruhenden Ruodlieb eine krone aufsetzt, und die das jämmerliche ende des jungen Helmbrecht anzeigenden totenvögel rabe und krähe, die dem am baume hängenden das haar kämmen, bilden directe gegenstücke.

Der schlusssatz des verfassers, der deutsche minnesang habe sein vorbild an der heimischen lateinischen dichtung gehabt, kann jedenfalls nicht für die höfische lyrik gelten. Der weg der entlehnung aus dem provenzalischen und französischen ist ja hier direct zu verfolgen an den unmittelbaren nachahmungen Morungens, Fenis' u. a. Auch der strophenbau der deutschen lieder zeigt ihn deutlich, denn das französische princip der dreiteiligkeit gelangte zur herrschaft, das der lateinischen lyrik fremd ist, während umgekehrt beliebte lateinische formen im deutschen fehlen oder doch nur in ansätzen vorhanden sind, wie die vagantenstrophe (s. unten), die stabat-mater-strophe, die sapphische strophe, selbst die gereimte ambrosianische hymnenstrophe a b a b. — Mit dieser theorie hängt es auch zusammen, dass der verfasser an Martins hypothese von der priorität der lateinischen gedichte der Carmina Burana durchaus festhält. Zum beweise, dass diese lateinischen lieder wenigstens grösstenteils von Deutschen verfasst sind, woran aber wol niemand zweifelt, beruft er sich auf den Marner. Aber gerade das verfahren des Marners ist wider ein zeugnis für die frühere abfassung deutscher lieder der sammlung, denn seinem loblied auf den prälaten von Maria-Saal (Carm. Bur. fol. 105a, Schmeller s. 79) liegt der ton eines seiner minnelieder zu grunde (Strauch s. 7 und s. 94) und sein lateinisches Vocallied ist eine nachahmung des deutschen vocalliedes von Walther. Es gibt ja auch sonst verschiedene beispiele, wonach die melodie eines liedes der volkssprache auf ein danach gedichtetes lateinisches übertragen wurde, so die sequenz Inclita nach dem Modus Carelmanninc (das Galluslied ist vollständige übersetzung) und später im 14. 15. jahrhundert die massenhaften lateinischen nach volksmelodien abgefassten kirchenlieder, oder wie Adam de la Bassée in seiner bearbeitung des Anticlaudianus zu sieben melodien älterer, bekannter französischer minnelieder ebensoviele lateinische religiöse gedichte verfasst hat (vgl. H. Lavoix bei Gaston Raynaud, Recueil de Motets français II, 265). Lehrreich für die entstehung eines derartigen lateinischen textes ist das facsimile bei De Coussemaker, Histoire de l'Harmonie au moyen âge, planche XXVI nr. 3, mit text und noten und mit der überschrift *Cantilena de chorea sup illā q̄ incipit Qui grieue ma cointise se iou lai ce me font amouretes can cuer ai,* wo also dem lateinischen lied die anfangszeilen des altfranzösischen textes zusamt seiner melodie bei-

gegeben sind und der lateinische text ausdrücklich als nachahmung erklärt wird. Anders ist es bei den altfrz. motetten, hier wurde der französische text erst nach bekannten lateinischen melodien zugerichtet (vgl. die sammlung von Gaston Raynaud und W. Meyers abhandlung in den Göttinger nachrichten 1898, 113). Bei diesen ursprünglich überhaupt nur lateinischen und religiösen musiktexten wurde auch dann der lateinische text im tenor festgehalten, als man weiterging und auch französische und weltliche worte als oberstimmen dazu fügte. Vielleicht schwebte aber auch bei der zusammenstellung gleichartiger melodien den abfassern der Carmina Burana überhaupt das princip des motetts vor?

Burdach hat zuerst gegen Martin eingewendet, dass jedenfalls von vornherein jene deutschen strophen der Benedictbeurer sammlung, welche als schöpfungen von minnesängern, Morungen, Reinmar, Walther, Botenlaube, Neidhart, bekannt sind, nicht unter die nachahmungen zu zählen sind. Diese dichter werden sich schon deshalb nicht leicht fremde töne angeeignet haben, weil es die gute sitte verbot. (Ein beispiel dafür, wie ein schon vorhandener deutscher ton auf einen ebenfalls schon bestehenden lateinischen zugeschnitten wurde, bildet Walthers kreuzliedstrophe nr. CLXXXVIa, s. 72, in welcher *siht* und *giht* in den reimen der zeilen 2 und 4 zu *sihet* und *gihet* auseinander gezogen sind um einen zweisilbigen reim wie *erit* : *quęrit* des lat. gedichtes zu gewinnen.) Aber doch spielt der lateinische einfluss in jener sammelgruppe lateinischer und deutscher lieder eine grössere rolle als Burdach angenommen hat, und W. Meyer ist wol berechtigt, auf den innigen zusammenhang und die daraus hervorgehende wechselwirkung der lateinischen weltlichen und der deutschen lyrik hinzuweisen. Nur jedoch muss die einschränkung gemacht werden: auf die volkstümliche lyrik. Eine volkstümliche seite hat diese lateinische lyrik immer gehabt und manche der von vaganten verfassten deutschen strophen der Carmina Burana sind eben volksweisen im stil und teilweise auch der metrischen form, d. h. volksweisen für den standpunkt jener in der kunst so vorgeschrittenen blütezeit des minnesangs; die höfischen strophen heben sich dagegen in ihrem sprachlichen gewande meist deutlich ab. Schon das „älteste deutsche minnelied“, jener lateinisch-deutsche liebesantrag des pfaffen in der Cambridger sammlung (Jaffé, Zs. f. d. altert. 14, 494 nr. XXXII, Breul, ebda. 30, 190, MSD. II³, 104, Scherer, Anz. f. d. altert. 1, 202, Kögel, L G. 2, 136—139, Piper, Nachtr. z. ält. deutsch. litt. s. 206), zeigt auch in seinen trümmern, dass schon in der ersten hälfte des 11. jahrhunderts eine weltliche lyrik mit ausgeprägter form (natureingang) und typischen formeln bestanden hat *(gruonot gras in erthun, nu singant [uog]ela in walde)*, eine deutsche lyrik, die mit der lateinischen liebesdichtung in engem zusammenhang stand. Als äussere zeugen dieser beziehungen, die eine traditionell weiter geübte technik verraten, kehren in den Benedictbeurer liedern wider die formeln *Floret tellus floribus . . . floret et cum gramine* 111, *diu heide gruonet vnd der walt* 104a, *gruonet der walt allenthalben* in dem lateinisch-deutschen mischgedichtchen 112, das als lied des verlassenen mädchens ein gegenstück bildet zu jenem verführungsgedicht der Cambridger hs.; *die fogele singent manichvalt* 104a, *der vogele schal nu dœnet* 101a, *sanges ist der walt sô vol* 115a, *aves nunc in silva canunt* 115, *lascive canunt volucres* 121. Der eingang des Cambridger liedes *Tempus adest* ist ganz typisch (s. Zs. f. d. altert. 15, 503), und zu dieser ersten zeile *Tempus adest [floridum] gruonot gras in erthun* gesellt sich wider in den Carm. Bur. *uns chumet ein liehte sumerzît, diu heide in grüener varwe lît* 143a. Ebenso ist das in der sonst fast ganz getilgten strophe 5 noch leserliche *ridun* überrest einer formelhaften wendung wie in dem lied der verlassenen Carm.

Bur. 112 (und R. M. Meyer, Zs. f. d. altert. 29, 136) *der ist geriten hinnen*, in MF. 4, 35 *rîtest du nu hinnen*, MF. 39, 27 *du rîtest hinne.* Auch die eifersüchtigen gedanken am schlusse des liedes nr. XXX bei Jaffé (aus einer andern handschrift bei Du Méril, Poésies pop. antérieures s. 240) kehren wider im ältern minnesang: *iste puerulus, qui lacrimabiles non curat gemitus. Cum tristis fuero, gaudebit emulus*, vgl. MF. 4, 3 *mich vêhet mîn geselle . . . Vil ist vnstæter wîbe, diu benement ime den sin . ., si enkunnen niewan triegen vil menegen kindeschen man*, oder Meinloh, MF. 13, 27 *mir welten mîniu ougen einen kindeschen man, daz nîdent ander frouwen*, oder Dietmar 37, 13 *ich erkôs mir selbe man . . . daz nîdent schœne frouwen.* (Das nur in den drei anfangsworten erhaltene gedicht nr. XXXI bei Jaffe, „Jam dulcis amica", ist, nach einer andern handschrift, veröffentlicht von Du Méril, Poésies pop. latines s. 196 [Aufforderung des dichters an die geliebte, ihn zu besuchen], und das letzte fragment, nr. XXXIII, hatte denselben inhalt, was aus den worten *Veni intrare* [vgl. *venito . . intra* in dem gedicht „Jam dulcis amica" bei Du Méril] und aus *clave* hervorgeht).

Der unmittelbare einfluss der lateinischen lyrik auf den deutschen minnesang, auf die gedankenbewegung der reflectierenden lyrik der höfischen dichter, auf den vorstellungsgehalt ihrer lieder, kurz, auf den inhalt, ist gering gewesen; das hat Schönbach gezeigt in seiner abhandlung über die älteren minnesänger (Wiener SB. bd. 141). Die einwirkung auf die formgebung aber ist noch nicht untersucht. Von weittragender bedeutung ist sie auch nicht gewesen, das nationale und das provenzalisch-französische element ist, je nach den epochen, das herrschende, nur in nebendingen lässt sich zunächst eine nachahmung der lateinischen maasse erkennen. So finden sich berührungen mit der lieblingsstrophe der fahrenden kleriker, der vagantenstrophe.

Der vaganten-langzeile, einem trochäischen katalekt. siebensilber + troch. akatal. sechssilber, entspricht im deutschen eine langzeile von vier hebungen stumpf + dreihebungen klingend, ohne auftakt (×́× ×́× ×́× ×́ + ×́× ×́× ×́×). Daneben gibt es eine in bezug auf silbenzahl gleichgebaute, aber jambische hymnenzeile, welcher also im deutschen ebenfalls eine langzeile von vier hebungen klingend + drei hebungen stumpf, aber mit auftakt, entspricht. Die ursprünglich trochäische vagantenzeile wurde aber auch in religiöse lateinische gedichte aufgenommen, wie umgekehrt der jambische hymnenvers in weltliche. Die deutschen maasse, bei denen der auftakt von geringerer wichtigkeit ist als in den lateinischen, bilden gleichsam eine umgekehrte vierte zeile der Nibelungenstrophe und können ebensogut wie diese aus der ahd. langzeile abstammen, aber im gegensatz zu der Nibelungenzeile kommt die obige reihenfolge, vier hebungen stumpf + drei hebungen klingend, im formensystem des ältesten minnesangs und volksepos nicht vor, sondern erst von Dietmar v. Eist an. Die eine art, ohne auftakt, hat Walther in seinem humoristischen traumlied 94, 11 (mit variation; „die behagliche, in bänkelsängerischem tone gehaltene einleitung erinnert an ein lateinisches gedicht", Wilmanns ausgabe s. 340 und Leben Walthers anm. III, 365, s. 409), Neidhart 35, 1 (eine regelrechte achtzeilige vagantenstrophe, erweitert durch die dreihebigen verse 3. 6. 11); 52, 21; 62, 34; 89, 3 (hier mit stärkern erweiterungen), Winterstetten (Minor) lied nr. III u. V (mit variationen), XI (im abgesang), Tanhäuser MSH. 2, s. 90 nr. VII (mit var.), Herzog Jan v. Brabant MSH. 1, 16 nr. VI (mit var.), Scharfenberg ebda. s. 349 und Kummer, Wildonie s. 181 (starke var.), Steinmar in seinem Herbstlied (Meissner) nr. I (wie auch in dem Martinslied in deutsch.-lat. mischpoesie bei Hofmann In dulci jubilo s. 89, vgl. Burdach, Walther I s. 285) und in seiner Pastourelle nr. VII (beide mit var.), Konrad v. Würzburg

(Bartsch) nr. 29 s. 383 (einfache achtzeilige vagantenstrophe mit kehrreim, auch durch die aufforderung, den sommer zu empfangen, als echt volkstümlich gekennzeichnet; ist aber meines erachtens Konrad abzusprechen); nr. 11 (erweitert) und nr. 4 (im abgesang), alle mit refrain, dazu nr. 7 und der spruchton nr. 25 mit wechselndem auftakt. Die zweite art, mit auftakt (der natürlich nicht immer streng durchgeführt ist), haben der j. Spervogel (im abgesang), Dietmar v. Eist 36, 5—8; 14—17; 30—34; 40, 3—6; 11—14; 19—24; 27—32; 40, 35—41, 4, Veldeke 60, 13—16; 61, 18—21; 25—28; Reinmar 193, 21—25 und in den entsprechenden versen in den andern strophen (das lied gehört zu den volkstümlichen Reinmars, vgl. zu diesen Burdach, Reinmar s. 21), Hartmann 209, 5—8; 15—18; 213, 36 fg. und 214, 8 fg. (auch 216, 29—32 usw.); die Eckenstrophe besteht aus lauter versen von vier hebungen stumpf und drei hebungen klingend und wegen ihres dem lat. vagantenvers gleichen rhythmus wird sie wol auch in die sammlung der Carm. Bur. aufgenommen worden sein (nr. 153a s. 71, dazu das lat. gedicht nr. 180 s. 241, vgl. Vogt, Zeitschrift 25, 1). Neifen wendet diese art an in seiner zweiten Pastourelle 45, 21 in einfach vierzeiliger strophe mit refrain, sowie in der vorhergehenden schwankgeschichte vom pilger, hier durch anfügung eines abgesangs in das dreiteilige strophensystem gebracht (das spätere volkslied dagegen, Uhland s. 236, hat wider die einfache vierzeilige strophe); die zwei andern niedrigen lieder Neifens haben ebenfalls ganz einfachen bau,' die erste pastourelle 34, 26 ist romanisch durchgereimt, das Büttnerlied 44, 20 besteht aus in der cäsur gereimten Nibelungenversen. Endlich haben sie Brennenberg MSH. 1, 335 nr. III (ganz einfacher bau ab ab ccb), Toggenburg MSH. 1, 22 nr IV und Bartsch, Schweizer minnesinger s. 79, Schenk v. Limburg MSH. 1, 133 nr. V (bei beiden einfache achtzeilige strophe mit verlängerung am schluss), Stretelingen ebda. s. 111 nr. III und Bartsch, Schweizer MS. s. 106 (mit mehr variationen), Tanhäuser MSH 2, 94 nr. XIII (vier eingangsverse), Der wilde Alexander MSH. 2, 365 II, endlich Der Taler in dem humoristischen botenlied MSH. 2, 147 nr. III, Bartsch, Schweizer MS. s. 69 und Liederdichter nr. XXXVII; dazu noch die geistlichen lieder: Pseudo-Gotfrids Lobgesang, Zs. f. d. alt. 4, 513, MSH. 2, 266, Sigeher MSH. 2, 360, Sunnenburgs erster spruchton, Zingerle s. 49.

Einen volkstümlichen klang hatte gewiss diese versart vier hebungen stumpf + drei hebungen klingend, und den minnesängern romanischer schule passte sie nicht im rhythmus (Paul, Grundriss 2, 936). So wird sie denn gern angewendet in tanzliedern (s. oben Neidhart, Tanhäuser, Brennenberg, Scharfenberg, Konrad v. Würzburg) und in den niedrigen liedern Neifens, Steinmars, den humoristischen Walters, des Talers, und in dem volksepos von Ecke. Ihren einheimischen ursprung zu läugnen geht bei ihrem zu der ahd. langzeile stimmenden bau nicht an, aber zur allerersten periode der strophenfindung gehört sie nicht, vielmehr erst zu der zweiten, die nach reicheren formensystemen strebte (Dietmar, j. Spervogel). In ihrer weitern verbreitung mögen aber der lat. vagantenvers und der oben genannte hymnenvers, besonders zu ihrer verbindung zu achtzeiliger strophe, beigetragen haben; jener erste hauptsächlich ausserdem dazu, um ihr den charakter des volkstümlichen zu verleihen, denn die vagantendichtung ist die nächste verwandte wie der afrz. pastourelle so auch der mhd. niederen lyrik (Neifen, Steinmar) und des tanzlieds. Auf Neifens pastourelle könnte allerdings zunächst eher der mit dem lat. vagantenvers übereinstimmende vers in afrz. pastourellen gewirkt haben wie z. b. bei Bartsch, Afrz. romanzen und pastourellen II, nr. 1 s. 103; nr. 8 s. 112; nr. 10 s. 114; nr. 11 s. 116; nr. 30 s. 147 (ohne auftakt); I, nr. 63

s. 78 (mit auftakt). — Im 14. jahrhundert wird der vers vier hebungen stumpf + drei hebungen klingend häufiger und im spätern volkslied und kirchenlied bildet er beliebte arten von strophen (Kauffmann, D. metrik s. 88. 89).

Eine der lat. vagantenstrophe von acht zeilen entsprechende deutsche strophe gibt es also bei den ältesten minnesingern überhaupt nicht, und auch wo sie später auftritt kommt wenigstens noch ein refrain dazu. Unter solchen umständen wird man doch zu der annahme gezwungen, dass die deutsche achtzeilige vagantenstrophe der Carmina Burana wirklich eine ursprünglich lateinische form ist (vgl. Schreiber, Die vagantenstrophe, passim), d. h. dass diese achtzeilige strophe in der tat von klerikern auch ins deutsche übergeführt wurde. Es ist eben die ihren liebesklagen und liebesscherzen angemessene form. Man kann zwei gruppen unterscheiden: regelmässige strophen ohne auftakt, 99a, 125a, 132a, wobei in 99a v. 5 und 132a v. 4 silbenzählung *mín herzé muoz nâch ir streben*; unregelmässige, bei denen nach deutscher art der auftakt frei ist, 101a, 102a (vers 6 ist ausgelassen), 105a; dass auch diese letzteren von vaganten abgefasst sein können, beweist die pastourellenart von 105a. Auch eine andere erwägung spricht dagegen, dass diese strophen von ritterlichen minnesängern gedichtet sind, das ist der widerspruch zwischen form und inhalt: die strophe 99a besteht nur aus gemeinplätzen der conventionellen minnelyrik, ein höfischer minnedichter hätte aber seine huldigung nicht in diese einfache form von vier paaren überschlagender reime gekleidet, sondern ein complicierteres und womöglich dreiteiliges schema gewählt. Ähnlich widerspricht der bau der sommer- und winterstrophen 101a, 102a dem formsinn, der in dem architektonischen stil verwandter lieder, z. b. Neidharts, liegt.

Ausser in diesen deutschen vagantenstrophen kommt die vagantenlangzeile aber noch in einigen ganz sicher von klerikern verfassten deutschen liedern der Carmina Burana vor, nämlich in der krämerscene des passionsspiels s. 96 f. Nun ist in dasselbe drama auch die sequenz Planctus ante nescia eingeschaltet, s. 106, und deren eingang ist in einer erweiterten vagantenstrophe, aabccb, abgefasst (Schönbach, Marienklagen s. 6 fgg. v. 1—6), dazu auch zwei spätere versikel abab (s. 8, 75—78, 79—82). Auch die vagantenverse dieser sequenz wurden bei einem teil der deutschen übersetzungen der Marienklagen nachgeahmt, wofür ich auf Schönbach a. a. o. s. 2 verweise. Den schluss dieses passionsspiels bilden vier deutsche strophen von je vier versen, gesungen von Josef v. Arimathia und von Pilatus, mit auftakt, deren form, da sie ebenfalls von klerikern (wenn auch von späteren, vgl. W. Meyer s. 14 und 65) verfasst sind, sicher eine nachbildung jener erwähnten hymnenstrophe ist, deren verse sich von dem vagantenvers nur durch ihren jambischen tonfall unterscheiden. Hier liegt also ein unumstösslicher beweis für directe herübernahme jener lat. form ins deutsche vor. — Der besprochene hymnenvers wurde zuerst von Petrus Damiani gebraucht, wird später beliebt und gerade in den gedichten der Benedictb. hs. begegnet er öfter (W. Meyer, Ludus de Antichristo, Münchener S. B. 1882, I, 103. 172).

Directe herübernahme des vagantenverses in die mhd. liederdichtung ist also, wenigstens für bestimmte fälle, nicht zu bezweifeln. Auch in die mhd. leiche ist der vagantenvers bezw. jener jambische hymnenvers übergegangen, und zwar ebenfalls in directer nachahmung der lateinischen sequenzen. Die weltlichen sequenzen der vaganten sind das unmittelbare vorbild für die weltlichen mhd. leiche, ihrerseits sind sie natürlich erst wider entstanden aus den geistlichen lat. sequenzen, aus denen sie auch stilmittel wie die geblümte rede und das prunken mit citaten und litterarischen anspielungen entnommen haben. Mehrere merkmale der vagantensequenz sind von

den deutschen dichtern einfach entlehnt worden. Am deutlichsten ist es zu sehen gleich bei dem ältesten, bei Gutenburg, wenn man ihm die sequenzen der Carm. Bur. gegenüberstellt, z. b. nr. 44 s. 134. Der vagant beginnt mit seinem lieblingsvers, mit dem er aber hier nicht die gewöhnliche achtzeilige strophe bildet, sondern einen musikalischen satz von 16 versen, von denen immer vier durch die reime abab zu einander gebunden sind. Mit derselben vierzeiligen strophe fängt Gutenburg seinen liebesleich an und reiht, dem prachtvoll angelegten tongemälde entsprechend, eine grössere anzahl, sieben, aneinander, MF. 69, 1—28, widerholt 74, 1—24, dann, mit anderen versen zusammen, 76, 28 fgg. In der lateinischen sequenz enthalten diese eingangsverse die beliebte schilderung der natur, Gutenburg entbietet der dame zunächst seinen dienst in der form eines briefeingangs und preist seine geliebte dann in bildern, die ebenfalls dem leben der natur entnommen sind. Die sieben darauf verwendeten strophen zerfallen in zwei teile: 1. str. 1—3 = v. 1—12 dienstentbietung und allgemeine liebeserklärung, 2. str. 4—7 = v. 13—28 preis der geliebten, gekleidet in allegorische, der natur entnommene vorstellungen, also hier wie oben beim vaganten vier strophen naturbilder. Eigenheit des stils der lateinischen sequenzen ist die manierirte blumige sprache und die ausschmückung durch citate aus der klassischen litteratur: ebenso hat Gutenburg öfter phrasen der geblümten rede (Zeitschr. 33, 395) und ebenfalls litterarische anspielungen (Alexander, Floris und Blancheflur, Roschi bîse aus dem Lanzelot, Turnus und Lavine) eingestreut. Es ist sein verdienst, diese gattung des minneleichs nach dem lateinischen muster der vagantensequenz in die deutsche litteratur eingeführt zu haben, daher auch sein ruhm bei der nachwelt, vgl. MF. anmerk. zu X. Aber auch in den religiösen deutschen leichen ist der vers heimisch, da ihn ja die lateinischen kirchlichen sequenzen ebenfalls kennen (s. oben Planctus ante nescia). So ist gleich der älteste deutsche religiöse leich, der Rugges, geradezu von dieser melodie durchzogen. Die sequenzen des 12. jhs. von S. Lamprecht und Muri kennen ihn nicht, im Arnsteiner leich sind ansätze dazu gemacht 64—67, 132—135. Seit Gutenburg und Rugge ist dann der vers vier heb. stumpf + drei heb. klingend in den leichen weltlichen und geistlichen inhalts sehr beliebt. Es sind folgende stellen: Rotenburg MSH. 1, 74 nr. I, str. 4 u. 8 = nr. VI s. 84 str. 4 u. 8 (vgl. Wilmanns, Leben Walthers anm. I, 39 s. 294), dazu str. 17 s. 75 und str. 17 s. 85, leich II str. 3. 6. 16; leich V str. 9—15, 49—53 (jeweils sieben vierzeilige strophen wie bei Gutenburg) u. str. 19; Lichtenstein in seinem minneleich 423, 20 u. ö.; Reinmar v. Zweter in seinem religiösen leich, Roethe s. 402 str. 7—11 u. ö.; Konrad von Würzburg in seinem religiösen leich, Bartsch nr. I v. 25—40 u. ö.; Tanhäuser MSH. II, 81 leich I str. 17—19, 25, 26, leich III str. 7, 12, 13—15, 20, leich V str. 13, 14, 22, 23 und in dem leichartigen klagelied nr. VI; Winterstetten, Minor leich I v. 1—8, leich V v. 75—86. Also auch in den tanzleichen Tanhäusers und Winterstettens ist diese form zu hause und sie unterscheiden sich hierin nicht von den religiösen leichen.

Endlich steht unter dem einfluss des vagantenverses das schlussgedicht von Hartmanns büchlein. Dieses zeigt, wenn es auch zunächst durch französische debats eingegeben ist, doch anklänge an die lateinische Visio Fulberti (Panzer, Zeitschr. 31, 542), und gerade dieses streitgedicht ist, wie auch andere lateinische angehörige dieser gattung im 12. und 13. jahrhundert, in der vagantenstrophe abgefasst, welche dann auch in dem späteren, in Bartschs Erlösung s. 311 abgedruckten mhd. streit zwischen seele und leib sowie in einer nd. und ndld. fassung (Janzen, Streitgedicht s. 56) beibehalten wurde. Bemerkt sei hier auch, dass die anfügung eines schlussgedichtes mit allgemein gehaltener liebesklage ebenfalls ein gegenstück in der Visio Fulberti hat,

indem dort auf das wechselgespräch ebenso eine allgemeine betrachtung folgt, entsprechend der typischen form der streitgedichte, wo gewöhnlich in einem schlussabschnitt die entscheidung einer dritten person übertragen wird; und ferner, dass die bilderreiche, manirierte sprache (vgl. Saran, H. v. A. als lyriker s. 67) des schlussgedichts damit zusammenhängt, dass der dichter, indem er sich hier direct an die dame wendet, den stil der liebesbriefe nachahmt, welche gerne mit blumigen phrasen geziert werden. — Im lateinischen gedichte reimen nur die langzeilen, Hartmann hat auch die ersten halbzeilen gebunden und dadurch überschlagende reime hergestellt, welche form später im deutschen die herrschende für die dem lat. vagantenvers nachgebildeten strophen wurde. Die künstelei Hartmanns, die gleichen reime über mehr als die gewöhnliche zahl von vier oder acht halbzeilen auszudehnen, findet ein gegenstück in der lat. visio, wo ebenfalls dieselben reime manchmal über zwei strophen, einmal sogar über drei, ausgedehnt sind, so dass hier acht gleiche reime und im letzten falle sogar zwölf eine reihe bilden (Du Méril, Poésies pop. antérieures s. 217 fgg., bes. s. 227 fg.). Hartmann hat die versverbindung vier heb. stumpf + drei heb. klingend auch in liedern verwendet (s. oben s. 404), aber das frauenlied MF. 212, 37, in dessen zehnzeiliger strophe sogar sechs verse so gebaut sind, ist ihm wegen des reimwortes *funde* (statt *fünde*) abzusprechen (Kraus, Festgabe für Heinzel s. 115); die überschlagenden reime in diesem lied sind jedesfalls eine nachahmung vom schlussgedicht des büchleins, und diese nachahmung ist auch der grund, weshalb es unter Hartmanns namen gelangte.[1] Dass die strophe in Heinzeleins streitgedicht vom ritter und pfaffen wirklich in vagantenversen gebaut sei, ist allgemein anerkannt; aber auch dass Eberhard v. Cersne seinen regeln über das minnewesen diese versart verliehen hat, ist

1) Ein stümperhafter versuch, die reimhäufung des schlussgedichts, aber in durchgereimten strophen, nachzumachen, findet sich im cod. pal. germ. 349, fol. 19[d] bis 20[a] von einer hand des 14. jahrhunderts:

Ach vn̄ owe im̄er
sol ich geleben im̄er
die selekeit an wibe
das si mime libe
iht dez zu gůte kere
dez ich si min̄e vn̄ ere
Al sam des mers vnde
vn̄ stiůre wol vme die sunde
got si min vrkūde
daz er uch nicht vngunde
vn̄ beten dusent mūde
daz vwer sele vnkunde
komē vsser eggrunde (= helle
Ich wene si irwūde grunde?)
e si das im̄er bewnde
daz si got dan̄e enkunde
vn̄ vnbe die selbe missedat
daz vwer lip nicht druwē hat
der mich in senden sorgen lat
do von mir frode gar zur gat
daz mir zu keinē staten stat
vwer drost noh vwer rat
des wene ich die nest han gesat
an en sandigez sunnē brat
da nim̄er nicht wirt fon gemat
ach daz derret mich biz vf den grat
vn̄ swie ich dez nicht vnweine
so gat min leit zu beine
ez moht irbarmen steine
vn̄ doch biz an die seine
son weis ich frowē keine
weder groze noh cleine
soch stette noch so reine
vn̄ were si doch ein feine
die ich fon h'zen meine
Nuwen vch frowe alleine
Vn̄ sin dir doch ein rinde
mir herte als eime rinde
daz ich fil wol beuinde
ir schate bernde linde
vw' lip der linde
swan ich fon dem fur swinde
so kum ich wider swinde
nim̄er ich erwinde
als en wit ich mich winde
geliche lofende wīde
alsvs bin ich ein blinde
an vch gewesen von kinde.

Die vier reime *-unde (-ünde)*, *-ât*, *-eine*, *-inde* finden sich auch in Hartmanns schlussgedicht v. 1656 fgg., 1761 fgg., 1736 fgg., 1808 fgg.

schon im wesen des stoffes wolbegründet, da sie der charakteristische ausdruck für dieses von klerikern aufgebaute minnesystem ist.

Eine einwirkung des lat. vagantenmasses auf das deutsche formsystem ist also nicht zurückzuweisen. Ganz abhängig von lateinischen mustern sind ja, auch abgesehen von den eingestreuten vagantenversen, natürlich die deutschen religiösen und minneleiche. — Auch bei der frage um die mhd. dactylen, deren lösung wir von Saran erwarten dürfen, kommt der mlat. zehnsilber neben dem romanischen, wenn auch vielleicht nur negativ, in betracht. Ein interessantes beispiel für die widergabe eines lateinischen zehnsilbers im deutschen gibt W. Meyer auf s. 144, eine Marienklage aus einem fragmentarischen Münchener Marienspiel. Vielleicht ist auch der rhythmus (×) ¦ ×́×× ×́× (erste hälfte des decasyllabon) in Walthers 'Unter der linden' durch das lateinische eingegeben, durch den Adonier, denn Walther, der ja überhaupt in engen beziehungen zum vagantenwesen steht, hat gerade in diesem liede ein pastourellen- und klerikermotiv aufgegriffen, freilich um die leichtfertige weise jener in die reine sphäre naiver menschlichkeit zu erheben. Saran hält die mehrsilbigen senkungen für nachahmung des freien altdeutschen baues (Beitr. 24, 83). Aber auch, wenn sich Walther hier an den volkstümlichen rhythmus anlehnt, so hat er doch diesen archaismus in künstlerischer absicht zur erzielung eines gewissen effectes verwendet, da er ihn nur in bestimmten zeilen, 1 und 4, und nicht aufs geratewol anbringt. Und wenn sich auch der inhalt dieses tanzliedchens in volkstümlichem vorstellungskreise abspielt, so ist es doch durchaus ein durchdachtes kunstwerk (Burdach, Reinmar s. 18), das nicht unmittelbar nur aus anschauung des eigenen volkslebens entsprungen, sondern erst durch das medium der pastourellen- oder der vagantendichtung hindurchgegangen ist.

Dem eigentlichen kern der untersuchung, den ungemein feinsinnigen beobachtungen über das lateinische drama des mittelalters, werden die vorstehenden bemerkungen in keiner weise gerecht. Hier müsste die spezialforschung einsetzen. Nur die berührungspunkte zwischen der lateinischen litteratur des mittelalters mit der deutschen konnte ich hervorheben, um damit auf die hohe bedeutung des werkes auch für das deutsche geistesleben hinzuweisen.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Das spiel von den sieben farben von **Walther Gloth.** [Teutonia, arbeiten zur germanischen philologie, herausgegeben von Wilhelm Uhl. I.] Königsberg i. Pr., Gräfe & Unzer 1902. XII, 92 s. 2 m.

Das fastnachtspiel von den sieben farben ist eine dramatische bearbeitung eines älteren gedichts, des spruchs von den sechs farben. Das verhältnis zwischen spiel und spruch, die abfassungszeit beider, heimat und verfasser des spiels, dessen technische anlage sowie die beziehungen der jüngeren redaktion in der Sterzinger hs. zu der älteren darzulegen ist das thema des ersten, des philologischen teils der abhandlung. Der spruch fällt in das erste drittel des 14. jahrhunderts. Für die zeitbestimmung des fastnachtspiels fehlen jegliche näheren anhaltspunkte; es wird wol „in der ersten hälfte oder spätestens um die mitte des 15. jahrhunderts entstanden sein“ (s. 30). Jedesfalls ist es nicht von Rosenplüt verfasst. Über seine heimat gibt die sprache der reime zu wenig auskunft; vermutlich stammt es auch aus Nürnberg, der eigentlichen heimat der fastnachtspiele.

Der zweite teil, „die kulturgeschichtliche kommentierung“, erweitert das untersuchungsgebiet bedeutend und bildet einen schätzenswerten beitrag zur geschichte der farbensymbolik. Aber es ist nicht zu verkennen, dass durch diese weitersteckung des ziels die eigentlich philologische arbeit, trotz des ungemein reichhaltigen wissenschaftlichen apparates, in ihrer entfaltung gehemmt wurde. Dem umfangreichen thema von der geschichte der farbensprache konnte die auf ein kleineres mass zugeschnittene abhandlung, wie der verfasser im vorwort selbst rückhaltlos anerkennt, nicht völlig gerecht werden, und andrerseits leidet unter der ausdehnung die spezialuntersuchung über spruch und spiel im ersten teil. — Der verfasser stellt das spiel zu der — jedesfalls jüngeren — gruppe der spruchhss. SH. usw. Hier hätte eine systematische vergleichung der älteren und jüngeren handschriftengruppe des spruchs mit dem fastnachtspiel einen beleg für das fortschreitende sinken der kunst abgegeben. Das ursprüngliche gedicht, vertreten durch FLi, ist noch in der sauberen technik der höfischen art abgefasst und der dichter gehört nach seiner litterarischen stellung in die Konstanzer allegoristenschule, die mit Heinzelein und der minnelehre beginnt, demgegenüber die andere klasse sich durch einige vergröberungen als jünger erweist; einen bedeutenden schritt abwärts geht es dann beim spiel. Die dichterischen fähigkeiten des spielbearbeiters hat der verfasser gewiss mit recht nicht hoch eingeschätzt (s. 18), aber auch hier konnte durch eingehen auf einzelheiten der unterschied zwischen der von einem gewissen künstlerischen bewusstsein zeugenden darstellung des spruchs, welche auch noch in der umschreibung der zweiten hss.-klasse durchsichtig ist, und den verwässerten zutaten im spiel schärfer herausgearbeitet werden. Die syntax ist schlecht und die gedankenfüllung bei den nichtssagenden und zerdehnten versen in den hinzugemachten teilen des spiels gering. Einige allgemeine winke hat der verfasser s. 18 gegeben, auch auf die reimarmut hingewiesen und s. 22 die mundartlichen reime des spiels, welche vom lautstand derer des spruchs abweichen, aufgeführt (zuzufügen ist die diphthongierung in *göuden* : *fröuden* 781, 2).

Im zweiten teil liefert der verfasser an einer reihe von beispielen den nachweis, dass auch die gewandfarbensprache aus Frankreich stammt. Bei der weiteren verfolgung dieses motivs verhält er sich aber allzu ablehnend gegen die meinung, der ursprung der farbensprache sei in kirchlichen anschauungen zu suchen. Vielmehr ist gewiss die liturgische symbolik der ausgangspunkt für diese vorstellungen, wenn auch allerdings für die auslegung im sinne des minnewesens der laiendichtung ein grosser spielraum blieb. Es hatten sich, wie es scheint seit dem 12. jahrhundert, sichere vorschriften für die liturgischen farben ausgebildet, die von Innocenz III., später von Durandus codificiert wurden. Diese entwicklung der farbendeutung in der liturgik beruhte aber wieder ihrerseits auf den fortschritten der seidenfabrikation. Also nur in verbindung mit grossen wissenschaftsgebieten, der liturgik, der malerei, der wirtschaftsgeschichte (auf die bedeutung der heraldik und der mode hat der verfasser selbst hingewiesen), dazu unter berücksichtigung der gesamten mhd. und afrz. dichtung lässt sich der ursprung dieser minniglichen farbenallegorie darstellen.

Mittlerweile ist ein neues gedicht, und zwar das ausführlichste über diesen gegenstand, die nd. „Farbentracht“, von Seelmann im Nd. jahrb. 1902, 118 fgg. herausgegeben worden. Mit dem spiel hat dieses die einführung der sonst seltenen symbolischen farbe „braun“ gemein, doch bedeutet dieses hier purpurrot (Seelmann s. 123) und gilt als symbol der ehre, nicht der verschwiegenheit, wie das eigentliche braun im fastnachtspiel (vgl. dazu Gloth s. 86).

Die obigen einwände beeinträchtigen wenig den wert dessen, was der verfasser geboten. Er hat durch die führung der untersuchung m. e. gezeigt, dass er auch den grossen rahmen, den er gezogen, in kommenden arbeiten, welche er über diesen gegenstand verspricht, wird ausfüllen können, und die unter Uhls leitung stehende neue sammlung Teutonia wird durch diesen beitrag nicht unvorteilhaft eingeleitet.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Studien über Heinrich Kaufringer von **Karl Euling.** Breslau, verlag von M. und H. Marcus 1900. X, 126 s. 8°. (= Germanistische abhandlungen hrg. von F. Vogt, 18. heft). 4,60 m.

Von der existenz eines dichters Heinrich Kaufringer wusste man durch Docen seit den jugendtagen der deutschen philologie, mit seinen werken und seiner persönlichkeit aber hat erst die jüngste zeit uns bekannt gemacht. Und wir verdanken so ziemlich alles, was wir darüber wissen, den forschungen Eulings. Er hat 1888 zum ersten mal siebzehn gedichte des Kaufringers aus zwei Münchener handschriften abgedruckt, 1892 in einer programmabhandlung seine sprache und verskunst erörtert. Das jahr darauf fand Bolte in einer Berliner handschrift zehn weitere, allerdings unbedeutendere stücke desselben autors, von denen Schmidt-Wartenberg in den Germanic Studies der universität Chicago 1897 einen flüchtigen abdruck gegeben hat. In der vorliegenden schrift bringt Euling nun eine abschliessende untersuchung der poetischen tätigkeit des Kaufringers, die, gründlich und umsichtig angelegt, eine wirkliche förderung bedeutet.

Nachdem ein einleitender abschnitt über die bisherige forschung orientiert hat, bespricht das zweite kapitel die äussere lebensgeschichte des dichters. Hier war freilich nicht allzuviel festzustellen. Aus wenigen fassbaren andeutungen der gedichte ergibt sich das letzte jahrzehnt des 14. und der anfang des 15. jahrhunderts als ihre entstehungszeit. Die heimat ihres verfassers haben wir in der nähe von Kaufringen, jedesfalls in der bayrischen Lechgegend zu suchen; ihn selbst urkundlich festzulegen will jedoch nicht gelingen. In den Augsburger urkunden der zeit begegnet eine schar von Kaufringern, doch ist kein Heinrich unter ihnen; zwei zu passender zeit in Landsberg nachweisbare Heinrich Kaufringer aber, ein kirchenprobst und sein sohn, scheinen ihrer besonderen lebensverhältnisse wegen nicht mit dem dichter identifizierbar, der der geistlichkeit mehrfach scharf auf den leib rückt.

Im ganzen ist daran wenig gelegen, da die litterargeschichtliche stellung des mannes, auf die es doch wesentlich ankommt, auch ohne das deutlich hervortritt. Euling hat hierüber im dritten kapitel seiner schrift sehr eingehend gehandelt und deutlich die fäden aufgezeigt, die Kaufringers dichtung mit der älteren litteratur ihres schlages verbinden. Klar tönt in den stücken novellistischen inhalts noch ein nachklang jenes stiles fort, den die erzählungskunst Konrads von Würzburg ausgebildet hatte; nicht etwa im sinne einer direkten nachahmung des alten meisters, sondern vielmehr kraft einer tradition innerhalb des handwerks, die denn freilich immer äusserlicher, leerer und lebloser wird, je weiter sie sich von ihrem ursprung entfernt. Auf der anderen seite zeigt sich namentlich in den religiösen und didaktischen dichtungen deutlich die anlehnung an den Teichner. Und hier haben wir es gewiss mit direkter nachbildung zu tun, indem Kaufringer nicht nur stofflich völlig in dem ideenkreise des überlegenen österreichischen dichters bleibt, sondern auch in der formulierung seinem vorbilde augenscheinlich manches entlehnt hat. Indem der verfasser die beziehungen seines autors nach diesen beiden richtungen eingehend darstellt, liefert er

auch manchen willkommenen baustein zu einer geschichte des epischen stils unserer mittelalterlichen dichtung, die uns recht not täte. Neben diesen beiden einflüssen findet er noch einen dritten zustrom aus der älteren litteratur in dem starken volkstümlichen element, das Kaufringers dichtung sowol formell (gebrauch formelhafter ausdrücke, verkehr mit dem publikum durch aufforderungen zur aufmerksamkeit, beteuerungen der wahrheit und dgl.), als inhaltlich aufzuweisen hat, indem auch ihre bilder sich völlig innerhalb eines volkstümlichen vorstellungskreises halten. Ob dies aber als traditionelles fortwirken alter volkstümlicher spruchpoesie aufzufassen ist, wie Euling will, mag zweifelhaft scheinen. Es hängt wol einerseits mit dem zusammen, was Euling unter „manier“ behandelt, d. h. mit dem doch recht geringen dichterischen vermögen dieses mannes, dessen geistige armut sich eben allenthalben in widerholungen erschöpfen, mit flickworten ausputzen muss und sich nirgends über die sphäre erheben kann, darein die zufälligen umstände von geburt und lebensschicksal den dichter gestellt haben. Andrerseits aber fliesst dies volkstümliche element wol auch aus dem besonderen charakter seiner zeit und möchte eher als ein beginnendes neue denn als ein fortwirkendes alte anzusprechen sein; liegt doch auch über diesen dürftigen erzeugnissen unverkennbar schon das leise morgenrot eines neuen tags.

Eingehend betrachtet der verfasser im vierten abschnitt die quellen des dichters. Kaufringer ist hier wol nirgends selbständig, von stofflicher erfindung kann kaum die rede sein. Für seine geistlichen gedichte hat Euling mehrfach die direkten vorlagen nachweisen können: eine predigt Bertholds, ein abschnitt aus Seuses Buch der weisheit, ein verbreiteter mystischer traktat sind hier in verse gebracht. Auch die novellistischen erzählungen behandeln alle weitverbreitete stoffe. Euling hat zu jeder nummer mit grosser belesenheit eine fülle von parallelen zusammengetragen (vgl. auch seine nachträge PBB. 26, 575 fg., Zeitschr. für volkskunde 11, 464 fg.). Hier war es nirgends möglich Kaufringers unmittelbare quelle zu bezeichnen, doch hätte sich bei einer mehr ins einzelne gehenden philologischen vergleichung mit den näher verwandten bearbeitungen der entsprechenden stoffe das abhängigkeitsverhältnis hie und da wol genauer darstellen lassen.

Sehr gut ist auch der letzte abschnitt, der eine zusammenfassende „charakteristik“ der dichterischen leistung des Kaufringers gibt. Weniger überzeugend erscheint uns nur, wenn der verfasser den dichter und sein publikum unbedingt in bäuerlichen kreisen suchen zu müssen glaubt. Uns will aus inneren gründen für beide die landstadt wahrscheinlicher dünken und wir dürfen uns dabei auch auf die tatsache berufen, dass der älteste uns bekannte besitzer des Cgm. 270, der haupthandschrift unseres Kaufringer, Joachim Soiter 1535 als bürgermeister von Landsberg nachweisbar ist; das lässt doch wol einen schluss nach rückwärts zu. Im übrigen scheint uns die betrachtungsweise dieses abschnitts besonders fruchtbar, indem sie die genaueste berücksichtigung des lokalen fundaments, wie sie bei dieser art heimatkunst recht notwendig ist, mit einem weiteren ausblick auf die allgemeine kulturentwicklung verbindet, in der diese anspruchslosen stücke eine interessante übergangsstufe einnehmen.

Je weniger gerade für die zeit des ausgehenden 14. und beginnenden 15. jahrhunderts von der forschung bisher noch getan ist, um so dankbarer sind wir für die vorliegende eindringliche arbeit. Möchten doch bald einige bedeutendere männer der gleichen epoche — vor allem der Teichner und Suchenwirt — eine ähnlich sorgfältige behandlung erfahren. Der verfasser der vorliegenden schrift wäre wol ausgerüstet für derartige aufgaben und gerne mögen wir ihm weiter auf diesem felde begegnen.

FREIBURG I. B. FRIEDRICH PANZER.

Theologia deutsch. Nach der einzigen bis jetzt bekannten handschrift herausgegeben und mit einer neudeutschen übersetzung versehen von dr. **Franz Pfeiffer.** 4. unveränderte auflage. Gütersloh, Bertelsmann 1900. XXXII, 239 s. 3 m.

Zum neudruck der 1851 zum erstenmal erschienenen ausgabe ist ein begleitwort nicht mehr erforderlich. Doch ist vielleicht der hinweis nicht ganz überflüssig, dass von seiten der kirchenhistoriker dem „goldenen büchlein" wachsende aufmerksamkeit gewidmet worden ist (vgl. W. Köhler, Luther und die kirchengeschichte. I. 1900). Von besonderer bedeutung ist die neuerdings ans licht gezogene lateinische paraphrase, die von Sebastian Franck herstammt. Sie hat Alfred Hegler veranlassung gegeben, die entstehung und die nachwirkung der „Deutschen theologie" im reformationszeitalter und darüber hinaus zu schildern (Sebastian Francks Lateinische paraphrase der deutschen theologie. Akad. einladungsschrift. Tübingen 1901).

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Dieterich, Albrecht, Über wesen und ziele der volkskunde.

Usener, Hermann, Über vergleichende sitten- und rechtsgeschichte. Leipzig, Teubner 1902 (= Sonderabdruck aus den hessischen blättern für volkskunde 1, 3). (II) 67 s. 1,80 m.

Reuschel, Karl, Volkskundliche streifzüge. Zwölf vorträge über fragen der deutschen volkskunde. Dresden und Leipzig, C. A. Koch 1903. VIII, 266 s. 4 m.

In dem schmucken gewand der von einem neuen rauschen erfassten hessischen blätter für volkskunde wird der glänzende, allen freunden der volkskunde bekannte vortrag, den H. Usener 1893 auf der Wiener philologenversammlung gehalten hat, mit einigen änderungen und zusätzen verbreitet. „Der gegenstand der wissenschaft, für die ich mitarbeiter werben möchte, ist die entstehungsgeschichte der sittlichen lebensordnungen, der institutionen, durch welche das leben des einzelnen, der familie, der gemeinde, des stammes sich regelt" (s. 30). Mit der ihm eigenen gelehrsamkeit handelt Usener über den altitalischen ritus der stadtanlage (s. 33), der in einem russischen volksbrauch seine erklärung findet und dartut, „was sich schon aus allgemeinen erwägungen folgern liess, dass Griechen und Römer uns weit weniger hoffnung geben, ältere zustände rein und deutlich bei ihnen zu erkennen, als die bei weitem später in die geschichte eingetretenen nordeuropäischen völker, Germanen, Litauer, Slaven" (s. 37). Usener steht nicht an, speciell dem germanischen recht für die vergleichende sitten- und rechtsgeschichte „dieselbe massgebende bedeutung beizumessen, wie sie das sanskrit für die vergleichende sprachforschung besitzt" (s. 38). In diesem zusammenhang ist das goldene wort gefallen: „Man hat treffend bemerkt, dass die geschichtswissenschaft sich dadurch zu ihrem vorteil von den naturwissenschaften unterscheide, dass sie in der lage sei, ihre tatsachen nicht nur festzustellen und in ursächlichen zusammenhang zu bringen, nicht nur zu erklären, sondern auch zu verstehen. Aber das verstehen hat seine grenze ... voll und wirklich verstehen können wir nur, was wir selbst empfunden und erlebt haben, kurz was in unserem bewusstsein seine analogie findet. Es leuchtet ein, von wie unschätzbarem werte für die sitten- und rechtsgeschichte unsere heimischen überlieferungen sein müssen ... hier ist lebendiges mitempfinden, nacherleben" (s. 39). Kaum ist irgendwo tiefer und wahrer, schlichter und wirksamer die principielle bedeutung der vaterländischen volkskunde für jeden, der zur zunft der philologen und historiker gehört, ausgesprochen worden. Die alte philologisch-historische methode muss auf grund der neueren folkloristischen tendenz umgestaltet werden.

Zur veranschaulichung der allgemeinen erörterungen wählte Usener die genossenschaften der noch unverheirateten jungen leute — er hat jetzt die freude, auf H. Schurtz' Altersklassen und männerbünde zu verweisen — bei den Griechen und Römern, um den deutschen junggesellenverbänden die lebendige, zusammenhang schaffende erkenntnis abzuringen (s. 39 fgg.) Wie lange wird es noch währen, dass man dieser neuen methode complimente macht, aber trotzdem bei der alten schablone bleibt? Um den endgültigen ausgang der sache braucht uns freilich nicht bange zu sein. Es wird das schauspiel sich widerholen, dass die geister sich scheiden, dass die alten sich gegen die jungen wehren, liebgewordene methoden und errungenschaften verteidigen, neue methoden und erkenntnisse ablehnen, ohne diese ablehnung zu begründen — ist es aber einmal so weit gekommen, dann haben die alten grund, um ihre schanzen in besorgnis zu geraten.

Solch siegesfrohe zuversicht belebt den prächtigen vortrag, den Albrecht Dieterich „Über wesen und ziele der volkskunde“ gehalten hat.[1] „Jede philologie, die wirklich nach dem werden und der entwicklung der religion, der rechts- und staatsformen, des liedes und der poesie überhaupt und nach deren ursprünglichsten formen fragen will, muss die zu der kultur, die sie erforscht, gehörige volkskunde treiben“ (s. 8); „bei äusserungen unmittelbaren volkslebens gilt das gesetz, dass eine erscheinung nicht aus sich selbst erklärt werden kann ... so sollen wir auch den mut haben, von vergleichender volkskunde zu reden. Es wird die zeit kommen, da auch hier der erfolg den widerspruch verstummen macht“ (s. 9). Nach einer übersicht über das werden und auswachsen vergleichender volkskunde, insbesondere in England, wird tapfer gegen das programm zu felde gezogen, das Weinhold der volkskunde gestellt hat. „Dies conglomerat von aufgaben ist weder eine wissenschaft, der einheitliche probleme feste gesetze geben, noch ein forschungsgebiet, dem menschliche forscher sich widmen können“ (s. 16). Landeskunde sei nicht volkskunde. „Es muss erreicht werden, dass die kunde vom denken und glauben, von der sitte und sage des menschen ohne kultur und unter der kultur den kern der forschung der volkskunde bildet. Was ausserdem herangezogen werden muss, kommt nur in betracht, soweit es volksdenken, volksglauben, volkssagen, volksbrauch und volkskunst erklärt ... alles dient nur der erkenntnis jener geistigen functionen.“ Es ist mir nicht zweifelhaft, dass wir nur, wenn wir dieser einschränkung beipflichten, der sache dienen. Es wird eine principielle scheidung wie zwischen kulturgeschichte und volkskunde, so zwischen landeskunde und volkskunde durchgeführt werden müssen. Jener fallen die statistischen, dieser die historischen fächer zu.

Reuschels streifzüge erstrecken sich denn auch nur auf volkslied, sage, märchen und aberglauben. In dieser weisen beschränkung ist aber vortreffliches gelungen. Klar und bestimmt wird die aufgabe dahin definiert, dass die volkskunde „das einfache, rückständige, die überbleibsel früherer entwicklungsstufen in der kultur“ zu behandeln habe (s. 12). Nachdem R. die geschichte der disciplin geschildert, die bedeutung der volkskunde für wissenschaft und leben auseinandergesetzt hat und bei der einführung der volkskunde in den schulunterricht des längeren verweilt ist, folgt

1) Vgl. das s. 20 fg. geschilderte erlebnis und die scharfen, aber gerechten worte: „Wenn wir philologen wissen, dass wir in etlichen, ja allen hauptgebieten unseres faches nicht zu wirklich wissenschaftlicher erkenntnis vordringen können, ohne die analogien zu verwerten, die die volkskunde liefert, so ist es unsittlich, trotzdem bei der arbeit an eben jenen problemen auf diese analogien im traditionellen zunftbetrieb verzichten zu wollen“ (s. 21).

eine umfangreiche — wie das ganze buch aus vorlesungen entstandene — studie über das volkslied (s. 45—194), zweifellos die beste zusammenfassende darstellung, über die wir heute verfügen, durch sachkenntnis ebenso ausgezeichnet wie durch beherrschung der neueren wissenschaftlichen litteratur. Aphoristisch sind die bemerkungen über sage (s. 197), entstehung und verbreitung der volksmärchen (s. 215) und über den aberglauben (s. 234) ausgefallen; sie tragen wirklich den charakter von streifzügen und führen nicht weiter, als dass der leser über die wichtigsten neueren erscheinungen und streitpunkte orientiert wird. In den den anmerkungen folgenden litterarischen nachweisen finden strebsame adepten einen zuverlässigen führer.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Rudolf Unger, Platen in seinem verhältnis zu Goethe. Ein beitrag zur inneren entwicklungsgeschichte des dichters. (Forschungen zur neueren litteraturgeschichte, herausg. von Franz Muncker. XXIII). Berlin, Alexander Duncker 1903. II, 190 s. 5 m.

Für Platen ist durch seine säcularfeier und mehr noch durch die veröffentlichung der tagebücher eine neue ära des studiums und verständnisses eröffnet worden, in der Ungers ruhig sachliche untersuchung einen beachtenswerten platz einnimmt. Was sie neues bringt, ist freilich vorzugsweise einiges ungedruckte im anhang (s. 173 fg.); aber die seltsam sich dahinschlängelnde curve von Platens verhältnis zu Goethe, die nun einmal auf eine formel nicht zu bringen ist, wird reinlich nachgezeichnet. Reminiscenzen werden (s. 41, 43, 59, 66, 91, 163) fleissig, und oft (s. 69, 141, 149) auch allzueifrig aufgesucht; sie werden aber überall in den hintergrund gestellt, wohin sie gehören, und nur bei der treffenden vergleichung der „Liga von Cambrai“ mit dem „Clavigo“ (s. 167) zur leitung benutzt. Die von U. für „Marats tod“ (s. 94) behauptete beeinflussung durch den „Clavigo“ möchte ich dagegen ablehnen, obwohl der verf. sonst mit glück eine besonders starke wirkung grade dieses dramas auf Pl. nachweist und den Brackenburgtypus (s. 18, 52, 94) durch das lebenswerk des jüngeren dichters verfolgt.

Überhaupt sind die hinweise auf die generellen beeinflussungen vorzugsweise zu beachten: wie die litterarische polemik Platens (s. 92), seine neigung zu sentenzen (s. 50), seine metrische formenwahl (s. 136 fg.) von Goethe mitbestimmt werden, obgleich die schliessliche entwicklung bei P. jedesmal von dem meister wegführt (vgl. für die strophik s. 140, 142, für die metrik überhaupt s. 71, 94). U. erkennt mit recht auch hier die unsicherheit Platens (s. 170), die ihn ja zeitweilig unter ganz merkwürdige abhängigkeiten brachte: unter die Friedrichs v. Heyden oder des philosophen J. J. Wagner, der jenem auf seinem gebiet an bedeutung etwa entspricht. Freilich behandelt der verf. diesen kuriosen weisen (s. 63, 74 fg.) fast mit so viel respekt wie einen Schelling (s. 97 fg., 104). Aber wie Wagner etwa (Kleine schriften I, 84) den König in Thule in allerlei formen übersetzt oder (ebd.) die poetisierung des brandassecuranzwesens empfiehlt, das sollte doch zur beleuchtung des mannes, von dem ein Platen nicht nur glaubte lernen zu können, sondern von dem er leider auch wirklich gelernt hat, nicht ausser acht bleiben.

U. nimmt gelegenheit, öfters auch allgemeine entwicklungen Platens zu streifen: die religiöse (s. 106, bes. 108) oder die politisch bedingte stellungnahme zu Berlin und Preussen (s. 28). Er berichtigt (s. 162) Grisebachs irrige aufstellung über Platens beeinflussung durch Hölderlin, spricht über des dichters stil (s. 168) und sprachgefühl (s. 165), berichtet ausführlich (s. 122 fg.) über den verhängnisvollen conflict mit Knebel

und sammelt (s. 169 fg.) die äusserungen Goethes über Platen. (Hier auch eine wol zutreffende berichtigung einer vermutung von Fresenius s. 119.) Das thema ist, wie man sieht, mit umsicht und vollständigkeit und ohne zu ängstliche beschränkung abgehandelt. Wir sind aus der periode der Minckwitz und der Platenverächter in die der litterarhistorischen würdigung des unglücklichen dichters getreten.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

---

1. Der mecklenburger volksmund in Fritz Reuters schriften von **C. Fr. Müller.** Leipzig, Max Hesse 1902. XII, 132 s. 1,80 m.
2. Zur sprache Fritz Reuters. Beitrag zur kenntnis der mecklenburgischen mundart. Von **C. Fr. Müller.** Leipzig, Max Hesse 1902. 50 s. 0,80 m.

Es war ein glücklicher gedanke, die sprache Fritz Reuters auf ihre volkstümlichen bestandteile zu prüfen. Bei einem schriftsteller, der mit seinem denken und empfinden so tief in den unteren volksschichten seiner heimat wurzelt wie Reuter, war reiche ausbeute zu erwarten. Aber die aufgabe ist nicht leicht; sie wird gerade durch die vertrautheit Reuters mit sprache und sitte des volkes erschwert. Leicht zerfliessen die grenzen zwischen dem, was echt volkstümlich ist, und dem, was der autor aus sich selbst schöpft. Voll gelöst kann die aufgabe nur von dem werden, dem der lebendige quell der heutigen mecklenburgischen volkssprache sprudelt und der an seiner intimen kenntnis der mundart durchgehends eine genaue kontrolle ausüben kann. Der verfasser der vorliegenden schrift ist kein landsmann Reuters. Doch hat er im ganzen bei der beurteilung der hauptfrage einen sicheren takt bewiesen.

Ein mittel zur aussonderung des volkstümlichen bei Reuter hat ja auch der, dem die mecklenburgische mundart nicht geläufig ist. Wo sich eine bei Reuter begegnende redewendung in der volkssprache eines anderen niederdeutschen dialekts nachweisen lässt, wird man ihre volkstümlichkeit ohne weiteres zugestehen. Dem verfasser ist das nicht entgangen, und er hat fleissig die idiotika gewälzt: Schütze, Dähnert, Richey, Strodtmann, Frischbier u. a. Fruchtbarer wäre auch hier die kenntnis und verwertung einer lebenden mundart gewesen. So hätten sich aus dem heutigen holsteinischen auf schritt und tritt parallelen ergeben. Es ist überraschend, wie weit die übereinstimmung geht; einiges werde ich unten anführen. Es wäre interessant festzustellen, wie viele von den etwa 1000 aufgeführten wendungen eigentümlich mecklenburgisch sind; sehr gross wird die zahl verhältnismässig nicht sein.

Der verfasser hat nun aber auch viele ausdrücke und wendungen aufgenommen, deren volkstümlichen ursprung er selbst bezweifelt oder leugnet. Wozu dies? Es scheint mit dem zweck des büchleins zusammenzuhängen. Dieser ist kein rein wissenschaftlicher. Zwei prinzipien laufen nebeneinander her. Einmal will der verf. dem des idioms unkundigen leser ein führer sein; er bietet daher sogar eine wörtliche hochdeutsche übersetzung jeder, auch der einfachsten, Reuterstelle. Andrerseits möchte er der wissenschaft dienen und bausteine zu einem mecklenburgischen idiotikon liefern. Diese zweiheit der absicht ist meines erachtens für die darstellung nicht vorteilhaft gewesen; sie hat eine gewisse ungleichheit der behandlung verursacht. Ich für meine person hätte eine ausgestaltung des buches nach der wissenschaftlichen seite gewünscht, vor allem eine eingehendere berücksichtigung der litteratur (z. b. sind die arbeiten von Wossidlo nicht genügend ausgenutzt) und nicht zum wenigsten eine genauere angabe des fundorts der citate. Eine nachprüfung ist bei der von Müller angewendeten weise des citierens kaum möglich, und doch ist es häufig sehr wünschenswert, zuweilen geradezu unerlässlich, den zusammenhang genau zu kennen, zu wissen, wem Reuter die wendung in den mund legt, in welcher situation der redende sie an-

wendet usw. Das kann für die frage, ob volkstümlich oder nicht, von entscheidender bedeutung sein. Störend ist namentlich, dass selbst bei dingen, die nach Müllers angabe nur ein einziges mal in der ganzen litteratur vorkommen, ein hinweis auf den fundort unterblieben ist. Auch verstehe ich nicht recht, warum sich der verf. nicht der längst eingebürgerten abkürzungen bedient und z. b. für Nd. Jb. und Nd. Kbl. neue und umständliche sigla eingeführt hat. Kluges Etym. wb. hätte billig nach der neusten auflage citiert werden sollen.

Aber wir wollen die schrift auch in der form, die der verf. ihr gegeben hat, dankbar entgegennehmen. Mit recht verlegt er den schwerpunkt seiner arbeit in die erklärung der volkstümlichen redensarten, und das zeugnis darf man ihm unbedingt ausstellen: er ist den schwierigkeiten nicht aus dem wege gegangen. Wer da weiss, mit welcher grazie sich manche unserer neueren und neusten erklärer über dunkle punkte hinwegsetzen, und wer sich über ihr beredtes schweigen manches mal geärgert hat, den wird Müllers verfahren doppelt angenehm berühren. Er geht den problemen ernsthaft zu leibe. Er weiss nicht nur unter den von anderen versuchten erklärungen mit besonnenheit auszuwählen, sondern erscheint auch mit eigenen gaben. Er hat sich keine mühe verdriessen lassen, um über dunkle stellen licht zu erhalten und neues material herbeizuschaffen. So konnte ihm der erfolg nicht fehlen, dass er manche fragen erheblich gefördert, einige wol endgiltig gelöst hat (z. b. nr. 201. 416).

Ich füge ein paar bemerkungen im einzelnen an und möchte namentlich auf einige parallelen aus der schleswig-holsteinischen mundart hinweisen, wie sie mir gerade zur hand sind.

Zu nr. 3. *Klas Abendsegen* als spottname für einen tropf ist auch in Schleswig-Holstein bekannt. In Flensburg hat man den derben spottreim: *Klas Abendsegen hett sin bett bemegen.* — 10. Aus Angeln: *he pust as en odder.* Die bemerkung Müllers, dass die giftigen schlangen nd. *adder,* die nicht giftigen *snaken* genannt würden, ist in dieser allgemeinheit nicht richtig. Zunächst kommt auch der ausdruck *slang* vor; in Angeln heisst die ringelnatter schlechtweg *slang,* die kreuzotter wird *hauworm* (dän. *hugorm*) genannt. Sodann aber ist es merkwürdig, wie unklar die vorstellungen des volks von der gefährlichkeit der schlangen sind. In Schleswig-Holstein kommen namentlich drei arten vor: die sehr bösartige kreuzotter, die ungefährliche ringelnatter und die allgemein für eine schlange gehaltene ganz harmlose blindschleiche (genannt *sünndrang* wegen ihrer vorliebe für den sonnenschein). Wie verwirrt nun die begriffe von der natur dieser tiere sind, zeigen folgende zwei reimsprüche:

1. Aus der umgegend von Reinfeld i. H.

Bitt di 'n slang, (ringelnatter)
Wes man nich bang.
Bitt di 'n aller, (kreuzotter)
Steist noch mal valler. (gevatter)
Bitt di äwer 'n sünnendrang, (blindschleiche)
Denn gāt de klocken kling-klang.

2. Aus Wahlstedt bei Segeberg i. H.

Stickt di 'n arrer, (kreuzotter)
Steist noch varrer.
Stickt di 'n snāk (ringelnatter)
Krichst n' witt lāk. (leichentuch)
Stickt di 'n sünndrang
Gāt de klocken kling-klang.

In der tat hat die blindschleiche oberflächlich betrachtet einige ähnlichkeit mit der kreuzotter und kann bei ihrem schnellen erscheinen und verschwinden mit jener verwechselt werden. Bezeichnend ist übrigens, dass man auch eine böse (giftige) frau *en sünndrang* nennt. Die ringelnatter, die im zweiten spruch als *snak* erscheint, mag sich durch ihr zischen bei eiliger flucht als giftig verdächtig gemacht haben.

Zu nr. 17. Der plural *de ahnmachten* scheint nach den bekannten krankheitsnamen *masern* (plattd. *masseln*), *pocken* etc. gebildet zu sein; vgl. Erdmann-Mensing, Grundz. d. d. synt. II, § 21. Auch *husten* erscheint im volksmund als plural: *de hosten lösen sik* (Angeln), daher wird im niedrigen hochd. *husten* allgemein als femininum behandelt: *die husten ist schlimm.* — 18 Angeln: *he makt 'n gesich as en tutz* (= kröte) *in gewitter.* — 19 schwerlich volkstümlich. — 20 in dieser form sicher nicht volkstümlich; das gleiche gilt von nr. 46. — 27 *ik denk, dat em de ap lust;* holst. auch *dor hett sik n' ap lust = dort ist nichts zu holen* oder *es ist nichts mehr da* (wenn jemand beim essen zulangen will). Die wendung *Gu'n dag, ap!* ist in Schleswig-Holstein sehr verbreitet; z. b. in Flensburg: *du büs 'n smuck'n jung vun mul un poten* (auch *von snut'n bet to poten*)! *Gun' dag ap!* — *Sinen apen zucker gewen* ist schwerlich volkstümlich. — 32. In Schleswig-Holstein ganz gewöhnlich: *he dampt (smökt, qualmt), as wenn son lüttmann backt.* — *to backen kam'n* allg. schl.-holst.; *backen* und namentlich *anbacken* ist 1. trans. *schö'n wi mal 'n sneeball an sin dör anbacken?* 2. intrans. = *festsitzen;* namentlich noch jetzt in der schülersprache: *büs anbackt?* Warum griech. *παγῆναι* zur erklärung hinzugefügt ist, verstehe ich nicht; unerfahrene könnten noch auf einen zusammenhang von *backen* und *παγῆναι* verfallen! Überhaupt erscheinen mir die öfter auftretenden griechischen zusätze an den meisten stellen als ziemlich überflüssige dekoration. — 34. Wo steht die stelle? In Schleswig-Holstein: *so wat krüpt nich op de böwerste bön.* Müllers erklärungen sind sämtlich gekünstelt. Die sache wird einfach so sein: Auf dem obersten boden des hauses kriecht alles mögliche getier herum; dort darf man alles erwarten; aber so etwas nicht! — 37a holst. sehr gewöhnlich: *mi bewert de büx!* Auch nach überstandenem schrecken: *na, hest de büx vull?* — 41 nicht volkstümlich. — 43. Zur übertragung von *bast* auf die haut des menschen (schon mnd. vgl. Mnd. wb. 1, 156) vgl. die schl.-holst. wendungen: *du krichs wat lang de bass; he riskert de bass; lop, wat de bass hölt* (s. auch Collitz, Waldeckisches wörterbuch s. 9). — 48 holst. noch jetzt *to bed'n gān,* auch *na'n prester gān* = in den konfirmationsunterricht gehen. — 49. Die ansichten von Berghaus hätten hier wie anderswo ohne schaden unterdrückt werden können; sie bedürfen durchweg keiner widerlegung. Im übrigen war nicht auf das mhd., sondern auf alts. *gristgrimmo,* mnd. *grisgramen* zu verweisen. Doch bleibt die ganze erklärung unsicher. — 50. Aus Ditmarschen: *de dorin begriest, begraut dorin.* — 52 sicher nicht volkstümlich. — 56 *dat regent bindfaden* ist gewiss nicht volkstümlich; wol aber das holst. *dat regent flintsteen.* — 63. Die richtige erklärung von *blümerant = bleu mourant* hat schon Braune zu Lauremberg s. 87 gegeben. Sie kann noch gestützt werden durch eine stelle der „Schäfftigen Martha“ (um 1657), an der *blömerant* geradezu unter den farben aufgezählt wird. Der krämer legt der braut seine stoffe vor:

Wat wil gy vör colör? Ey fruwe syt gebeden
Un kamet hier im licht wat neger her getreden.
Beseht de farwen recht, seht dat is Columbin,
Und dat ys Incarnat, seht hier ys Tristmenin,
Un dat is Blömerant . . .

Die farbe war damals hochmodern *(na sülckem tüg is vaken groten loop)*. Vgl. auch Schütze 2, 284. Lappenberg, Bibl. d. litt. ver. 58, 114 (im Glossar die falsche erklärung *blumicht)*. — Zu 77 vermisse ich eine erklärung. — 81 *in de brüch' kamen* möchte ich nicht mit der „bruchrechnung" zusammenbringen, sondern mit mnd. *broke* = strafe für den bruch des gesetzes; heute hd. veraltend *brüche bezahlen, in brüche kommen;* plattd. *de brüch* (vgl. Woeste 41. Collitz 130). — 82 zu *brüden* war auf Braune Lauremberg s. 89 zu verweisen. — 83 sicher nicht volkstümlich. — 85 lies Schütze 1, 170. — 87. Die erklärung von *in de bucht springen* ist mir sehr unwahrscheinlich; vom gänsestall zum turnier ist ein weiter sprung. — 96 holst. *wo't mod is, ritt de bur op'n bullen (ossen) to kark;* auch ausführlicher: *wat mod is, dat lett god, wenn de bur ok op'n bullen to kark ritt* oder derber: *wat mod is, dat kleed god, un wenn de hemdslippen ut de büx kiekt.* — 99 auch: *wen för'n bur'n hemm* (= zum besten haben); vgl. *he is ümmer de bur.* — 101, 2 sicher nicht volkstümlich. — 104. In Schl.-H. oft mit zusatz: *he snackt vun den groten Christoffer un hett den lütten nich sehn.* — 109 holst. *dor sitt keen däg in em.* Sprichwort: *stahlen god hett keen däg.* Es war auch auf Schütze 1, 208 zu verweisen. — 114 holst. *ick bün rein in de dös* (vgl. Schütze 1, 241); auch *he is gans verdöst;* das verbum *dösen* in der verbindung: *he döst dor so lank* (geht im traum); das adj. *dosig* ist schon mnd. — 116. Zur wendung *de ganze damm hurte mi an*, vgl. holst. *em hört de strat (de ganze weg) to* (vom betrunkenen). — 121. Die zahlreichen wendungen, in denen der teufel eine rolle spielt, sind fast sämtlich auch in Schl.-H. bekannt, wenn auch zum teil in etwas anderer form; z. b. zu s. 19: *mal den düwel nich an de wand; denn kümt he* oder *wenn 'n vun düwel snackt, is he nich wid* (vgl. Müller nr. 828). — Zu s. 20: *nu kümt gott's word in swung, segg de düwel* (auch: *de jung*), *dor harr he dat lütt testament an de pietsch bunn'n.* Auch in der form: *so kümt gotts word in swung, säd de düwel un smet de bibel öwern tun.* — Das. *Aller anfang is schwer, säd de düwel, do stöl he 'n ambolt;* auch auf den dieb übertragen. — 125 lautet in Holstein: *fleiten deerns un kreien höhner dögt to nix;* auch erweitert: *en hehn, de dor kreit, un en deern, de dor fleut, is nich wert, dat's op gotts erdboden geit.* Eine andere form, die z. b. in der Kaltenkirchener gegend verbreitet ist und die der Reuterschen fassung noch näher kommt, ist diese: *fleuten deerns un töffeln jungs, de dägt den ganzen dag nix.* — 128. Die volkstümlichkeit ist mir zweifelhaft; überhaupt kann ich es nicht billigen, dass M. wahllos alle aus der bibel stammenden oder an bibelsprüche sich anlehnenden redewendungen als „durchaus volkstümlich" betrachtet. Ebensowenig kann ich die wendung *sick des dod's verwunnern* als eine echte äusserung des volksmundes ansehen; schon der genetiv macht sie verdächtig. — Zu 134 wäre an das (in Schl.-H. sehr verbreitete) sprichwort zu erinnern gewesen: *veel swin makt den drank dünn.* — 140 vgl. holst. *he kann wul lachen : he hett sin schap in drögen.* — 142. Auch in Holstein ist die wendung noch bekannt, freilich wol im aussterben begriffen; in der form: *em bölkt de drüddels ut de kehl.* — 146, 3. Die gewöhnliche form in Schl.-H. ist: *De dummsten buern but (hefft) de gröttsten kantüffeln.* — 152. In Holstein bedeutet *in'n dott scheten : zusammenfahren* (vor schreck, überraschung und dgl.) — 156, 3. Nicht in der verwässerten fassung, die Schütze bietet, lebt das sprichwort im volke, sondern in ursprünglicher form: *ei is'n ei, säd de paster* (weit seltener: *küster*), *dor grep he na't goosei.* — 158 bekannt in der form: *wat en don kann, ward twe nich to last;* mit weiterer übertreibung: *wat en don kann, ward veer nich to veel.* — 163 *öwerenn* (Schütze 1, 303) kommt

noch heute in übertragener bedeutung vor; z. b. in Angeln: *he is bös öwerenn* d. h. er ist eingebildet, fühlt sich. Auch noch: *he sitt pil in enn; he schöt pil in enn* (richtete sich plötzlich in ganzer länge auf). — 165. Der zitherspielende esel kommt u. a. schon in Brants Narrenschiff 73, 21 vor: *wissen als vil von kyrcheregyeren alls müllers esel kan qwintyeren.* Im Nd. narrenschip (ed. Schroeder) 4883: *se wetten so vele van kerken regeren alze des möllers esel kan quinteren.* Vgl. noch Zarncke, Narrenschiff s. 416. — 167 lautet in Schl.-H. meist: *de grütt (supp) ward nich so hitt uteten as se opfüllt is.* — 190 hat auf Pellworm die fassung: *man mott ni ehr al ropen, ehr man em in de korf hett.* Aus Angeln ist mir bekannt: *prahl man nich: hahl fisch, ehr du wekke fung'n hest.* — 191 holst. *wat schüllt son fisematenten? — Dat is 'n groten fisematentenmaker!* (von jemandem, der seine zeit mit allerlei brodlosen künsten vergeudet). Die erklärung bleibt auch nach Ms. darlegungen unsicher. — 201. Aus Flensburg ist mir bekannt: *Dor steit Matz Fotz;* das bedeutet etwa: *da stehen die ochsen am berge.* — 213 ist *furcht* ein plattdeutsches wort? Und ist es volkstümlich? — 231 *wat gelt dat mi?* = *was gilt das mir?* halte ich nicht für nd. — 236 sicher nicht volkstümlich. — 250 *grillen fangen* ist doch gewiss nicht volkstümlich. Bei uns würden die wenigsten leute aus dem volk den ausdruck verstehen; die *grille* ist unbekannt. — 253. *Segg em, hei süll grossmudder grüssen.* Es ist nicht nötig, die wendung „elliptisch“ zu fassen und dabei an des teufels grossmutter zu denken. Die menschliche grossmutter, für die jugend vielfach ein gegenstand gutmütigen spottes, kommt oft genug im volksmund vor; vgl. holst. *gah hen un gröt din grossmudder, se schall erer keen pannkoken backen, erer se mähl hett.* Zu einem, der übermässig lange fingernägel hat, sagt man: *dor kanns din grossmudder mit ut de er klein.* — 259. Die redensart *Hans vör allen högen sin* bietet ein merkwürdiges beispiel von volksetymologie. Das wort *hege, hech* = *hecke* wurde confundiert mit *hege, höge* = *freude, festlichkeit* (mnd. *hoge, hege, hage*), das sich auch in dem verbum *sik högen* = *sich freuen* widerfindet; das substantivum begegnet noch in der redensart: *dat wer awers n' hög!* (z. b. in Angeln). Daher denn: *he is Hans vun allen högen* = *maître de plaisir* (z. b. im fürstentum Lübeck allgemein üblich). — 262. Müllers deutung wird bestätigt durch die in Holstein verbreitete redensart: *de is mudder ehr best kük'n in korf.* — 263 vgl. die wendung: *enen haken gegen wen söken* = ihm etwas in den weg zu legen suchen. Bei der konfirmation fragt man wol den jungen burschen: *na, wo wult du din'n haken anslan?* — 268 in Schl.-H. allgemein bekannt: *hand vun'n sack! De hawer is verköfft.* — 272 holst. *marks du nich? he hett en hasenfot inne tasch* = er macht sich gern einen spass, neckt andere gern; also wol etwas anders als bei Reuter. — 274 holst. *en klok hehn leggt ok in de netteln;* ebenso allgemein üblich: *ick heff noch en hehn mit di to plück'n.* — 300. Zu der wendung *nich hül noch hott weiten* und den verwandten nr. 494 und 713 war auf Wossidlo, Nd. Kbl. 14, 18 fgg. zu verweisen. Holst. *he säd nich mehr hott un hü;* vgl. auch Schütze 2, 164; Woeste 106; Collitz, Wald. wb. 44. — 307 holst. auch in der form *hulter kapulter.* — 308 holst. *de öwern hund kümt, kümt ok öwern stert.* Zu s. 70: *dor kreit nich hund noch hahn na* ist auch holst.; daneben aber findet sich die ursprüngliche fassung: *nich hehn un hahn.* Vgl. Wossidlo, Nd. Kbl. 14, 18. — *up den hund kamen,* in Schl.-H. mit weiterer steigerung: *up den hund sin stert kam'n.* — 319 in Sch.-H. mit derbem zusatz: *he is so klok as 'n imm; he kann blot keen hünni (honig) schiten.* — 338. In Holstein: *nu is't kalf in't og slan,* zuweilen mit dem zusatz: *un de oss op'n stert knepen.* Anderswo (z. b.

in Bargteheide i. H.): *nu hest du de katt in't gesich slagen.* — Von den zu 351 angeführten redensarten über die katze sind in Schl.-H. allgemein üblich: *dat 's n narr, de de katt in 'n sack köft* und *he geit dorüm herüm as de katt üm den bri.* — 352 holst. *he hett dat inne wör* (auch *in 'n kopp*), *as de katteker in'n stert.* — 357. *kiker* bedeutet nicht, wie M. nach Schütze erklärt, eigentlich *fernglas,* sondern als substantivum zu mnd. *kiken: zuschauer, zuscher* (Lüntzel, Stiftsf. 247, 13 *vor kikers se dar stunden, an dat stormen wolden se nich;* Mnd. wb. 2, 461; heute: *tokikers*), daher *auge.* So wol zuerst im rätsel; vgl. Müllenhoff, Sagen s. 508 in dem rätsel, dessen lösung „der mensch" ist: *öwer dem trechter (= hals) da is en licker (zunge), öwer dem licker da is en rüker (nase), öwer dem rüker da sint twe kiker, öwer de kikers dar steit wat gras* usw. Heute sind in Schl.-H. gewöhnlich die wendungen: *dat heff ik in'n kiker* und *den heff ik op'n kiker.* — 360 noch jetzt in ganz Schl.-H. in derselben form verbreitet, in der es Schütze 2, 254 bietet. — Zu 399 vgl. auch Schütze 2, 356; Collitz 62. — 405. Auch Brinckmann, Kasp. O. 102 (Hendel) hat: *de wallach keilt' achter ut, as wenn he mit Kasper-Ohm kuhlsacg spelen wull.* — 407 b. Aus Stormarn: *se stat sik as kukuk un söbenstern.* — 424 holst. *em möt mal örndlich de Lewiten lest warn.* — 435 *he wet sinem liwe kenen rad.* Schütze 3, 34. *Dat treckt sick all nan liw* (oder *trech*), *säd de snider;* meist mit zusatz, wie: *dor harr he de tasch in't armloch sett* oder *dor harr he de büxenklapp na achtern makt.* — 440 wol aus dem hd. — 442. Noch heute in Dithmarschen als ablehnende redensart gebraucht: *so hett Lūx ni fiddelt;* auch mit dem zusatz: *Lūx hett fiddelt, dat he geld hem'n wull.* In Ostangeln: *so fett fidelt Mops nich.* Vgl. auch Nd. Kbl. 6, 36. — 456 allgemein in Schl.-H. *as de mann is, so ward em de wuss brād* (auch: *de bükkeln*). — 465. Ich glaube, dass M. recht hat, wenn er in der redensart *'t is mis as mus* beide wörter als bezeichnungen für dasselbe tier, und zwar die maus, ansieht. Nur dass *maw* bei Dähnert druckfehler für *maus* sei, ist mir nicht wahrscheinlich. In Holstein begegnet die form: *dat is all mus as mau, de katt fritt 's bei.* Die ursprünglichen benennungen sind im volksmunde völlig verdreht, und ich halte es keineswegs für unmöglich, dass aus dem später vielfach unterdrückten nachsatz eine erinnerung an die ursprünglich mit der redensart eng verbundene katze in den ausspruch eingedrungen ist. — 468. Das altnd. *mōt* und *mōtean* (got. *mōtjan*) hat sich im plattdeutschen mit grosser zähigkeit gehalten; so in Schl.-H.: *as he mi inne möt güng, nückkopp he mi all von widen to* (Wilstermarsch); auch im verbum *he bemött mi, he is mi bemött.* Ebenso im waldeckischen; vgl. Collitz s. 72. Bei Brinckmann, Kasp. O. 15 (Hendel) als drohung: *tööw man, kumm du mi man in de möt!* — 475 holst. *all bat helpt, säd de mück, un pisst in de Elw* (auch *Ostsee*). — Zu 482 vgl. holst. *he is so gnaddig* (verdriesslich, mürrisch) *as 'n putt vull müs.* — Zur erklärung der redensart *rut kiken as de mus ut 'ne dis hed* hätte wenigstens auf Müllenhoff z. Quickb. s. v. *dis* verwiesen werden sollen. In Schl.-H. versteht man unter *dis hee* den klumpen loser heede, der auf den „*heesprü*" gelegt wird; der „*heesprü*" ist das zum festhalten der heede dienende, mit hölzernen zinken versehene brett auf dem spinnrad (mnd. *dise, disene*). Die bedeutung der redensart ist, wenn M. richtig erklärt, in Holstein eine andere als in Mecklenburg. Sie bezieht sich nicht auf das herausblicken „eines kleinen gesichts aus einer unförmlich grossen kopfbedeckung", sondern wird auf personen angewendet, die sehr langes, ungepflegtes, ungekämmtes haar tragen und dadurch den eindruck der unordentlichkeit machen. Daher geradezu: *he kikt ut de prük as de mus ut'n dies heed* (fürstentum Lübeck). In Angeln setzt man auch

wol die eule an die stelle der maus. — 494 holst. *he hett mi nich natt un drög boden.* — 497 holst. *Dat krud kenn ick, sä de düwel, dor sett he sick in'n neddel.* Übrigens wird das wort *neddel* in Schl.-H. fast nur pluralisch gebraucht; s. oben zu nr. 274. — 513 holst. *he hett föt* (oder *pedd herüm*) *as 'n pagelun.* In Lauenburg mit verdrehung: *he hett sik utstaffiert as 'n papalunschen hahn.* — 514 holst. *he stünn as 'n pickepal* (auch *pickpal*). „Pickpal" ist ein beliebtes spiel (vgl. Handelmann, Volks- und kinderspiele aus Schleswig-Holstein s. 89), aus dem sich unzweifelhaft auch die von Müller unrichtig gedeutete wendung *pal trecken* = *davon gehen* erklärt; vgl. *he trock den pal und neite ut.* — 520 allgemein in Schl.-H. *em is sin (de) petersill verhagelt* in der bedeutung: seine hoffnungen sind zerstört. — 524 auch in Schl.-H. bekannt; variante: *he makt en gesich, as wenn pingsen und winachen op en dag fallt* (besonders hoher grad der freude). Merkwürdig und mir nicht recht erklärlich im fürstentum Lübeck: *he wiest ostern und pingsen up een dag* = zeigt den hintern. — 525 holst. *he hett sik utstaffiert as 'n pingsoss.* — Die aus Oldenburg angeführte sitte ist auch in Lauenburg bekannt. Wer am pfingstmorgen als letzter das bett verlässt, wird von der familie mit dem spottreim begrüsst: *pingskarr — hawerblarr.* Auch der kuhhirt, der am pfingstmorgen zuletzt die kühe aus dem stall treibt, heisst *de pingskarr.* Er wird bekränzt, und an seinen fuss bindet man eine birke. So zieht die jugend mit ihm durchs dorf und zwingt ihn vor jedem hause den reim zu sprechen: *pingskarr, hawerblarr, baukweitengrütt, eer (eier) un speck, geld is 't best!* Dabei wird kleine münze erbettelt, die man dann im wirtshaus durchbringt. — 532. Statt des pochs auf dem glatteis hat man in Schl.-H. die wendung: *he steit dor as'n pogg in manschien.* Auch *he perd* (oder *geit*) *as'n pogg in manschien.* — 538 *So'n pott, so'n stülp* in Schl.-H. in erweiterter form und mit etwas anderer wendung: *dor is keen pott so schef, dor passt 'n deckel* (oder *stülper*) *to.* — 580 holst. *nicks geit öwer de rendlichkeit, säd de ol fru, jungs, haalt n' bessen un feg de disch af* (in Pellworm mit dem zusatz: *jemm wät doch, dat ik mag dat gern bettjen rein hebb'n*). — Zu 593 hätte die abhandlung von W. Mannhardt, Roggenwolf und roggenhund benutzt werden müssen; die angeführte redensart ist daselbst s. 11, anm. 3 ausführlich besprochen. — 618 holst. *he is so dumm, dat em de gös bit* (auch mit zusatz: *un de höhner bang ward*). — 628 holst. *du hest bi mi noch 'n goden schinken in solt.* — Zu 653 vgl. holst. *dat wer'n hannel up'n slump* (auf gut glück). — 656 halte ich für durchaus volkstümlich und gut niederdeutsch; Reuter hat mit seinem „smutzig" nur einen derben volksausdruck gemildert (*schietig* oder dergl.). In Holstein lautet der spruch: *nich eer ful water weggeten, eer 'n rein weller hett* (gegend von Ütersen). — 675 in Schl.-H. allgemein: *he is de erste mann an de sprütt.* — 707a doch unzweifelhaft nicht volkstümlich; ebenso wenig 735. — 713 Vom geizigen sagt man: *he giff nich mal dat swatte unnern nagel weg!* — 716 holst. *he is so dumm as'n winterswin.* — 731 Analoge redensarten, die an bestimmte, nicht mehr festzulegende ereignisse anknüpfen, sind in Schl.-H.: *Nu kam ick da achter, as Klas Kühl's hund achter'n amtmann* oder *as Steffen achter't farken.* — 744 in Schl.-H. noch in älterer, allitterierender form: *wat tüg un tügel holen will,* wodurch Ms. deutung von *tüg* bestätigt wird. — 746 in Schl.-H. allgemein: *wo de tun am sidsten is, ward öwerstegen.* — 752 Vom grünschnabel auch in Schl.-H. *he is knapp (noch nich) drög achter de oren.* — 771 in mehreren formen in Schl.-H. verbreitet, namentlich: *Den vagel, de s'morrns to fröh singt, halt öwer dag de katt* oder *stött de haf op'n dag.* — 773 ist mir aus Ostholstein bekannt: *den kann man't vadder-*

unser dörch de backen lesen. — 785 *dit's man en övergang* etc. in Holstein meist *övertog.* — 820 anm. vgl. *ick kenn di as'n F-schilling* (alte mecklenburgische schillinge mit der prägung von Friedrich Franz, deren 48 auf 1 taler gingen; sie waren also gegenüber den Hamburger schillingen minderwertig, da deren 40 einen taler ausmachten). — Auch zu 828 hätte die zu 593 genannte abhandlung von Mannhardt eingesehen werden müssen; dieser deutet s. 20 die redensart *den letzen biten de hunne* auf den roggenhund. Das von Müller vermutete kinderspiel findet sich u. a. bei Müllenhoff, Sagen und märchen aus Schl.-H. s. 487; Handelmann, Volks- und kinderspiele s. 77; vgl. Mannhardt a. a. o. s. 33. Der anfang lautet bei Müllenhoff: *All min schap to hus! — Ik dörf nich. — Wo för nich? — För de grote roggenwulf.* Bei Schütze 4, 16 heisst es bloss: *Dor steit en groten wulf vor de door.* Das spiel ist noch heute mit varianten in Schl.-H. bekannt; an stelle der schafe sind meist gänse getreten, so dass der anfang lautet: *All min göschen* (oder *gös*) *kamt to hus!* Der wolf spielt dieselbe rolle wie früher.

In der kleinen schrift „Zur sprache Fritz Reuters", die auch als osterprogramm des Kieler gymnasiums (1902) erschienen ist, behandelt Müller zwei themata: die französischen ausdrücke bei Reuter und die deminutivformen auf *-ing.* Beide abschnitte bringen recht verdienstliche zusammenstellungen von material; namentlich die vollständige sammlung der verkleinerungsformen auf *-ing* kann als nützliche vorarbeit gelten. Weniger befriedigt der erste abschnitt. Müller glaubt doch wol selbst nicht, dass alle von ihm aufgezählten, zum teil sehr abgelegenen französischen ausdrücke wirklich „ins volk gedrungen" sind. Die sache steht doch nicht so, dass ein wort deshalb, weil es bei Reuter vorkommt, nun auch volkstümlich wäre. Auch hier ist eine scharfe sonderung nötig, und es kommen dieselben gesichtspunkte in betracht, die ich schon oben berührte. Immerhin mag Müllers zusammenstellung anregung geben, der interessanten frage näher zu treten, wieviel französisches gut eigentum des volkes geworden ist und nach welchen grundsätzen sich die aneignung des fremden elements vollzieht.

KIEL. OTTO MENSING.

Emma Graf, Rahel Varnhagen und die romantik. Berlin, Felber 1903. (Literarhist. forschungen hrg. von J. Schick und M. v. Waldberg. XXVIII.) 106 s. 2,20 m.

Eine schülerin Walzels unterzieht Rahels innere und persönliche beziehungen zur romantik (s. 1fg. 74fg.) einer sorgfältigen durchsicht. Viel neues war nicht zu ermitteln; Treitschkes auffassung (s. 7 anm. 2) ist wol in sachkundigen kreisen längst als parteiisch erkannt und die bedeutung der Berliner sibylle für die verbindung der frühromantik mit dem jungen Deutschland (s. 52) steht fest.

Immerhin werden namentlich die politischen gegensätze zwischen Rahel, der „altliberalen", und jenen beiden richtungen, der reactionären und der revolutionären, gut aufgezeigt (s. 54) und ebenso ihre analoge mittelstellung zwischen mysticismus und agnosticismus (s. 44). Ihre religion ist eben doch immer, wie ihre seele, „denkgläubig" und ihr individualismus widerstrebt dem untertauchen eines Fr. Schlegel in kirchengefühlen (s. 46). — Von den persönlichen beziehungen sind die zu Brentano (s. 84fg.) vor allem bedeutsam und sein urteil (s. 93) für beide teile charakteristisch. Wir freuen uns, alle diese dokumente jetzt in guter ordnung und klarer darstellung beieinander zu haben.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Reisen eines Deutschen in England im jahr 1782 von Karl Philipp Moritz, herausgegeben von **Otto zur Linde.** (Sauers Deutsche literaturdenkmale 126.) Berlin, Behr 1903. XXXIII und 167 s.

Noch immer vermissen wir eine ausführliche biographie und charakteristik von Karl Philipp Moritz, die uns eigenart und entwicklung des mannes vorführte und seinen auf den verschiedensten gebieten, der tragödie, dem roman, der ästhetik, der metrik und grammatik, wirkungsvollen leistungen ihren psychologischen und historischen platz anwiese. Als vorarbeiten dazu können einzelstudien oder neudrucke bedeutenderer schriften wie der vorliegenden dienen, die in der sammlung, die uns schon den Anton Reiser und die abhandlung von der bildenden nachahmung des schönen gebracht hat, durchaus mit recht eine stelle gefunden hat und hoffentlich zu eingehenderem studium ihres verfassers anregen wird, der doch allein schon darum unsre höchste aufmerksamkeit verlangt, weil Goethe ihn während und nach seiner italienischen zeit seiner freundschaft gewürdigt hat. Die englische reisebeschreibung ist ein durch und durch individuelles buch: daraus erklärt sich die frische und unmittelbarkeit der darstellung, die nie in den trockenen ton der belehrung oder der registrierenden statistik verfällt, nie sich verleiten lässt, wesen und art der fremden vom alleinseligmachenden und oft so beschränkten heimischen standpunkte aus zu verurteilen, sondern die gewaltigen eindrücke unbefangen auf sich wirken lässt und darum auch in der darstellung des selbstgesehenen nie langweilt oder ermüdet. Bei allen diesen vorzügen ist es sehr zu bedauern, dass sich Moritz die möglichkeit, noch reichere erfahrungen namentlich auf dem gebiete des sozialen lebens in England zu sammeln, durch seine vorliebe für die gerade in England ganz ungewöhnlichen, ihn von vornherein fast kompromittierenden fussreisen und durch seinen naiven mangel an äusserlicher assimilationsfähigkeit selbst abgeschnitten hat. Von den sehenswürdigkeiten Londons und den politischen und sozialen einrichtungen der Engländer schildert er nur, was er selbst gesehen hat, was ihm persönlich nahe getreten ist; manche seiner kleinen erlebnisse, die er mit plastischem geschick darzustellen versteht, hätten einen Chodowiecki reizen müssen, auch abgesehen von der predigertafelrunde in Oxford, die der zweiten auflage beigegeben wurde. Aber das hervorragendste sind zweifellos die naturschilderungen und unter ihnen wider der glanzpunkt die stimmungsvolle, schon von Karoline (1, 37) gelobte beschreibung der unterirdischen wanderung durch die wunder der höhle von Castleton. In vielen stellen atmet ein wertherisches naturgefühl, zuweilen bis zum wörtlichen anklang an Goethes roman (s. 88: „ich erlag fast unter der betrachtung aller dieser reizenden gegenstände“; Goethes werke 19, 8: „ich erliege unter der gewalt der herrlichkeit dieser erscheinungen“). Auch der wertherische gegensatz zwischen dem beglückenden naturgenuss und der verwundenden härte des konventionellen menschen klingt an: nach der beleidigenden behandlung im gasthof in Windsor geht Moritz in die natur hinaus, lagert sich im schatten einer grünen hecke und liest in seinem Milton (s. 77), wie Werther nach der ausweisung aus der gräflichen gesellschaft auf einem hügel sitzend den untergang der sonne geniesst und dabei in seinem Homer liest (Goethes werke 19, 103). Man erinnere sich der überwältigenden wirkung, die Werther bei seinem erscheinen auf den jungen Anton Reiser ausübte (die stellen sind gesammelt und besprochen bei Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe s. 293).

In der einleitung zu dem vorliegenden neudruck behandelt der herausgeber Moritzens verhältnis zur englischen sprache und literatur, seine „anglomanie“, wie er zu sagen für gut findet, darauf zwei schriften, die sich schon durch ihre titel zu

Moritzens reisebeschreibung in eine enge beziehung setzen, und endlich die schicksale und die beurteilung, die das buch nach seiner übertragung ins englische in England gefunden hat. Als verfasserin dieser übersetzung wird die tochter Woides wahrscheinlich gemacht, eine vermutung, die mancherlei für sich hat. Zu s. XIII bemerke ich, dass allerdings die beliebteste tour nach England für Deutsche die fahrt mit dem packetboot von Helvoetsluis nach Harwich war; fuhr man über Frankreich, so waren zwei möglichkeiten, entweder von Calais nach Dover oder, was noch beliebter war, von Dieppe nach Brightelmstone (Brighton). Bei den beiden an Moritz sich anschliessenden schriften sei es gestattet etwas länger zu verweilen. Als verfasser der einen, „Neue reisen eines Deutschen nach und in England im jahre 1783; ein pendant zu des herrn professor Moritz reisen" (Berlin 1784), steht Johann Gabriel Bernhard Büschel, regimentsquartiermeister in Leipzig, fest (vgl. über ihn Goedeke[2] 5, 392). Gegenüber der individualität bei Moritz haben wir hier ein buch, das die meisten der fehler besitzt, die wir diesem vorhin abgesprochen haben, eine ebenso wortreiche wie uninteressante schilderung einer menge von einrichtungen und zuständen, die der verfasser unmöglich alle durch eigenen augenschein kennen gelernt haben kann, ohne jede individuelle farbe, durchsetzt mit seichtester aufklärungsphilosophie. Dass der verfasser, der sich übrigens innerhalb seines buches nirgends auf Moritz bezieht, gar nicht in England gewesen sei, halte ich für verleumdung guter freunde. Naturgefühl besitzt er fast gar nicht, obwol er (s. 238) das reisen in der postkutsche deshalb tadelt, weil es den reisenden hindere nach gefallen in schönen gegenden zu verweilen: so handelt denn auch der grösste teil seines buches von London; kaum, dass er Richmond und Windsor einige worte widmet; die landschaftlichen schönheiten des nördlichen England hat er gar nicht aufgesucht. Büschels titelkupfer, das den mit einer lateinischen inschrift gezierten eingang einer höhle mit einer antiken weiblichen statue innerhalb eines gartens und einen mann davor darstellt, möchte der herausgeber (s. XV) für ein bild der höhle von Castleton halten: es ist vielmehr der eingang der grotte in Popes garten in Twickenham, den er selbst mit dem horazischen verse *Secretum iter et fallentis semita vitae* (episteln 1, 18, 103) schmücken liess (vgl. s. 159 und Volkmann, Neueste reisen durch England 2, 431). — Als verfasser des zweiten buches, „Anmerkungen und erinnerungen über herrn professor Moritzens briefe aus England von einem Deutschen, der auch einmal in England gewesen ist" (Göttingen 1785), nennt sich (s. 46) L—n in Hannover. Der herausgeber hat (s. XVI) den namen nicht feststellen können und glaubt nur in ihm mit sicherheit einen lehrer des englischen in Hannover zu erkennen, der vielleicht zugleich geistlicher gewesen sei, wie einige andeutungen in dem werke schliessen lassen; in dem neuen anonymenlexikon von Holzmann und Bohatta fehlt das buch. Eine bemerkung in der dem werkchen angehängten nachschrift gibt eine sichere handhabe, um den namen des verfassers festzustellen. Er bespricht dort die schwierigkeiten der übersetzertätigkeit überhaupt und aus dem englischen insbesondere und sagt dabei (s. 48): „Das erfuhr ich noch ganz kürzlich bei Fawcetts anmerkungen über die melancholie .... die ich für herr Reich in Leipzig übersetze". Das hier gemeinte, Zimmermann gewidmete buch ist tatsächlich Leipzig 1785 erschienen, führt den titel „Benjamin Fawcett über melancholie, ihre beschaffenheit, ursachen und heilung, vornehmlich über die sogenannte religiöse melancholie" und nennt als verfasser Joachim Friedrich Lehzen, der nach Meusel (Das gelehrte Teutschland 4, 395) prediger an der marktkirche in Hannover, später in Celle gewesen ist (vgl. auch Anton Reiser s. XXX neudruck, wo aber doch wol Langhans gemeint sein wird, da Lehzen noch

in den neunziger jahren in Hannover war). So ist also auch der verfassername in unsrem buche zu ergänzen. Lehzens gegen einzelne stellen bei Moritz gerichtete ausführungen sind jedoch weit mehr, als der herausgeber (s. XVI) zugeben möchte, irrig und zuweilen eher schlimmbesserungen als berichtigungen, wenn auch zugegeben werden muss, dass einzelne irrtümer Moritzens hier richtiggestellt sind: s. 11 bestreitet er Moritzens behauptung, die auch Büschel (s. 40) teilt, dass die braten in England nur halbgekocht oder halbgar gegessen werden, und versucht damit eine ja auch heute noch vorhandene frage des individuellen geschmacks endgiltig zu entscheiden, die schliesslich auf einen wortstreit hinausläuft; s. 35 will er Moritzens Nuneham in Newnham bessern und begeht damit einen groben geographischen schnitzer, indem er von Oxfordshire nach Gloucestershire hinüberspringt (vgl. Volkmann 3, 46. 106); die s. 46 ausgesprochene vermutung, dass Moritz s. 148 das westliche ende Londons mit dem östlichen verwechsle, braucht wenigstens nicht das richtige zu treffen und wäre im schlimmsten falle ja doch höchstens ein schreibfehler; endlich ist auch die an Moritzens englischer aussprache geübte kritik nicht überall berechtigt, wenn man Moritzens erklärung seiner transskriptionen (Anweisung zur englischen accentuation s. 64) gebührend berücksichtigt, was Lehzen unterlassen hat.

Der herausgeber hat dem texte erläuternde anmerkungen beigefügt, in denen er andere gleichzeitige berichte zur erklärung des Moritzschen heranzieht. Diese hätten nur viel reichlicher, als geschehen ist, benutzt werden müssen und es hätte sich hier eine gute gelegenheit geboten, eine sehr dankenswerte und notwendige aufgabe zu lösen: wir bedürfen bei der grossen bedeutung, die die kenntnis Englands und der englischen zustände im letzten drittel des achtzehnten jahrhunderts für die deutsche literatur- und kulturgeschichte hat, einer möglichst eingehenden zusammenstellung der von deutschen besuchern Englands darüber hinterlassenen nachrichten und eine solche hätte sich gerade in form eines kommentars zu Moritz recht gut geben lassen, da so häufig gerade ein bericht den andern ergänzt. Ich will nur ein paar der wichtigeren namen nennen, auf die der herausgeber, der am ergiebigsten eigentlich nur Archenholz zitiert, gar nicht oder doch nicht genügend rücksicht nimmt. Das vorhin zitierte reisebuch von Volkmann, der Baedeker der damaligen zeit, so zu sagen, hätte durchgängig angeführt werden sollen, da es eins der ausführlichsten derartigen werke ist; ebenso durften hinweise auf Wendeborns bekanntes buch nirgends fehlen, das der herausgeber selbst (s. 153) „als quelle ausserordentlich wichtig“ nennt: der dort ausgesprochenen befürchtung, dass längere zitate daraus zu viel raum beanspruchen würden, liess sich doch leicht begegnen, wenn bloss die seiten zitiert und die stellen nicht ausgeschrieben wurden. Weiter kommen Lichtenberg und Forster als vortreffliche schilderer in betracht. Von Lichtenberg besitzen wir eine anzahl briefe von seinen beiden englischen reisen 1770 und 1774—75, ferner ein ausführliches tagebuch der zweiten reise, von dem bisher nur ein kleines bruchstück (Vermischte schriften 3, 269; Aus Lichtenbergs nachlass s. 157. 175) bekannt ist, das ich aber demnächst vollständig veröffentlichen werde. Moritzens vergleich eines englischen knaben mit einem deutschen (s. 49) erinnert an einen lieblingsgedanken Lichtenbergs (vgl. Lauchert, Lichtenbergs schriftstellerische tätigkeit s. 39); dann wäre etwa noch heranzuziehen die lebendige schilderung des Londoner strassenlebens und die beschreibung der kaufläden (Briefe 1, 204), die parlamentssitzung (1, 221), die besteigung der Paulskirche (1, 196. 199); weiteres wird das tagebuch bringen. Forster hat seine englische reise von 1790 nicht selbst mehr ausarbeiten können; wir besitzen aber die reichen materialien und tagebuchauszüge, die Huber als dritten band der

ansichten vom Niederrhein veröffentlicht hat, und sie enthalten mancherlei hierhergehöriges. Auch hier findet sich die schilderung einer spannenden parlamentssitzung (Sämmtliche schriften 3, 366); wichtig gerade für Moritz ist der exkurs über die englische hospitalität (3, 377); interessante vergleiche lassen sich besonders bei den naturschilderungen ziehen, die zum besten in Forsters ansichten gehören: Windsor (3, 385), Richmond (3, 391), reise von Birmingham nach Derby (3, 409), höhle von Castleton (3, 418), Chatlock (3, 420), Chatsworth (3, 423), rückreise von Stratford nach London (3, 426). Endlich hätte durchgängig ein modernes werk zitiert werden müssen, das für die genauere kenntnis Englands im 18. jahrhundert geradezu unentbehrlich ist und sich durch reichtum des inhalts wie durch geschmackvolle darstellung in gleicher weise auszeichnet: Sidney, *England and the English in the eighteenth century*, London 1891—92. Hier wird auch Moritz an einer reihe von stellen als gewährsmann ausführlich zitiert.

Im einzelnen möchte ich noch folgendes anmerken. Dass mit dem s. 16 und 141 erwähnten „letzten grossen aufruhr“ derjenige des lords Gordon *(no popery riot)* gemeint ist, der modernen lesern besonders aus Dickens' Barnaby Rudge bekannt ist, erfährt man nur aus dem namenregister, wo niemand eine solche aufklärung suchen wird; auch Büschel erwähnt ihn (s. 44. 125. 181). — S. 17. Die influenzaepidemieen begannen nicht erst 1780, wie der herausgeber (s. 153) sagt. Reinhold Forster schreibt schon im november und dezember 1775 in ungedruckten briefen an Spener: „Alles ist krank in London; die *medici* nennen es auf englisch *catched cold*, die macaronis nennen es influenza, die philosophen schelten es *an epidemical evil* und wir müssen es mit menschlichen schmerzen fühlen und mit goldenen *guineas* dafür bezahlen an *doctors, apothecaries* usw. . . . Die krankheit ist vom kontinent herübergekommen und hat sich ordentlich nördlich gezogen und jetzt hat sie schon das äusserste norden erreicht in dieser insel. In Ireland sind viele dran gestorben, hie nicht, sondern sie sind nur krank gewesen, einige aber sehr übel.“ — Das s. 24 beschriebene gemälde stellt die eroberung von Montreal durch general Amherst dar und ist von Hayman (Volkmann 1, 432). — S. 52. Über Reinhold Forsters schwiegersohn Schrader und über die englische expedition nach Minorca sucht man vergeblich einige erläuternde worte; wenn der hier ebenfalls genannte *german doctor* wirklich Mayersbach war, wie wiederum nur im register (s. 166) behauptet wird, so war auf Forster 3, 385 zu verweisen. — Zu s. 54 hätte bemerkt werden sollen, dass der dänische legationssekretär Schönborn der freund des jungen Goethe ist, der früher in Algier war. — S. 93. Der Helmstädter professor Bruns war den Oxforder geistlichen jedenfalls durch seine arbeiten für Kennicotts bibelwerk bekannt geworden (vgl. Siegfried in der Allgemeinen deutschen biographie 3, 450). — S. 98. Zu Mengs' Magdalena in Oxford vgl. Forster 3, 437; die am gleichen orte erwähnte beschreibung von Oxford ist sicher die von Williams (Volkmann 3, 22 anm.). — Der s. 100 erwähnte musiker Mitchel fehlt sowol in Fétis' als in Eitners wörterbuch. — S. 115. Mit dem „grossen naturforscher“ ist vielleicht der bei Volkmann (3, 465) genannte Eyre gemeint. — S. 144. Über general Paoli vgl. Lichtenberg, Vermischte schriften 3, 279; Briefe 1, 222. 226. — S. 148. Hansen lieferte für Zöllners lesebuch für alle stände (4, 135) „Geographische und statistische nachrichten von dem königreiche Galizien und Lodomerien.“ — S. 155. Zu den erfolgen der deutschen literatur in England vgl. ausser Brandls aufsatz im Goethejahrbuch 3, 27 die interessanten brieflichen bemerkungen Forsters im Archiv für das studium der neueren sprachen 84, 372. 376. — Wenn Moritz schreibt „lokal und persönliche anzüglichkeiten“, so ist das nicht, wie der herausgeber (s. XXXIII)

sagt, „vielleicht anglizismus“, sondern gehört natürlich zu der gruppe sprachlicher erscheinungen, über die jetzt Steglich (Zeitschrift für deutsche wortforschung 3, 1) reiche sammlungen vorgelegt hat, wenn es kein druckfehler ist.

JENA. ALBERT LEITZMANN.

Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel, herausgegeben und erklärt von **Ernst Martin.** Zweiter teil: kommentar. Halle, buchhandlung des waisenhauses 1903. (Germanistische handbibliothek 9, 2.) C und 630 seiten. 12 m.

Der vorliegende schlussband von Martins Parzivalausgabe enthält eine ausführliche literarhistorische einleitung und die fortlaufenden anmerkungen, in denen die darin verwerteten materialien Müllenhoffs und Lucaes nicht äusserlich kenntlich gemacht sind. Es kann natürlich meine aufgabe nicht sein, den kommentar ganz oder auch nur teilweise hier durchzugehen und etwa mit kritischen oder ergänzenden bemerkungen zu begleiten; denn das würde ein selbständiges buch erfordern. Ich muss mich darauf beschränken, einige allgemeinere gedanken an den kommentar anzuknüpfen und auf die einleitung lieber etwas näher einzugehen. Eines habe ich zunächst an Martins anmerkungen auszusetzen und zwar ist es eine eigentümlichkeit, die sie mit manchem andern unsrer mhd. kommentare teilen: das zwecklose aufführen zufällig gesammelter parallelstellen. Diese methode, in den anmerkungen parallelstellen aller art zusammenzustellen, stammt aus den editionen der kritischen und exegetischen altmeister unsrer wissenschaft und es war bei dem damaligen mangel eines mhd. wörterbuches gewiss von hohem interesse, dies oder jenes wort, diese oder jene wendung oder syntaktische fügung in andern texten nachgewiesen zu sehen; auch benahm der selbstverständlich zufällige charakter solcher zitate der beobachtung darum nichts von ihrem werte. Heute hat sich das gründlich geändert: wir besitzen zwei ausführliche mhd. wörterbücher, in denen ein ungeheures stellenmaterial übersichtlich gebucht ist; parallelstellen zu sammeln hat daher heute nur dann einen sinn, wenn entweder eine in den wörterbüchern fehlende wendung belegt werden soll oder wenn die belege aus einem und demselben autor, da nicht jedes werk und jeder schriftsteller in den grossen wörterbüchern ganz vollständig verzettelt sein kann, in lückenloser vollständigkeit vorgeführt werden, oder endlich wenn, wofür Haupt und Jänicke zuerst material gesammelt haben, aus stilistischen rücksichten, aber dann natürlich wiederum vollständig, nachgewiesen werden soll, welche worte oder wendungen bei gewissen autoren oder litteraturgattungen vorkommen oder vermisst werden. Alle andern zufälligen und lückenhaften zitate sind nichts als zwecklose raumverschwendung. Ich sehe z. b. nicht ein, was es für einen zweck hat, wenn Martin zu Parz. 5, 24 die verbindung *bürge unde lant* durch eine stelle aus der Kudrun und eine aus Lamprechts Alexander belegt oder zu 172, 4 zwei stellen aus Parzival für *râm* zitiert, während der Parzival noch weitere vier und der Willehalm gleichfalls vier enthält. Die zahl der fälle, die unter diese beiden kategorieen gehören, ist legion. Ein zweiter vorwurf, der Martins anmerkungen gemacht werden muss, ist der, dass sie viel zu viel übersetzungen und paraphrasen geben und zwar nicht, was natürlich ganz berechtigt wäre, von schwierigen wendungen und gedankenentwicklungen, sondern von den allerhäufigsten und trivialsten. Bartschs kommentar, der das gleiche tut, kann dabei wenigstens durch den umstand entschuldigt werden, dass er, wenn auch wol nur ideell, mit dem grösseren leserkreise der nicht eigentlich philologisch geschulten gebildeten rechnet, die den alten autor in der ursprache lesen wollen. Wohin aber soll

es mit den mhd. studien unsrer studenten kommen, wenn ihnen Martins kommentar in die hände fällt, der sie der langweiligen und zeitraubenden mühe des nachschlagens im wörterbuche gänzlich überhebt? Soviel förderliches und brauchbares auch dieser Parzivalkommentar im einzelnen ohne allen zweifel enthält, so kann er doch weder vom wissenschaftlichen noch vom pädagogischen standpunkte aus in seinen grundtendenzen gutgeheissen werden. Auf den sonderbaren umstand, dass es Martin tatsächlich, wie jetzt der augenschein lehrt (vgl. schon Zeitschrift 35, 242. 243), mit seinem wissenschaftlichen gewissen für vereinbar gehalten hat, fast die ganze so reichhaltige kritische und exegetische Wolframliteratur in seinem kommentar zu ignorieren, sei hier nochmals ausdrücklich aufmerksam gemacht.

Der hyperkonservative charakter, unter dem schon Martins behandlung des textes zu ihrem offenbaren schaden zu leiden hatte, beherrscht auch die literarhistorische einleitung. Die gelungensten kapitel sind die über Wolframs quellen, über die Gralsage und über Wolframs einwirkung auf die spätere dichtung: hier kommen durchweg anschauungen zu worte, die unsrer heutigen wissenschaftlichen erkenntniss entsprechen; es sind das ja freilich auch gebiete und probleme, die von Lachmann und seinen unmittelbaren schülern noch fast gar nicht behandelt waren, mit denen sich erst spätere generationen von forschern beschäftigt haben und über die gerade jetzt der kampf der meinungen am lebhaftesten hin- und herwogt. Die andern teile der einleitung enthalten vieles veraltete, das unbekümmert weiter konserviert wird: s. XII wird die beziehung einer stelle in der selbstverteidigung auf ein lied Reinmars ohne jedes fragezeichen registriert; s. XXXVI und LXXXV gibt es noch immer Titurellieder; s. XXXVII ist Kiot noch immer ein *schantiure* mit femininem artikel; auf andres komme ich nachher ausführlicher zu sprechen. Am meisten antiquiert ist, wie zu erwarten war, das kapitel über die metrik: Wolfram soll sich zwar vierhebige klingende verse gestatten, wo aber ein solcher vers neben einem unzweideutig dreihebigen steht, muss mehrsilbiger auftakt angenommen werden (s. LXXVI; warum nicht auch sonst?); mehrsilbigkeit der senkung wird abgewiesen (s. LXXVII); alle die unmöglichen metri causa hergestellten kürzungen *Lîâz, Bên, held, bêd* usw. sowie die phonetisch unsprechbaren einsilbigen „synkopen“ *muotr, silbr, âbnts* usw. bestehen nach wie vor zu recht (s. LXXVIII); für den ausgang des stumpfen verses gelten die alten papierenen regeln (s. LXXIX); hier gibt es skansionen wie *dô erwáchéte der wígant, régîné de Franze, Íngûsé de Bahtarliez, nû bréchen díe wîl íwîn graz, dâ hǽrt ir únd seht mánege dict, dén sô mánec man índe wîp* usw. Ich hoffe in anderm zusammenhange auf einige dieser metrischen gesetze und regeln demnächst zurückzukommen.

Unter den einzelnen punkten der einleitung, auf die ich noch mit wenigen worten zu sprechen kommen möchte, sei Wolframs aufs neue energisch behaupteter analphabetismus (s. VIII) an die spitze gestellt (vgl. auch Zeitschrift 35, 238. 242. 243), den ich noch immer als ein phantom bezeichnen muss. Es hiesse eulen nach Athen tragen, wenn ich hier nochmals wiederholen wollte, was Lichtenstein, Grimm und Saran meines erachtens abschliessend über diese annahme, deren unglaublichkeit sonnenklar ist, wenn man Wolframs schriftstellerischen charakter erwägt, und speziell über den wirklichen sinn jener stellen, aus welchen man seinen analphabetismus missverständlich hat folgern wollen, ausgeführt haben. Natürlich wollte er mit seiner ironischen polemik nicht, wie Martin meint, seine zeitgenossen täuschen oder belügen, sondern nur seine selbstgewachsene kunst zu der des *wîsen* Hartmann in gegensatz stellen. Wenn sich das unter Walthers namen gehende lied *Ein meister las* (122, 24),

wie wol allgemein und auch von Martin zugegeben wird, in seinen anfangszeilen auf den eingang des Parzival bezieht, so haben wir darin das vollgültige gegenzeugnis eines zeitgenossen, der vielleicht Wolfram selbst hatte sein werk vorlesen hören. Wunderbar ist, was nach Martins einleitung sich alles in Wolframs stil und darstellung aus diesem von ihm so hartnäckig verteidigten analphabetismus erklären soll: seine scherze könnten nur dann volle wirkung gehabt haben, wenn er sie frei aus dem gedächtnisse vortrug (s. LXXIV); durch die improvisation sei nicht nur das *ἀπὸ κοινοῦ* (das meines erachtens bei Wolfram vielfach zu unrecht angenommen wird, worauf ich an anderer stelle zurückkomme), sondern auch die wiederholung der reimworte (hier liesse sich leicht eine gegenprobe aus irgend einem modernen dichter zur widerlegung führen) und die stellung unwichtigerer wörter im reime bedingt (s. LXX. LXXXII; eine eigenartige ansicht vom reimen zeigt sich auch s. LXXV unter nr. 3); seine stilistischen eigenheiten ständen den ihn nachahmenden „buchgelehrten“ übel zu gesicht (s. XCII). Und zu welchen abenteuerlichen konsequenzen führt diese theorie: durch „mündlichen unterricht der gelehrten“ muss Wolfram zu seinen geographischen, mineralogischen und zoologischen kenntnissen gelangen, durch „umgang mit geistlichen“ sich seinen biblischen vorstellungskreis aneignen (s. XLVIII); der schreiber (!) muss ihm „mit auskunft über allerhand gelehrte fragen“ zu hilfe kommen (s. LXXIV); einzelne abschnitte werden direkt für den schreiber von ihm gedichtet (s. LXXV)! All das glaube, wer dazu im stande ist. — S. VIII. Dass Wolfram verheiratet war, ist möglich, kann auch vielleicht psychologisch wahrscheinlich gemacht werden, folgt aber nun und nimmer aus Parz. 216, 28 *ich bræhte ungerne nû mîn wîp in alsô grôz gemenge;* das kann auch einer sagen, der kein weib besitzt, und der scherz wird dadurch sogar noch hübscher. Aus solchen subjektiven stileigenheiten darf man nicht derartige konsequenzen ziehen, obwol es lange zeit üblich gewesen ist. — Dass Wolfram Ottes Eraklius gekannt habe (s. XI), ist ganz unbewiesen (vgl. auch Graefs einleitung s. 39): den namen, den er nur als den eines steinkenners Parz. 773, 22 nennt, entnahm er sicherlich seiner mineralogischen quelle (vgl. s. XLVIII). — Nach s. LXXXVI soll der redaktor der bearbeitung C der Nibelungen die bekannte stelle von den in öl gebackenen schnitten dem Parzival nachgeahmt haben, da das volksepos sonst nie „auf den standpunkt Hanswursts“ herabsteige; aber Wolfram wol? Das naheliegende und natürliche ist doch wol, dass Wolfram, der etwas seinen zuhörern bekanntes zitieren will, also nicht eine unbekannte pointe eigener mache anbringen wird, hier auf eine ihm und den hörern geläufige Nibelungenredaktion anspielt (vgl. Braune, Beitr. 25, 88 und meine ausführungen ebenda 26, 132). — Roethes behauptung, dass in dem mnd. Artusfragment aus Loccum Wolframs einfluss sichtbar sei, wird s. XCIII wiederholt. Dieser „einfluss“ beschränkt sich auf die namen Isenhart und Gamuret, deren lesung zudem durchaus nicht sicher ist (vgl. Borchling, Mnd. handschriften 1, 190). Dagegen will ich hervorheben, da es Borchling entgangen ist und seitdem sich noch niemand mit dem interessanten, an rätseln reichen fragmente beschäftigt zu haben scheint, dass vielmehr ein einfluss Hartmanns mit aller sicherheit nachweisbar ist: einige zeilen auf blatt 2a (Borchling 1, 187) sind wörtlich dem Armen Heinrich 56—60 entnommen. — Den gereizten ausfall auf mich (s. XCV) lasse ich auf sich beruhen, da wir beide nicht das forum sind, das über diesen fall zu gericht zu sitzen hat. Aber Martin sollte doch nicht mit solcher sicherheit Lachmanns lesarten für „irrig“ erklären, wenn sie richtig sind: Parz. 401, 3 hat D wirklich *chleider* und 791, 14 wirklich *ethites.*

JENA. ALBERT LEITZMANN.

Festgabe für die 13. hauptversammlung des Allg. deutschen sprachvereins zu Breslau. Gewidmet von dem zweigverein Breslau. Breslau, W. G. Korn 1903. 82 s.

H. Jantzen gibt eine übersicht über „Schlesische dichter", wobei Opitzens „Deutsche poeterei" ein „prächtiges büchlein" heisst (s. 11) und Wolzogen (s. 21) den Schlesiern zugezählt wird, obwol der seiner heimatstadt Breslau heut entfremdete verfasser sich dagegen, mit allerdings zweifelhaftem recht, sträubt. Neues erfährt man höchstens aus der schliessenden aufzählung neuerer, besonders im dialekt dichtender schriftsteller. — W. Fielitz gibt dem schluss des „Tasso" eine neue auslegung: er lässt dem helden dichterische arbeitspläne als trost aufsteigen und das drama so nur halb tragisch enden. „Der dichter Tasso ist zu einem dichter Goethe geworden, aber nicht der mensch Tasso zu einem menschen Goethe" (s. 46). Ich vermag mir diese künstliche deutung so wenig anzueignen wie das urteil, der dichter des „Befreiten Jerusalem" habe seinen kranz wirklich „leicht verdient" (s. 43). — Endlich spendet der meister deutscher wortchronologie, A. Gombert, aus seinem unerschöpflichen wortherbarium „redende belege" (wie A. Götze die chronologisch verwertbaren nachweise genannt hat) über zahlreiche interessante schlagworte wie „Deutschland über alles!", „deutsche gemütlichkeit", „karte Waldeck" (ich kenne nur die schreibung: „Charte Waldeck", nach „Magna carta"), „völkerfrühling", „völkerschlacht", „wunderkind" und andere. Die neugepflegte beobachtung der prägnanten bedeutungsentwickelung an solchen worten und wendungen erfährt dadurch eine dankenswerte bereicherung.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Fr. Weidling, Drei deutsche Psychedichtungen. Jauer, Oskar Hellmann o. j. 23 s. 0,50 m.

Der verf. weist darauf hin, wie stark Ernst Schulzes „Psyche" unter dem einfluss Wielands steht, zeigt in Hamerlings „Amor und Psyche" eine glückliche widerannäherung an die griechische quelle, und spricht der freier, menschlich allgemeiner und gleichzeitig lokal-bestimmter gehaltenen versdichtung „Eros und Psyche" von Hans Georg Meyer den preis zu.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Felix Melchior, H. Heines verhältnis zu lord Byron. Berlin, Felber 1903. (Literarhist. forschungen hrg. von J. Schick und M. v. Waldberg. XXVII.) VIII, 169 s. 3,50 m.

Die fleissige und ergibige studie behandelt in drei abschnitten Heines persönliche stellungnahme gegenüber Byron (s. 1 fg.); Heine als übersetzer Byrons (s. 40 fg.); Byrons litterarischen einfluss auf Heine (s. 72 fg.: a) Einzelmotive; b) Allgemeine charakteristische züge).

Am besten scheint mir der zweite teil gelungen. In der vergleichung der urtexte mit den übersetzungen (z. b. s. 62) und ihrer fundierung durch allgemeine betrachtungen über das verhältnis der englischen zur deutschen sprache (s. 66) zeigt sich eine ungewöhnliche feinfühligkeit, die freilich auch sonst bei der würdigung technischer fragen (balladenmanier s. 87; reim s. 122 fg.) hervortritt. Nur möchte ich die composita in Heines übersetzungen doch nicht so loben, wie M. (s. 65) es tut.

Bei der beurteilung der persönlichen und litterarischen einflüsse geht mir dagegen der verf. oft zu weit. Ich meine nicht zweifelhafte reminiscenzen (wie s. 75.

77. 95), neben denen ja massenhaft (bes. s. 145fg. und sehr interessant s. 162fg.) völlig sichere nachgewiesen werden; auch nicht den versuch, Byrons „Dream“ (s. 77fg.) zu einem entscheidenden vorbild für Heines „Traumbilder“ zu machen, der mir allerdings problematisch bleibt. Aber dass sich H. eigentlich seinen ganzen „weltschmerz“ (s. 125fg.) auf Byrons schablone „ausgequält“ (s. 138) habe, wird mir gerade auch durch Ms. gute allgeemine ausführungen zu dieser epidemie zweifelhaft. Dass Heine und Byron ganz unabhängig ihr „Aut Caesar aut nihil“ (s. 160) schreiben, deutet eben doch auf so grosse ähnlichkeiten der persönlichkeit (wie sie ja auch der verf. selbst s. 30fg. betont), dass mir daneben das litterarische moment überschätzt scheint.

Sehr interessant sind (s. 98fg.) die ausführungen über Heine und die meerespoesie. In Herders „Reisejournal“ spüre nun freilich ich wider mehr litteratur als (s. 101) „salzigen meergeruch“; aber Byron ist hier (s. 107) sehr glücklich als vermittler zwischen die älteren deutschen seedichter wie W. Müller (s. 105) und Heine eingeschoben und die art, wie der dichter der „Nordsee“ sein thema zuerst anfasst, in vortrefflicher analyse (s. 111) illustriert. Aber wer für das uralte gleichnis zwischen schiff und schwan an einen bestimmten erfinder glaubt (s. 113), hätte die genialität in Heines neuer behandlung des meeres erst recht schärfer herausarbeiten sollen.

Auch einzelmotive wie fichtenbaum und palme (s. 88) und der vampirismus (s. 93) gehen nicht leer aus. Wir legen das buch nicht überall überzeugt, aber überall gefördert aus der hand.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Anderson, L. F., The anglo-saxon scop. [University of Toronto studies; Philological series. I.] Toronto 1903. (IV), 45 s. 1 sh.

Döring, Edmund, Beiträge zur kenntnis der Sondershäuser mundart. II. (Progr. der fürstl. realschule zu Sondershausen 1904.) 45 s.

Gerstenberg. — H. W. v. Gerstenbergs recensionen in der Hamburgischen Neuen zeitung 1767—1771, herausg. von O. Fischer. [Deutsche lit. denkmale des 18. und 19. jhs., herausg. von A. Sauer III, 8.] Berlin, B. Behr 1904. C, 415 s. 8 m.

Gryphius. — Manheimer, Victor, Die lyrik des Andreas Gryphius. Studien und materialien. Berlin, Weidmann 1904. XVII, (III), 386 s. 8 m.

Hêliand. — Bruckner, Wilh., Der Helianddichter ein laie. [Wissenschaftl. beilage zum bericht über das gymnasium in Basel.] Strassburg, Trübner in comm. 1904. 36 s. 4°. 2 m.

Kleist, Heinr. v. — Schulze, Berthold, Neue studien über Heinr. v. Kleist. Heidelberg, Karl Winter 1904. (VIII), 92 s. 2 m.

Marbe, Karl, Über den rhythmus der prosa. Vortrag. Giessen, J. Ricker 1904. 37 s. 0,60 m.

Mendelssohn. — Goldstein, Ludw., Moses Mendelssohn und die deutsche ästhetik. [Teutonia... hrg. von Wilh. Uhl. III.] Königsberg i. Pr., Gräfe & Unzer 1904. VIII, 240 s. 5 m.

Neuenheuser, Peter, Untersuchungen über Martin Opitz im hinblick auf seine behandlung der natur. Bonner dissert. 1904. 102 s.

Nibelungenlied. — Sandbach, Francis E., The Nibelungenlied and Gudrun in England and America. London, David Nutt 1903. VIII, 200 s. 10 sh. 6 d.

Panzer, Friedr., Dichtung und bildende kunst des deutschen mittelalters. Vortrag. Leipzig, Teubner 1904. 26 s.

Pipping, Hugo, Nya gotländska studier. [Göteborgs högskolas årsskrift 1904. IV.] 24 s.

Schmidt, Ludw., Geschichte der deutschen stämme bis zum ausgange der völkerwanderung I, 1. [Quellen und forschungen zur alten geschichte und geogr. hrg. von W. Sieglin. VII.] Berlin, Weidmann 1904. (VIII), 102 s. 3,60 m.

Viereck, L., Zwei jahrhunderte deutschen unterrichts in den Vereinigten staaten. Braunschweig, Fr. Vieweg u. sohn 1903. XVI, 293 s. 5 m.

Waltharius. — Althof, Herm., Gerald und Erchambald. Eine untersuchung über ein problem in der Waltharius-forschung. [Sonderabdruck aus dem Jahrb. der kgl. akademie zu Erfurt, n. f. XXX.] Erfurt, K. Villaret 1904. (II), 20 s.

Weisse, Chr. Felix. — Richard III. von Chr. F. W. hrg. von Dan. Jacoby und Aug. Sauer. [Quellenschriften zur Hamburg. dramaturgie I. — Deutsche lit, denkmale des 18. und 19. jhs. III, 10.] Berlin, B. Behr 1904. XXXII, 91 s. 1,80 m.

Wieland. — Hirzel, Ludw., Wielands beziehungen zu deutschen romantikern. [Untersuchungen zur neueren sprach- und lit.-gesch. hrg. von O. F. Walzel. IV.] Bern, A. Francke 1904. VIII, 92 s. 1,50 m.

Wilser, Ludw., Die Germanen. Beiträge zur völkerkunde. Eisenach und Leipzig. Thüring. verlags-anstalt o. j. VI, 448 s. 6 m.

Witkowski, Georg, Das deutsche drama des 19. jhs. in seiner entwicklung dargestellt. [Aus natur und geisteswelt nr. 51.] Leipzig, Teubner 1904. (IV), 172 s. geb. 1,25 m.

NACHRICHTEN.

Am 10. juni 1904 verschied zu Kötzschenbroda dr. Bernhard Döring, in dem auch unsere zeitschrift einen mitarbeiter betrauert.

Professor dr. Karl Kraus in Wien wurde als nachfolger Ferd. Detters nach Prag berufen.

Die privatdocenten dr. Karl Helm in Giessen und prof. dr. Eugen Wolff in Kiel wurden zu extraordinarien ernannt.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

BRUCHSTÜCKE EINER HANDSCHRIFT DES JÜNGEREN TITUREL.

Den 42 bisher bekannten handschriften des jüngeren Titurel[1] reiht sich ein neues fragment an, das, soweit die vorliegenden beschreibungen urteilen lassen, einer bisher unbekannten handschrift angehört hat. Es wurde mir von dem antiquar herrn K. von Rožycki vorgelegt, aus dessen besitz auch das Heidelberger bruchstück stammte, über das ich in den Sitzungsberichten der Münchener akademie der wissenschaften (philos.-philol. klasse 1903, s. 287—320) gehandelt habe. Es besteht aus zwei pergamentblättern in der grösse von 32 × 23 cm, von denen nur die linken ecken, ohne den text zu verstümmeln, abgeschnitten sind. Die blätter wurden von dem einband einer medicinischen handschrift des 16. jahrhunderts abgelöst und sind auf der vorderseite, mit der sie aufgeklebt waren, noch ganz hell (gelbbraun) geblieben, während die rückseiten, welche die aussenseite des einbanddeckels schützten, sehr dunkel geworden sind. Der text ist in zwei spalten von 26 × 8 (bis 9) cm geschrieben in einer klaren minuskel des späteren 14. jahrhunderts. Die verszeilen sind nicht abgesetzt, sondern nur durch . getrennt; dagegen beginnen die strophen stets mit einer — in regelmässigem wechsel roten oder schwarzen — bescheidenen initiale in einer neuen zeile. Eine strophe beansprucht meist nur 4 oder 5 zeilen, so dass auf jeder spalte von blatt I 12—13, von blatt II 11—12 strophen platz gefunden haben. Die zeilenzahl der einzelnen spalten ist verschieden, auf blatt I 56, 57, 57, 56; auf blatt II 51, 51, 53, 51. Die abkürzungen der handschrift sind nur die allgemein üblichen und nicht zahlreich; sie wurden daher für den folgenden abdruck aufgelöst.

Das neue fragment bietet den text von str. 1518—1569 und str. 1762—1810 (nach Hahns zählung) in einer gestalt, die sich dem druck von 1477 wesentlich näher anschliesst als dem Heidelberger Cod. Pal. 383, den Hahn abgedruckt hat; ich verweise nur auf die übereinstimmung mit der incunabel in dem fehlen der strophen 1780 bis 1782 und in der umstellung von str. 1790—1791 hinter 1793. Es gehört also entschieden zu der II. der von Zarncke gesonderten gruppen.

1) Vgl. Anton E. Schönbach, Seitenstettner bruchstücke des jüngeren Titurel in den Sitzungsberichten der Wiener akad. d. wiss. philos.-hist. klasse. Bd. 148. 1904.

Im einzelnen trifft es aber auch widerholt mit dem Hahnschen druck, dem vertreter der I. gruppe, zusammen und noch öfter weicht es von beiden ab. So wird noch eine genaue vergleichung mit der Heidelberger papierhandschrift (Cod. Pal. 141), Zarnckes H, die mir zur zeit nicht vorliegt, notwendig sein, um das neue bruchstück in die schwierige genealogie der Titurelhandschriften genau einordnen zu können. Um aber das ungefähre verhältnis des fragments zu den beiden hauptgruppen der überlieferung etwas anschaulich zu machen, füge ich wenigstens den 10 ersten strophen die varianten von B^1 (Cod. Pal. 383 nach Hahns abdruck) und E^2 (der incunabel) hinzu.

I. Blatt.

1518 . . . .
. . . . in clagenden riwen
dan in Gamvretes sterben mute
dez tot in sinem hertzen vnvergezzenlichen iamer blvte.

1519 Vil werdichlich emphahen der chvnic di boten chvnde
[Im] dorfte niht versmahen div presente groz der im wol gvnde
akry akrin der ims mit triwen sande
mit prieven witzerichen daz er in manger verre mande.

1520 [D]o Gailet erhorte daz werben al ir sache
den boten [do] enborte vrevden nach ir grozzen vngemache
daz [si] vf wazzer vnd vf lande haten
mit vride vnd mit geleite vnd mit der kost wurden si beraten.

1521 Ich pin der nicht erwindet mit iv die selben reise
vnz [?] ir den stoltzen vindet bi chvnig artus dem werden britüneise
vnd vil der ritterschaft vz manigen landen
vnd ahtzic edeler meide an grozzer wirde hoch die vngepfanden.

1522 Vf ruket von den mæren ir hertze wol spannen drie
daz si dem sældenbærn solten sehen dez lop in solher krie
so hohiv zil an prise het gestozzen
daz aller chvnige wirde gen artus mohten niht genozzen.

1518 B^1 und E^2 in clagender rewe — E^2 Dann in do — E^2 vnvergessenlichen ymer do blate. — 1519 B^1 Ackerin. E^2 Der ackerin — B^1 krefteriche da mit vil maniger trewen er in mande. E^2 wissentlichen Domit er manger trewen in ermande. — 1520 B^1 aller — B^1 E^2 Zv haut er in enborte (E^2 vil) hohe frevde nach ir vngemache — B^1 E^2 koste. — 1521 E^2 der selben raise — B^1 E^2 Da ir den iungen vindet bi artusen — B^1 Und seht da. E^2 Ir secht do — B^1 werder meide an hoher werdikeit. E^2 megde An grozzer hoher wirde. — 1522 B^1 Nv viel in disen meren ir frevden ess zvr drie — B^1 E^2 wirdeberen — B^1 erstozzen — B^1 mohte — E Sich gen artuse mŏhte.

1523 Gailet niht beiten wolt er wart nv varnde
sper vnde schilt bereiten hiez man vil der wart man da niht sparnde
von den die pris ze lande furen wolden
vnd die durch hoch minne werde wibe gruzzen gerne dolden.

1524 Ze grozzer sælden chovffe namen in daz di heiden
daz si verdeket mit tovffe solden sehen di schar von ahtzic meiden
di chvnige vnd fursten fruht niht waren versvmet
vnd ritterschaft di grozzen den vnpris di strazze het gervmet.

1525 Nv wart ir hoh gedinge vil gahes do geneiget
ez brast ir vreuden clinge in dem heft so daz in wart gezeiget
lebens flust vnd waz ovh nah ergangen
ob ez niht von gelvke [?] mit sneller poten reise wær vndervangen.

1526 Wie sich ir vart gelente dez hort hi disiv mære
von richeit der presente gingen da zwelf mvle vnreisbære
daz si dem chvnge niht gevolgen chvnden
nv schvf er in geleite daz si von allen sorgen wærn enbvnden.

1527 Si furen sunder twale vnd an dem dritten morgen
dvrch daz lant ze kornwale dar waz ein champf gesprochen hin gen sorgen
zwin helden avzzerchoren an strenger n̊ote
in wende geluk an beiden daz ir blute di heide niht enr̊ote.

1528 Vridebrant der eine waz ein chvnic der schotten
den zigen grozzer meine [?] di vz dem chvnchriche ze adrigotten
daz er hernant ir herren sluc intriwen
durch herlint div clare mit champfe si daz gerne vf in erhiwen.

1529 Vnd haten doh gurlivget darvmb vor vil lange
mit brande vil erzivget [?] do er patelamvnt mit twange
besezzen het do [?] furah [?] in iberne
vnd wsten im daz riche da chert er wider vnd leit den schaden vngerne.

1523 B^1 Wes solt der kvnic nv beiten zit was nv zv varne — B^1 hiez er vil der was da niht zv sparnde Den die pris. E^2 Hiesz er vil der ward do — E^2 vil werder. B^1 werder. — 1524 B^1 E^2 hoher — B^1 heten daz di heiden Daz si mit dem tovfe — B^1 Die waren an reiner art vil klein versovmet. E^2 Die hoher art waren vil klain versaumet — B^1 di meren den. — 1525 E^2 brach — B^1 erzeiget — B^1 nach E^2 nahe. — 1526 B^1 lengete des horet die mere. E^2 hörent hie die — B^1 Daz sie niht gailet — B^1 daz sie vor sorgen flvste weren enbvnden. — 1527 B^1 E^2 vntz an den — E^2 Daz waz — B^1 kam — B^1 scharfer n̊oten — B^1 Nv wende got in beiden daz ir verch die helde ich enröten. E^2 Nun wende glück in baiden Daz ir bl̊ut die haide do nit enr̊ote.

1530 Er wert ez in mit chrefte swie vil er hinder im lazzen
het der ritterschefte si mvsten fluhtic rvmen im di strazzen
do si nah willen mohten sich die von arigotten niht gerechen
do begvnden si daz mort vf in m .... sprechen.

1531 Daz wolt der pontschvrne vf in mit champfe erherten
der rvhe von der dvrne dez sich in strite chavme sehs erwerten
di waren gen sin eines hant geteilet
ir mvst geluke walden ob si von im chœmen vngemeilet.

1532 Doch chvnde vridebrande sin pris daz wol gebieten
daz sich alsolher schande sin chvnchlicher name niht solde nieten
in kornwal vor dem chvnige marke
wolt er sin vnschulde mit swertes slegen von im bieten starke.

1533 Ez hiez zem liehten sterne da fůr di boten solden
alda der von iberne vnd der von pontschuren striten wolden
kailetes chnappen daz erhorten
vnd div beliben durch di mære di poten zogten fůr sich vz zen porten.

1534 Die chnappen niht gedahten done westen ovch di heiden
durch daz si fůr sich gahten vnd wrden vnverweist alsus gescheiden
nv wolden dise biten hi der mære
durch aventivr vrage wer da sigelos gesehen wære.

1535 Ob ich die rede wæhe nv mahte von ir champfe
wi mannen vnd orssen geschæhe daz si von noten ruchen vf mit tampfe
vnd die swert vf helme verre clvngen
ia vogel in den luften ob in betoubet vallens wæren twngen.

1536 Si waren strites cherne gar von der schal gesvndert
nv wart der von iberne sighaft dez wart vnmazzen vil gewndert.
waz darvmb got half ie dem waren
vnd lie di valschen sinchen di zvnreht vnrehtez chvnden varen.

1537 Ze hant die chnappen cherten da si di heiden liezzen
di hofzuht gelerten nie chvnde balder gahe niht verdriezzen
daz si von dannen waren svnder geleiten
swi vridelich ez do stunde di heiden chomen ze grozzen arbeiten.

1538 Dvrd werder fursten triwe di da vor kanfoleise
wielten clagender riwe mit verkerten schilten in der freise
die wolden zv̊ dem kampfe sin durch warte
di heiden in begegenten vf der strazze daz gerowe si harte.

1539 Als dise mit vrage erfunden von wann vnd war furen
nv wart dez niht erwnden si wolten si mit nide vnsamft ruren
ze rache Gamvreten der sin ende
durch den paroc dolte di heiden buten vf genade ir hende

1540 Frantzois etlicher chvnde ein teil vnd doh ze tute
daz in geleites gunde Gailet da riten sin lvte
si sprachen ia mvget ir vns di gezeigen
dez sult ir wol geniezzen anders man [*sic!*] zeln wir ivh zv̂ den feigen.

1541 Sit wir solh iamer guften tragen nach dem degene
die erden zv̂ den luften han wir gefult sit mit ougen regene
Gamvret der geblvmt dez hohsten rvmes
aller manne ein chrone beidiv in heidenschaft vnd christentvmes.

1542 Vnd welt ir anderweide dez Talfins vns verweisen
ob iv daz niht ze leide werden solde mit des todez freisen
ob ir von vns belibet vnverderbet
mit den rehtelosen wærn wir von reht antschowe enterbet.

1543 Ie mitten namen gaume der chnappen die ellenden
vil dike al vmbe di savme si funden niht do griffen si zen henden
in die swert sam ie di werden taten
di ane wer niht sterbent ich hæt in och daz selbe do geraten.

1544 Manlich gebaren wil nah prise werben
vnd di verzaget waren di siht man an werdikeit vil verderben
daran gedenchen alt vnd och di iungen
daz manlich gebaren werdikeit vil dike hat errvngen.

1545 Vor harnasch di blozzen sach man si beidenthalben
mit tieffen wnden grozzen wůrben si nach artzat vnd nach salben
wan daz si beidenthalben wol schermen chvnden
vber halb vnd mer het man si anders vf dem wal da funden.

1546 Vrid vnd svne wendic waz da ze beiden siten
wan si so gar genendic warn vnd gelich wage erstriten
an der menige vnd och an furstentvme
dez wart da lobelichen beidenhalben gestriten wol nah rvme.

1547 Die heiden niht vergazzen gen mahemet ir krie
di christen auch da mazzen nach helfe ir ruf an dem div maget Marie
gebar daz so iv doh versmahen cleine
ze beider site dvcente di gen strite waren in der meine.

1548 Vil strite chvmt ze prisen die niht wan zwene wrben
den iungen vnd den grisen daz doch ir deweder da niht stvrben

swaz iman vnder harnasch chan gestriten
daz ist ein spil mit tokken da gen die scheinent bloz an allen siten.

1549 Vnde doch ir girde ringent mit totlicher vare
vnd di arm erswingent so daz machet regala den bare
der mv̊z dez selben geltes wider borgen
svnder wapen striten da chan ein zag vnsamfte sin verborgen.

1550 Davon so si man lobende daz selbe manlich ellen
bin ich der witz vntobende ich sol si noh wol zv̍ dem besten zellen
swer svnder wapen wirbet vnverzagende
svnder wines sterche man ist durch reht von siner manheit sagende.

1551 Dar vmbe niht verliesen sol niman manlich werben
swer vnder wapen chiesen wil fur zaglich fluht ein sterben
der chan manlich ere hoch mezzen
vnd werder wibe minne ich wæne der wirt vil selten da vergezzen.

1552 Mich muet der vngetouften not durch ir [ell]ende
vnd der di triwe chovften nach Gamvret ob [ir?] geluke wende
ir lebens flust daz frvmt an wibes ovgen
mit triwe richem hertzen die vrivndes not ie gvlten svnder lovgen.

1553 Der boten akrines waren zwen verschroten
owe dez clagenden pines di mûst man da cleiden zv̍ den toten
der aine graue wol geborn vnd milte
der ander wert an prise also daz er ze dinste reit mit schilte.

1554 Die andern alle wnden da heten doch ze mazze
daz si niht miden chvnden ir tagereise furn si di strazze
heidenschaft hat ertznie vil chvnste
so bin ich svnder sorgen si pflægen ouch ir selber wol mit gunste.

1555 Nv het och lebens lenge ir helfe ein teil vergezzen
so daz der tot vil strenge der christen zwainzich het alda besezzen
daz Gailet vil wenic sit beclagte
do er vernam div mære er wart an vrevden groz der vnverzagte.

1556 Doch spielt er sorgen stuke ze vreuden halp geteilet
do sus mit veder zuke die kristen het der tot alsus gemeilet
fursten [?] dri vnd graven æhte riche
des mazz er si gen prise daz si gewert sich heten ritterliche.

1557 Nv wart sin dan chere vor in dri tage reise
daz gab im sorgen lere wan er chom oh selbe in grozze freise
do er eine vrowen hœrte schrien
div waz von fursten chvnne di wolt ein ir vngenoz amien.

1558 Er het si dieplichen von den ahtzic meiden
mit trvgenlisten richen von zovberie vz dem h[of]e gescheiden
Vrians von pontvr[tei]s der waz sin pruder
awer patschartic(?) [1] durch reht beiaget er da der schanden lvder.

1559 Nv reit der von hispanie mit chvnichlicher m[eni]ge
gen im vf einer planie vnd sach di maget ..... leidic vnd senige
si rief in an wan sin vil wol be[k]ande
der chvnigin Richavden si in bi grales hailikeit do mande.

1560 Min muter bi dem grale erzogen wart von chinde
vnd wart zv dem selben male der chvniginne Richauden ingesinde
von montsalvatsch si fůr mit ir gen spangen
owe der leiden mære daz mich so swache art hi furt gevangen.

1561 Ir stimm in gahens rurte inz hertze niht darvmbe
nv waz der si da furte vor allen guten witzen gar ein tvmbe
vnd waz verwapent gar di sine
von spange der getriwe idoch entsitzzen wolt niht in sorgen pine.

1562 In acht in pannes fluche waz der von pontvrteise
er het ein purch von tvche als ob si sicher wær vor aller freise
gesatzte vf einem berch mit listen gevieret
swer v̊zzen di waz sehende der wand si wær mit marmelsteine gezieret.

1563 Verquadert mit gemæle beidiv [v̊zz] vnd inne
idoch man ͤez in hæle tvrne wichvs erker vnd zinne
waz er niht wan tuch alda gespannen
doch waz der perch so veste man het in wol erwert mit lihten mannen.

1564 Die ein verwapent waren so waz [der] andern mere
doh chvnd manlich gebaren der da der e[dlen] maget ir hohen ere
mv̊t vnd willen wol ze werne hete
iener mit der mægde floch gen der bvrch dem volgete Gailete.

1565 Der reit ein orsse so dræte daz ninder waz in spanie
daz im gevolget hæte weder an geb[ir]ge noch vf der planie
dez het er in dem zit erilt
nv waz div burchstrazze ze beider sit mit schach vnd [reb?] gezilt.

1566 Zavm vnd orsse verhowen ein teil waz bi dem oren
dienær der iuncvrowen da von wart sigelos gen disen toren
wand er dem orsse chvnde niht enthalden
helflos al der sinen můst er nv hi der vanchnisse walden.

1) l. *hâlscharlich?* Kffm.

1567 Daz kebslicher fruhte ie hovbte chronbære
in vanclicher zuhte solte beruren owe dirre mære
ez wær im vor disem riche niht erteilet
vnart den wirt daz lerte er wolt in da mit tode haben gemeilet.

1568 Er hiez den edeln herren dez hi niht langer biten
da[z] hovbet von im cheren wan daz ein mær chom [an] disen ziten
si heten siner pruder zwen gevangen
richauden witwentvmes geborget wart an Gailet von spangen.

1569 Den chovf versprach da niemen vnd duhte wol gefvgen
der wirt da zwen bintriemen chovft vmb einen edelen richen porten clvgen
er schiet von dan in dvhte beliben smæhe
alsus wart div maget enbunden ich wæn si ieman davon trvric sæhe.

II. Blatt.

1762 . . . . waren [vri] vor vnheile.

1763 Tschinover div svzze der tvgende vnd der milde
ob div iht haben muzze der cleider ia fur war ez mich bevilde
daz ir vergezzen wrd an hohen eren
si palsen smac der tvgende si chvnde allen vrowen tvgende meren.

1764 Si waz ane wandel div vnlose here
roc vnd darzv mandel wol gevidert waz sol dez nv mere
darnach sigvn waz von reht div erste
von werdicheit des grales vnd lande rich so waz och si div herste.

1765 Vrrepans de tschoie waz naher bi dem grale
der rehten chvsh ein poie daz si di hete gevangen zallem male
gelich der tvrteltvben svnder gallen
div ere den gral ze tragene waz von der chvsh rein vf si gevallen.

1766 Do waz sigvne richer lande vnd landes gvlte
der wirde werdichlicher het man si ob ich darvmbe schvlte
nein si mvst dez von waleis geniezzen
der sich deheiner note durch ir edel minne lie verdriezzen.

1767 De tschoie vrrepanse waz hi nah div dritte
dez pfellen pavffemanse wart ir cleit div virde waz clauditte
dvrch div wirde von dem brachenseile
daz waz niht ane sache dez wirt noch manic her[tz]e vrevden geile.

1768 Minne gerndes hertzen clamme div varwe ir roten mvndes
noch ræzzer dann titamme der minn wnsch vil hoher sælden fvndes
waz er den si wold ein gruzzen bieten
div funfte Jescute von karnant div sich der richen cleider solde nieten.

1769 Owe daz si so lange ist hi niht bi der ersten
der rehten minn ein zange wol der aller hohsten vnd der hersten
ich solt si bi der ersten haben bezawet
wan ir gelich der varwe wart von allen blvmen nie betawet.

1770 Durch heilicheit dez grales mvst ich wirde letzen
der ... rde vremdes males waz si div sehste hi solt ich si noh setzen
ze chvniginn bi dem grale here
der clarheit vnd der tvgende waz si gar aller wipheit ein ere.

1771 Mit clarheit div lose div her vnd div clvge
ir varwe sam div rose loht di man bi lilien wizze trvge
orgilus ein brut div zitegastes
waz nv di sibende daz vberlv̊t etlichen minnen lastes.

1772 We wa bin ich gesezzen oder wa sint mine sinne
daz ich so han vergezzen von den hohsten drier chvniginne
Utpandragons chint vnd chindes chinder
ob ich der vergæzze da vbersæhe ein trvbes ovge minder.

1773 Lot von Norwæge waz im iht we ze mvte
ia wæn ez anders læge do Gawan vnd Beacvrs der gvte
di iungen svzze geflort vor im gingen
als iunge ritter solden di alrerst nv schilt ze halse hingen.

1774 S[av]ie dez chvniges swester ein voget in britane
weder tovf noh wester nie werder frvht berurte svnder wane
danne si waz vnd zwo ir tohter cleine
vnd doh von zwelf iaren ich han nv zwirnt fvmfe edel reine.

1775 Div chvnigin lavdine vnd div chvniginn florone
div chvnigin margatine von patrigalt da waz von tamilone
div da hiez florose div geblv̊met
ein clariv brut in iugende dez waz theanglis nih der vngervmet.

1776 Div chvniginn Richavde waz niht zer hohgezite
noh min vrowe herzelavde bi der da wehs gen manlichem strite
ein lewe siner chraft der chvsch ein tvbe
der clarheit ein plvme der triwe ein stain der milte ein rebentrvbe.

1777 Liazz antikonie vn div von irlande
vnd div schone amelie isald vnd amelien man erchande

alsam den bovm von vzzerwelter frvht
dez wart och in ze lone daz man in iach si pflægen richer zvhte.

1778 Iblis vnd Enite vnd sint di svs versvmet
vnd div werde clarifite wer solt in drin nv han hi stat gervmet
si warn alle wert bi hohem werde
der hohe gertens alle ich wæn der smaheit niman da begerde.

1779 Doch waz von chvniges stamme manic ast da vrevde bernde
der strengen minne ein clamme den di da warn werder minne gernde
di doch darvmb niht verchrenchet waren
an werdicheit der grozzen daz si der vremden cleider svs enbaren.

1783 Sitzen man si wiste alvmbe zeinem ringe
darnach vnd man si priste ez stivrt an vrevden zeiner hohen linge.
daz ieder man bi siner vrowen sæzze
ob einer an di næhsten iht sæhe biz er der sinen gar vergæzze.

1784 Div minne chan sus weltzen ir kvgel spil so wæhe
daz liep in vremde weltzen vnd vremde in liep ich wænz och da geschæhe
disen wechsel chan div minne werben
daz lieb hin daz vremde her etlichen senfter wær ein senftes sterben.

1785 Et ie gezweiet sazzen alle di da heten vrowen
di tavelrvnde si mazzen sinewel also daz si einander schowen
wol mohten vnd[er] ovgen swenn si wolden
sah man an min vrowe daz selb wart im hin wider gar vergolten.

1786 Man gap da svnder twale so richiv tischgerihte
wer amfortas zem grale gewesen er het ez [mit (*gestrichen*)] gebezzert da mit nihte.
der az mit dem von spange die zwene weisen
da warn svnder minne daz dritte waz der werde von kanfoleisen.

1787 Der eine sich erholte siner minne mangel
der ander immer wolte nah vremder minne tragen scherpfen angel
der dritte minne gert der rehten mazze
owe der leiden mære warf in gelvkkes rat von hoher sazze.

1788 Tschionahtvlander den nam artus ze geverten
di geste vberal mit einander het mit svzzen worten niht mit herten
artus gesalvirt ob tavel e daz er sæzze
nach chvnchlichen eren vngern er solher zvhte alda vergæzze.

1789 Dvrch daz er von dem grale den chvnc zv im sniht satzte
ob er ze langer twale sæzz alein daz in daz lihte latzte

an vrevden durch daz mit dem Talfine
wolt der chvnic ezzen von der heimlichen liebe seine.

1792 Nv wart da wol gedienet mit manigem wnder [w]æhe
gesmeichet noh gefienet ich wæn iman der eren iht gesæhe
der da waz von tagalt ezzen trinchen
durch dehein gebresten sach da lutzel iman dem andern winchen.

1793 Da waz ein svnder trahte div von der richen wæte
in reine svzzer slahte ein smac vber al di tavelrvnde dræte
von solher chraft daz iglichen dvhte
da wær ein sieche genesende vnd daz sich bleichiv varwe davon erlvhte.

1790 Div chvniginn versvnnen der britvneiser vrowe
die wolt gern erchvnnen di mit der rosen lilien varwen schowe
also daz si da mit ir ezzen solde
ahi waz lihter steine von in zwein da schein vz rotem golde.

1791 Kvnige vnd kvniginne sah man alle bechrônet
den vrevden da ze minne vnd darzv̂ ander richeit vil geschonet
an vinger vnd an wæte vil gespannen
vnd edeler porten tivre von vremder chvnst an vrowen vnd an mannen.

1794 Als man do gar volbrahte di wirtschaft ordenliche
der artus ie gedahte ze hant do vingen sich mit handen riche
chvnige fursten alle die da waren
so riche lv̂t vnd gvtes nie tantz gesehen wart bi mannes [?] iaren.

1795 Mit schonheit wart verendet der tantz vil erenriche
darnach da wart gesendet ze herbergen schone svnderliche
mit iglicher brvt ein schar gesellet
vil heller svzzer done wart in maniger wise da niht entwellet.

1796 Artus mit vrevden grozze orgilus beleite
da waz da schanden blozze tschionahtvlander vil bereite
daz er clavditten och zer herbergen furte
durch ekunat den wilden hei waz man svzzer done da von rurte.

1797 Von spange der getriwe der leite margatine
wand er vz hertzen riwe di maget erlost vnd von clagender pine
vrown lavdinen der von Norwæge
vnd lehelin florosin dez wart theanglis niht vrevden træge.

1798 Ob ich nv vil geseite wi man di andern brvte
zen herbergen leite daz taten iglich so werde lvte

di im ze vrivnden waren so hoh bechennet
si wrden riche geret swi si belibent hi gar vnbenennet.

1799 Vnd waz in liep geschehende die man daz melden
swer solher sache ist iehende vnd bringet fur vil sælic wirt er selden
ich gan[s in] wol sit mans durch gvte erdahte
ob in div rehte minne durch minne gelt da vrevde mit sælden brahte.

1800 Die da niht heten minne den wart di hohgezite
mich triegen mine sinne zv̊ nider gar vnd enge div grozze wite
div vrevde ein trvren vnd daz liep ze leide
schon vnd ane trvren dez pflac amfortas vnd Talfin beide.

1801 Do div naht zv̊ slichen durch nieman wolte lazzen
vnd ir der tag entwichen mvst er fur hin wester sine strazzen
also daz man di erde in sach verslinden
biz er ir mohte enpfliehen do chvnt er sich von orient vf winden.

1802 Darnach [chvnd] sich div svnne wol an ir cirkel riden
aller suzze ein vber wnne ich wæn die svzze niman mohte erliden
vnd done da div svnne ir zirkel ruret
seitenclanch vnd vogelsanch ist alsam der golt gen kopfer furet.

1803 Do man di svnnen bliken sach durch der wolken hohe
daz lerte manigen schriken dvrch den rovp der blanchen armen zohe
di vrivndin vrivnde vz keln ziehen chvnde
durch zitlich ancleiden daz di den brevten rich presente funden.

1804 Die messe wolden horen manich kapplan vil reine
begvnde sich enborn di svngen got [vnd?] himelischer schar gemeine
vnd cristenheit ze sælden vf ertriche
vnd och durch helfe trosten den seln di gedinge[nt] helfeliche.

1805 Der wart da vil gesvngen vber[al] vf dem plane
ze hove wart vil gedrvngen swi chamerære doch stæb niht wæren ane
do manlich den segen het enpfangen
nv wart mit grozzen eren ze hofe mit den brevten awer gegangen.

1806 Beginc manz næhten riche dez wart nv michel mere
schon vnd chvncliche do waz aller eren vber ere
dez iahens alle geliche di . . . . gesahen
man gap awer varnden gabe riche di chvnden niht versmahen.

1807 Do hvp sich michel ioie von manigerleie [?] gavdine
von tantz groz tschoie weder mit tambvre noh pvsine
wolten sich di vrowen niht betoren
videl herpfen rotten vnd ander svzz gedone si wolden horen.

1808 Die ritter chovme erbiten einen tantz hin vmbe
ze hant nach orssen scriten dis vnd ien beidiv wis vnd tvmbe
artvs hiez do bitten vnd gebieten
daz si zeiner siten gen velde mit dem pvhvrt iht gerieten.

1809 Ir sult vil wol gedenchen den grozzen schaden alle
ob ir ivch selben chrenchen [we]lt daz ist al miner vrevden galle
ir sult ivch ze vier orten teilen
anders wir enphahen den schaden der [hi?] nimmer mac geheilen.

1810 Dez wart der chvnc erhoret vberal von den werden

MÜNCHEN. ERICH PETZET.

ZU DEN DEUTSCHEN REIMDICHTUNGEN VON JOH. NAS.

2.[1] Umdichtungen evangelischer geistlicher lieder und das bisher unbekannte bildergedicht Ecclesia militans.

Eine grössere reimdichtung von Nas befindet sich in seiner den Centurien unmittelbar folgenden schrift: „*Gasinus Nasi Battimontanus*. Das ist ein bericht von Fratris Ioannis Nasen Esel. 1570 und 1571“, ein kleineres reimstück steht in dem zweiten druck des „*Examen Chartaceae Lutheranorum Concordiae*“ 1581. Diese schriften von Nas gehören zum langjährigen litterarischen streit, den er mit Georg Nigrinus geführt hat. Auf beiden seiten hat dieser streit grössere satirische reimdichtungen gezeitigt. Es bedarf darum einer besonderen darstellung, die ich später einmal liefern möchte, weshalb ich hier die eben genannten werke von Nas nicht weiter berücksichtige.

In der ausgesprochenen absicht, den vielen weit verbreiteten und wirksamen protestantischen katechismen etwas ähnliches für die katholiken entgegenzustellen, veröffentlichte Nas ein „*Handbüchlein des klein Christianismi*“ 1570[2]. Es ist eine erweiterte bearbeitung seines älteren lateinischen *Catechismus catholicus* 1567 und gibt der streitbaren natur des verfassers gemäss nicht eine ruhige darlegung der katholischen lehren, sondern im anschluss daran eine fortgesetzte heftige polemik gegen die abweichenden protestantischen anschauungen. Zum schluss s. 108ᵇ in den gebeten gibt er auch einige versgebete, die Lutherischen mustern folgen, z. b.:

1) Vgl. oben s. 154fgg.

2) Titel und beschreibung bei Schöpf s. 75 und 55. Ich benutze das Münchener exemplar. 8°. Catech. 512.

„Bewar vns Gott, o Vatter wert
Vor Ketzereyen vnds Türken Schwert,
Die in der Christling Kirchen dein,
Jetzt wollen gar Tyrannisch sein."

Wer denkt hierbei nicht an Luthers verse:

„Erhalt uns Herr, bei deinem Wort
Und steur des Pabsts und Türken Mord,
Die Jesum Christum, deinen Sohn
Wollten stürzen von deinem Thron"

die Nas gekannt und im 56. capitel der vierten Centurie (s. 291[b]) als ein „blutgieriges Lied" bezeichnet hat (s. oben s. 161). Wir wissen aus dem eben genannten capitel, dass Nas, wenn er auch den derben und gehässigen ton mancher protestantischen streitlieder rügt, die gegner doch um die grosse verbreitung und wirkung ihrer sangbaren und schönen geistlichen lieder beneidet. Er wünscht, dass man die protestantischen lieder, die ihr bestes ohnehin der alten kirche „gestohlen" hätten, so reinigen und umgestalten solle, dass ein katholisches laiengesangbüchlein daraus zu machen wäre. Er selbst fühlt sich nicht dieser aufgabe gewachsen, steuert aber widerholt mit einzelnen beiträgen zu einem neuen volkstümlichen katholischen liederschatze bei[1]. Ob seine confessionellen lieder volkstümlich geworden sind, möchte ich bezweifeln. Es ist ja leicht zu sehen, dass sein poetisches talent nicht auf dem gebiete der lyrik, sondern auf dem der satire liegt, und auch seine lieder sind wesentlich polemischer und lehrhafter natur. In den eingangsstrophen und sonst schlägt er gerne einen volkstümlichen ton an. Er übernimmt sangbare strophenformen älterer lieder und parodiert seinen zwecken entsprechend fremde volkstümliche, wirksame texte, aber er schädigt dann wider seine lieder dadurch, dass er sie unnötig in die länge zieht und öde, poesielose strophen dogmatischen inhalts, versificierte gedächtnisverse mit lehren des katechismus einfügt.

Ein gutes beispiel für das gesagte ist der „New geistlich Gesang" in 21 strophen des ungemein beliebten bruder Veiten ton, den Nas seinem Handbüchlein (s. 109[a]—112[a]) beigegeben hat. Es ist, wie man gleich sieht, teilweise eine nach Nas' eigenem (oben s. 161 mitgeteiltem) recept vorgenommene contrafactur des bekannten, 1531 in den Bergreihen und sonst oft gedruckten „Jubelliedes der evangelischen christen"

1) So am schlusse der 6. Centurie ein 24 strophiges lied im tone „Es ist ein Schafstall und ein Hirt", also nach einem weitverbreiteten, namenlos überlieferten evangelischen liede (s. Ph. Wackernagel, Das deutsche kirchenlied 3, nr. 795. Proben des liedes von Nas bei Schöpf, s. 30).

von Ludwig Hailmann. Dieses lied hat 14 strophen, 6 davon hat Nas mit engerem oder weiterem anschluss parodiert[1]. Nicht alle strophen des vorbildes konnte er verwenden, 14 hat er für seine besonderen zwecke hinzugefügt. Ich gebe im nachstehenden den anfang und die einander entsprechenden strophen beider lieder um einen vergleich zu erleichtern.

Bergreihen, Neudruck, s. 56—59.	Nas, Handbüchlein, s. 109^a—112^a.
Ein schön Lied, Lobt Gott ihr frumen Christen ꝛc. Ynn bruder Veits thon.	Ein new geistlich Gesang, von | den fünff Hauptstucken Catholischer | Lehr, den beständigen Christen zů ehren gemacht, In Bruder | Veitens Thon. | Durch F. Johan. Naß.
1. Lobt Gott, ihr fromen Christen, freud euch vnd iubilirt Mit Dauid dem Psalmisten der fur der Arch hoffirt! Die Harffen hört man klingen ynn deudscher Nation, Darůmb viel Christen dringen zun Euangelion.	1. Anfangt jr frommen Christen, Lobt Got vnd jubiliert Mit Dauid, dem Psalmisten, Der vor der Arch hofiert. Sein Harpf thůt laut erklingen In fremmder Nation, Darinn vil Menschen tringen Zur Kirchen Gottes schon.

Nach diesem eingang schiebt Nas zwei strophen ein. Strophe 2 ist sehr volkstümlich gehalten. Sie ist zweifellos angeregt durch das seit 1545 bekannte auch in der strophenform übereinstimmende mailied „Herzlich tut mich erfreuen“ (Erk-Böhmes Deutscher liederhort 2, nr. 379).

2. Billich thůt man sich frewen
So man hört gute mär,
Als nach der kält im Mayen,
Wann der Sommer bricht daher.
Also will vnns gebüren,
In Gott frölich zusein,
Das offen stehn Meers thüren
Zur Gottes Kirchen rein.

3. Christus Kirch thut sich wehren
Auf einen Felß gebawt,
Auff Christum vnsern Herren,
Ir schat nit als vnkraut,
Ob sie gleich hie thůt schwelcken
So grůnt sie anderstwů,
Trutz allen Ketzers schälcken,
Die jr machen vnrhů.

1) Das lied abgedruckt in den Bergreihen hrg. von John Meier (Braunes neudrucke nr. 99—100, s. 56fgg.), bei Ph. Wackernagel a. a. o. 3, nr. 446 u. ö. Über den bruder Veits ton vgl. v. Liliencron, Historische volkslieder, nachtrag s. 36.

Die weiteren entsprechungen sind dann:

2. Von mitternacht ist komen
ein Euangelisch man,
Hat die schrifft fůrgenomen,
damit gezeiget an
Das viel der fromen Christen
bŏslich betrogen sind
Durch falsche leer der Sophisten
vnd ihre wechssel kind.

4. Der Luther so was kommen
Ein mitternåchtlich Mann
Het die Kirch fürgenommen
Vnd jr vil arges than
Mit schreiben vnd mit lehren
Die einfålting betohrt
Darauf nahent vnd feren
Kam jamer blůt vnd mort.

3. Die itzund grimig schreien,
wens auff der Cantzel stan,
Mort vber die ketzereien
'der glaub wil vntergan.
Des geweichten wassers kraffte
will niemand achten mehr,
Dazu der priesterschaffte
thut man kein zucht noch ehr'.

6. Fålschlich sie jetzuudt schreyen
Wanns auff der Cantzel stehn
Mort der Papistereyen
Wils dann nit vndergehn
Hyspani vnd Franckreiche
Die stehn vns nur im fellt
Sonst müßt vns arm vnnd reiche
Fliehen bald auß der Welt.

4. 'Wer glaubt des Luthers lere
ist ewiglich verdampt!'
Der gleich vnd anders mehre
schreien sie vnuerschampt,
Damit viel Christen treiben
vom Euangelion
Die bey dem Scoto bleiben
vnd seiner opinion.

7. Gründtlich thů ich euch lehren,
Setz euch mein seel zůpfannt
Wer glaubt des Luthers måren
Ist ewigklich verdampt
Dann er sein lehr mit schaden
Mit trug vnd Tyranney
Der Welt hat auffgeladen
Für dwarheit Ketzerey.

7. Her her, ihr lieben brůder,
al die war christen sein!
Zum fendlein tracht ein ieder!
ehr wol wir legen ein.
Die feind wollen wir angreiffen,
ich mein das beschorn geschlecht.
Ich hŏr die drumel vnd pfeiffen.
herher, ihr lieben knecht!

8. Her her jhr lieben frummen
Wŏlt jhr recht Christen sein
So laßt vnns vbersummen
Ehr wŏln wir legen ein
Kürtzlichen fein erzelen
Des Christenthumbs innhalt
Der Warheit gar nit fehlen
Der Kirchen Gottes alt.

14. Ihr Fürsten vnd ihr Herren,
habt keinen verdries daran!
Das wort Gotts helfft handhaben
dazu den Christen man!
Gott wirds euch widder gelten
ynn seinem hŏchsten tron,
Wenn seel vnd leib sich scheiden
vnd můssen schnel dauon.

19. Thu Fürst, vnd all jr Herren
Auch du gemainer Man
Der Ketzer thůt euch weren
Gots Kirchen hanget an.
Das wirdt euch nit gerewen,
Weder hie oder dort
Dann selig die verharren
im gůten biß in Tod.

Die übrigen strophen des evangelischen liedes werden Nas wegen ihres kriegerischen tons mit ihren dem soldatenleben entnommenen bildern nicht behagt haben. Dafür fügt er mehrere trockene strophen ein, in denen die fünf hauptstücke katholischer lehre, sämtlich als ein auszug aus dem Handbüchlein des katechismus vorgetragen werden.

Ähnliche lieder finden wir auch in einer späteren schrift von Nas im „*Angelus Paraeneticus* Das ist der Warnungsengel" 1588[1]. Anlässlich des gefährlichen jahres 1588 (von dem man damals allgemein den weltuntergang oder doch schreckliche ereignisse weissagte)[2] will er hier seine stimme besonders eindringlich erheben, die sünder und ketzer zu warnen. Im gegensatze zu den teufelsschriften der gegner nennt er sein buch einen warnungsengel. In diesem buch finden wir zwei lieder von Nas, die durch Luther angeregt sind. Zunächst auf s. 139—141 ein lied, wo er S. Bernhards klagen über die missbräuche der welt „doch auffs kürzest Klaggesangweis: Im thon Aus tieffer Noth" also in der strophenform von Luthers umdichtung des 130. psalms vorbringt:

Aus Hertzen grund wir klagen dir
Herr Gott bescher vns Rewe:
Auff daß entbunden werden wir
Von der Sünden Abschewe:
Dann du, O Herr Christ, gnädig bist
Dem Sünder so ein Büsser ist,
Von wegen deiner Trewe.

Von Priestern ist gewichen ab,
Auch von den grösten Herren,
Göttlichs Gesatz worden Schabab,
Im Wandel auch leyß lehren:
Die Fürsten nach Gerechtigkeit
Nichts fragen, ja verjagens weit,
Trotz der jhn solches were.

Der alten Lehr, die gilt nicht mehr,
Deß Volcks Rath, Traw vnd Glauben
Zu folgen ist mißlich vnd schwer,
Weil sie auffs Fleisch nur bawen.
Der Eltern Lieb ist falsch gebuckt,
Deß Vnderthan Ehr auch verruckt,
Wem soll darob nicht grawen.

Der Mönch vnd Klöster Wirdigkeit,
Vnd vil der Klosterfrawen:
Der jungen Leut Zucht, Erbarkeit
Der heilig (geistlicher) Taw(!)
Vnd Disciplin ist gar dahin,
Wie auch Lehrmeister hoher Sinn:
Ach Gott wem soll man trawen.

Die Ritterschaft Edel vnd Vest
Mehrteils ist abgestorben:
Das vbrig nur jhr Tugendgest
Daß die alten erworben.
Schulmeister seyn auch fast entwicht,
Drumb jhre Jünger lernen nicht,
Alle Zucht ist verdorben.

Weng Billichkeit bey Richtern vil,
Der from jetzund thut spüren,
Der Kriegsleut Geitz vnd falscher Wil
d Land, Leut vnd Herrn bthören:
Einhelligkeit der Bürgerschafft
Im falschen Glauben hat nit Krafft,
Thut nur vil Leut verfüren.

Des Bawern vnd auch Handwercksman
Frombkeit ist sehr außtroschen,
Wie viler Kauffleut arg Finantz
Der Reichen Lieb erloschen.
Barmhertzigkeit vnd gute Werck,
Welche seyn wahr Glaubens stärck,
Die halt man für böse Bossen.

Von Jungkfrawen die Keuschheit fleucht,
Wie auch von den Witfrawen:
Ihr Andacht Buß bald nacher zeucht:
Vntrew Eheleut verbawen:
Also daß gar nichts vbrig ist,
Allein es komb der Antichrist,
Wir jetzt sein Vorlauff schawen.

1) Exemplar: München (hofbibliothek). 4°. Polem. 2168, Darmstadt W 916/30. Titel und beschreibung bei Schöpf 76, 63—66.

2) Vgl. darüber meine angaben im Euphorion 5, s. 34.

Gesangsweiß kurtzlich vnd trawrig
Hab ich ohn Gab vnd Gelt:
Vil Mißbrauchs Standt fast wüterisch
Warhafft zusammen gstellt:
All taufft vnd zwar berüffet.
Deß Glaubns ohn lieb wirdt brüffet,
Der ist nit außerwählt.

S. 178fg. hat Nas die erste strophe eines schönen lobgesanges von Luther, der seinerseits bekanntlich einer alten lateinischen vorlage folgt, mit geringen änderungen katholisch gemacht. Ich setze, um ein beispiel dieser umarbeitungen zu geben, beide texte nebeneinander[1].

Luther.	Nas.
Mytten wir ym leben synd	Mitten wir im Leben geschwindt
mit dem todt vmbfangen:	Seyn mit dem Todt vmbfangen,
Wen suchen wir, der hülffe thu,	Wen suchen wir, der vns Hülfe thut,
das wir gnad erlangen?	Damit wir Gnad erlangen?
Das bist du, Herr alleyne.	Das bistu Herr alleine.
vns rewet vnser missethat,	Vns trucket vnser Missetat,
die dich, Herr erzürnet hat.	Die dich Herr erzürnet hat.
Heyliger herre Gott,	Heiliger Herre Gott
Heyliger starcker Gott,	Heiliger starcker Gott
Heyliger barmhertziger heyland,	Heiliger barmhertziger Heiland
du ewyger Gott,	Du ewiger Gott,
las vns nicht versyncken	Laß vns nicht verführen
yn des pittern todes nott.	Der Ketzer Seelen Todt,
Kyrieleyson.	Hülff vns auß aller Noth.

Zum schluss des werkes (199 fg.) folgen noch einige vierzeilige strophen mit gekreuzten reimen und drei und vier hebungen im wechsel: „Deß Ehrnholds Beschluß“.

Ein wunderschön Betrachtung ists
Werdt grosser Auffmerckung:
Wer diß verständigklichen list,
Nicht denckt noch fragt warumb:
Daß d Juden vnd die Heyden all
Erstlich glaubten vngern,
Bey vns sie warn in kleiner Zahl
Von Gott sie stunden fern.
Doch bald hernach gantz allgemeyn
Durchtrang die gantze Welt
Der Christlich Glaub, Catholisch reyn
Vnd die Abgötter fällt usw.

Und während Nas in der vierten Centurie die einzelnen capitel mit reimversen (meist vierzeilern) eröffnet hat, beschliesst er im *Angelus*

1) Schöpf s. 66 und Janssen 5, 393fg. haben ohne kenntnis des betreffenden Lutherliedes diese verse als dichtung von Nas aufgefasst.

paraeneticus die meisten abschnitte mit versen, die vielfach einen dreireim bilden. Z. b. s. 31:

Ach fleisches Art von Art nicht steht,
So lang die Katz nach Mäusen gehet
Vnds Vnkraut von jhm selbst auffgehet.

Einer schrift desselben jahres, *Praeludium in Centurias hominum* Das ist Newer Zeittung Vorgang. 1588[1], die auch wie der Warnungsengel hauptsächlich gegen Hans Wolf Fera gerichtet ist, und die insbesondere Luthers *solam fidem justificantem* bekämpft, ist eine umfängliche, wenig gelungene dichtung in 200 reimpaaren beigegeben: „Trewhertzige Warnung an alle fromme Christen", worin Nas die gegenwärtigen zustände beklagt, aus den sünden, lastern, missbräuchen, sekten, unglücksfällen und leiden der zeit auf die baldige ankunft des antichrist schliesst und darum nochmals seine gut gemeinten mahnungen ertönen lässt.

Die letzte polemische schrift von Nas, der „*Levita catholicus* oder Ein Schutz Predig" 1589[2], eine verteidigung der katholischen heiligenverehrung mit schärfster persönlicher polemik gegen Georg Mylius[3], enthält verse auf den kalenderstreit und zum schluss derbe spottverse auf die lebensführung der protestanten.

Neben den in diesen und anderen theologischen kampfschriften eingestreuten reimdichtungen, hat Nas auch einige selbständige satirische bildergedichte verfasst, die auf einem foliobogen ein allegorisches bild mit erläuternden versen bringen. Eines, die *Anatomia Lutheranismi* ist schon oben besprochen worden. Andere bildergedichte sind verloren gegangen, oder wurden von Nas nur in aussicht genommen, aber nicht fertiggestellt[4]. Einzelne allegorien deutet er nur kurz an, so beschreibt er z. b. in der „Widereinwarnung" s. 80 fg. Luthers rechtfertigungslehre die *Sola fides* als ein götzenbild ohne hände und füsse, ohne herz und hirn, aber mit zwei hörnern und einem grossen maul. Widerholt erwähnt Nas bildergedichte der protestanten und verspricht entsprechende entgegnungen. Breit und zusammenfassend handelt er über diesen gegenstand in seiner „Widereinwarnung An alle fromme Teutschen" 1577[5] (s. 177—194) in dem 25. capitel: „Von etlichen erdichteten Bildern, wie die mit warhafften Gemählen sollen entsetzt

1) München. 4°. Polem. 2168. Schöpf 76, 66 fg.

2) München. 4°. Polem. 2177. Schöpf 76, 68 fg. Hier auch abdrücke der oben erwähnten verse.

3) Georg Mylius 1548—1607, gegner der päpstlichen kalenderreform in Augsburg, prediger und professor in Wittenberg. Vgl. Allg. deutsche biographie 23, 142 fg.

4) Schöpf s. 26 und 77.

5) München. 8°. Polem. 1939. Titel und beschreibung bei Schöpf 75 u. 57 fg.

werden, wo sie vrsach zu geben, nicht nachlassen." Nas wendet sich hier gegen einzelne satirische bilder von Nigrinus, Fischart und anderen evangelischen, die meinen, „es sey ein grosse Kunst viel spöttlicher Gemähl wider die Catholischen mit Lügen vnd Listen auszubeuten", gegen die verunglimpfung der heiligen und Christi selbst in solchen zeichnungen, er beschreibt einzelne figuren näher „Welche Bilder nur eines Vmbwendens bedürffen, als für die zwey vnd siebenzigst Orden so viel alter Ketzereyen so heutiges tags bey den Wortsdienern im Brauch", augenscheinlich eine anspielung auf Fischarts „Barfüsser- und kuttenstreit". Insbesondere aber will Nas „den Antithesibus figuris, da sie Christum vnnd den Pabst widereinander gestellt, Neyd vnnd Haß außzusäen" — er meint damit sicher das von Lucas Cranach gezeichnete mit einem text von Melanchthon versehene „Passional Christi und Antichristi" 1521[1] — eine gegenreihe von bildern (vergleich zwischen Christus und Luther) entgegenstellen.

(S. 185 fgg.) „Darbey man auch besser möcht abnemen, was sie hetten angericht, vnd solches nicht mit vnwaren Gedichten, wie sie gethan, sondern mit wahrhafftigen Historien." (Hier folgt die skizze, zu deren ausführung Nas später nicht gekommen ist.)

„1. Als auff ein seyten kan man setzen die fridbringenden vnnd fridverkůndeten Geburt CHRISTI, dargegen den Luther vnd seinen Abgott ALLEINDERGLAUB, daß niemandt nichts schuldig, dann allein glauben, daß wir alle frey seyn. Auß diesem anfang deß Luthers (186) der Bauerenkrieg vnd andere Krieg in der Christenheit bis auff den heutigen tag erwachsen seyn. (Randbemerkung: „Das erst Bild: Cum capite Gorgoneo.")

2. CHRISTUS sitzet durstig beym Wasserbrūn vnd lehret GOTT anbetten, dargegen sitzt Luther an vollen Tisch vnd der M. Eyßleben auch, da sie alle truncken waren, ließ der Luther noch ein Glaß mit dreyen Reyffen eynschencken, vnd trancks einem jetzwedern noch voll zu, vnnd probiert darmit den Glauben vnd Katechismum, wie nach läng in Tischreden vnnd in Spangenbergers Bibel auch in den Euangelischen Centurien zulesen ist, das ist kein Gedicht, sonder ein merckliche Geschicht, sagt Aurifaber. (Randbem.: „Das ander Bild. — Wie in Tischreden und Centurien zu sehen.")

3. CHRISTUS nennt sich allzeit deß Menschen Son vnnd von Hertzen demůtig. Luther nennt sich einen Doctor über alle Doctor vnd wil, daß man jn fůr stolz vnd trutzig halten, fůrchten, erkeñen vnd nennen soll. (Randbem. von 3—10: „D. dritt Bild" u. ä.)

4. CHRISTUS verhart vber nacht im Gebett, Luther in fluchen vnd schmåhen vnd låsts (187) Gebett auß Rath deß Ambßdorffers fahrn, als ein Stockmeisterey.

5. CHRISTUS wirdt von einer Jungkfrawen Empfangen vnd Geborn, bleibt Jungkfrau vnnd råht zur Jungkfrauschafft. Luther wirdt vor seiner Eltern Hochzeit von einem Incubo gezeugt, ohn Jungkfrauschafft, besudelt den Tauff, verfůhrt Klosterjungkfrawen vnnd widerråht die Keuschheit als ein vnmöglichs ding. Ey schôn ding.

6. CHRISTUS befilcht den Priestern und dem Keyser zugeben, dargegen steht Luther, schendt den Keyser ein Narren, befilcht, den Kirchen vnd Priestern alles zu nemen.

1) Mit einer einleitung herausgegeben von G. Kawerau. Berlin 1885.

7. CHRISTUS râht, gibt vnd wûnschet Frid, dargegen stehet M. Luther, wûnschet Unfrid vnd hetzet den Landgraffen ect.

8. CHRISTUS lehrt seines Vaters willen halten, dargegen spricht Luther: *Sic volo, sic iubeo, sit pro ratione voluntas.*

9. (188) CHRISTUS hat der Teuffel zeugknuß, auch da sie die Warheit redeten nicht passirn lassen, Luther lehrnet vom Teuffel die Meß vnd Allen Gottsdienst abthun.

10. CHRISTUS sagt, die Ausserwôlten werden wie die Sonn glenstern, inn unaußsprechlicher Freud, darvon weder der Menschen Hertzen, Ohren, noch Augen jemals etwas gewûst. Martin Luther sagt, Sie werden dort mit Krotten vnnd Schlangen Spielen ect. Also kônnt, solte vnnd mûßt man sie wider oder gegeneinander Mahlen lassen . . . damit sie mit jrem gauckelwerck, dannoch was nutz schaffen vnd jr Thorheit vôlliglich am tag bringen, gleichßfals kônt man ins Affenbuch vnd Agendt d' Diener deß Worts, jre schoene Ordinentz bringen, wie auch allbereit mit der federn geschehen, die Stôcklin aber wôllen nur mehr kosten, dañ solches (189) Ungeziefer werdt ist. Man muß jhr Affenwerck mit Gemâhlen und Schriifften, wie folgt an tag geben, ect."

Nun folgt ein bild, worauf „anabaptisten, sacramentarii, confusionisten und Lutherani" mit affenköpfen gottesdienstliche handlungen (taufe, altarsakrament, predigt)[1] verrichten und dazu die verse:

„Fragst was thun diese Menschen Affen
  Die Dieners Worts ungweychte Pfaffen?
Die Welt sie führen gen Schlauraffen,
(199) Die frommen sie betriegen frey,
Mit worten gut, Böß Ketzerey,
  Mit Tauffen und Sacramentirn,
Mit falscheit Confeßionirn,
  Hiemit das Teutschland ist verfûrt,
Als man wol an den frûchten spûrt,
  ALLEINDERGLAVB diß alls gebiert, ect."

In dem gleichen abschnitt entwirft Nas auch eine antwort auf Fischarts ausdeutung der tierbilder im Strassburger münster (1576), eine skizze, die er elf jahre später in seiner „Abconterfeyhung vnd Außlegung etlicher seltzamer Figuren zu Straßburg . . ." 1588 wirklich ausgeführt hat. Dieses bildergedicht von Nas ist allgemein bekannt[2].

Ganz unbekannt aber war bisher das umfänglichste satirische bildergedicht von Nas, die *Ecclesia militans.* Sie muss schon vor der vierten Centurie, also jedesfalls vor 1568 veröffentlicht worden sein[3]. Denn

1) Drei bilder desselben stoffes ohne verse auch in der „Widerlegung Opitii" (1577) von Nas, s. 26.

2) Abgedruckt in Scheibles Kloster 10, 1178—1184 und bei Kurz, Fischarts dichtungen 3, 414—420. Vgl. auch Schöpf s. 67 fg.

3) Schöpf s. 77 meint, ohne sich näher über die *Ecclesia militans* zu äussern, sie sei der 3. Centurie beigefügt worden. In dem von mir benutzten Münchener exemplar ist dies nicht der fall.

in der vierten Centurie weist Nas darauf hin (Bl. 280ᵇ) „jetzt haben sie ein schândtlichs gemâhl gedicht, soll ein antwort auff mein Ecclesiam militantem sein, da setzen sie den Bapst als trawrig, so pfeifft der Teüffel in ein Sackpfeiff, durch ein Nasenschalmeyen oder durch Wolff meidlein bickbeck, der mir den trutz beüt, wider zůkommen, En adsum, besihe das gemalt Lutherthumb vom Teüffel gestifft"[1]. Auch in der vorrede zu dieser Centurie A 3ᵃ macht Nas ein für die entstehungsweise seines bildergedichtes wichtige bemerkung. Er spricht an dieser stelle im allgemeinen davon, dass seine Centurien lediglich antworten auf schriften der gegner seien, deren titel und belegstellen er genau angebe, ja er habe „offtermals jre eigene wort, phrases, figuren vnd bildung gebrauchet, vnnd von jhnen gelernet, wie solches im gemâhl *nostrae Ecclesiae militantis* scheinbar ist." Weiter weist Nas in der Ecclesia militans selbst v. 301 fgg. auf die fünfte Centurie (1570) als ein künftiges werk hin.

Die erste ausgabe der E. m., die also vor 1568 erschienen sein muss, hat sich nicht widergefunden. Nas hat aber im jahre 1588 eine wahrscheinlich unveränderte[2] neue ausgabe ausgehen lassen. Nur im titel haben wir jetzt eine ausdrückliche erwähnung des vielberufenen „Schalcksjahrs 1588"[3]. Dieser abdruck erschien besonders[4] und als anhang zum Angelus paraeneticus 1588, wo Nas s. 197 gegen schluss der „Nachred" in einer randbemerkung sagt: „Auß hineben eingesteckten Bildnußen kanstu Leser noch vill mehr Geheymnuß des Abfalls vor Augen abnemen, wie sie Gottes Weinberg verôsen nach dem Psalm achtzig ohn acht, der der 72. ist." Dem Münchener exemplar des Angelus paraeneticus (sammelband, 4°. H. eccles. 396) war die Ecclesia militans tatsächlich beigebunden. Anton Englert hat dieses bildergedicht daselbst gefunden und eine sorgfältige beschreibung des bildes, sowie eine genaue abschrift des textes besorgt und mir zum abdruck bereitwilligst zur verfügung gestellt. Auf seine veranlassung wurde die E. m. nun auch aus dem sammelbande losgelöst und unter die einblattdrucke eingereiht.

Nas gibt in der umfänglichen, einen figurenreichen holzschnitt erläuternden dichtung in umfassender weise antwort auf zahlreiche litte-

1) Natürlich anspielung auf Luthers schrift: Wider das Pabstum zu Rom vom Teufel gestiftet. 1545. (S. unten s. 469 anm. 2.)

2) Der eben erwähnte hinweis auf die 5. Centurie ist z. b. unverändert geblieben.

3) Vgl. darüber oben s. 451.

4) Einen besonderen druck von 1588 (Frauenfeld) erwähnen Kurz (Fischart 1, s. LI und Drugulin. Historischer bilderatlas (zweiter teil) nr. 761, der letztere ohne kenntnis von Nas' verfasserschaft.

rarische erzeugnisse der gegner, die in bildern und versen die weissagungen der apokalypse, das erscheinen des antichrist, sowie naturwunder und missgeburten der zeit auf die römische kirche und das papsttum ausgedeutet haben. Luther und Melanchthon haben schon 1523 die „greulichen figuren“ eines papstesels und eines mönchkalbes (missgeburten, die in Rom und Freiburg angeblich geboren wurden) mit antikatholischen deutungen herausgegeben. „Gott selbst“, so meint hier Melanchthon, habe das papsttum „abconterfeit“, damit man sich vor „dem verfluchten Anticrist“ hüten sollte. Luther hat in seiner bilderreihe „Abbildung des Bapstum“ 1545 das bild vom papstesel neuerdings zeichnen lassen mit den versen:

Was Gott selbst vom Bapstum hellt,
Zeigt dis schrecklich bild hie gestellt:
Darfür jederman grawen sollt:
Wenn ers zu hertzen nemen wollt[1].

1560 erschien zu Basel eine mit vielen holzschnitten versehene schrift, welche die „erschröckliche Zerstörung“ des papsttums aus „Johannis Apocalypsi figürlich und sichtlich“ ableitet, 1570 die mit ausdeutungen versehenen „magischen“ papstbilder des Theophrastus Paracelsus[2]. In die gleiche reihe gehört Hans Sachsens gedicht: „Die pronostication vom pabstum oder die 124 visch vnd merwunder“ und das auch von Nas in der „Widereinwarnung“ erwähnte bildergedicht Fischarts „Der Gorgonisch Medusekopf“ 1577, wo seltsam greuliche meerwunder und die ungeheuer der apokalypse auf das papsttum gedeutet werden. — Später im jahre 1593 hat G. Nigrinus in seiner „Apokalypsis“ (in reimen) bilder der apokalypse gegen das papsttum ausgedeutet. Zahllosen kleineren bildergedichten ähnlicher art[3] folgt ein mit reimen versehenes bildergedicht „Der Suiten, welche sich Jesuiten nennen ankunfft, art vnd eigenschafft“[4]. Der papst als schwein auf einem kissen liegend, gebiert unter dem hebammenbeistand der furien schweinähnliche ungetüme. Endlich erscheint 1584 das grosse prosawerk „Seltsame wundergeburten“ von Christof Irenäus, der die be-

1) Vgl. Wendeler im Archiv für litteraturgeschichte 14, namentlich s. 28.

2) Sie werden von Nas in der 4. Centurie 379^b als die „Nürnbergisch magischen“ bilder erwähnt. Vgl. auch Drugulin nr. 328 fgg.

3) Vgl. Janssen a. a. o. 6, 45 und 431 fg. und R. von Liliencron in den Abhandlungen der bayerischen akademie der wissenschaften. Historische klasse. 1874. S. 138.

4) Erwähnt bei Drugulin a. a. o., s. 41, nr. 338. Dieses bild ist zweifellos angeregt durch das bild von Lucas Cranach, Ortus et origo Papae. Vgl. Archiv für litteraturgeschichte 14, s. 22 fg.

rühmtesten monstra des jahrhunderts beschreibt und die behauptung ausspricht, diese missbräuche seien von gott geschaffen, um die menschen zu strafen und zu warnen.

Ganz dieselbe auffassung finden wir in dem nachfolgenden bildergedichte von Nas, nur eben mit der spitze gegen das Luthertum. Auch Nas sagt in der Ecclesia militans (v. 9 fgg., vgl. auch v. 296 fg.), die natur drücke durch grosse wunderzeichen den willen gottes aus, der dadurch die sünde der ketzer rügen und richten will. Auch Nas geht in seinem bilde, wie in den das bild im einzelnen erläuternden versen von den weissagungen der apokalypse und von bekannten missgeburten der letzten jahrzehnte aus, um diese schrecklichen erscheinungen gegen das Luthertum und die daraus hervorgegangenen sekten auszudeuten.

In den randbemerkungen zu seinen versen verweist Nas auf die angezogenen bibelstellen, auf schriften der gegner und auf seine eigenen werke.

Ecclesia militans.[1]

(Grossfolioblatt von einer holzschnitteinfassung umzogen. Oben die überschrift:)

„Schaw Leser diese Bilder an, Vnd dich darbey selbsten gemahn, Waß massn *Ecclesia militans, Heu clamet parturiens,* | Welches nun auff die Bahn gebracht, Das Schalck Jars achtzig ohn acht, Vil grosser Wunder vngemeyn, Die sich wider die Kônigin rein, Wider die Kirchen | Gottes Hauß, jetzt auffgeleynt mit grossem Strauß, Fechtendt nach jhrem Garauß."

(Darunter ein holzschnitt, ungefähr ein drittel des bogens einnehmend, mit drei übereinander befindlichen reihen von figuren. Letztere sind mit ziffern bezeichnet, welchen die vor den erklärenden versen stehenden zahlen entsprechen. In der oberen reihe links erblickt man inmitten eines von wolken umgebenen strahlenkranzes eine auf einem halbmond stehende frau (1) mit adlerschwingen, auf dem haupte die päpstliche tiara mit zwölf sternen besetzt. Über ihr schwebt der heilige geist in gestalt einer taube. Ein vielköpfiger drache (2) mit langem, hoch bis zu den sternen aufgerecktem schwanze, speit einen strom von geifer nach ihr aus, der jedoch, ohne sie zu treffen, auf den erdboden herabfällt (4). Ein kind (5), von dem weibe herkommend, schwebt zu gottvater (3) empor, der seine hände schirmend ausbreitet. Ein engel (7) stösst mit einer mächtigen lanze nach dem drachen. Hinter diesem kniet ein haufe volkes (6). Einige sind damit beschäftigt, schreibfedern in den after des ungeheuers einzutauchen. Rechts sieht man eine bestie (8) mit löwenkopf, deren hinterteil in einen bockskopf ausläuft. Lutherische prädikanten führen sie am stricke. Diesen haben sich anhänger verschiedener protestantischer sekten angeschlossen, darunter einige, welche steine in den himmel schleudern (9). Im hintergrunde stehen zwei

1) Einblattdruck der Münchener hof- und staatsbibliothek (III, 52ⁱ). Beschreibung und abschrift rührt, wie erwähnt, von Anton Englert her.

nackte männer (10) mit schlangenhaar, der eine ein ferkel, der andere ein hündchen emporhaltend. In der mittleren abteilung sieht man zur linken ein von einem weinberg (19) umgebenes münster mit einem turm (11), auf dem der buchstabe T zu lesen ist. In die halle des domes, den turm und den dachstuhl sind schweine (zum teil mit hundeschnauzen und wolfsschwänzen versehen) eingedrungen und schänden die heiligtümer (12—17). Andere (18) drängen sich eben zur türe herein. Ihnen folgt ein mit dem hebräischen „Nun" bezeichnetes mutterschwein (21), das auf dem kopfe einen breitkrempigen hut mit feder trägt, und hinter ihm ein eber (30) mit Lutherkopf, mit einem „Mem" bezeichnet. Rechts davon erblickt man eine kröte (33) mit schlangengleichem schwanze, die aus ihrem maul junge nattern und kröten herausspeit. Im hintergrund erscheinen verschiedene missgeburten: ein kind mit zerrissener haut und hohem spitzkopf (20), ein anderes mit zwei köpfen (22), ein drittes ohne kopf (23), ein superintendent mit einem schweinskopf (24), ein kind mit unverhältnismässig grossem haupte (25), ein mensch mit widderähnlichem kopf und bocksfüssen statt der arme (26), ein hermaphrodit ohne augen, ohren und nase (27), ein mönch mit stachligen flossen an stelle der arme und um den leib (28), ein anderer mönch mit kalbskopf und kalbsfüssen (29), ein mann mit einem zweiten gesicht auf dem bauche (32). An diese reiht sich ein fähnrich mit einer hundeschnauze, in der rechten eine fahne (31) haltend, auf der die buchstaben V. D. M. I. E. und die worte DIC und LVX stehen. Rechts davon ein kind, dem ein arm an der stelle des rechten ohres herausgewachsen ist (34). In der unteren abteilung links erblickt man Christus (35), von seinen treuen schafen umgeben. Mit der rechten deutet er aufwärts zu dem namen Jeschua, der in hebräischer schrift inmitten eines strahlenkranzes erscheint; mit der linken übergibt er dem hl. Petrus die schlüssel (37). Eine schar von widdern, zu denen sich fliegende schlangen (36) gesellen, stürmt gegen diesen und den hinter ihm stehenden papst an. Rechts davon knien ketzer (38) mit gefalteten händen vor einem aus dem boden hervorragenden kamin (39), aus welchem ausser einem sterne heuschreckenähnliche teufelsgestalten inmitten von aufsteigenden rauchwolken emporschweben. In der rechten ecke zeigt sich eine vielköpfige bestie (40), auf deren schwanz die worte *λουθεραvα haeresis* zu lesen sind. Auf dem rücken des tieres sitzt ein weib (41), das einen wasserstrahl ausspeit. In der rechten hand hält sie eine mit B bezeichnete hostie, in der linken einen mit A bezeichneten kelch. Auf ihrem schwangeren leib steht der buchstabe C. Unter dem holzschnitte stehen in vier spalten die folgenden verse:)

PAulus der heilige Gottes Knecht
Beschriben hat deutlich vnd recht.
1. Tim. 3. Wie starck die Christlich Kirchen sey,
4. Auch jhr Anstőß vnd Feind darbey.
2. Tim. 3. Sonderlich vmb die letzten Zeit 5
Oder vom Jůngsten Tag nit weit.
Matt. 3. Zu dem durchauß die heilig Bibel,
Beschreibt sie grůndtlich biß zum Gibel.
So kombt hierzu, auch die Natur,
Der nie ohn Vrsach, was entpfur. 10
Col. Licost. Dann sie durch grosse Wunder pflegt,
Den Willen Gottes deuten recht.

V. 7 im original (O) der druckfehler Zn.

Der Adi aphorist.
Auß welcher die newen Gedicht,
Als Ketzer Fůnd werden gericht.
Wie diß Gemåhl in einer Summ, 15
Erklårt durchauß, rein vmb vnd vmb
Wilstu es nun grůndtlicher lernen
NB. So merck fein auff die Zifferen.
Sihe sie an, liß eins vmbs ander,
So wirstu mercken seltzam Wunder. 20
Der heilig Joannes außerwåhlt,
Ein Conterfet vnd Bild erzåhlt.
Vns allen zu der Lehrnung,
Apo. 12. Im Buch der Offenbarung.
Ein Weibsbild schwanger vnd vmbgeben, 25
Mit Frewd vnd Leyd zierlich darneben.
Das ist die streitbar Kirch fůrwar,
Der Trach vnd die gantz Ketzer Schar.
Seyn jhr all feindt vnd gar zuwider,
Hieuon in der fůnfften Centurien.
All Kirchenzier zerrůttens wider. 30
Mit vollem Hauffen Vngeziefers,
Fallen sie ein, nach Lust deß Schifers.
Deß Schiferhawers Lothers Sohn,
Vnd nach Auspirtzs Confession.
Die samptlich all sant Peters Herd, 35
Verfolgen hie auff diser Erd, ꝛc.
1. Diß Weib, die Kirchen in der Wůsten,
Rom. 13. Den Mon, die Welt trittet mit Fůssen.
Ephes. 1. Christus jhr Haupt die zieren thut,
Ezech. 17. Mit Sonnen Glantz, mit seinem Blut. 40
Zween Adlers Flůgel sie vmbgeben,
Versteh den weitfliegenden Glåuben.
Rom. 1. Der sich außbreyt in alle Welt,
Apoc. 7. In alle Sprachen außerwåhlt.
Deß Adlers Macht vnd Keyserthumb, 45
Merck auch darbey in einer Summ.
Ihr dryfach Cron zwőlff Stern hat,
Zwőlff Warzeychen auß Gottes Raht.
Darbey man sie kan wol erkennen,
☞ Vnd sie die wahren Kirchen nennen. 50
Von disen 12 warzeichen besihe nach lång die ander predig inn
Sie ist 1. einig vnd darzu 2. heilig,
3. Catholisch vnd 4. Apostolisch.
5. Auch ordenlich, die 6. åltst gewiß,
7. Beståndig vnd auch 8. demůtig.
9. Warhafftig vnd 10. gehorsam gern 55
11. Tåglich pflegt sie zuopffern.

V. 34 Ausspirtz für Augsburger. Bei Nas oft: Präludium 18 „Die Augspurtzisch Confusion“. „Trewhertzige Warnung“ s. 42 „ketzerische Augspurtz Lermens“. Die form Außspurtz auch im Angelus paraeneticus u. ö. — Die tschechische bezeichnung für Lutheraner lautet heute noch „Aušpuraci“.

vnsern 12 predig von Sacrament — 12. Die Arch deß Bundts sie bey jhr hat,
In Ehren stets frů vnde spat.
Ob jhr da schwebt der heilig Geist,
Der sie in alle Warheit weist. 60
Joan. 14. — 2. Vor jhr schůt auß der grimmig Track,
Apoc. 17. — Ein groß Gewåsser auß seinem Nack.
Das seyn vil Vǒlcker Fleisch vnd Blut,
Bewegt auß seinem Vbermut.
Wie es sich dann zeitlich anspan, 65
Da Gott erschuff im Anefang.
Gen. 2. NB. — Der Kirchen Eltern im Paradeyß,
Verbott jhn da auch etlich Speyß.
Das merckt der Track die alte Schlang,
Nam Neyd mit Listen in sein Wang. 70
Vnd fieng an aller Ketzer Spil,
Vrsprung vnd Blut vergiessens vil.
Durch arglistige Freyheits Wort,
Gebar der Neydhard, Todt vnd Mordt.
Sapi. 2. — Deß Neyds er noch kein Endt gemacht, 75
Gene. 3. — Dem Weib er stets nachn Fersen tracht.
3. Aber Gott lob im hǒchsten Thron,
Dem Himmelischen Vatter fron.
Apo. 12. — Der disem Weib thut Schirme geben,
Vnd dempfft den Trachen auch darneben. 80
4. Sein Wasserblasn die schnǒde Welt,
Num. 16. — Verschlickts Erdtrich mit Roß vnd Zelt.
5. Der Frawen Frucht, die Christen zart,
Psal. 105. — Zu Gott haben Steg, Weg vnd d Fart.
Joan. 14. — Damit sie der Trach nit erdapt, 85
Wie er begierlich nach jhn schnapt.
Nach jhn zeůht er mit langem Schwantz,
Den dritten Theyl, der Stern Glantz.
6. Vom Geist fůrt sie in weltlich Standt,
Ihr Fleischlichkeit nimbt er zum Pfandt. 90
Allerley Volck, Weib vnd auch Man,
Die jhn all kniend betten an.
Apoc. 13. — Sein stinckets Loch jhr Dintfaß ist,
☞ Drauß schreibens all Lůgen vnd List.
7. Gott hat aber den Engelein, 95
Befelch geben zustůrtzen fein,
Apoc. 12. — Den Trachen vnd sein Ketzergarn,
Psal. 33. 90. — Die Frommen vor jhm zubewarn.
8. Zum achten kombt ein Chimertsthier,
Ein Frucht Maioris wie ich spůr. 100
[2. Spalte.] Zwen Kǒpff, drey Hǒrner vnd vier Fůß,
Zwǒlff Klawen hats, zwo langer Drůß.

V. 92. In O druckfehler knieud betteu.

Bestia Lutherana. Das fůhren nun die Predicautzen,
Darbey man spůrt was sie nur mautzen.
Ja was sie lehren oder schreiben. 105
Das thun sie mit Chimera treiben.
Ist als monstrosum erlogens Gdicht,
Anfånglich hats Lo̊wengesicht.
Pfuchst, geifert wie die Katz vnd Luchsn,
Schleicht offt tůckisch recht wie die Fuchsn. 110
Blo̊ckt letzlich wie stossende Bo̊ck,
Vnd frůchtet wie die důrren Sto̊ck.
2. Tim. 2. Frist vmb sich wie der Krebs am End,
Schadt wie ein Scorpion behendt.
☞ Diß thut falsch Lehr, in wenig fristen, 115
Nach Art der Adiaphoristen.
9. Nit besser seyn die Flaccianer,
Spengler, Hetzhund vnd Jacobander.
Welche zu Hůlff den Trachen kommen,
Psal. 72. In Himmel legens jhre Zungen. 120
Vnd wůten wider Gottes Freundt,
Keins Heylthumbs wirdt von jhn geschont.
Sie wurffen gern in Himmel nein,
Nemen die Kirchen Gůter ein.
Siluanus gibt zeugnuß. Gleichwol sie seih geneygt darbey, 125
Zur Caluinischen Schwermerey.
10. Noch hat es ein Staffel zum Grund
Darein der Gottloß wann er kombt,
So wirdt er gar vnsinnig zwar,
Wie Furiae mit Schlangen Haar. 130
Nacket gleich wie die Badmågd gehn,
Die Widertauff hiebey verstehn.
Von disem Heer, der Secten Rot,
Von Trachenszucht, die Kirch leyd Noth.
Joan. 11. 11. Folgends sihe an deß Můnsters Thurn, 135
Ezech. 9. Bråuchlich gemacht, mit sampt der Vhrn.
Mat. 16. Mit Creutz vnd Thau, er ist gemerckt,
12. Das Christlich Leyden jhn hat gstårckt.
Prou. 18. Vnd jhn auff guten Felsen gebawt,
Selig ist der so jhm vertrawt. 140
Aber ich muß beklagen schirst,
Mit Dauid wie es sey verwůst.
Der Weinberg auch der Thurn fein,
Zerrissen durch die wilden Schwein.
12. Zerbrochen haben sie all Thůr, 145
In Kirchen, vnd das wol noch mehr.

V. 116fgg. Die adiaphoristen haben infolge des Leipziger interims 1548 in die beibehaltung der bischöflichen jurisdiktion eingewilligt, während die Flaccianer diesen standpunkt heftig bekämpften. Über Flaccius, Jakob Andrä usw. vgl. oben s. 168fg. — V. 117. Für 9 in O irrtümlich 6. — V. 118. In O Speng er.

Liß deß Teuffels disputatzen mit Luther. 13. Das Heylthumb deß Altars zutretten,
Darzu sie hat der Teůffel betten.
Wie Christus selbst hat weißgesagt,
Vnd vber dise Schweinhart klagt. 150
14. Schaw wies der Heiligen Gebein,
Mat. 7. 24. Mit den Růsseln machen vnrein.
15. Den Tauffstein vnd das Sacrament,
Habens gerissen von der Wåndt.
☞ Vnd wůlen recht, als wilde Såw, 155
Gleichwol es ist ein Schweinsart new.
Im Sachsner Wittberg wolgeplagt.
Wie solches auch Gall Irisch klagt.
Mercks Dann newlich d Såw, Hundswôlff geheckt,
Meyer, stincket[1] seyn deine Eyer. Haben auch jhre Art erstreckt. 160
Als såwisch, wôlfisch vnd auch hůndisch,
Dann weil sies seyn, sagen sies frisch.
Wie Christus sprach an einem Ort,
Cauete à falsis prophetis. Gleich wie das Hertz, so laut das Wort.
Nicht besser håttens kônnen sich, 165
Luc. 16. Abmahlen, dann mit dem Gedicht.
Dann es hilfft ja die Warheit frey,
Vnd der Naturen Fantasey.
☞ Gewiß die Predigcautzen zart,
Haben der dreyer Vôgel Art. 170
Der Såw, der Wôlff vnd auch der Hundt,
In einem Leib offt manche Stundt.
Nach Art wie sies beschriben haben,
Beist euch hierumb jhr nassen Knaben.
Drumb ist es auch hier fůrgemahlt, 175
Wie man von jhnen billich halt.
16. Als die zum Dach der Kirchen ein,
Wůlen recht wie Picarder Schwein.
Dieb, Môrder, vnd noch årger nennt
Joan. 10. Sie Christus, fragt Joannis Håndt, 180
17. Das Gleut im Thůrlein ist nit frey,
Muß schiessen Puluer vnd auch Bley.
Auß Glocken sie Bůchsen gemacht,
Welches der Teůffel hat erdacht.
Vermittelst eines schwartzen Mônchs, 185
Mit dem auch Luther was verdůncht,
NB. Als Machomet mit Sergion,
595. Gemacht hat sein Alkaron,
620. Pelagius, Celestius,
Iouinian, Iulianus, 190
Seyn allsampt trewloß Mônch gewest,
399. Wie nun auch Luthers Såwnest.

1) In O stncket.

18. Sie reissen durch die Thůr hinein,
Als in Såwstall die Becken Schwein.
Wie sie drinn hausn das weyß man wol, 195
Dann tåglich wåchst nur Maut vnd Zol.
Als zur zeit Achab. All Kirchenzier ist bey jhn ab,
Kelch vnd Monstrantzen seyn schabab.
Die schǒn Ornåt vorlångst seyn hin,
Deß sie nun haben klein Gewin. 200

[3. Spalte.] 19. Den Weinberg Gottes sie vertilgen,
Cant. 2. Schon weder Schlůsselblum noch Lilgen.
Wedr Ober, oder Niderlandt,
Noch bleibt die Kirch in Gottes Hand.
Nun fort merckt etlich Wunderwerck, 205
Zur Forcht den Rotten, vns zur Stårck.
Wie sie bey jhn geschehen seyn,
Durch Con. Licost. Iob Fincel. Vnd von jhn selbst geschriben ein.
Durch sie die Welt, Gott warnen wolt,
Vor wem man sich doch hůten solt. 210
In Sachsen vor dem Keyser Krieg,
1545. Gebar ein Kind visierlich.

20. Mit langem Kopff, zerrißner Håut,
Ohn Zweifel es den Krieg bedeut.
Der selbst gewachsen Spitzhut schon, 215
Wider die Keyserliche Kron.
1547. Daher das Landt verheret wardt,
Ihr Fůrsten auch gefangen hart,
Das haben sie den Predigkanten,
In alle ewigkeit zu dancken, 220
1567. Also ist newlich auch geborn,
1568. Beyn Adiaphoristen Thorn.

21. Ein gekrǒnte Zuchtel von Wolffblůt,
Trågt billicher ein Sachsen Hut.
Darbey wirdt jederman bekandt, 225
Mercket Sǒwvåter. Welchs sey ihr rechtes Vatterlandt.
Gleichwol sie jhr nun schåmen thun,
Ihre Eltern im Lutherthumb.
Wolten gern das Hurnkindt,
Verjagen durch den Lugenwindt. 230
Vnd es auff die Papisten liegen,
Es wil sich aber nirgend biegen,
Matt. 7. Dann månigklich bey jhrer Frucht,
Erkent der Predigcautzen Zucht.

1553. 22. So ist in Meissen vor disen Jarn, 235
Mit zweyen Kǒpffen ein Kindt geborn,
Bedeut hat es jhrn Zwyspalt,
In Glaubens Sachen new vnd alt.

V. 202. Schon gekürzt für schonen. — V. 205. In O druckfehler Wnnderwerck.

1554. 23. Auch hat darnach ohn einen Kopff,
Dicentiũ Nolumus hunc regnare super nos. Meissen geborn diß Geschöpff. 240
Ein Kind ohn Haupt, bedeuten kan,
Ein Regiment Acephalon.
Noch seltzamer ist diß Geschicht,
Vergebens nit also gedicht
Luc. 19. Ein Doctor vnd Suppen in d Håndt 245
Hatt ein Såwkopff, doch menschen Hånd,
1568. 24. Erst fertn in Wittenberg entpfangen,
Vnd öffentlich in Truck außgangen.
Darbey leicht ist zu lernen zwar,
Was sunst mag seyn jr junge Schar. 250
Zwischen Manßfeld vnd Sangerhausen,
1547. Hans Eißleben ein Kindt ohn grausen.
Von seinen Weib ererb fast rein,
25. An dem wuchs nur der Kopff allein.
Nemo sibi adsumat honorem. Hebre. 5. Wardt bald fůnff viertel Elen dick. 255
Bedeut månigklich arge Tůck.
Daß jederman wil selbst Haupt seyn,
Herr, König, Fůrst durchauß vnd ein.
Damit sie vngehorsam wåren,
Solch Predig hört der Pöfel gern. 260
Apo. 13. Ja also lehrt das ander Thier,
Damit es jederman verfůhr.
26. An statt deß Trachens tůckisch Art,
1503. Jetzt merckt recht auff deß Luthers Fahrt.
Dann da er gleich jetzt wår Magister, 265
In Hessen war ein solches Muster.
Geborn von einer frommen Basen,
1519. 27. Ein Mensch ohn Augen, Ohrn, Nasn.
Wie auch darnach zu Zůrich, war.
Geborn gerad am newen Jar. 270
Ein Hermaphrodit an seinem Leib.
Håt was solt haben Man vnd Weib,
Darbey die schåndtlich Enderung,
Bedeut ist wordn im Christenthumb.
1503. Dann gleich ins Luthers Magistrat, 275
Zu Speyer angefangen hat.
Der vollen Baweren Bundtschuch,
1525. Die bald darnach schreyen ju juch.
Die armen Leut ohn Nasn vnd Augen,
Deß Luthers Trug thåtn nach daugen. 280
So ist in Dennmarck worden gefangen,
1546. 28. Ein Mönchsfisch schwartz mit eim Hamen.
Der warlich dröwt hat Vngewitter,
Wie es dann gangen ist sydher,

V. 282. Hamen. angelhaken.

So bald sie haben den schwartzen Mönch. 285
Glaubt seinem Wort für lauter Hônig.
So sie doch Gott durch die Natur,
Gewarnet hat långsten zuuor.
Vnd angezeyget wer er sey,
Apo. 13. In sanct Joannis Prophecey. 290
Dann da er gantz jetzt wůtig war,
1523. Zåhlet man drey vnd zweyntzig Jar.
Da kålberet ein Kuh in Meissen,
Zu Waltherstorffe gleichsam.
Natura nihil frustra, etc. 29. Ein Kalb vnd Mönch, nahet Friburg, 295
Gott meynets gut, darumb nit sorg.
Warnet vil Leůt jhnen zu gut,
Vors Lutherischen kålbers Mut.
Dann es ein viehisch Leben zeygt,
Wie solches Cocleus außlegt. 300
[4. Spalte.] Wies aber Luther deutet hat,
Nach lång solstu erfahren zart.
In der fünfften Centurien.
Da wil ichs recht beschreiben den:
1536. Also am heiligen Ostertag, 305
30. Zu Hall in Sachsen ein Fåcklin bracht.
Ein Saw mit einem Pfaffen Kopff,
מ Håt fast wie Luther einen Schopff.
נ Das Jůdisch M Můnchs Mars verråht,
Wie auch das Ebrisch Nun vorgeht. 310
Sein Kåthen drauff er folgen thut,
Ohn Geist, nach Art, deß Fleisches Mut.
NB. 31. Håt schier vergessn den Fånderich,
DCLXVI Deß Schrifft im Fahn schier ist enlich
Verråhtern, Diebn, Meineydigen, 315
Juden vnd auch Ehbrecherin.
Das ist die Summ Loders Geschmeiß,
Der Kirchen Gottes machen heiß.
Dic Lux, zwey Wörter voller Zahl,
Im Panier führens vber al, 320
Isai. 5. Rûhmen das Liecht, ja d Finsternuß,
Apo. 13. Wie wann es wår Antichristus?
Deß Zahl ist hundert sechs vnd sechtzig,
Der arme Mann versteht es nicht.
Sie sey zum Fraß vnd Trunck gericht, 325
32. Wie jener, so hått zwey Gesicht.
1516. Das ein vom Nabel gieng herauß,
Aß auch darmit, recht wie ein Strauß.
Vil fraß vnd alzeit naß. Dieser Mann gieng im Teutschlandt vmb,
Bedeuttet vns das Lutherthumb. 330

V. 317. In O druckfehler: Geschemiß.

Welchs hat vil Köpff, Mäuler vnd Zungen,
Bey Frawen, Mannen, Alt vnd Jungen.

33. Sih ferners an das grewlich Thier,
1553. Ein Schwantzkroten, auff Fůssen vier.
Geborn hats ein Fraw in Tůring, 335
Das je ein Wunder gar nit ring.
Wie wann Joannes darvon gsagt,
Apo. 16. Da er das falsche Thier beklagt?
Auß seinem Mund gleich Froschgeist kommen,
Diß seyn nun jetzt in einer Summen. 340
Besih deß Lindani disputantz oder Staphili, Genealo. Luther trimem.
Die Widertauffer vnd Caluisten,
Die Protestiren verlaugnet Christen.
Warlich gewiß die grossen Wunder,
In jrem Landt geschehen bsunder.
Vns deutlich zeigen an die Frucht, 345
Daß Luthers Lehrbaum sey verflucht.

34. Geborn ist auch zu alten Ståttin,
Ein todtes Kindt in grossen Nöthen.
Mar. 11. An statt deß Ohrs, da was sein Hand,
1554. Dann sie an Wercken seyn erlambt. 350
Jac. 2. Durchs hören soll es alls geschehen,
Eze. 34. Ein solcher Glaub wirdt todt verjehen.

Joan. 7. 35. Christus der beste Hirt sein Schaff,
Gutes zuthun treibt mit der Straff,
Vnd sie ins Liecht durch d Warheit fůhrt, 355
Hiemit seins Vatters Namen ziert.
Darauff lehrnt er vns kecklich bawen,
Muß Glaubens schirm jhme vertrawen.

Ephes. 6. 36. Daß vns der fligenden Schlangen Pfeil,
Mat. 25. Mit Lampen nit ohn Oel ereil. 360
1532. Wie man sie newlich hat sehen fliegn,
Zu einer Warnung den hiesigen.

Matt. 16. 37. Sonder sanct Peters Kirch zulauffen,
Dem Christus hat der Schlůssel hauffen.
Rom. 13. Geben, zubinden vnd zu lösen, 365
Zu gut dem Guten, zur Rach dem bösn.

38. Die böckisch Welt Natterzucht,
Luc. 19. Sanct Petrum vnd den Bapst verflucht.
Vnd predigt laut mit jubiliern,
Diser sol vns nimmer regiern. 370

39. Drumb wirdt die Sonn bleich vnd auch finster
Apoc. 9. Vom Rauch der abgrůndischen Ketzer
Darauß schlieffen grewlich Hewschråcken,
Allerley Rotten, Ketzer, Secten
Diß Vnglůck hat der fallend Stern, 375
Luther bewegt vnd sicht es gern.

Quot capita, tot sensus.

40. Sein Ketzerey vil Häupter hat,
Wie du diß Thiers sichst abgemahlt
Welchs bett an die thőricht Welt,
Gleichwols jr schadt an Seel vnd Gelt. 380
Der Ketzerey Thiersschwantz sihe an,
666. Drauff steht geschriben Lutheran.
Λουθεϱανα Haeresis.
Apoc. 13. Deß Antichrists Vorlauff gewiß,
Dann diser Nam inhålt sechs hundert, 385
Sechs vnd sechtzig wie vor gehőrt.

41. Das Weib drauff sitzt bey einem Ding,
Gleich sicht der Jungfraw zu Eßling.
B. bőß Babylonisch Brodt. Das C. bedeut Confession,
Deß schwangern Leibs Confusion. 390
Das B. die gfångnuß Babylon,
Das A. den Kelch der Augustan.
Beyde Gestalt in Hånden hat,
Der Teuffel Kelch mit Greweln satt.
Vor dem vns Gott trewlich abweist, 395
Durch d Wunderwerck newlich geleist.
Solchs auffs kűrtzst ich hab entdeckt,
Biß man mit dichten ferners weckt,
Ein Gott will, seyn wir vnerschråckt. 399
15 F. I. N. S. A. C. 88.

Die litterarische begabung von Nas zeigt sich am stärksten auf dem gebiete der satire und der polemik. Auch in den reimdichtungen. Dass Nas kein lyriker ist, erweisen seine lieder, deren eigenart und wesen nicht in religiöser erbauung, sondern in confessioneller polemik liegt und deren form fremden vorbildern entlehnt ist. Als polemiker aber und als satirischer dichter zeigt Nas viele vorzüge. Eine schneidende schärfe, reichtum der erfindung, sichere beherrschung der sprache, lebendigste wirkungsvollste form. Es ist eine geborene kampfnatur von urwüchsiger kraft. Oft klagt zwar Nas darüber, dass er des kampfes müde sei, dass er lieber in ruhe sich den heiligen schriften widmen möchte, statt sich mit den lästerschriften der ketzer herumzubalgen, dass er nur aus notwehr, zur widerlegung der gegnerischen lügen, zur abwehr ihrer angriffe schreibe[1]. Aber jeder neue angriff fordert sofort seine antwort heraus. Zahllose gegner haben ihn so immer wider „gestifelt, gespőrt vnd wider ins Feld gebracht“, man sieht ihm förmlich die freude an, mit der er mitten im litterarischen kampfe steht und

V. 390. Confusion siehe Präludium 18 „Die Augspurtzisch Confusion“ und Angelus paraeneticus 181 „Luther mit seiner Confusion.“ — V. 396. Durch] O Durm.

1) So im vorwort zum „Handbüchlein“, zum Examen (hier auch in der nachrede) und zum Angelus paraeneticus.

nach allen seiten hiebe austeilt und pariert. Immer wider versichert er, er werde „vom Leder ziehen“, wenn neue angriffe erfolgen sollten, er werde antworten, sobald er „Zeit und Weil darzu habe“, und am schlusse der Centurien verspricht er dem Osiander „noch vil guter gänglin zu thůn“. Am schlusse des Examen vermahnt er Fischart „nur tapfer fortzufahren“.

Von seinen vielbegehrten, wirksamen predigten gieng der lebhafte eindringliche ton auch in seine schriften über. Mit einer an Lessing gemahnenden lebendigkeit der polemik rückt er seinen gegnern ganz persönlich mit fragen („Lieber, wo stehets geschrieben?“), höhnischen koseworten, ironischen aufforderungen, doch auch mit schimpfworten, flüchen und drohungen an den leib. Mit anspielung auf seinen namen droht er den gegnern, er wolle seine nase auf ihre ärmeln wischen und ihnen seinen nasensaft aufs papier „geschmitzt“ als einen spiegel vorhalten, als ehemaliger schneidergeselle — die gegner verhöhnten ihn oft mit dieser vergangenheit — wolle er ihnen „die Kappen nach jren Köpffen an Halß streiffen vnd jhnen sobald ich's thuch vom Scherer bekom, selbsten abdrucken“. Ja er droht „ich will dir den brey ins maul streichen, das du dich speien must“[1].

Wirksam wird die satire von Nas auch dadurch, dass er dem gegner immer in der gleichen art und form, in der der angriff gehalten war, antwortet. Auf polemisch-theologische abhandlungen antwortet er in ebensolchen ausführungen, auf grössere reimwerke in grösseren reimwerken, auf bildergedichte in bildergedichten. Er parodiert ferner protestantische lieder und gebete und gewinnt so die mannigfaltigsten einkleidungen. Rauschers hundert papistischen lügen setzt er sein Antipapistisch eins und hundert evangelischer wahrheiten entgegen, dem katholischen Bettlermantel einen lutherischen, der Anatomia Papatus von Celestin eine Anatomia Lutheranismi, dem gereimten Nasen Esel von G. Nigrinus Battimontanus einen gereimten G Asinus Nasi Battimont Anus, den verschiedenen Lasterteufeln der protestantischen schrift-

1) 4. Centurie 379[b] fg. „Kumpt nur vnd gebt vrsach. Der Hosendocter sagt, der Schneider hab die spitzigsten Pfeyl oder Nadel verschossen. Wolan trutz besser, laß sehen, verantwort mir mein anderthalb hundert Fragen im Prodromo, erlege mir der Vortrab, laß sehen, sprich ich, ob kein nachdruck da sey vnd weil du ye an keinen heiligen glaubest, er zeichne dañ, so besihe die weil dise vierdten und füufften Centurien. Laß sehen, ob es wahr sey, das du glaubest, Ich habe die besten Pfeyl verschossen: O Gesell, es sein noch Nadler genug verhanden, ich wollt dir noch Hosen vnd Wammes, Rock vnd Schauben ahnschneiden vnd wider abziehen. Gelüstet dich sein, so versuchs, ich kan ein solches bar Hosen inn einer halben nacht doppeln vnd abfertigen zum Dantz“ (als ein beispiel von Nas' polemik).

steller seinen Warnungsengel, auf Fischarts antikatholische ausdeutung der Thierbilder im Strassburger Münster erwidert er mit seiner antilutherischen Außlegung usw. Und wo ihm der gegner nicht die anregung dazu gibt, erfindet er selbst eine allegorische einkleidung, die sich anschaulich durchführen lässt, wie er z. b. in seinem Examen Chartaceae Concordiae alle blätter eines kartenspiels nacheinander ausspielt.

Auch im ton der rede ahmt er mit absicht seine gegner nach. Salomons spruch 26, 5 „Antwort dem Thoren nach seiner narrheit, auff das er sich nicht für klug halt", den Nas auf das titelblatt seiner 3. Centurie setzt, bildet die richtschnur seiner polemischen schriftstellerei. Noch im Warnungsengel kündigt er „den Narren vnd Fantasten" der gegenpartei eine scherzhafte dichtung an, die „ihnen wol anstehend" sein soll. In der Postilla minorum entschuldigt er sich, dass in seinen schriften „scheltwort vnd grobe bossen mitlaufen, das macht, das ich mit solchen zuthun hab, die sunst kein andere weiß der red verstehn künnen." Da er gegen „Buben vnd Lästermäuler" schreibe, „so muß ich wort brauchen, die auff jrem Mist gewachsen" sind[1]. Wenn es sich Nas widerholt vornimmt, ebenso grob, ungeschlacht und rücksichtslos zu schreiben, wie seine gegner, so ist ihm das vollauf gelungen. Der ton seiner polemik ist so derb, roh, anstössig, so durchsetzt mit allgemeinen verlästerungen und persönlichen beschimpfungen der gegner, wie es nur in der hasserfüllten streitlitteratur des 16. jahrhunderts möglich war. Seine schimpfwörter könnten ein lexikon füllen, mit der cynischen schilderung von Luthers eheleben und tod in der 5. Centurie erklimmt Nas den gipfel persönlicher verunglimpfungen, naturalia aller art werden frei vorgebracht und gelegentlich die anstössigsten schwänke aus dem kreise der protestanten erzählt[2]. Auch die namen seiner gegner verwendet Nas in entsprechenden umgestaltungen mit humor und einbildungskraft zu deren verhöhnung. Dass er in seinem gegen Hans Wolff gerichteten Präludium seinen gegner als reissenden, wilden Wolf, als tollen Wolfhals, dessen ausführungen als Wolfsgeheul bezeichnet, war naheliegend, aber er nennt auch Luther nie anders als Loder, Loderbuben, Bestia Martis Lutra, Hesshus wird ihm zum Hetzhund, Spangenberg zu Spanndenlügenberg, Friedrich Celestin zu Fridloß Scelestus, der sammler von Luthers Tischreden zum Aurifabel, die Prädikanten zu Prächtigkautzen, die Evangelischen zu Ewighöllischen und

1) In den vorreden der genannten werke, ausserdem vgl. 4. Centurie s. 379[b].

2) Z. b. 4. Centurie 330[a], 1. Centurie 171[b], 5. Centurie 35[b], 2. Centurie, cap. 53. Die oben mitgeteilten stücke aus des Nas schriften und dichtungen enthalten lange nicht die ärgsten stellen.

für Lukas Osiander hat er in der 6. Centurie eine ganze musterkarte zur verfügung: Hosenluchs, Hosendoktor, Dockenhos, Hosenanderlein, Hosenlauer, Hoscha Luchs usw.[1]

Nas war kein ungefährlicher kämpe. In den schriften seiner gegner, auch der älteren reformatoren, sehr bewandert, als theologe ein gewiegter fachmann, darf er sich einen ziemlich überlegenen ton erlauben. Jeden augenblick stehen ihm die nötigen gegengründe, beweise und belege zu dutzenden und mehr zur verfügung. Er ist überaus fruchtbar, ein ungemein rascher arbeiter, in kürzester zeit zum gegenschlage gerüstet. Freilich widerholt er sich oft in seinen schriften und bringt häufig bereits veröffentlichte ausführungen von neuem vor. Er ist ferner in den classischen autoren und in der deutschen dichtung seiner zeit bewandert. Doch bei aller gelehrsamkeit ein durchaus volkstümlicher schriftsteller! Er hat die ausgesprochene absicht, die schwierigen confessionellen streitfragen auch dem gemeinen manne verständlich zu machen, die darstellung ergötzlicher zu gestalten. Darum enthalten seine bücher, wie er selbst sagt: „Schimpf und Ernst“, darum belebt er seine vielfach sehr ernsten, erbaulichen und begeisterten ausführungen mit drastischen vergleichen und beispielen, mit komischen geschichten und volkstümlichen schwänken, darum fügt er sprüche und verse in seine rede ein, setzt rufe, scherze und reime[2] an den rand und lässt

1) Kurz, Fischarts dichtungen 1, s. LI behauptet, Nas ahme Fischarts wortumbildungen nach. Das ist natürlich schon chronologisch unmöglich, da Nas diese wortverdrehungen in seinen Centurien, also vor dem litterarischen auftreten Fischarts anwendet. Man ist eher zu der annahme berechtigt, dass Fischart diesem polemiker, den er am beginne seiner schriftstellerischen tätigkeit kennen gelernt hat, manches im stile abgesehen hat, zumal er auch in der anwendung der reimprosa und verwandter redensarten mit ihm übereinstimmt.

2) Reimprosa, die in den schriften des 16. jahrhunderts oft erscheint, finden wir auch bei Nas häufig. Z. b. 4. Centurie, vorrede: „Hab Danck Bruder Rausch, der erst Erfinder dieser bausch“. S. 394[b]: „Das 6. hundert beut das spil, aber mein Hosenluchs will es lassen, so fahr auch ich mein strassen.“ — Angelus paraeneticus, vorrede, „aber den heymlichen Schmertzen, verborgen im Hertzen, wer kann jhn tragen? oder dulden mit schertzen.“ 12. capitel: „vnbedacht, so mich auffgebracht, dass ich erwacht, im Jar achtzig acht.“ — Die sehr reichlichen randbemerkungen enthalten neben citaten, sprichwörtern, ausrufen usw. auch reimsprüche. Z. b. besonders häufig in der gegen J. Opitius gerichteten schrift: Widerlegung, s. 3: „Gifft mit Zucker verdecket | in deß Opici lehr vnd Bücher stecket.“ — S. 290: „Der Ketzer frävel grösser ist | dann deß argen Teufels list.“ — S. 291: „Die Teufel vnsers Herrens Affen | die Diener des wortes sind Teufels Pfaffen.“ — S. 292: „Das Luthertum vom Teufel gestifft | bezeugt deß Luthers eygen Schrifft.“ — Examen s. 218: „Zu wenig und zu vil, ist Lucifers und Luthers Ziel“. — Eine hübsche auswahl von redensarten bei Schöpf, s. 70fg. Ich führe noch an: 5. Centurie, s. 272[a]: „Das wär ein Wurst,

seine satirischen allegorien in holzschnitten ausführen, damit sie auch von analphabeten genossen werden konnten.

Seine verse sind allerdings nicht sonderlich glatt und wohllautend. Sie zeigen harte apokopen, ungewöhnliche wortverkürzungen und verstümmelungen, willkürliche behandlung der wortstellung, flickreime und leere füllsel, vokalisch und konsonantisch unreine reime, die nicht alle durch die bayrische mundart des dichters erklärt werden können, vielfach lediglich assonanzen, arge verletzungen des natürlichen worttons. Dass er aber auch im versbau sich an volkstümliche vorbilder anlehnt, ersehen wir nicht nur aus der verwendung sangbarer volksliedstrophen und dreihebiger verse, sondern auch aus der freien behandlung des normalen vierhebigen verses[1], bei dem er sich oft zweisilbigen auftakt, zweisilbige senkung, ausfall von auftakt oder senkung erlaubt. Seine stark mundartlich gefärbte prosasprache aber ist anschaulich, bildkräftig, warmblütig, gewandt, gehoben durch schlagende sprichwörter und packende redensarten.

Dabei war Nas nicht nur ein sehr volkstümlich und wirksam schreibender priester, sondern auch ein guter deutscher. „O aller liebsten Landsleut", „Ey du mein geliebstes Teutsch Vaterland", „Die edle Teutsche Nation", so ruft er in augenblicken grosser erregung aus. Fürwahr man darf sich nicht darüber wundern, dass die schriften von Nas eine so rasche verbreitung, so viele auflagen erlebt haben, dass sie im katholischen lager lebhafteste zustimmung, hingegen im lager der protestanten bittersten unmut und heftigste abwehr hervorgerufen haben.

wann sie nur braten wär." — Antigratulatio 4ª: „vnd sie also meußkoth den einfältigen kaufleuten für Pfeffer geben." — 4ᵇ: „Er leugt, das sich die balcken biegen." — 8ᵇ: „GEsell sine g." — „sihet einen schwartzen hund für seinen koler an." — Widereinwarnung, vorrede: „man heysse kein Khue Pläßlin, sie hab dann auffs wenigste ein Fläcklein." — Widerlegung, s. 112: „Das müssen weyse Gåuß seyn, die zu irem Hirten sagen, treyb vns ein." — Examen s. 63: „Ein gute Vorred verkaufft ein böses Buch".

1) Die beispiele für das gesagte findet man leicht in den oben abgedruckten texten. Ich erwähne nur: auftaktlose verse z. b. Anatomia Lutheranismi (A. L.) v. 8. v. 18fg.: E. m. v. 397. — Zweisilbiger auftakt: A. L. v. 127: „Wider Gotes kirch mich vnd mein kindt", oben s. 417 str. 2, 4. — Ausfall der senkung: A. L. v. 9: „Schryen Wolff Wolff Schelm Dieb." — E. m. v. 192: „Wie nun auch Luthers Såwnest", ebenda v. 367. — Reime in A. L. und E. m.: Sey (statt seyn): entzwei, gern: zuopffern, Thür: mehr, Predikanten: dancken, Mönchs: verdüncht, gefangen: Hamen, zeigt: legt, zahl: als, finster: Ketzer, müssen: gleichsam usw.

Nachtrag
zur Anatomia Lutheranismi von Johannes Nas[1].

Anlässlich meines abdruckes des oben genannten bildergedichtes von Nas, nach der fassung der beilage zur 4. Centurie (1568) habe ich s. 164fg. anm. erwähnt, dass es auch eine spätere selbständige ausgabe des bilderbogens vom jahre 1587 gibt, die aber nicht widergefunden werden konnte. Professor Anton Englert in München teilt mir nun freundlichst mit, dass gegenwärtig im antiquariat Ludwig Rosenthal in München katalog 87, nr. 611 ein exemplar dieses späteren abdruckes liegt. Dank dem bereitwilligen entgegenkommen des herrn Rosenthal konnte prof. Englert meinen abdruck mit der jüngeren fassung vergleichen und mir freundlichst die nachfolgenden varianten des bilderbogens von 1587 übermitteln. Diese varianten sind meist nur orthographischer natur. Die (vielleicht von Nas selbst herrührenden) änderungen in vers 2. 8. 9. 17. 24. 26. 124 sind wahrscheinlich aus metrischen gründen erfolgt.

Das besagte flugblatt ist ein bogen in kleinfolio mit einer buchdruckerbordure eingefasst mit der überschrift:

„Sihe wie das elend Lutherthumb, durch seine eigne Verfechter, gemartert, anatomiert, | gemetzget, zerhackt, zerschnitten, gesotten, gebratten, vnd letztlich gar auffgefressen wirdt.“

(Darunter der holzschnitt wie oben s. 165, doch ohne die zierleisten an den beiden seiten.) Darunter:

Offenbarung der Straff vnd Außgang Luterischer Schwermerey, in Reimen gestelt durch F. J. N.

(Dann folgen die verse in derselben spalteneinteilung wie in der 1. fassung mit den varianten: Vers 1 einmal (statt newlich) — 2 Fleisch samblen — zu (st. zů) — 3 Weg (st. weg) — trug (st. trůg) — 5 Allmosen — 6 Rott — 7 Rasen — 8 Krůmbten spöttlich das Maul vnd Nasen — 9 Schreyen Wolff, Schelm darzu auch Dieb — 10 duld (st. dult) — Lieb (st. lieb) — 11 vber (st. über) — 12 Leut (st. leut) — vmb die Herberg — 13 schlugens — 15 Hof (st. Dorff) — 16 zu (st. zů) — Bawrenhof — 17 Allda lag ich dieselbig Nacht — 19 wunder — Ding (st. ding) — 20 Schlaff (st. schlaff) — fieng (st. fing) — 21 ward (st. wurd) — baldt — 22 Zu (st. Zů) — 24 Nit ferr von deß Fröschleins Gottshauß — 25 Frawen — 26 thåt anschawen (st. an thet schawen) — 27 Sohn (st. Sun) — Freund — 28 seynd (st. seind) — Feind — 29 außgejagt (st. außgeiagt) — 30 namen — 31 heiß (st. haiß) — 33 seyn (st. sein) — 34 Besn — 35 jhm (st. jm) — Rhut — 36 eign Mutter — 37 meine (st. mein) — 38 Wort — Mordt — Zungenfechten — 39 muß (st. můß) — 40 Seel — Leib — Hånden — Fůssn — 41 Ja (st. Jha) — jetzt — Sôhn — 43 můssens (st. můssen) — zum Můß — 45 Kom — Spil — 46 Thåter (st. thåter) — 49 Syeden — 50 jeder — eygnen Willen — 51 wann — jetzt — Stuck — 52 Bereyt — Knaben — 54 nemen s Leben (st. nemens leben) —

1) Vgl. oben s. 154fgg.

55 Geben — 56 Zu (st. zů) — Sinn — 57 Clôster, Clausen — 58 Geschmeyd — gern — 59 Tölch — 61 Leuth — 62 Mann vber — 64 Deß (st. Des) — Freund — Wolbekandten — 65 jener Metzgt — 66 jeder nun — Waffen — 68 ligt (st. leyt) — jenem Schragen — 69 heyloß Luthertumb — 70 Voller Zwytracht, Spålt vmb vnd vmb — 71 Sih (st. Sihe) — Mann — 72 Lohn — 75 wordn (st. worn) — 76 thåts — Schmidl (st. Schmidlein) — 77 Zwingl (st. Zwingel) — Arm — 78 jhn — Garn — 79 Strick — 80 Deß — Blick — 81 nicht (st. nit) — seyn (st. sey) — 82 Schmidt (st. Schmid) — 83 Deß — Madensack — 84 Lehr, vbel (st. lehrübel) — 85 Ansehen — 86 gath (st. gaht) — 87 Obern — Best (st. best) — 88 Lugenbartet Mann — 89 Lieb beyßt — Zähen — 90 Schabab — 91 seyn Blut — 92 guten Muth — 93 hinden — 94 Möcht jhne sonst beim Kopff auffwecken — 95 hanen Mann (st. Hanne man) — 96 Daß — Kůß — 98 Still — 99 Sôhn — 100 Ihr Leben — thun — 102 Zur — flucks — 103 Zur letze kombt ein Gôckelmann — 104 Joan (st. Jonn) — 105 Schleufft — Brôsemlein — 106 Korb — Stůcklein — 108 Neyd — Zorn — 109 Narrenthandt — 110 Welt nur — 111 allerwůst — Schlafftruncks Bossen — 112 Bauch seyn (st. bauch hat) — 113 Luther muß jhrer Seel Speyß seyn — 114 Kammerlaug — gut Wein — 115 Mist — Koth — Loch — 116 kůssen, halten hoch — 117 seyns — Grund — 118 Frid werht — Jar — 119 Vrtheyl troffen — 120 Sinn — 122 Frid — Weyßheit — 123 vnnd — 124 wirdt — kommn — ander Zeit — 125 Daß — 126 Bôß thåten — Erden — 127 Gotts Kirch (st. Gotes kirch) — Kind — 128 heiligen Geist (st. hailing Gaist) — gesůndt — 129 seyn — 130 Schar — 131 Bestand — 132 Deß — Trew zu Pfand — 133 Fleisch — Blut — 134 allgemeyn — 136 Heilig — 137 Die ist die recht Säul der Warheit — 138 Die Gemeynschafft der Heiligkeit — 139 Ewigkeit. (Unter den versen:) Anno 1587.

PRAG. ADOLF HAUFFEN.

MISCELLEN.

Zu Konrads von Würzburg Engelhard.

1926 fgg. lauten nach Haupts besserung:

der vogel ûf den reixel
mit süezer stimme wirt getrogen.
sus het in Minne dô gezogen
mit worten in ir kerker.
des wart sîn not vil sterker
dan ich gesagen künne.

Statt *kerker* v. 1929, das Haupt z. d. st. für einen notbehelf erklärt und das bei Konrad nur noch einmal, und zwar ausser dem reime belegt ist, hat der alte druck *leben;* statt *sterker* v. 1930 *streben.* Ich vermute, dass die stelle ursprünglich etwa folgendermassen gelautet hat:

sus het in Minne dô gezogen
mit süezen worten in ir kloben.
des wart sîn muot vil mêr gestroben
dan ich gesagen künne.

Zu *reizel* v. 1926 und *kloben* v. 1929 vgl. Troj. kr. 4426 *ir minne reizel und ir klobe;* zu *gestroben* (verwirrt) Lexer II, 1251.

2114 lauten bei Haupt-Joseph:

mit swelher nôt ich si verdage,
ich wil geswîgen mîner bete . . . .

Der alte druck hat *vertrag;* es ist daher mit näherem anschluss an die überlieferung zu schreiben: *mit swelher nôt ich sîn vertrage,*
ich wil usw.

Zu *vertragen* c. gen., etwas ertragen, aushalten, vgl. Otte 130 fgg. *daz ir fürsten edellich alsus künnet bliuwen, daz sol iuch hie geriuwen, wand ich vertrage sîn langer niht.*

2520: *er hielt alsô die werden tuont*
die rîche sint und edele.

Das einfache *halden* gibt hier keinen sinn; der zusammenhang verlangt vielmehr *sich halden,* sich benehmen, vgl. v. 685 *sich brüederliche halden,* sich wie brüder benehmen. Es ist zu lesen:

er hielt sich als die werden tuont

als statt *alsô* steht im alten drucke.

2838: *der seite er im dô beider*
vil harte redelichen danc.

Statt *redelichen* hat der alte druck *gnediglichen.* Die änderung stammt von Joseph, der auf Troj. kr. 7578 und Silv. 4002. 4535 verweist. Haupt schrieb *gnædeclichen,* bemerkte jedoch: „*genædeclichen danc sagen* ist eine seltsame redensart, mag man *genædeclichen* als adverbium oder als adjectivum fassen, so gewöhnlich auch *genâde unde danc sagen* ist, zu ändern weiss ich nicht.“ Ich vermute, dass *gnendeclichen* zu schreiben ist, das hier „eifrig“ bedeutet. *gnedikait* hat die hs. von Hartmanns Erec v. 2503, das von Haupt in *gnendekeit* gebessert ist.

4246: *sus gienc der wahtære*
für Dieteriches palas,
dar inne er sanfte entslâfen was
bî sînem schœnen wîbe guot.

sanfte setzte Joseph statt *schier* des alten druckes. Diese entstellung ist nicht zu erklären. Ich vermute, dass Konrad *sider* „seitdem“ schrieb.

4262: *dar umbe er iu mit mir enbôt*
daz ir für die porten gânt.

Der sprachgebrauch Konrads verlangt *bî mir,* durch mich.

4318: *herzefriunt, geselle guot*
wis willekomen aber mir

Der druck hat *Biß Gott willkum;* es ist zu lesen:

wis gote willekomen mir

Vgl. v. 419 *sô sît mir gote willekomen* und 725 *sô sint mir willekomen gote,* sowie Kindh. Jesu hrg. v. Kochendörffer 1784 *(si) bat die geste willekomen sîn* und 2343 *nu sît ir gote willekomen.* Diese grussformel hat sich im alemannischen erhalten, man vergleiche Hebel, Die Wiese v. 7: *Feldbergs liebligi tochter, o Wiese, bis mer gottwilche!*

5588: *im was so rehte wê geschehen*
von sîner veigen siecheit.

Statt *wê* hat der druck *wol.* Da sich die entstellung von *wê* in *wol* kaum erklären lässt, so vermute ich, dass letzteres aus *dol,* leiden entstanden ist, und dass Konrad geschrieben hat: *im was sô rehtiu dol geschehen.*

5938: *ê müeze ich leben unde sîn*
verliesen ê daz dinc geschehe
daz ich der sache dir verjehe
diu mich noch möhte für getragen.

Statt *der sache* in v. 5940 hat der druck *das glück.* Die vorschläge von Haupt *(salde)* und Bartsch *(linge)* passen nicht in den zusammenhang. Die von Lachmann *(salben)* und Joseph *(sache)* genügen zwar diesem, weichen aber zu sehr von der überlieferung ab und erklären die entstellung nicht genügend. Ich vermute, dass der bearbeiter des druckes *gelüppe*, zaubersalbe in seiner vorlage fand, und dass Konrad geschrieben hat: *ê müeze ich leben unde sîn*
verliesen ê daz dinc geschehe
daz ich der lüppe dir verjehe
diu mich noch möhte für getragen.

5970: *ich lite sanfter vil den tôt*
dan ich die sache dir enbar
dar an ich wæne daz nû gar
mîn zuoversiht hang unde klebe.

Joseph berief sich in bezug auf das von ihm v. 5940 eingesetzte *sache* auf das vorkommen dieses wortes in v. 5971. Da es sich aber in diesem zusammenhange sonst nicht findet, vielmehr an den entsprechenden stellen v. 6337 und 6344 *salben* steht, so glaube ich, dass dieses auch in v. 5971 einzusetzen ist.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

Bibliographisch-textkritische studien über Johann Christian Günther.[1]

I. Zur bibliographie.

Litzmann berichtet in seiner kritik[2] der ausgabe von 1724, der editio princeps Güntherscher gedichte, dass sie ein alphabet und elf bogen enthielte, anschliessend an die nur in fiction bestehende ausgabe, die Burkhard Mencke verzeichnet[3]. Die zweite auflage aber habe nur ein alphabet und acht bogen. Nach Litzmanns erklärung kommt diese abweichung daher, „dass in der ersten auflage 39 seiten doppelt gedruckt sind — p. 359—397 enthalten dasselbe, wie p. 398—409 (z. 8 von oben), p. 330 (z. 8 von unten) bis 359 (z. 4 von oben). Dafür fehlen in der ersten auflage die im register derselben verzeichneten sechs gedichte, die die zweite auflage auf p. 218—240 enthält“. Kopp[4] fand in dem bestand der vollständigen ausgabensammlung der königlichen landesbibliothek zu Berlin keine grundlage für diese bemerkung. Er fand dort ebenfalls eine erste auflage von 1724, die die von Litzmann mitgeteilten eigentümlichkeiten nicht besass. „Wenn diese erste auflage 528 seiten, die zweite auflage vom jahr 1725

1) In meinem bei Fr. Wilhelm Ruhfus in Dortmund soeben erschienenen buch: „Zeitfolge der gedichte und briefe Joh. Christian Günthers. Zur biographie des dichters“ habe ich versucht, eine begründete chronologie sämtlicher schriften Günthers zu geben. Mit den nachfolgenden bibliographischen und textkritischen untersuchungen zusammen sind die dringendsten vorarbeiten zu der schon mehrfach verlangten kritischen ausgabe gegeben, die ich vorbereite.

2) „Zur textkritik und biographie Johann Christian Günthers“, Frankfurt a. M. 1880, s. 13.

3) Acta Eruditorum, Leipzig 1724, p. 344.

4) Euphorion I, 1894, s. 719.

nur 488 seiten aufweist, so liegt das daran, dass die seiten der zweiten auflage vermöge des grösseren formats durchgängig mehr zeilen fassen, als die seiten der ersten auflage.“ Es blieb ihm also nur übrig festzustellen, dass Litzmanns exemplar von dem der Berliner landesbibliothek verschieden sei, und wir müssten annehmen, dass zwei verschiedene exemplare der ersten auflage vorhanden wären, eines mit dem ominösen doppeldruck, das sechs lieder weniger enthielte, als die zweite auflage, und dem auch noch das obscöne, später als unecht erwiesene gedicht: „Lass mich schlafen, liebste Seele!“ gefehlt habe (Litzmanns exemplar), und ein anderes exemplar, das dieselben gedichte hätte, wie die zweite auflage, ja, noch um eines reicher wäre, eben dieses obscöne gedicht (Berliner exemplar YK 3286).

Eine solche doppelausgabe als erste auflage wäre aber eine curiosität. Als curiosität erscheint das Litzmannsche exemplar aber auch schon darin, dass dieser merkwürdige doppeldruck mitten in den seiten abschliesst und beginnt!

Prof. Litzmann war so liebenswürdig, mir sämtliche in seinem besitz befindliche ausgaben Güntherscher gedichtsammlungen zu überlassen. Dadurch bin ich im stande, die sache aufzuklären und zwar durch einen vergleich mit der Berliner ersten auflage.

Litzmanns exemplar stimmt mit dem Berliner überein in den seiten 1—240 (A—O des alphabets erste folge), ausserdem im titelblatt, vorrede, register und in den seiten 369—528 (A—K des alphabets zweiter folge). Nicht übereinstimmt also s. 241—368 (P—Z des alphabets erster folge). Diese zwischenlage aber ist genau die entsprechende der zweiten auflage von 1725. Das Litzmannsche exemplar ist also ein monstrum, welches der buchbinder verschuldet hat. Dieser hat in die lagen der ersten auflage die entsprechenden lagen P—Z der zweiten auflage eingelegt. — Das bedingt den umstand, dass s. 240 des Litzmannschen exemplars ein begonnenes gedicht unvollendet abgebrochen und ein falsches anfangswort für die folgende seite angeführt wird (eben das, welches für s. 241 der ersten auflage passt) und dass es s. 368 genau ebenso ist, wo das angeführte anfangswort natürlich nur für s. 369 der zweiten auflage passt, wo aber in der tat dann ja die s. 369 der ersten auflage folgt. Irgend ein besitzer hat einmal versucht, diese stichworte unleserlich zu machen, weil sie nicht stimmten.

Es gibt also nur eine ausgabe von 1724 und zwar diejenige der Berliner landesbibliothek.

Wenn die vertauschung überhaupt beabsichtigt war und nicht auf flüchtigkeit beruht, so mag man den grund in dem wunsche sehen, das obscöne gedicht s. 351 fgg. zu unterdrücken.

Da nun die erste auflage in grösseren und freieren lettern gedruckt ist, als die zweite auflage, so entsprechen sich die s. 241—368 so wenig, dass in dem Litzmannschen exemplar einerseits eine reihe von gedichten und teile von gedichten doppelt erscheinen, während andrerseits eine ganze reihe von gedichten am anfang der zwischenlage verschwinden musste; in der tat stehen die nach Litzmanns darstellung fehlenden gedichte, die sich in der zweiten auflage s. 218—240 finden, in der ersten auflage des Berliner exemplars von s. 240 an beginnend, und ebenso im register des Litzmannschen exemplars auf s. 242—268.

Die zweite auflage von 1725 hat also genau denselben bestand von gedichten wie die erste auflage von 1724, mit dem einzigen unterschied, dass in der zweiten das später als unecht erkannte obscöne gedicht „Lass mich schlafen usw.“ weggefallen ist. Ich schliesse mich den übrigen ausführungen Litz-

manns über die erste ausgabe, über die Goedekeschen „Nachdrucke" und die irrtümliche ausgabe von 1723 an. Eine stütze scheint letztere darin zu finden, dass auch Steinbach s. 168 sie verzeichnet. Aber einer sorgfältigen lektüre des buches entgeht es nicht, dass Steinbach nach einer späteren auflage, sicher nach der von ihm genannten citiert hat, in der die vierte auflage des ersten teils mit der dritten auflage des zweiten teils (1730) zusammengebunden war. Er hat die editio princeps von 1724 gar nicht gesehen und hält sich an die angabe in den Acta eruditorum.

Es ist klar, was ihm vorlag. Er besass ausser der genannten ausgabe den dritten teil von 1731 und den vierten von 1735, schliesslich noch die gesamtausgabe von 1735, die er stets die „neue auflage" nennt. Alle gedichte, die sich im anhang der späteren gesamtausgaben (s. 1103—1178) finden, citiert er nach den ersten ausgaben.

Es ist sicher, dass Fessel der ersten auflage der gesamtausgabe und zum teil schon der vorhergehenden teilausgabe von 1735 schon eine ganze reihe der gedichte hätte einfügen können, die nachher in der nachlese von 1742 erstmals erschienen. Dass er schon 1735 auf das lebhafteste in der sammeltätigkeit stand, bezeugt die vorrede des vierten teils oder dritten fortsetzung (nach der Koppschen bezeichnung, der man sich nur anschliessen kann: D), wo er nach einem originalverzeichnis von Günther seine nachforschungen anstellte[1]. D aber war schon im october 1734 erschienen und findet sich angezeigt in den Gelehrten neuigkeiten Schlesiens von 1734, s. 375.

Arletius sagt in der vorrede zur ersten auflage der Nachlese: „Du hast dieselbe grösstenteils dem besonderen und lobenswürdigen fleisse desjenigen gelehrten mannes zu danken, welchem du die ganze ernte oder die vollständige sammlung zu danken hast." Er spricht dann von der mühsamen sammlertätigkeit Fessels und fährt fort: „Was die einrichtung dieser Nachlese betrifft, so hat der herr verleger mir dieselbe aufgetragen, nachdem er die hierzugehörigen stücke schon vor einigen jahren von dem sammler an sich gebracht hatte." Der verleger Korn hatte nun die absicht, die nachlese unmittelbar im anschluss an die erste auflage der gesamtausgabe zu bringen, in die man mit absicht nur schon in büchern gedruckte gedichte „in besserer anordnung" aufnehmen wollte, wie das jedesfalls auch im sinne Fessels war. Das bezeugt die ankündigung dieser Nachlese als zweiter band in den „Gelehrten neuigkeiten Schlesiens" vom mai 1736, s. 208: „Von unsers so beliebten Tichters J. C. Günthers gesammleten Gedichten wird zu Breszlau im Kornischen Verlag der 2te Band versprochen, darinnen lauter ungedruckte, teils von einem hohen orte gütigst ausgehändigte Stücke enthalten in gross 8^{tav} sollen abgedruckt erscheinen."

Auf Arletius wunsch hat dann Korn mit der veröffentlichung gewartet, da sich Arletius ein anwachsen der materialsammlung und damit einen band versprach, der an umfang etwa dem der gesamtausgabe nahegekommen wäre (s. die vorrede der Nachlese). Ähnlich hat jedesfalls auch schon Fessel gedacht. Das schon in früheren sammlungen gedruckte wurde dann in der zweiten auflage von 1739 in den anhang s. 1103—1178 untergebracht, während alles neue der nachlese vorbehalten blieb.

Goedeke führt in der ersten auflage des Grundr. II, s. 538 noch nachlesen von 1752, 1760, 1765 und 1766 an, die in der zweiten auflage III, s. 351 wegfallen. Fulda hält die von 1760. Mit recht. Sie ist bezeugt bei Heinsius und Keyser und

1) Er besass schon die handschriften, wusste aber mit den zahlreichen fragmenten und der schlechten schrift Günthers nicht auszukommen und sah vorläufig abwartend nach rat aus (Vorrede von D, s. 3 und 4).

wurde neulich von Ad. Weigel (Antiq. katal. nr. 71—1903) angeboten. Sie findet sich in der Hamburger stadtbibliothek und in der Dresdener kgl. bibliothek.

Litzmann (Textkritik, s. 19) und Kopp (a. a. o., s. 718 fg.) sprechen von dem besonderen exemplar des vierten teils in der Berliner kgl. bibliothek, in dem die widmung an Beuchel und die vorrede des dritten teils vorgebunden sind. Solche exemplare scheinen mehrfach hergestellt worden zu sein; ich selbst besitze ein gleiches.

II. Zur textkritik.

Auf der stadtbibliothek in Breslau befindet sich ein offenbar nach den arbeiten von Litzmann zusammengestellter und gebundener band Günthersche gelegenheitsgedichte in einzeldrucken mit der sign. 2 n E 33. In diesem befinden sich neben vielen von Litzmann schon verzeichneten einzeldrucken auch einige, die noch ganz unbekannt sind.

Im ganzen enthält er 30 nummern und zwar entspricht nr. 1 bei Litzmann[1] der nr. 1; nr. 3 = Ltzm. nr. 4; nr. 5 = Ltzm. nr. 5; nr. 6 = Ltzm. nr. 7; nr. 7 = Ltzm. nr. 8; nr. 9 = Ltzm. b. nr. 1[2] (unecht); nr. 10 = Ltzm. nr. 10; nr. 11 = Ltzm. nr. 11; nr. 12 = Ltzm. nr. 12; nr. 13 = Ltzm. nr. 13; nr. 14 = Ltzm. nr. 18; nr. 15 = Ltzm. nr. 14; nr. 16 = Ltzm. nr. 20; nr. 17 = Ltzm. nr. 16; nr. 18 = Ltzm. nr. 21; nr. 19 = Ltzm. nr. 15; nr. 20 = Ltzm. nr. 17; nr. 22 = Ltzm. b. nr. 2; nr. 23 = Ltzm. nr. 25; nr. 24 = Ltzm. nr. 26; nr. 25 = Ltzm. nr. 27; nr. 26 = Ltzm. nr. 28; nr. 27 = Ltzm. nr. 29; nr. 28 = Ltzm. nr. 30; nr. 29 = Ltzm. nr. 23; nr. 30 = Ltzm. nr. 19. In dem band finden sich also nicht die bei Ltzm. unter den nummern 2, 3, 6, 9, 22, 24 und b. nr. 3 verzeichneten drucke, was sich im einzelnen wol erklären lässt; die nummern 2, 3 und 6 sind fraglos eingeordnet in die genealogien der Schweinichen resp. Seidlitz und der Schafgotschs, nr. 22 wird sich wol unter Goebel finden, dessen name als autorname darauf steht; die nr. 24 wird man wol nicht vergeblich bei den gedichten Milichs suchen, wo sie nach der anmerkung Straubes in der sechsten auflage s. 822 hin gehörte. Denn dass der uneigennützige bibliothekar, der die drucke geordnet hat, mit Günther wol vertraut war, zeigt die anordnung in dem band 2 n E 33. b. 3 wurde wol als zweifellos unecht ausgeschieden.

Ltzm. nr. 9 ist nicht eingeordnet worden und findet sich gesondert unter der sign. 4 E 1, 380 (s. unten).

Neu sind also in dem Breslauer band 2 n E 33 die nummern 2 (a und b), 4, 8 und 21; im ganzen fünf gedichte.

Davon scheidet zunächst aus als unecht nr. 8:

„Als (Tot. Tit.) Herr Johann Gottfried Hahn | Medic. Candidatus, den 13. Februarii 1716. Auf der Welt-berühmten Universitaet Leipzig die wohlverdiente Magister-Würde rühmlichst erhielte | Gratulirte seinem darob erfreuten Vater, dem . . . . . Herrn Sigmund Hahn | Medicinae Doctori und hochberühmten Practico in der Kayserl. und Königl. Stadt Schweidnitz vermittelst . . . Gedanken über dem hierzu Lande unbegreiflichem Satze: Ein Magister und kein Theologus: Ein aufrichtig-ergebenster Diener. Honny soit qui mal y pense. Striegau | gedruckt mit Weberischen Schriften 2 Bl. in 4°." Man vgl. Ltzm. s. 132 b. nr. 1, um zu der überzeugung zu kommen, dass das gedicht von Milich stammt. In den einzelausgaben und sammlungen ist das gedicht nicht zu finden. Sprachgebrauch (vers 7: Pillulen u. a.) und juristische be-

1) Textkritik, s. 124 fgg.
2) Textkritik, s. 132.

ziehungen (vers 15, 21, 26 u. a.) bestätigen das, ebenso die bezeichnung des vaters Hahn als Ghusmanndi und schliesslich der durch die letzten verse eclatant gemachte zusammenhang mit dem gedichte Ltzm. s. 132 b. nr. 1:

„Wir freuen uns mit dir, Ghusmanndi, und dein Glücke
Lässt keinen, der es wohl mit dir gemeint, zurücke:
Und da dein zweyter Sohn auf gleichen Wegen geht,
So sieht man, wie dein Haus in vollem Frieden steht:
So hat es alle Jahr ein neues Glück zu hoffen,
So hat der Eltern Wunsch vollkommen zugetroffen."

Die übrigen drei nummern sind echt.

Nr. 2 a und b[1]. Ein heft in 4°: Consociata Commilitonum Quorundam | Iuvenibus Ornatissimis Joanni | Godofredo | Fischero | Svidniciensi | Et | Caspari | Andersio Reichenbachensi | Abitum | Ex Schola A. C. Svidnicensi | In Academias | Gratulantium | Vota. 1713. Svidnicii Typ. Joannis Sigismundi Ockelii. Schriftlicher vermerk: Fischer, Joh. Gfrd., Andersen, Casp., begaben sich vom Schweidnitzer Gymnasium auf Universitaeten 1713. 4 blätter. Hintereinander lateinische gedichte von Joannes Godofredus Hahn Svidn., Joannes Sigismundus Hahn Svidn., Joannes Christianus Güntherus, Strieg., G. G. Janitschius, Svidn., Friedrich von Bock, Eqves Siles. (mit schriftlichem vermerk: Auctor est Johann Christ. Günther), Ehrenfr. Guilelm. Charisius Sv., Georg Caspar Jachmann, Svidn., Christianus Marbach, Sv. (Auch diese namen sind, da sie einen geschlossenen freundeskreis geben, von bedeutung.)

a) B 54, G 887 Suscipe Lecta cohors . . .
b) B 55, G 561 Nichts anders als Verdruss . . . .
v. 10 goldnen.

Nr. 4 ist nur ein bibliotheksverweis auf die genealogie der Reibnitzschen familie. Unter dieser findet sich der erste druck mit folgendem titel:[2]

Nobilissimae . . . . (wie in B) . . . bene precatur Eorundem Commilito integerrimus Johannes Christianus Güntherus, Stregensis, L. L. A. A. apud Svidnicenses Cultor. Svidnicii, Typis Christiani Ockelii. 4 bll. 6 seiten fol. B 43, G 882.
1. corrumpant.

Nr. 21. Eine der umfangreichsten satirischen dichtungen Günthers. „Das wider viele ungegründete Vorwürfe vertheidigte Frauenzimmer. Bey der doppelten Asmannischen Verbindung in Liegnitz den 7. October 1721. Joh. Christian Günther, Poet. Caes. Laur. Med. Cand. (ohne angabe des druckortes und ohne besonderes titelblatt: die überschrift ist als kopf der ersten seite gedruckt, in deren mitte der text beginnt: Sen. de Ira etc. Späterer schriftlicher vermerk oben in der ecke: Assmann Christoph. Glab. verw. Assmann, Dorothea Sabina geb. Drobisch, 1721, Oct. 7.)." 371 verse. Kopp sieht vierzeilige strophen (in A?), was mir nicht gelingt.

A 117, A² 105, G 424.

Varianten: 17 *alle* Zeit und jedes Land — 26 *Nach* manch — 48 in kurze*n* — 69 In gross- *in* klein- *und* mittlern — 80 ein jede*r* Wort in *B*oltzen — 89 Männer*n* Lastern — 92 den *T*auben — 105 die *B*este — 107 die Jugend *schminkt* —

1) Ich habe dem variantenverzeichnis nicht wie Litzmann die fünfte auflage von G zu grunde gelegt, die noch eine grosse menge von druckfehlern hinzubekommen hat, sondern die erste ganz vollständig vorliegende ausgabe G², die zweite auflage. Für die Nachlese ist die zweite auflage, weil vollständiger, als die erste, zu grunde gelegt.

2) Ich verdanke diese collation, wie so viele mitteilungen, der güte des herrn dr. A. Meyer in Breslau.

112 andern *th*eils — 126 A*uf*putz — 136 etwas spröden — 151 starke*m* — 155 *dazu* — 187 sonder *eigen Lob* — 192 vo*n* Schmertze — 200 wohl *d*ein Guth — 210 an der Thüre *pfeiffen* — 216 ich nu*r* ein — 217 nach dem Wink*en* — 221 Wo*von* es — 226 Hertze *aus* Missgunst — 243 Ge*länge* — 266 Sie *hencken* — 268 Nachdem *sie* etwann — 272 *d*ürffte . . . kein *treu*- und *frommes* — 274 *das* Knie — 276 vor welche*m* — 291 über *ihre Hertz*en — 315 nach *dem* Stürmen — 318 ein*en* rechten Ort — 333 lehnt auch *dem* nicht — 338 *wohl auch* — 341 s*a*tzte — 369 Mit ebst*en*.

Ersichtlich hat der herausgeber von A (Fessel) den druck benutzt und eine reihe offenbarer versehen verbessert; aber er ist viel zu weit gegangen und hat formen, die ihm nicht geläufig oder beim flüchtigsten überlesen nicht sofort verständlich waren, willkürlich mit verändert.

Zu den übrigen drucken habe ich noch folgende bemerkungen hinzuzufügen:

Nr. 1 (Ltzm. nr. 1) C 145, G 1075. Findet sich in dem Breslauer sammelband auch als einzelner druck ohne die bei Litzmann mit aufgeführten. Neue varianten: 48 diese*m* — 54 Weish*eit G*lanz — 67 Parad*eiss*.

Nr. 3 (Ltzm. nr. 4) A 505, G 904. Bleistiftvermerk: Hahn, Jo. Gofrd. 1714 März 5. In der überschrift: ihre Schooss.

Nr. 9 (Ltzm. b. nr. 1) B 27, G 403. In dem druck folgt darauf die antwort des alten Hahn: Ghusmanndi gratuliert zur philosophischen krone, von der auch Litzmann s. 151 spricht.

Nr. 10 (Ltzm. nr. 10) B 116, G 666. Bei Litzmann ist der name des freiherrn als George Friedrich angegeben, während in dem druck der richtige name George Gottfried steht. Es kommen die varianten hinzu: 5, 1 *erst* den Mast — 5, 8 *was* mir zu Dienste wär — 9, 1 mit schwere*r* Lippen.

Nr. 11 (Ltzm. nr. 11) C 44, G 574. Auch hier die beiden drucke, von denen Ltzm. spricht. Var.: 5, 7 *jetz*iges.

Nr. 12 (Ltzm. nr. 12) N² 69. Var.: 2, 6 *den* brüderlichen — 4, 9 könn *ihn* — 9, 6 lan*ge* Jahre.

Nr. 13 (Ltzm. nr. 13) N² 80. Var.: 1, 7 *j*iehrt — 7, 5 *B*elehrt.

Nr. 14 (Ltzm. nr. 18) A p. 45, G 569. Var.: 40 So bald *ihm* — 58 Anverwan*dte* List — 92 *ime* — 130 Ungern — 137 Oesterr*eich* — 139 de*m d*eutschen *R*eiche Kayser — 150 *s*ein Paradiess — 155 Font*ai*nebleau — 167 *vom* Glücke — 178 auf *den* Klee.

Nr. 15 (Ltzm. nr. 14) N² 83. Var.: 2, 7 heben — 5, 9 Jun*gfer*-*K*nechtchen — 10, 5 frohe*m* Minen (ich conjiciere: frohe*rn*, bes. wegen des folgenden „als“).

Nr. 17 (Ltzm. nr. 16) B 11, G 651. „Collegium disputatorium amicum Svidnico-Jauroviense in Leipzig“. Es war die studentische gesellschaft, in der fast alle freunde Günthers eingeschrieben waren und in der er natürlich viel verkehrte.

Nr. 18 (Ltzm. nr. 21) N 137, N² 175. Var.: 30 mit er*leuchtem* Lobe — 44 *kenn*bar.

Nr. 19 (Ltzm. nr. 15) N² 159. 24 so *kaufft* die ganze Welt — 39 Stritt — 77 *meher* — 116 Witt*wen* — s. 165 anm. 2 Ovid*ii* — 190 *Uns* hindert — s. 166 anm. Handlung*en*.

Nr. 20 (Ltzm. nr. 17) C 112, G 541. Var.: 1, 1 nich*ts* — 2, 7 *s*ein Spiel — 6, 6 Erw*o*gt — 7, 2 Glü*ck*-Schloss.

Nr. 22 (Ltzm. s. 132 b. nr. 2) D p. 133, G 1161. Ich möchte das gedicht für echt halten. Nach form und inhalt steht nichts entgegen. Der grund Litzmanns gegen die echtheit ist allerdings schwerwiegend. Die biographie[1] Kesslers aber zeigt, dass der arme ca. fünf monate lang im sterben lag und gewiss in dieser zeit sehr häufig sein tod als unmittelbar bevorstehend bekannt war oder vielleicht auch des öfteren schon verkündet wurde. Da wäre es wol begreiflich, wenn Speer sich von dem im entscheidenden augenblick vielleicht nicht zuverlässigen Günther das gedicht schon früher hätte schreiben lassen. Var.: 9 de*n* Schrecken — 10 *h*eilgen — 34 *dem* Feind — 67 *Euch Sündern*, handschriftl. verändert in *Kindern*.

Nr. 23 (Ltzm. nr. 25) A 162, G 800. Var.: 2, 3 andre *Stämme* — 5, 5 gross*er* Prüfung.

Nr. 25 (Ltzm. nr. 27) D 92, G 351. Am anfang: Cantata — Arie 4, 4 Im Verborg*ne*.

Nr. 26 (Ltzm. nr. 28) D 137, G 820. Var.: 19 ein Theil *von* jedem Kinde — 24 vor *den* stamm — 58 in all*em* — 62 der HE*RR* — 80 holden.

Nr. 27 (Ltzm. nr. 29) C 120, G 1142. Var.: 1, 7 du *l*achst — 3, 6 zählt *nie*.

Nr. 28 (Ltzm. nr. 30) A 39, G 214. Var.: 1, 4 Ziel *vor*bey — 3, 5 der *reiche* Speisemeister — 5, 8 lüstern*d* — 7, 6 *iss* der Lippen — 14, 3 *lieblich* zugeschnitten — 17, 5 Leucojen-Stengel.

Nr. 29 (Ltzm. nr. 23) A 309, G 400. Var.: galant *honnet* — 50 *schlechte* Dienste — 73 tiefe Rede — 83 Das Glücke werde *mich*.

Nr. 30 (Ltzm. nr. 19) N² 172. Var.: 47 von weite*n*.

Ausserdem befinden sich in der Breslauer stadtbibliothek noch zwei nicht eingebundene drucke:

4 E 1, 380 (s. oben s. 477). Hier Schweidnitz! | Schenken dir | drey Tugendhafte Brüder etc. = Ltzm. nr. 9.

B 56, G 905.

Varianten: 2, 2 schwillt *von* Blut — 3, 7 und 6, 7 drumb.

4 E 1, 380ᵃ. Bisher unbekannt. Drei bogen kl. 4⁰, 12 bl. ohne paginierung (A, B, C, je 1—4). Erste seite titel, 2.—4. vorrede. „Der entlarvte Crispinus | von Schweidnitz aus Schlesien, | oder die von den Musen gestriegelte | Tadel-Sucht, | Von | Johann Christian Günther | Poet. Caes. L. Phil. Med. Stud." Durch dieses vielgenannte gedicht wurde die differenz mit Krause äusserst verschärft und Günthers beziehungen in Schweidnitz und zu hause sehr gefährdet.

A 416, A² 375, G 491.

Varianten: Vorrede: bit*tre*n Hasse — Schmähsucht ein*er* Zunge — verlustig gem*acht* — der von dem *thörichten* Crispinus angefangene — Ausfoderung — unter die *Nase* rückte — Crusische Hochzeit *in Schweidnitz* ausgeschüttet — darf *vor*wahr keinen Satyr — mir aber *nicht* bewusst — Lebens-Jahre *mit* einer — heranwachsen*den* Alter — s. 491, anm. c verfertig*te* Charteque — 4, 9 Plau*d*er-Käthe — 9, 2

1) Ein lebensabriss in den „Gelehrten neuigkeiten Schlesiens" 1741/42, s. 191 fg. Dort wird von seiner krankheit berichtet: ein schwindsüchtiges fieber, „welches ihn durch 20 Wochen lang alles Fleisches und aller Kräfte beraubet, bis er 1722, 24. Jan.... selig verschieden ist." Dass dieser todesfall von den verpflichteten verse verlangte, zeigt die dort mitgeteilte notiz, auf seinen tod seien sieben bogen verse gedruckt worden.

Ungeh*eur* — 9,5 Ansehn *fällt* — 10,10 *den* Einbruch — 11,1 verm*öcht es diese* Faust — 12,4 *im* Engen — 13,6 *hatt'* ich — 13,7 *ich* meine — 21,10 *den* Besten — 27,10 *den* wird — 29,3 l*au*fft — 30,6 *Press* und — 31,9 *Männer* leiden — 35,8 Silv*o*nien. — Nachwort: mich als denn mit — verdenken [kan und d.] wird — *ernst*hafftigen Studiren.

In der fürstl. Stolbergischen bibliothek in Wernigerode, im Britischen museum und auf der Leipziger universitäts-bibliothek findet sich ein späterer einzeldruck von G 917 mit dem titel: Der Knaster, besungen von Joh. Chr. Günther aus Schlesien. Hat jener den Krambambuli und dieser den Coffe besungen, Und ist der beyden Dichtermüh so, wie ich meine, gut gelungen. So setz ich diesem noch das Lob des Weltgepriesnen Knasters bey, das Günther längstens vorgespielt; dann sind der guten dinge drey. 1747. 4 bl. in 4⁰.

Die varianten verdienen wenigstens einige beachtung, da die möglichkeit nicht abzuweisen ist, dass aus den alten verlorenen einzeldrucken abgedruckt ist. — Zunächst freilich scheiden die willkürlichen änderungen aus, die das lied für das erscheinungsjahr modernisieren sollen: str. 3 statt Carl: Franz, str. 14 heisst jetzt:

Held! des Arm und Schwerdte
Feind und Aufruhr wehrte
Grosser Cumberland
Stürmt dein Donner durch Braband,
So lass den Toback befreyen
Von den Streiffereyen.
15, 5 Als beym Einbruch der Hussaren
Die Franzosen-Schaaren.

Varianten: 1,4 *das* man — 5,4 nicht *gleich* — 8,3 Bis*a*m — 8,4 *wann* es — 10,1 Lass die *Schulen* — 17,4 Brüder! *lebt* doch — 22,4 *der, so* uns — 22,5 Soll uns Fidibus und Kohlen, Licht und Zunder holen. Zwischen 6 und 7 findet sich folgende strophe:

The und Caffe schmecken,
Wenn man aus den Decken
Warmer Federn schleicht;
Doch sind sie noch viel zu leicht,
Wenn dein Rauch dabey nicht stehet
Und den Wert erhöhet.

Zwischen 7 u. 8: Die ihr tröstlich lehret:
Der Toback verzehret,
Man wird trocken drauf,
Höret doch zu denken auf,
Besser ist's so schwachen Sinnen
Selbst Toback zu spinnen.

Durch vermittelung des herrn dr. Schulz, bibliothekar am reichsgericht in Leipzig, erhielt ich von frau landrat von Gossler in Brieg ein originalstammbuchblatt[1] von Günther:

1) Die durcharbeitung des handschriftlichen nachlasses Günthers hat keine neuen manuscripte gebracht, aber eine reihe biographischer daten, welche demnächst mitgeteilt werden sollen.

Tschirnhausius in Medicina
mentis part. 1.

In inquirenda vitae feliciter instituendae ratione nullatenus necesse erit ad aliorum judicia confugere, sed e contrario nihil magis securum, quam ad propriam hoc in negotio conscientiam unice attendere.

Lipsiae 1. Nonar. Aprilis
A. O. R. CIↃIↃCCXVIII.

Amico
adjiciebat
amicus
Joh. Christian. Günther
Stregensis Siles. poet. Caes. L.
phil. Med. stud.
Symb. — — precor integra
cum mente nec turpem senectam
degere nec Cithara carentem
Horat. Carm. L. 1. od. XXXI.

Das blatt enthält ein citat aus Tschirnhausens (graf Walter von T.) philosophischem werk: Medicina mentis sive artis inveniendi praecepta generalia 1687.

Tschirnhausen war ein freund sowol des Spinoza, als des Leibniz und strebte als ein vorläufer des methodologischen rationalismus Wolffs eine vereinigung zwischen rationalismus und empirismus an. In den philosophischen betrachtungen Günthers in den gedichten aus Lauban 1720 zeigt sich seine vertrautheit mit Leibniz-Wolffschen gedanken. Es finden sich mehrfach andeutungen, dass ihn Wolff und seine lehre im anfang der Leipziger zeit besonders anzog. In diesem zusammenhang ist das citat von wert.

BONN. KARL ENDERS.

Zu den altmittel- und altniederfränkischen denkmälern.

Die neue ausgabe der altmittel- und altniederfränkischen texte (Interlinearversion der psalmen und Lipsianische glossen) durch van Helten (Groningen 1902) und die besprechung dieses buches durch Steinmeyer (im Anz. der Z. f. d. a. XLVII, 53 fgg.) hat mir veranlassung gegeben, nochmals die vielfach rätselhafte überlieferung zu prüfen und weitere besserungen derselben zu versuchen. Das folgende darf vielleicht als gesichertes ergebnis dieser bemühungen betrachtet werden.

1. Ps. LXIV, 9 verbessere ich *(saltu) gelieuon* als übersetzung von *delectabis* in *geuehon* — ahd. *gifehan*, ae. *gefēon;* desgleichen Ps. LXVII, 4 *gelieuent* = *delectentur* entsprechend in *geuehent,* während van Helten hier *gelieue im* vorschlägt.

2. Gl. 372 ***ginroda : genuit*** (Deuter. XXXII, 18) will v. H. in ***gitiloda*** verbessern. Näher liegen entweder *giu[e]r[c]oda* oder *giurocta* = ahd. *uuorhta*, ae. *worhte, wrohte,* vgl. *uuorktus : operatus es* Ps. LXVII, 29 und *uuarhton : fecerunt* Ps. LXX, 10. Wegen der metathesis vgl. *frohtan : metuant* Ps. LXVI, 8.

3. Ps. LXVII, 16 = Gl. 664 ***sneuot*** oder ***snenot : coagulatus*** ändert v. H. in *streuot* (zu mnd. *streven* 'straff, steif werden'). Die lat. bedeutung führt aber eher auf *leuerot* = ahd. *giliberot* 'geronnen' Merig. v. 39. Das lange *s* ist dann für *l* verlesen. Oder sollte ursprünglich *suernot*, resp. *suornot* (zu ae. *swornian*) dagestanden haben?

4. Gl. 460 = Hab. III, 12 ***irferron : obstupefacies*** soll nach v. H. für ***irfirron : deduces*** stehn, wogegen St. mit recht einspruch erhebt. Aber seine conjectur *irnerron* 'zum narren machen' will mir auch nicht gefallen, und so schlage ich *irfêron* = ahd. *arfārian*, mhd. *erværen*, ae. *āfǽran* 'ausser fassung bringen, erschrecken' (mnd. *ervêrden*, nnl. *vervaren)* als die nächstliegende besserung vor. Umlaut von *â* kommt

ja öfter vor, vgl. van Heltens Grammatik, s. 121 und s. 194fg., § 9; wegen des *rr* vgl. s. 141fg., § 37.

5. Gl. 602 *scaphon : ouili* (Hab. III, 17) bessert v. H. mit Heyne in *scâphûse*. Näher liegt aber *scâphoue* als dat. von *scâphof* oder *scâpkouen* = mnd. *schâpkove(n)*.

Nochmals zum ahd. Heinrichsliede.

Steinmeyer nimmt im Jahresbericht für germ. phil. XXIII, 64 mit recht anstoss an meiner in dieser Zeitschr. XXXV, 89 gegebenen deutung des *thir* in v. 8 als *thar*, da *thir* in v. 21 ja nur die unbetonte form ist. Noch einfacher wäre es, das überlieferte *fore thir* in *foret hîr* zu trennen und *hîr* als die aus dem altsächs. (vgl. mein Elementarbuch § 93, anm.) wolbekannte nebenform von *hêr* 'hier' zu fassen. Der vers 8 würde dann lauten:

dignum tibi foret, hîr selvemo ze sîne,

und sich nunmehr vortrefflich an den vorangehenden:

hic adest Heinrîch, bringit her hera kuniling

anschliessen, in welchem ich bloss *kuniglich* in *kuniling* verbessert habe. Was neuerdings Ehrismann in P. Br. beitr. XXIX, 120 fg. über diese stelle vorbringt, ohne meine früheren bemerkungen zu kennen oder zu nennen, fördert das verständnis nicht.

KIEL. F. HOLTHAUSEN.

Zu Goedekes Grundriss II, s. 335.

Das fastnachtspiel vom Bauern Klaus, das in zwei exemplaren noch vorhanden ist, soll niederdeutsch im jahre 1523 erschienen sein. Gottscheds Nötiger vorrat zur geschichte der deutschen dramatischen dichtkunst führt eine neuhochdeutsche übersetzung dieses spieles auf, die weder druckort noch -jahr angibt, setzt sie in das jahr 1525 und sagt, sie sei in Augsburg gedruckt. K. Goedeke hat nun die schrift nicht in händen gehabt; denn er citiert Grundriss II, s. 336 buchstabengetreu nach Gottsched: Claws Pawer, ein gar lustig vnd schön spiel von vier personen, gantz kurtzweylig zu lesen. Aber er weist Gottscheds zeitbestimmung zurück. Das spiel sei um 1600, nicht 1525 erschienen. Der titel des mir vorliegenden originals lautet: Claws Pawr. | Eyn gar lustig vnd schön | Faßnachtspiel, Von vier perso- | nen, gantz kurtzweylig zu lesen. || In dem fenster des holzschnittes, auf dem der bauer dargestellt ist, stehen untereinander die personennamen: Claus Paur. Midtpfaff. Offitial. Doctor || — Am ende: Soli deo honor et gloria. Ohne ort u. jahr, 24 bl., rückseite des letzten leer. 8°.

Das war höchst wahrscheinlich Gottscheds vorlage; denn in der Zwickauer bibliothek, deren exemplar er benutzte, ist keine andere übersetzung des Claws Pawr vorhanden, und die personen gibt Gottsched in der reihenfolge an, wie sie auf dem titel stehen, während sie auf der rückseite dieses und wie es scheint in allen ausgaben anders geordnet sind. Sprachlich zu untersuchen, wann die übersetzung erschienen ist, mag eine ganz interessante aufgabe sein; da steht z. b. *vergebens* noch ganz und gar in dem sinne von *umsonst*, da heisst es noch: *die werlt*, *wider* oder *widder* — *noch*, nur ab und zu einmal *weder* — *noch*. Dort steht auch v. 321 das wort *rewsam* (Ein rewsam hertz Godt nymmer verschmat, s. Psalm 51, 19), das sich nach Grimms Wörterbuch 8, sp. 842 im hochdeutschen nicht belegen lässt. Ob man dadurch jedoch zu einer genauen datierung der übersetzung käme, ist mir zweifelhaft. Man könnte vieles aus dem engen anschluss an den urtext erklären.

Aber nach dem orte, wo sich die schrift befindet, kann ich ganz genau angeben, wann sie spätestens gedruckt sein muss. Sie steht mitten in dem der Zwickauer

ratsschulbibliothek gehörigen Miscellanbande XXX, 5, 20, in dem sich auch der langgesuchte druck der Bergreihen von 1531 gefunden hat, der jetzt in den Hallischen neudrucken nr. 99fg. vorliegt. Er gehört zu der glänzenden sammlung des syndicus Roth, der jedem seiner bände den wunsch mit auf den weg gab: Legantur cum juditio. Unser band enthält 55 drucke, von denen keiner aus einem späteren jahre als 1532 stammt, und der sammler hatte die gepflogenheit, ziemlich gleichaltrige drucke desselben formates möglichst in einen band zusammenbinden zu lassen Darnach stammte also die übersetzung ungefähr aus dem anfange der dreissiger jahre. Ganz sicher aber nicht aus dem ende des jahrhunderts; denn Roth starb 1546.

DRESDEN-NEUSTADT. EDM. GOETZE.

Zu Bellermanns ausgabe von Schillers werken.

In Ludwig Bellermanns kritisch durchgesehener und erläuterter ausgabe von Schillers werken, bd. 5, s. 381 ist der text der verse 2213fgg. (4. a. 1. sc.) folgendermassen widergegeben:

Tell.
Was in Altorf sich
Begeben, wisst Ihr's?
Fischer.
Alles weiss ich, redet!
Tell.
Dass mich der Landvogt fahen liess und binden,
Nach seiner Burg zu Küssnacht wollte führen?
Fischer.
Und sich mit Euch nach Flüelen eingeschifft,
Wir wissen alles. Sprecht, wie ihr entkommen!

Der entsprechende text Tschudis lautet (bei Bellermann s. 521): „Hiess hiemit sine Diener in fachen und angentz gebunden gen Flüelen füren. Er fur ouch mit Inen und nam des Tellen Schiesszüg, Kocher, Pfyl und Armbrust ouch mit Im, wollts im selbs behalten. Also sass der Landt-Vogt sambt den Dienern und dem gebundenen Tellen in ein Schiff, wolt gen Brunnen faren und darnach den Tellen über Land durch Schwitz in sin Schloss gen Küssnach füren und allda in einem finstern Turn sin Leben lassen enden.“ Man muss gestehen, dass Tschudis bericht von Schiller, der ja nicht selbst in der Schweiz war, falsch aufgefasst werden konnte. Da der gefangene von Altorf nach Flüelen nur zu lande gebracht werden konnte, so erwartet man natürlich: zu Flüelen. Da nun sämtliche ausgaben, die ich vergleichen konnte, diese lesart bieten, so scheint nur ein druckfehler dieser ausgabe vorzuliegen, durch den aber eine falsche auffassung der stelle verbreitet werden könnte.

Ein wirkliches von Bellermann nicht bemerktes missverständnis Schillers liegt vor v. 2228fg.:

Und als wir an die Ecke jetzt gelangt
Beim kleinen Axen . . .

Bei Tschudi heisst es (vgl. s. 522): „Wie si nu uff den See kamend und hinuff furend, biss an (= ann, an den) Achsen das Ecke . . .“ Biss an Achsen das Ecke heisst nichts anderes, als „die strecke weges bis zum Axen.“ In M. Heynes D. wb. I, sp. 653 wird aus Steinbach belegt: es ist eine grosse ecke darvon, magnum spatium est interjectum. Vgl. über ecke = wegstrecke noch Schmeller-Frommann, Bayer. wb. I, 30; Danneil, Wb. der altmärk. mundart, s. 45; Schambach, Gött.-Grubenh. idiot., s. 55.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

Zu Schillers „Freigeisterei der leidenschaft“.

Auch der neueste erklärer, Jonas (Erläuterungen der jugendgedichte Schillers, s. 148) gesteht, dass ihm strophen 18 und 19 dunkel seien. Der zweite teil des gedichtes bietet überhaupt die grösseren schwierigkeiten, und es bedarf, um sie zu heben, eines blickes auf das ganze. In ähnlicher weise, wie es Kuno Fischer (Schiller als philosoph I) für das philosophische gespräch im „Geisterseher“ getan hat, möchte ich hier einen allmählichen, freilich noch nicht zu begrifflicher klarheit gediehenen übergang von „frivoler“ zu „moralischer freigeisterei“ annehmen, von einem sichaufbäumen gegen jeden zwang aus blosser genusssucht zu der aussprache einer reineren, von überlieferten vorurteilen freien sittlichkeit. Man hat m. e. mit recht gesagt, dass sich Schiller mit diesem gedichte und der „Resignation“ von jenen wirren frei gedichtet habe, in die ihn sein verhältnis zu Charlotte von Kalb stürzte; man hat auch (Jonas a. a. o., s. 145) auf Goethes selbstbefreiung durch seine dichtwerke hingewiesen; aber das verhältnis ist hier doch etwas anders; Werther ebenso wie Weislingen und Clavigo gehen zu grunde, sie büssen eine schuld. — Schiller behält bis zum letzten verse in seinem sinne recht, er demütigt sich nicht; und wir fühlen instinktiv heraus, dass in den letzten zeilen nicht mehr blosser trotz sich ausspricht (wie in Goethes Prometheus-ode), der einfach dem gegner die eigene auffassung ins gesicht schleudert, sondern dass es Schiller wagt, zu r e c h t e n, sich zu verteidigen, seinen standpunkt mit gründen zu behaupten, während doch der anfang einen einfachen zusammenbruch und ein wütendes sichaufbäumen verriet. Offenbar stehen also anfang und schluss in einem inneren widerspruche zu einander, der denn auch späterhin die abtrennung der eingangsstrophen ermöglichte, wodurch freilich eine entschuldigende einführungsnote des dichters um so mehr erforderlich ward.

Für mein gefühl erfolgt nun der umschlag an der stelle, wo der dichter sich des schweren unrechts, das in der ohne liebe geschlossenen ehe der besungenen lag, voll bewusst wird. Die situation, die er sich im ganzen vergegenwärtigt, ist sicherlich die des abschieds von Charlotte von Kalb, die ihm zum lohn für seine entsagung ihre gegenliebe offenbart, während er auf völlige hingabe dringt, die aber auch ein stummes mitleid mit dem entsagenden offenbart, ein mitleid, das, weil es ihre eigene schwäche verrät, seine empörung über den unnatürlichen zustand, den er „mit der sophisterei der leidenschaft“ (Viehhoff) als 'wahnwitz' bezeichnet, auf den höchsten grad steigert, so dass er sie in einer heftigen wallung an sich presst. In diesem augenblicke, als die heisserflehte schäferstunde schlägt, stösst ihn etwas zurück:

„Mir schauerte vor dem so nahen glücke,
Und ich errang es nicht.
Vor d e i n e r g o t t h e i t taumelte mein mut zurücke,
Ich rasender! und ich errang es nicht!“

Viehhoff und Jonas bemerken zu der 3. zeile nichts; Düntzer erklärt: „von deiner gottheit“ als: „von der wunderbaren schönheit und dem strahlenden reize der geliebten“. Der gedanke, dass die höchste schönheit die sinnlichkeit ertötet, ist freilich dem reifen Goethe geläufig, aber beim jungen Schiller wäre mir das etwas neues; und sollte mit gottheit etwa „würde“, „majestät“ gemeint sein? Davon ist doch in den strophen, die der geliebten gedachten, bisher keine rede gewesen; nein, die gottheit haftet nicht an der geliebten als eigenschaft, sondern als besitz: es handelt sich um die gottesanschauung, die sie vertritt; in dem sanft abwehrenden und doch wider so mitleidsvollen blicke der geliebten hat er den kampf zwischen ihrer eigenen liebe und

ihrem pflichtgefühl entdeckt; und die folgenden strophen, der hinweis auf den eid (57), auf den geheiligten gebrauch (59), auf den himmel (66) zeigen wol, dass „gottheit“ in diesem sinne gemeint ist. Der sänger begnügt sich nun aber nicht mehr damit, dieser gottheit ins angesicht zu trotzen, sondern er geht der vermeintlichen verpflichtung der geliebten mit der sonde des moralisten zu leibe. Instinktiv hat auch er gezittert vor dem, was die geliebte gebannt hielt; aber mit hilfe der vernunft sucht er den affekt zu überwinden. Wovor sollte er zittern? Drei vorstellungen treten nacheinander auf: der am altar geleistete eid, der gatte, an den sie durch diesen eid gefesselt ist, der gott, vor dem der eid geschworen wurde. Gegen die erste vorstellung führt er zweierlei zu felde: zunächst hat sie den eid schon gebrochen, wenn sie seiner auch nur mit zärtlichen „wallungen“ gedacht hat; damit erhebt sich der anfangs so leidenschaftliche dichter auf einen sittlichen standpunkt, der über den der menge sicherlich erhaben ist; und diesen behält er fernerhin bei. Der eid ist weiter an sich hinfällig, weil er als blosse schablone diente, um eine „schwere missetat des zufalls“ zu weihen, das heisst eine schwere verirrung, eine verkettung von tatsachen, die dem „zufall“, also nicht der „natur“, nicht dem planvollen walten der gottheit zuzuschreiben ist. Der gatte aber, der ein weib ohne liebe an sich fesselte, aus rein äusserlichen erwägungen, hat sich gleichsam ausserhalb der weltordnung gesetzt, die, wie die gleichzeitigen theoretischen ausführungen Schillers, vor allem die „philosophischen briefe“ zeigen, auf sympathie, auf das ineinanderklingen der seelen begründet ist; er steht vor dem höheren richter nur als räuber da, dem man seinen raub abkämpfen darf und der nicht einmal viel verliert, weil die seligkeit für ihn nicht erfunden ist. Der sänger und die geliebte aber sind füreinander bestimmt, das gefühl sagt es ihnen, der geheime zug, der im reich der geister dieselbe rolle spielt, wie die anziehungskraft der einzelteilchen in der körperwelt (s. werke ed. Goedeke IV, 50, 12), sie ist ihm beweis, dass die gottheit selbst ihren bund wolle, trotz des geleisteten eides. Schwierig sind die zeilen 71 fgg.; mir scheint der erste ausdruck: „er widerrufe“ unklarer als das folgende. Da haben wir einfach die sprache der leidenschaft, die den einzelvorgang sofort zum princip erhebt, hier freilich nicht ohne starke berechtigung, denn eine gottheit kann überhaupt nur principiell handeln. Das leben der geister aber ist sympathie, liebe; wird der zug von geist zu geist zerstört, so müssen sie sterben; wer dies zerstörungswerk vollbringt, mordet geister; gott aber, in dem alle einzelgeister zusammenfliessen, ja, den sie in ihrer allgemeinheit ausmachen, wie die gebrochenen strahlen des prismas das licht (Goedeke IV, 50, 15), gott der schöpfer müsste dies morden erst lernen, womit er sich in seinem wesen selbst aufheben würde; damit ist also das schon gegeben, was Düntzer in die erste halbzeile hineinlegt: „er muss seine eigene bestimmung widerrufen, mich anders schaffen“, also ohne jenen zug zu verwandten wesen; es begreift sich nun, dass eine solche zusammenstellung keine alternative, kein entweder-oder ergäbe; folglich muss in dem „widerruf“ ein anderer gedanke liegen. Auch an einen widerruf der speciellen bestimmung beider für einander, (Viehhoff, spätere auflage) kann ich nicht glauben; denn wäre das noch ein gott, der etwas widerriefe, was der ausfluss seines innersten wesens war? Es bleibt wol nur die andere deutung, die in Viehhoffs älteren auflagen vertreten war: die beziehung auf den am altar geleisteten eid; dem steht nur eins entgegen, was auch Jonas bemerkt: „Gott hatte diesen ehebund nicht vorherbestimmt.“ Gewiss nicht, aber darum kann er eben auch den angeblich in seinem namen geschlossenen bund zerreissen; „widerruf“ hat dann hier wol einfach die bedeutung: „seine missbilligung zu er-

kennen geben", was in der leidenschaftlichen sprache des jugendlichen dichters ausgedrückt wird.

Damit ist der dichter auf den gegensatz zwischen dem gott, der ihm im busen wohnt und dem abgott der massen, dem kirchengott gekommen und im vollgefühl seines guten rechts und seines besseren wissens führt er diesen gegensatz näher aus; es wäre grundfalsch, in diesen schlusszeilen atheismus zu wittern; nicht den gottesglauben an sich bekämpft Schiller, sondern jenen finsteren gottesbegriff, gegen den sich später Goethe mit der „Braut von Korinth" wenden sollte; nicht umsonst sind die ausdrücke „lohn" (77. 90), „wuchern" (81), „bezahlen" (82), „bestechen" (83) gehäuft, um das gemeine markten gemeiner seelen in glaubenssachen zu kennzeichnen, dem Goethe später entgegnete: „Nicht jeden wochenschluss macht gott die zeche". Seinen eigenen begriff von der gottheit, (diesen ausdruck absichtlich vermeidend), stellt der dichter 75 hin, von da ab handelt es sich nur noch um das zerrbild der menschen, das er energisch ablehnt. Wir werden das „belohnen" 77 am besten als „opfern" erklären, wobei man denn an das im Alten testament geforderte opfer eines zerschlagenen herzens denken mag. Ein solches opfer scheint dem dichter eines gottes unwürdig, der ja nur auf die vollkommenheit, das heisst glückseligkeit seines geschöpfes dringen kann, wenigstens nach der eudämonistischen anschauung des gedichtes. In vers 81 biegt die vorstellung um. Die christliche entsagung ist einmal ein gottesdienst, ein opfer der dankbarkeit, andererseits wird sie im hinblick auf ewige belohnung geübt; eins erscheint dem dichter so niedrig, wie das andere, ja das letztere scheint ihm geradezu auf einen herrschsüchtigen gott zu deuten, der sich (damit klingt die Nerovorstellung 79 wider an) an den qualen seiner opfer weidet und die natur auf die folter spannt, damit sie seine macht spüre. Ein solcher gott, der solche opfer fordert, ist überhaupt gar keiner opfer wert, weder solcher, die ihn gütig stimmen sollen, noch der gaben des dankes; er hat seinen dank, seinen lohn dahin, denn er ist ein gott von sklavennaturen, mit dem der dichter keinen augenblick tauschen würde. Dazu sei es erlaubt, nochmals auf die „Philosophischen briefe" zu verweisen (Goedeke IV, 47, 18 fgg.): „Im knechtsgefühle ihrer eigenen entwürdigung haben sie sich mit dem gefährlichen feinde des wolwollens, dem eigennutz abgefunden, ein phänomen zu erklären, das ihrem begrenzten herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen egoismus haben sie ihre trostlose lehre gewonnen, und ihre eigene beschränkung zum massstabe des schöpfers gemacht . . . . . . entartete sklaven, die unter dem klange ihrer ketten die freiheit verschreien."

WÜRZBURG. ROBERT PETSCH.

Zu Fischarts bilderreimen.

(Fortsetzung.[1])

7. Bildnis des admirals Coligny.

Von mehreren bei Jobin gedruckten porträten von Tobias Stimmer ist neben einer ausgabe mit lateinischem text auch eine mit deutschen versen erschienen. Es ist dies nachweislich der fall bei den bildnissen des Heinrich Bullinger[2], des Matthias Flacius[3], des Otto Heinrich, grafen von Schwarzenberg[4] und des admirals Coligny.

1) S. Zeitschr. 35, 534 fgg. und 36, 390 fgg.
2) Vgl. Andresen, Peintre-Graveur 3, 17 und Goedeke, Grundr. 2, 491.
3) Vgl. Andresen 3, 18 und Englert, Zeitschr. 36, 390 fg.
4) Vgl. Andresen 3, 28 und Englert, Zeitschr. 36, 392 fg.

Die beiden ausgaben des porträts von Flacius sind im selben jahre (1571) herausgekommen. Von dem bildnis des Bullinger ist die ausgabe mit lateinischem text 1570, die mit deutschen versen ein jahr später erschienen. Die lateinische ausgabe des bildnisses Otto Heinrichs, grafen von Schwarzenberg, scheint undatiert zu sein; die deutsche trägt die jahreszahl 1577.

Von dem porträt des admirals Coligny ist die lateinische ausgabe 1573, die deutsche 4 jahre darnach herausgekommen. Das von mir eingesehene exemplar des deutschen abdrucks befindet sich in der k. und k. familien-fideikommiss-bibliothek zu Wien[1].

Wie bei den drei zuerst genannten flugblättern, sind auch hier die erklärenden reimpaare sicher von Fischart verfasst.

Das porträt der deutschen ausgabe ist dasselbe wie das der lateinischen. Dagegen ist es von einem anderen zierrahmen eingefasst, und zwar von dem nämlichen, der für das 1571 erschienene bildnis des Heinrich von Valois (s. Andresen 3, 32) benützt wurde.

Die überschrift lautet hier: Der Hochberümt, Edel, vnd Christlich Held, Herr | Caſpart von Coligni, Herr zu Castillon, weilund Ammiral inn Frankreich, ꝛc.

Unter dem bilde stehen in drei spalten die folgenden verse:[2]

WEr wolt dis Haupt nicht gern besåhen?
Welchs selbs sein feind, di es sonst schmåhen,
Haben für also würdig geacht,
Das sie es gbalsamt eingemacht
5 Sandten inn der Welt Hauptstat Rom
Dem Hailgen Ober-haupt zum Krom?[3]
Drumb sichts noch jderman gern heut,
[Sp. 2.] Weil dran ward so erplindt der Neid,
Das, da er im wolt thun ain schmoch
10 Hat er es erst erhaben hoch,
Also, das, nach jrm Hailtums-prauch
Dis Haupt mußt, als ains Mårtlers auch,
Gen Rom zu andern Mårtlern kommen
Zu Petro, Paulo, vnd viln frommen:
[Sp. 3.] 15 Darumb, O Rom, rüm dich nur fast
Von Mårtlerplut, welchs inn dir rast,
Es würd dir vnd Paris bekommen,
Wie dem Jerusalem die frommen,
Welche inn jren sind vmbkommen.

1) Zu wärmstem danke verpflichtete mich der leiter dieser bibliothek, herr dr. Alois Karpf, dessen grosser güte ich schon bei einem früheren anlass gedachte, sowie der vorstand des städtischen kunstmuseums der stadt Strassburg, herr director dr. Ad. Seyboth. Beide herren beantworteten meine anfragen mit unermüdlicher bereitwilligkeit und ermöglichten mir in entgegenkommendster weise die benutzung der von mir zur kenntnisnahme erbetenen kunstblätter in den räumen der hiesigen staatsbibliothek. Auch der verwaltung dieser bibliothek bin ich für widerholte gütige vermittlung zu dank verbunden.

2) Verszahlen und spaltenbezeichnungen sind hier und bei dem folgenden gedichte von mir beigefügt.

3) Die berichte, auf denen diese angabe beruht, sind nicht verbürgt. Vgl. A. Haucks Realencyclopädie f. protest. theol. und kirche (3), bd. 4, s. 226.

Darunter: Mit Privilegi: Bei B. Jobin[1]. *Anno* 1577.

Die anordnung der verszeilen ist die von Fischart seit dem jahre 1575 durchgeführte[2]. Die orthographie zeigt die bekannten merkmale seiner schreibung. Sprache und versbehandlung sind echt fischartisch. Zu der rhetorischen frage im eingang des gedichtes verweise ich auf meine einschlägige bemerkung Zeitschr. 35, 535 fg. Besonders kennzeichnend für Fischart sind die wortspiele *„Haupt : Hauptstat : Oberhaupt“* v. 1. 5. 6 und *„Rom : rüm“* v. 15[3]. Dreireim wie v. 17—19 findet sich auch sonst bei Fischart nicht selten am ende von reimstücken; vgl. E. Hampel, Fischarts anteil an dem gedicht „Die Gelehrten Die Verkehrten“, Naumburg a. S. 1903 (progr.), s. 6 fg. Die reimbildung *„Rom : Krom“* (v. 5. 6) kommt öfters bei Fischart vor; vgl. Eulenspiegel (H 2, 1 fgg.) v. 4426; Nachtrab (K 1, 1 fgg.) v. 915. 1705. 3157; Dominici Leben (K 1, 133 fgg.) v. 1335. 1341; Gorgoneum caput (K 3, 114 fgg.) v. 39; Kehrab (H 1, 173 fgg.) v. 339; Jesuiterhütlein (H 1, 226 fgg.) v. 777.

Die form *Mårtler* ist Fischart geläufig; vgl. D. wb. 6, 1681 und K 3, 520. Anakoluthe wie v. 9 fg. finden sich oft bei ihm; vgl. Galle, Der poetische stil Fischarts, Rostock 1893 (diss.), s. 28 fg.

Zu *„inn jren“* v. 19 sei bemerkt, dass hier wol eine dem versmass zuliebe angewandte *constructio ad sensum* (inn jren = in der Stadt Jerusalem) vorliegt. Übrigens kommen bei Fischart fälle vor, wo eine ähnliche nichtübereinstimmung zwischen einem fürwort und seinem beziehungswort sich nur durch ein versehen erklärt, so: Barfüsser sekten- und kuttenstreit[1] (K 1, 99 fgg.) v. 55 *Also das im Barfüsser Orden Wol zwentzig Rotten nun seind worden, Dern jede hat sein sondern Nammen;* Bündnis (H 1, 199 fgg.) 2, v. 215 *In dem, daß jhr sucht Gottes Ehr, Damit dieselb gewinn kein kehr Durch Heuchelei vnd deuteley, Sonder hab seinen fortgang frey;* Stauffenberg (H 1, 263 fgg.) v. 613 *Daß er jhm auch zur Ehe vorschlůg, Ein seiner Basen, von hohem fůg, Mit dem er sich auß seinem Rhat Hernachmals auch verlobet hat.*

8. Bildnis des Anton Franckenpoint[4].

Eine beschreibung des blattes gibt Andresen a. a. o., s. 211. Nach seiner vermutung rührt es von Hans Christoph Stimmer her. Das exemplar, welches mir vorlag, befindet sich im kunstmuseum der stadt Strassburg.

Über dem porträt steht: Bildnuß Antonij Franckenpoint auß Gellern[5], wel- | cher seiner vngewonlichen hie vnden verzeichneter gröse vnd länge | halben ist gegenwertiger gstalt angezeyget.

Unter dem bildnis steht in zwei spalten das folgende gedicht, von dem Andresen nur den ersten und letzten vers mitteilt:

1) Wie mir herr director dr. Ad. Seyboth gütigst mitteilte, befand sich nach seinen forschungen die officin des Bernhard Jobin an den gewerbslauben, und zwar an der stelle, wo heute das haus nr. 37 steht. Nebenan, an stelle des hauses nr. 39, wohnte sein schwager Fischart. Vgl. Euphorion 3, 363.

2) Vgl. Zeitschr. 36, 394.

3) Vgl. das wortspiel *„Gaistlich Håupter : Haupt“* im Gorgonisch Meduse Kopf v. 10. 13 (H 1, 418).

4) Vgl. Zeitschr. 35, 534.

5) = Geldern.

GLeich wie man gzweiffelt hat vorzeiten
Von den sehr Langlebigen Leuten,
Ob sie, gleich wie man find beschriben
So lang bei Leben seien gplieben
5 (Dan etlich haben darfür ghalten
Daß d'zeit anders die Alten zahlten:)
Also war auch zu allen zeiten
Eyn streit von Langleibigen Leuten,
Ob die Leut, wie wir diß vil lesen,
10 So langes Leibs seien gewesen
(Dan vil meynten, man hab die stårck
An statt der Långe damals gmerckt.)
Aber beider streit wird bald liegen.
Wan man alleyn diß will erwiegen
15 Daß Gott bei vnsern zeiten auch
Diß habe ståts gehabt im prauch
[Sp. 2.] Nicht alleyn etlich zuerwecken
Die jhr Leben lang zeit erstreckten,
Gleich wie man von eym findet eben
20 So gelebt bei *Caroli Magni* Leben,
Welcher dann hieß *De Tempore*,
Weil er vber die zeit lebt meh:[1]
Sondern auch noch auffkommen laßt
Groß Leut vberd' gewonlich maß,
25 Gleich wie man hie dann sehen kan
An Anthony Franckpoin dem Man,
Welcher inn seim Meß eygentlich
Hålt sechtzehen mal disen strich.
Wiewol er seines Alters frist
30 Nur Neun vnd Dreissig Jar alt ist,
Derhalben zugedencken deß
Hat man jhn hie, sampt seinem Meß
Auff dise weiß hie fürgestellt
Damit sich spiegel dran die Welt.

Unter den versen befindet sich ein strich, der, wie in v. 28 bemerkt ist, $^1/_{16}$ der körperlänge des Franckenpoint angibt[2].

Unter dem striche steht: Getruckt zu Straßburg durch Bernhard Jobin Im Jar 1583. *Cum Gratia & Priuilegio.*

1) Vincentius Bellovacensis bemerkt in seinem Speculum historiale, buch 27, cap. 16, zum jahre 1139: *Eodem anno iohannes de temporibus moritur qui annis CCCXLI vixerat a tempore karoli magni cuius armiger fuerat.* Vgl. Martini Oppaviensis Chronicon Pontificum et Imperatorum, Mon. Germ. Hist. Script. tom. XXII, p. 469; Deutsche städtechroniken, bd. 8 und 9 (Strassburg), s. 137. 439. 889 und bd. 19 (Lubeck), s. 233. J. G. Th. Grässe bemerkt in seiner schrift „Die sage vom ewigen juden“, Dresden und Leipzig 1844, s. 7: „ebenso berichtet die Sage von Karls des Grossen Schildknappen Johannes de Tempore oder d'Estampes, dass er 362 Jahre, bis 1128 gelebt habe.“ Weiteres in der anm. hierzu s. 50.

2) Bei dem von mir eingesehenen exemplar ist die ganze länge des striches nicht ersichtlich, da die enden desselben durch einen auf den rand des blattes aufgeklebten kartonrahmen verdeckt sind.

Die versabsetzung ist bei dem obigen gedichte dieselbe wie bei dem auf Coligny. Sprache und rhythmus zeigen auch hier echt fischartische färbung. Am deutlichsten verrät sich Fischarts autorschaft in dem wortspiel „*Langlebigen : Langleibigen*" mit der sich in v. 4 und v. 10 anschliessenden annomination. Kennzeichnend für ihn ist auch die weitschweifigkeit der einleitung und die länge der satzgefüge, deren schwerfälligkeit noch durch ineinanderschachteln von nebensätzen und zwei parenthesen erhöht wird. Ähnliche satzperioden finden sich z. b. K 3, s. 9, v. 1fgg.; 250, nr. 7, v. 11 fgg.; 333, v. 1 fgg. Anknüpfungen mit „Gleich wie" nach art der oben vorkommenden sind bei Fischart sehr häufig; vgl. Paul Koch, Der Flöhhaz, Berlin 1892 (diss.), s. 13 und 34. Auf die vorliebe des dichters für parenthesen hat Fr. Galle a. a. o., s. 44 fg. aufmerksam gemacht; vgl. hierzu auch Hampel a. a. o., s. 37. Parenthetische kausalsätze wie die obigen finden sich u. a. K 3, s. 7. 13. 16. 122. 212.

Zu den consonantisch unreinen reimbindungen *stårck : gemerckt* v. 11, *laßt : maß* v. 23, *zuerwecken : erstreckten* v. 17 sei bemerkt, dass solche reime von consonant auf consonant + *t* bei Fischart ungemein häufig sind; vgl. Hampel a. a. o., s. 30. Belege aus Fischart für die form *erwiegen* (oben v. 14) s. D. wb. 3, 1063 und K 3, 510, für die form *Meß* (oben v. 27 und 32), D. wb. 6, 2134.

9. Zur „Wunderzeitung von einer schwangeren Jüdin".

Das kunstmuseum der stadt Strassburg besitzt ein exemplar dieses blattes, welches im titel die lesart „*den 12. Septembris*" aufweist, während beide von Kurz 3, XVIII beschriebenen ausgaben „*den 12. Decembris*" lesen. Sonst stimmt der titel sowol in der zeileneinteilung als auch in der schreibung vollständig mit A überein bis auf die lesarten: *ainer* (st. einer) z. 1, *kurzlich* (st. kürzlich) z. 2, *Fårlin* (st. Färlin) z. 4. In z. 1 steht *Gewisse*, nicht *Bewisse*, wie bei Kurz, der den titel von A nach einer abschrift von dr. Jochens mitteilt, angegeben ist. Das „*G*" sieht übrigens einem „*B*" sehr ähnlich [1], und ich vermute daher, dass das Berliner exemplar von A die nämliche type hat, und dass dieselbe vom abschreiber irrtümlicherweise für ein „*B*" gehalten wurde.

Der holzschnitt befindet sich in dem Strassburger exemplar an der gleichen stelle wie in A. Auch die spalteneinteilung ist dieselbe. Die angabe des druckortes „*zu Strasburg*" steht zwischen der letzten verszeile der ersten und der letzten der zweiten spalte.

Das gedicht selbst zeigt gegenüber der von Kurz 3, 70fgg. gegebenen fassung, die den text eines unvollständigen exemplars des nachdrucks B nach A ergänzt widergibt, in dem mir vorliegenden abdruck folgende varianten, die sämtlich mit ausnahme von einer (v. 5 *Vileicht*) rein orthographischer natur sind: [2]

V. 4 *möcht*, v. 5 *Vileicht*, v. 12 *lez*, v. 24 *nächstverschinen*, v. 26 *Aim Dorf*, v. 27 *aigen*, v. 28 *that ain*, *erzaigen*, v. 29 *ging*, v. 33 *libe*, v. 34 *JudenKinder deiten*, v. 35 *Zwai*, v. 36 *Für*, *zwai*, v. 37 *zwai Natürlich*, v. 38 *kain Menschlich*, v. 39 *glatt*, v. 41 *stundan*, v. 43 *ain*, v. 44 *Såuhauf*, v. 45 *Darauf*, *dis Judenplütlin*, v. 47 *Inn ainen*, v. 48 *dan*, *rhu*, v. 49 *zihen*, *Leut*, v. 52 *Bei*, v. 54 *inn*, v. 56 *kain*, *ganz*, v. 57 *ain glid*, v. 58 *zaigen*, v. 59 *ain*, v. 60 *mißgeboren*, v. 62 *lis*, v. 63 *für ain*, v. 67 *Got*, v. 68 *kain*, v. 69 *vnglåubige*, v. 70 *auf Glåubiger stras*, v. 71 *Dan*, *stockverplenden*, v. 72 *Licht*, v. 74 *Got*, v. 75 *Volk*, v. 77 *stat*, v. 79 *dise zaichen*, v. 80 *raichen*, v. 83 *Nüchterkait*, v. 84 *Gots zukunft berait*.

1) Dieselbe type begegnet auch sonst in Jobinschen drucken.
2) Die abweichungen in der interpunktion lasse ich unberücksichtigt.

Nachtrag zu Ztschr. 35, 536 fgg. „Ansicht des Strassburger Münsters."

Von diesem blatte besitzt das kunstmuseum der stadt Strassburg einen ebenfalls undatierten abdruck, welcher das erklärende gedicht mit zahlreichen varianten in der schreibung und einzelnen kleineren textverschiedenheiten enthält[1]. Die orthographie ist hier nicht wie in der a. a. o. beschriebenen fassung die von 1571 bis 1577 in Fischarts schriften und anderen Jobinschen drucken durchgeführte.

Ich teile den anfang des reimstückes nach der mir vorliegenden ausgabe mit, im übrigen beschränke ich mich auf anführung der textvarianten:

> VOn Straßburg, der Vhralten Statt,
> Die man *Argentorat* gnand hatt
> Find man erst im Strabone gschrieben,
> Wie dreyssig tausent Teutschen blieben,
> Nah vm̄ die Statt Straßburg hiebey,
> Vmbs Jahr drey hundert sechtzig drey,
> Erschlagn vom Keyser Julian,
> Dem damahls dStatt war vnterthan:
> Dann dRômer herrschten biß an Rein,
> Drumb hattens diese Statt auch ein. usw.

Textvarianten: v. 7 *Erschlagn vom* (st. *Erschlagen von*) *Keyser Julian*, v. 9 *dRômer* (st. *Rômer*), v. 15 *Vnd es nanten jhrm* (st. *Vnds nanten jrem*) *Namen gleich*, v. 19 *Sehr an Volck vnd Gbåw* (st. *gebåu*) *zunam*, v. 22 *Daß er den Thurn so bgunnen hat* (st. *so angfangen hat*), v. 24 *Im vier hundert neun vnd neuntzigst* (st. *neuntzigsten*) *Jahr*, v. 29 *Zu einem Christlichen* (st. *Christelichen*) *Tempel*, v. 32 *geziert* (st. *bezirt*), v. 54 *Daß* (st. *Biß*), *war* (st. *ward*), v. 63 *Den fünf vnd zwentzigsten May* (st. *Maij*) *zwar*, v. 75 *Welcher doch kaum war* (st. *Welcher kaum ward gar*) *außgesteit*, v. 77 *Also blieb vngebawn* (st. *vngbauen*) *ein weil*, v. 82 *Als man zahlt* (st. *zalet*) *viertzehen hundert*, v. 87 *gsetzt* (st. *gsazt*), v. 93 *ehrn* (wol aus versehen st. *ehren*).

Ob die vorliegende ausgabe des blattes vor oder nach der von mir früher beschriebenen erschienen ist, lässt sich auf grund von textverschiedenheiten wie die in v. 7. 15. 22. 24. 29 nicht feststellen, da hier jedesmal die eine variante in metrischer, die andere in sprachlicher hinsicht minderwertig ist und es somit fraglich erscheint, mit welchen lesarten eine verbesserung beabsichtigt wurde. Metrisch und sprachlich besser ist unter den varianten dieser art nur *vngebawn* v. 70 gegenüber der lesart *vngbauen*. Dies ist die einzige textabweichung, welche zu der vermutung anlass gibt, dass die vorliegende ausgabe des blattes später erschienen sein dürfte.

1) Das gedicht befindet sich auch hier in der oberen ecke rechts, ist aber nicht von einer buchdruckerbordüre, sondern von einem strich umrandet. — Auch herr antiquar Ludwig Rosenthal dahier besitzt ein exemplar dieser ausgabe. Die im Catalogue de la collection d'alsatiques de Ferdinand Reiber (Strassburg 1896) unter nr. 173 erwähnte ausgabe ist wahrscheinlich mit der vorliegenden, die folgende mit der von mir früher beschriebenen identisch. Die angabe „mit 76 deutschen versen" (st. 96) beruht vermutlich auf einem versehen. Ausserdem führt der catalog noch drei mit versen versehene ausgaben auf: unter nr. 180 und 181 zwei abdrücke mit dem vermerk „Isaac Brunn Argentinensis chalcographus A° 1615", und unter nr. 183 eine undatierte ausgabe mit dem vermerk „Isaac Brunn sc., A. Allart excudit", die beiden ersteren mit 76 (?), letztere mit 70 deutschen versen. Vgl. Zeitschr. 35, 539, anm. 5.

MÜNCHEN. ANTON ENGLERT.

LITTERATUR.

H. S. MacGillivray, The influence of christianity on the vocabulary of Old-English. Part I, 1st half. (= Studien zur englischen philologie, hg. von Lorenz Morsbach. VIII.) Halle a. S., Max Niemeyer 1902. XXVIII, 171 s. 6 m.

Nach dem vorbild von Weinhold, Raumer und besonders Kahle, dessen disposition mit kleinen modificationen übernommen wird, behandelt MacGillivray in dem bis jetzt erschienenen, vier capitel umfassenden teile seiner arbeit den einfluss des christentums auf den wortschatz des altenglischen in bezug auf die bezeichnungen 1. für die glieder der menschheit d. h. die Juden, Samariter, heiden, christen und die christliche kirche, 2. für die verstorbenen glieder der kirche d. h. die jungfrau Maria, die propheten, die patriarchen, die apostel, die märtyrer und die heiligen, 3. für die kirchlichen ämter, 4. für die tracht der geistlichkeit, 5. für die einkünfte der kirche.

Für jeden begriff werden zunächst die verschiedenen gebräuchlichen benennungen aufgezählt und etymologisch erklärt. Dann folgen die belege dafür in einer fülle, die von dem fleisse und der belesenheit des verfassers das beste zeugnis ablegt, aber doch das bedenken wachruft, ob darin nicht des guten zuviel geschehen sei. Denn meistens handelt es sich um leicht verständliche dinge, und so steht der aufwand an platz kaum im richtigen verhältnis zu der daraus zu gewinnenden ausbeute für die ae. lexikographie. Diese ist im ganzen, wenigstens in dieser ersten hälfte des ersten teils, eine ziemlich bescheidene. Anerkennung verdient das bestreben des verfassers, die verbreitung jedes wortes örtlich und zeitlich möglichst genau zu bestimmen. Er betont z. b, dass in der widergabe des biblischen „*pharisaeus*“ die anglischen dialekte sich mit verschiedenen versionen wie *ǣlāruw*, *laruw*, *ældo*, *ǣldra* usw. von den südenglischen mundarten, denen diese wörter in diesem sinne nicht geläufig zu sein scheinen, deutlich abheben. Ähnlich finden sich nur nordhumbrisch, sonst nirgends, die übertragungen *ambeht*, *embehtmonn*, *lārcniht*, *fostring* für „*discipulus*“. Zeitliche differenzen lassen sich constatieren z. b. für *geladung* im sinne von „kirche“, das vor und bei Alfred in diesem sinne nicht gebraucht wird, auch der poesie fremd ist, aber sich sehr häufig bei Älfric findet, während Wulfstan freilich das alte *cyrice* vorzieht, das auch in den Blickling Homilies ausschliesslich erscheint. Nicht selten ist M. so im stande, belege für wörter aufzuführen, die um mehr als hundert jahre älter sind als die vom New English Dictionary beigebrachten ersten nachweise. So belegt er *crīstendom* im sinne von „christenheit“ aus Älfric, während das Oxforder wörterbuch kein beispiel vor 1135 kennt; oder *cristendōm* = „kirche“ aus einer urkunde Knuts von 1020 und aus Wulfstan gegenüber dem frühesten beleg des wörterbuchs vom jahre 1297. Auf den unterschied zwischen dem poetischen und prosaischen sprachgebrauch wird gebührend hingewiesen: *cniht* z. b. = *discipulus* ist nur prosaisch, nicht poetisch. Auch zeigt sich überall das lobenswerte bemühen, eine feinere scheidung synonymer begriffe herbeizuführen, beispiel *crīstnian* und *fulwian*.

Recht willkommen ist die übersicht aller im vorhergehenden behandelten wörter im schlussabschnitt des vierten capitels, wo der verf. den ganzen wortvorrat in folgende rubriken, freilich nicht immer mit voller sicherheit, einreiht:

A. The foreign element.

I. Period (continental) before A. D. 450.

1. Greek. 2. Latin. 3. Gallo-Roman.

III. Period (Christian) A. D. 600—1066.
1. Latin. 2. Gallo-Roman.

B. The native element: original material but influenced by Christianity.

C. New formations
- a) Native
  - I. Period
  - III. Period.
- b) Hybrids: III. Period.
- c) Foreign.

D. Minor distinctions: authors and works, poetic, dialectical, of time.

Im einzelnen möchte ich folgendes bemerken. Es ist zweifelhaft, ob aus dem plural *apostelas* auf einen singular *apostel* neben *apostol* geschlossen werden darf (s. 10). Das *e* von *apostelas* liesse sich aus der stellung als mittelvocal erklären, vgl. Bulbring, Ae. elementarbuch § 405. — M. adoptiert Pogatschers ableitung von *lǣwed* < lat. **laicatus* > gallorom. **lăgā́d* > *lăȝād* > *lăȝʷād* > *lǽwǣd*, welch letzteres von den Angelsachsen als participium nach analogie von *gehādod* empfunden und mit dem einheimischen *lǣwan* in verbindung gebracht worden sein soll. Das ist für mich unannehmbar. Die möglichkeit, dass ein **lǽwǣd* mit langem betontem endungsvocal als participium aufgefasst und nach accentverschiebung zu *lǽwed* werden konnte, halte ich für ausgeschlossen. Ich meine, dass auch nach ausweis des ahd. von einer gallorom. grundform **laijo* mit erweichung des intervocalen *c* > *j* auszugehen ist. Diese hätte freilich im englischen zunächst wol ein **lǣȝa* ergeben. Wie daraus *lǣwed* entstanden ist, vermag ich leider nicht zu erklären; irgend eine volksetymologische umdeutung wird mitgewirkt haben. —

Auch das viel discutierte *prēost* gibt dem verf. zu längerer erörterung anlass. Keine der bisher vorgetragenen erklärungen scheint ihm einleuchtend. Formell freilich weiss er Lindströms deutung aus afranz. **preosts* < **prevosts* < *praepositus* nicht anzufechten, sofern wenigstens von der erst in Älfrics vocabular überlieferten nebenform *prēst* abgesehen werden darf. Aber die bedeutung macht schwierigkeiten. Das englische *prēost* hat von anfang seines auftretens an immer den sinn von „priester“, nie den im romanischen für **prevost* geltenden von „vorgesetzter, vorstand“ (provost, syndic). Darum müsse man, meint M., eben doch auch fürs englische von der galloromanischen grundform **prêstre* ausgehen. Die form *prēost* ohne *r*-endung erklärt er mit Holthausen als product einer dissimilation in den flektierten casus, und verweist zur stütze auf die ahd. nebenform *priast* neben *prester*, *priaster*. Das *ê* von **prêstre* wird durch $\bar{e}^2$ im westgerm. repräsentiert; über die ae. entsprechung dieses lautes herrsche aber unsicherheit. In der regel sei an seiner stelle *ē* zu finden, aber manchmal auch ein diphthong, wie in *Crēacas* neben *Crēcas*. Es sei darum ganz wol möglich, dass auch *ēo*, *īo* eine lautgesetzliche entsprechung des $\bar{e}^2$ sei. Diese argumentation scheint mir, trotzdem M. sie auf eine anregung Morsbachs zurückführt, mangelhaft. Die unsicherheit über die ae. entsprechung eines westgerm. $\bar{e}^2$ ist wol auf M. beschränkt. Dass ein $\bar{e}^2$, mit dem ein in gemeinwestgerm. zeit entlehntes roman. *ē* identificiert werden darf, im ae. durch *ē* und nichts anderes vertreten wird, ist unzweifelhaft (vgl. Bülbring, Ae. element. § 97). Die berufung auf *Crēacas* ist unangebracht. An dieser wortform ist nicht nur der diphthong, sondern auch der anlautende consonant auffallend und aus englischen lautgesetzen nicht zu erklären. Ich glaube, es bleibt gar nichts anderes übrig als anzunehmen, dass ein oberdeutsches *Kreah* ziemlich unverändert ins englische hinübergewandert ist. Das wäre ja geogra-

phisch und geschichtlich nicht unbegreiflich. So könnte man auf den gedanken kommen, dass auch ae. *prēost, prīost*, mit dessen diphthongen man nichts anzufangen weiss, lehnwort aus dem deutschen sei, mit substitution des im englischen mehr verbreiteten *ēo* für das weniger geläufige *ēa, īa*. Dass auch dieser deutungsversuch schwierigkeiten bietet, verkenne ich keineswegs; namentlich müsste bedenken erregen, dass die früher christianisierten Engländer von den erst von ihnen bekehrten Deutschen die bezeichnung für die priester entlehnt haben sollten. Deshalb hat wol auch Braune in seiner ahd. grammatik das umgekehrte verhältnis angenommen und die seltene form *prēast* neben *priaster* auf ae. *prēost* zurückgeführt. Immerhin ist darauf hinzuweisen, dass die ae. belege für *prēost*, soviel ich sehe, nicht über die mitte des 9. jahrhunderts hinaufreichen. Darin scheint mir M. unbedingt zustimmung zu verdienen, dass es nicht angeht, für die formell und inhaltlich eng zusammengehörigen wörter des deutschen und englischen verschiedenen ursprung zu postulieren. Der erklärung von *canter-cæppe* s. 138 aus *cantel-cæppe*, von *cantel* (lat. *cantellus*) = „a quarter of cloth" steht die genau entsprechende nord. form *kantarakapa* entgegen.

Ein sehr reichhaltiger index beschliesst diese erste hälfte des ersten teils, der nur ungefähr ein sechstel des ganzen geplanten werkes umfasst. Als zweite hälfte sollen zunächst die capitel über kirchliche gebäude, heilige tage und feste der kirche, den gottesdienst und die bibel folgen. Auch für den zweiten teil, der vom glauben und den damit zusammenhängenden religiösen vorstellungen von gott, der dreieinigkeit, von den kosmogonischen begriffen, von sünde, busse und beichte usw. handeln wird, ist das material schon grossenteils gesammelt. Die sorgfältige arbeitsweise des verf. erregt den wunsch, dass er im stande sein möge, fortsetzung und schluss seines werkes bald vorzulegen.

BASEL. GUSTAV BINZ.

Gustav Freytag, Vermischte aufsätze aus den jahren 1848 bis 1894. Hrsg. von **Ernst Elster.** Bd. I. Leipzig, S. Hirzel 1901. VI, 480 s. 6 m.

Im verständigen gegensatz zu manchem, sich durch senile production nur selbst schädigenden autor hat Freytag, klug und bescheiden zugleich, von einem selbstgesetzten zeitpunkt ab nichts mehr veröffentlicht. Er hat aber weiter auch das bild seiner schriftstellerischen persönlichkeit dadurch zu fixieren gesucht, dass er selbst dasjenige aus seinen für den tag berechneten und in zeitschriften (den „Grenzboten", „Im neuen reich") vergrabenen artikeln auswählte, dem er ein weiteres fortleben wünschte. Freilich stellen diese von Freytag als „Gesammelte aufsätze" in zwei bänden seinen werken hinzugefügten arbeiten nur etwa den zehnten teil der erschienenen tagesartikel dar. Und sicherlich hat der herausgeber recht, wenn er unter dem zurückgehaltenen auch viel wichtigeres und gutes zu finden meint. Immerhin erscheint mir in jener von Freytag getroffenen auswahl eine bestimmte willensmeinung des autors selbst ausgesprochen zu sein, und man kann zweifelhaft sein, ob die herausgabe des vorliegenden buches, das auf einen wunsch des alten verlegers Freytags zurückgeht, ganz in seinem sinne ist. Wir aber, die wir den tüchtigen mann verehren und seine allmählich nachlassende wirkung auf die Deutschen gern wider gesteigert sähen, können uns der durch das vorliegende buch vermittelten kenntnis älterer arbeiten Freytags nur freuen und dem buche selbst möglichste verbreitung wünschen.

Natürlich beschränkt sich auch Elster nur auf eine „kleine auswahl" aus den zahlreichen artikeln und geht dabei wol von dem gesichtspunkt aus, zu bringen, was

noch heute „weitere kreise“ anregen möchte. Daher kommt es, dass „die politischen aufsätze, die manches enthalten, was ruhig vergessen werden mag“, „fast ganz ausgeschieden“ wurden. Der vorliegende erste band enthält überhaupt keinen. Indessen meine ich, dass vom standpunkt des historikers gerade diese aufsätze als unmittelbare zeugnisse der entwicklung der politischen anschauungen nach 1848 am allerersten hätten veröffentlicht werden können, mag man sich heute über die damaligen idealisten auch unendlich erhaben dünken. Eine probe solchen quellenmässigen gewinnes könnte selbst aus den bisher ausgewählten aufsätzen gleich der anfang des ersten, 1849 geschriebenen: „Die kunst und [die] künstler in der revolution“ mit seinen unmittelbaren eindrucken aus der zeit geben. Derartiges kann eigentlich nie veralten, während die hier bevorzugten litterarischen und geschichtlichen aufsätze nur allzu leicht durch die spätere forschung überholt werden.

Man darf nun weiter überhaupt von den „Aufsätzen“ nicht allzu viel erwarten. Die hauptmasse knüpft an erscheinungen aus der schönen litteratur, der litteraturgeschichte, der „volkskunde“ an, die Freytag in den Grenzboten zu würdigen hatte oder würdigen wollte, geben also Freytagsche ergebnisse und anschauungen nur mittelbar wider. Aber auch die wenigen „originalartikel“ werden dem kenner Freytagscher schriften nichts neues bringen, wie das Elster auch selbst gebührend hervorhebt. Wenn begrüsst werden muss, dass uns einige briefe Gellerts, Klopstocks, Goethes, damals neu von Freytag veröffentlicht, hier wider bekannt werden, so enthalten doch z. b. die treffenden begleitbemerkungen Freytags über Gellert und Klopstock, die mehr kultur- als litterargeschichtlich sind, nichts, was der leser der „Bilder aus der deutschen vergangenheit“ nicht in anderer form auch vernimmt. Dasselbe gilt etwa von den bemerkungen über die alten deutschen zustände auf s. 356 fgg. Mehr möchte ich auf die bemerkungen über das deutsche volksmärchen (s. 343 fgg., nicht 333 fgg., wie s. XIX steht) hinweisen, vor allem auch auf diejenigen über das volkslied, die an verschiedene, damals erschienene sammlungen, namentlich auch historischer lieder, wie von Weller, Ditfurth, anknüpfen und u. a. auch eine kleine geschichte der volkslyrik geben.

Bei den zahlreichen essais über litterargeschichtliche erscheinungen (wie über Julian Schmidts Litteraturgeschichte, über den briefwechsel zwischen Goethe und rat Grüner, über Schillers jugendjahre von Eduard Boas), über theatergeschichtliche werke wie über erzeugnisse der zeitgenössischen litteratur (wie die des Frankfurter localdichters Malss, solche von Kruse, Heyse, Alexis, Kompert, Hackländer, Auerbach, Bret Harte usw.) wird man doch recht häufig eigene anschauungen des kritikers noch heute mit interesse kennen lernen, viel gute bemerkungen allgemeiner natur finden, vor allem aber auch material zu Freytags eigener beurteilung sammeln können, zur beurteilung seines charakters wie seines horizontes, seiner ideale, seiner interessen. Die bemerkungen über Goethe s. 50 fgg. werden heute nicht auf allgemeinen beifall zu rechnen haben. Viel wertvolles steckt in der besprechung der Baudissinschen Moliere-übersetzung, wie dies Elster in der kurz über den inhalt des buches orientierenden einleitung auch hervorhebt. Bei dem artikel über Alexis möchte man wol daran denken, dass Freytag in seinen historischen romanen auf jenes schultern steht. Ich würde es für sehr erwünscht halten, wenn einmal die mir oft aufgefallene beeinflussung Freytags durch Alexis näher untersucht würde.

Als rechter journalist, aber doch wider als der vielerfahrene und immer auch kleinere dinge vom grossen standpunkte und im geschichtlichen zusammenhang sehende, dabei gemütswarme und launige mann zeigt sich Freytag in den plaudereien über

„Die einrichtung von hausgärten“, „Der tabak und die cigarren der Havannah“, „Die anlage von hausbibliotheken“, als massvoller politiker in „Die conservative kraft des ackerbaues“, die auch bei ihm sonst selten hervortretende wirtschaftspolitische neigungen zeigt. Endlich sei auf die aufsätze über die damaligen theaterzustände aufmerksam gemacht, deren ausstellungen zum teil heute noch zutreffen.

CASSEL. GEORG STEINHAUSEN.

Klara Hechtenberg, dr. phil., Der briefstil im 17. jahrhundert. Ein beitrag zur fremdwörterfrage. Berlin, B. Behr 1903. 46 s. 1,50 m.

Der titel führt völlig irre. Das büchlein hätte allenfalls heissen können: Die fremdwörter in den briefen des 17. jahrhunderts. Und auch für dieses thema bedeutet es nicht viel mehr als eine sehr unvollkommene materialsammlung. Verf. glaubt, „die bekanntesten politischen sowie litterarischen briefe untersucht“ zu haben. Ein blick in meine „Geschichte des deutschen briefes“ würde ihr gezeigt haben, dass insbesondere für die gattung der privatbriefe, aber auch für die der politischen erheblich mehr und zum teil viel besseres material in betracht kommt. Auch würde sie in meinem buche (bd. II s. 9 fgg.) bereits eine systematische behandlung des fremdwörtergebrauchs im briefe des 17. jahrhunderts gefunden haben. Sie hätte dann mit ihren statistischen zählungen auf dieser grundlage weiter bauen können. Statt dessen hören wir in der einleitung zu diesem büchlein über den „Briefstil des 17. jahrhunderts“, dass „eine grössere ausdehnung der sammlungen durch heranziehung weiterer hilfsquellen (!), z. b. Steinhausens Geschichte des deutschen briefes ... in einem schon begonnenen fremdwörterbuch des 17. jahrhunderts angestrebt (!) werden soll“. Es wäre nützlicher gewesen, das erwähnte „hilfsmittel“ bereits vor drucklegung dieses büchleins zu rate zu ziehen. Das kurze und lange von der sache ist, dass die verf. alphabetisch geordnete fremdwörterlisten in drei gruppen bietet. Zwei der gruppen, die eine nach Wallensteins verhandlungen mit den Schweden (hrg. von Gaedeke), die andere nach „Briefe aus England 1674—1678, hrg. von v. Orlich“, unter heranziehung ähnlicher sammlungen zusammengestellt, sollen die politische, die dritte, wesentlich nach dem „Colloquium von etlichen reichstagspuncten 1653“ zusammengestellt, die litterarische correspondenz illustrieren. Zu wünschen wäre eine ordnung innerhalb der gruppen nach der herkunft der fremdwörter gewesen (lateinische, französische, italienische usw.), doch geht die zusammenfassung auf diese frage der herkunft kurz ein (s. 43 fg.). Dass das lateinische überwiegt, ist von mir (a. a. o. II, s. 15) schon festgestellt, aber nur für etwa bis 1660; dann kommt das französische zur herrschaft. Das resultat des büchleins ist, „dass der briefstil (und somit auch die umgangssprache) eine bedeutend grössere anzahl fremdwörter enthält als die prosa der zeit“ und dass demnach die opposition der satiriker und puristen „hauptsächlich den briefstil und somit auch die umgangssprache der zeit im grossen und ganzen betrifft“. Meines erachtens wäre die richtigere unterscheidung die zwischen dem kanzleistil und dem privaten briefstil gewesen, die sich annähernd, aber doch nicht durchaus mit der gruppierung der verfasserin deckt. Nur der letztere, der private briefstil ist auch für die umgangssprache charakteristisch, und gerade für ihn hat die verfasserin das wesentliche, recht eigentlich private briefe (familien-, freundes-, studentenbriefe usw.) bringende material, wie ich es in meiner „Geschichte des deutschen briefes“ benutzt habe, übersehen. Auch hätten als sondergattung die kaufmanns-

briefe betrachtet werden müssen, die eine fülle eigenartiger fremdwörter aufweisen. Material hierfür hätten der verfasserin die von ihr ganz ignorierten briefsteller der zeit, z. b. der von dem Spaten, gegeben.

CASSEL. GEORG STEINHAUSEN.

Gottgeft (Theodor) Dehlinger, Deutsche scherflein zum sprachschatze. Stuttgart, M. Kielmann 1903. 246 s. 4 m.

Nichts ist leichter, als sich über diesen „schwabenstreich“ lustig zu machen: über den einsamen grübler, der seine muttersprache auf die rechten pfade lenken und nicht bloss die fremdwörter ausrotten, sondern auch für schwerfällige bildungen neue schaffen möchte. Selbst Goethe, der doch Galls Phrenologie nicht verspottet sehen wollte, weil sie ernst gemeint war, hat Okens neue geologische kunstwörter lustig verhöhnt:

> Flinze, wenig Erz enthalten's,
> Halde, nu, die sind Gesalzen's;
> Malme sind gut durchgesotten,
> Gelfe hättens bald getroffen!
> So, mit mancherlei Gescherze,
> Hätten wir die alten Erze.

In der tat, nichts wäre einfacher, als in dieser weise Dehlingers wortschöpfung lächerlich zu machen: den ansel (genius s. 97), das etter (peripherie eines orts s. 123) und den ettel (etat, budget ebd.), die ferm (verkehrsanstalt s. 126), die flatins (ästhetik s. 127), das gizer (register s. 139) und den glof (perspektiv, feldstecher ebd.), die ilbe (olive s. 152), die irne (energie s. 153), den mäks (maschine s. 171), die ruspe (diphtheritis s. 194), die salde (kaserne s. 195), die schilk (servilität) mit dem schilktum (byzantinismus s. 203), das schohl (conservatorium, museum, gallerie, kabinet, sammlung ebd.) und das schreeb (manuscript s. 216), die tilz (dividende s. 222) und die treez (diarrhöe s. 223) klingen wirklich schalkhaft genug und erinnern an „Malme“ und „Gelfe“ so sehr, dass sie mit jenem citat abgetan scheinen könnten. Wozu noch — natürlich! — eine absonderliche neue schreibung, mit runenzeichen, kommt.

Meinerseits möchte ich doch den frischen wagemut dieser wurzelschöpfungen ernster nehmen. Es steckt ein wichtiges problem dahinter. D. geht von den gleichen anschauungen aus, die soeben Werneke in seiner mutigen „Formalen kritik des deutschen wortschatzes“ geäussert hat. Beiden ist das übermass labyrinthischer wortzusammensetzungen ein gräuel, beiden der mangel voller vokale in unserer allzu *e*-reichen rede verhasst. Beide folgen sie hier unbewusst den spuren eines grösseren: V. Hehns, der in seinem „Italien“ (s. 185 der ersten ausgabe) das italienische *era* und *secolo* gegen „zeitrechnung“ und „jahrhundert“ oder frz. *bûcher* gegen „scheiterhaufe“ ausspielte und A. W. Schlegels spott über viele deutsche consonantenhäufungen unterschrieb. Und wenn D. nun auch wirklich abzuhelfen sucht, indem er neue wurzeln mit tönenden vokalen bildet, so ist ihm hierin der „Junggermane“ Kruger vorangegangen, der in seinem „Teut“ (1859) für den elektrischen funken „der glitz“ sagen wollte, für skulptur „plastung“ und für portefeuille „die walte“ (s. 47 fg.).

Man wird nun sagen: das blieb eben alles tot, und die irne wird den gleichen weg gehen wie die gelfe und der glitz. Das glaub ich auch; aber trotzdem erscheint mir das experiment interessant und diese neubildungen viel wertvoller als die sklavisch-unästhetischen übersetzungen gewisser puristen, die glücklich sind, wenn sie die

„illoyale concurrenz“ durch den „unlautern wettbewerb“ verdrängt und dabei zwei schöne deutsche worte aus dem lautern bereich der ursprünglichen anwendung in den unerfreulichen wettbewerb der geschäftswörter gedrängt haben. Dass fremde wörter durch nachahmende oder übersetzende deutsche ersetzt werden können, ist längst bekannt (ob es immer frommt, ist eine andere frage). Wie weit aber eigentlich „gemachte“ wörter aus „neuen wurzeln“ lebensfähig sind, das muss erst beobachtung und experiment feststellen. Whitney behauptete, wörter würden genau so hergestellt wie reklamenamen für neue waaren, farben und dergl.; als beleg hat er nur das berühmte eine neue wort van Helmonts, „gas“ anzuführen — dessen ursprung wir eben vielleicht nur nicht wissen. Gelingt es D., ein paar seiner zum teil gar nicht schlecht geprägten wurzeln tragfähig einzupflanzen, so wäre das in theoretischer hinsicht noch wichtiger und merkwürdiger, als in praktischer.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Syntax der Altenburger mundart von **Oscar Weise.** Grammatiken deutscher mundarten. Bd. VI. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. XII, 164 s. 5 m.

Die erst in den letzten jahrzehnten in angriff genommene erforschung der mundarten nach der syntaktischen seite scheint nun rüstige fortschritte machen zu wollen. Behaghel durfte noch 1878 in der ersten ausgabe seiner schrift über die Zeitfolge der abhängigen rede im deutschen s. 10 mit recht behaupten, dass die dialektsyntax bis jetzt fast gar keine berücksichtigung gefunden habe. In der zweiten ausgabe (1899) hat er auf s. 3 doch schon eine ganze reihe von arbeiten über mundartliche syntax aufzählen können, und dabei ist das verzeichnis nicht einmal vollständig. Gute ansätze sind gemacht; freilich bleibt noch viel zu tun übrig. Das vorliegende buch unternimmt zum ersten male die darstellung des ganzen syntaktischen stoffes einer mundart und ist in der Bremerschen sammlung kurzer grammatiken deutscher mundarten die erste, die ausschliesslich der syntax gewidmet ist.

Das buch ist mit fleiss und umsicht gearbeitet. Scharfe beobachtung des lebendigen sprachgebrauchs vereinigt sich mit gründlicher durcharbeitung der schriftlichen denkmäler. Das ganze gedruckt vorliegende material der Altenburger mundart ist herangezogen und verwertet, von dem brief eines Altenburger bauern aus dem jahre 1524 bis zu den jüngsten veröffentlichungen, so dass die darstellung einen zeitraum von annähernd vier jahrhunderten umspannt. Doch stammt weitaus das meiste aus unmittelbarer beobachtung des mündlichen sprachgebrauchs. Mit der einschlägigen litteratur ist der verf. wol vertraut und hat die wichtigeren werke fortlaufend citiert. Auch bei der erklärung der sprachlichen erscheinungen ist er mit besonnenheit zu werke gegangen und bewährt, wo es galt zwischen widerstreitenden ansichten eine entscheidung zu treffen, meist ein gesundes urteil. Besonders erfreulich ist mir die häufige heranziehung analoger erscheinungen aus der altrömischen umgangssprache und dem volkslatein. Dagegen hätte wol das niederdeutsche etwas mehr berücksichtigung finden können; es hätten sich manche schlagenden parallelen ergeben. So ist es, um nur einiges herauszuheben, überraschend zu sehen, dass die Altenburger mundart in der behandlung der zeitenfolge ganz auf dem standpunkt des niederdeutschen steht, d. h. im abhängigen satz ausschliesslich den conj. prät. verwendet, obgleich ihr doch, wie die beispiele s. 93 fg. zeigen, der conj. präs. keineswegs ganz verloren gegangen ist. Zu den § 42 angeführten ausweichenden oder abweisenden wendungen bei der antwort sind mir viele parallelen aus der mundart meiner heimat Schleswig-Holstein geläufig; z. b. *wat gift hüt to eten? Afbraken Neinadeln mit Schü! — Worel is*

de Klock? Drevittel op'n Büxenknop; wenn se sleit, sleit se'n ganz'n Putt vull. Auf die nachfrage: *wat?* wird geantwortet: *Watt'n is keen Bomwull* etc. Die § 54 berührte verwechslung von *lernen* und *lehren* ist auch nd.; die verba sind im holst. dialekt völlig zusammengefallen; dem altenb. *ich lerne dir das* entspricht genau: *ik ler di dat.* Zu § 57 vgl. die nd. wendungen: *he kann dat nich Herr warrn* und *min Vadder is'n ganzen Barg;* zu § 69 *en tweien Putt.* Den § 141 behandelten verbindungen wie *ein Jahrer 6* entsprechen die nd. fügungen: *dat is'n Jore twinti her, en Wekener veer, en Stücker twölf* usw. Auf die zahlreichen nd. analogien zu den volkstümlichen vergleichen und bildlichen ausdrücken, die Weise als dankenswerten anhang gibt, kann ich hier nicht eingehen. Aufgefallen ist mir namentlich die wendung: *er ist so d u m m wie Laberenzens Kind;* die ursprünglichere nd. fassung lautet: *he is so l a n g as Lewerenzen sin Kind* Aber bei dem historischen Jakob Lewerenz paarte sich in der tat körperliche länge mit geistiger beschränktheit; vgl. C. F. Müller, Mecklenburger volksmund (Leipzig 1901) s. 66 fg.

Einen mangel der verdienstlichen und fördernden arbeit sehe ich in der von W. gewählten anordnung des stoffes. Wol unter dem einfluss der von Ries vertretenen anschauungen hat er eine gliederung nach form und bedeutung der syntaktischen gebilde versucht. Es ist ihm aber keineswegs gelungen, hier eine reinliche scheidung herzustellen. Zahlreiche verweisungen von einem teil auf den andern werden nötig, viel zahlreicher als W. sie gegeben hat. Die beobachtungen über die form der anrede erscheinen in beiden teilen (vgl. § 14 mit § 80), ohne dass man einen zweck dieser scheidung erkennt. Kann man die „vorbemerkungen" über das personalpronomen § 80, die von rein formalen dingen handeln, zur „bedeutungslehre" rechnen? Sie hätten unbedingt in den ersten teil gehört; aber dort ist freilich vom pronomen überhaupt nicht die rede, ebenso wenig vom adjectivum. Auch sonst wird oft zusammengehöriges getrennt; vgl. z. b. § 46 fgg. mit § 91 fg. So gut wie die in § 91 fg. behandelten fälle des pronominalen genetivs von denen des nominalen geschieden sind, konnten auch alle anderen verwendungen des pronomens von denen des substantivums getrennt werden, was zum glück nicht geschehen ist.

Ein anderer punkt, in dem ich nicht mit dem verf. einverstanden bin, ist die abgrenzung von schriftsprache und mundart. Er betrachtet vieles als mundartlich, was auch der schriftsprache angehört. Die grenze ist gewiss oft schwer zu ziehen. Aber wer wird dem verf. zugeben, dass substantiva wie *horcher, sparer* und ähnl. von der schriftsprache „gemieden" werden? Das sprichwort vom horcher an der wand ist doch völlig schriftdeutsch. Oder wer will glauben, dass *er kennt die gegend, er weiss es* mundartlich sei, während es in der schriftsprache heissen müsse: *er ist der gegend kundig, er ist sich dessen bewusst?* Einen sehr merkwürdigen eindruck macht es, wenn immer wider davon die rede ist, dass gewisse erscheinungen in der mundart „gemieden" werden, während die schriftsprache sie anwendet. Das könnte ja zu der ungeheuerlichen ansicht verleiten, als ob die mundart mit bewusster absicht ein in der schriftsprache vorliegendes gebilde umgewandelt habe! Noch missverständlicher ist es, wenn z. b. s. 44 gesagt wird: „Besonders dann bleibt die apposition u n v e r ä n d e r t, wenn sie . . ." oder s. 43 geradezu: „*drei freunde, E., A. und W., waren da* wird u m g e w a n d e l t in *drei freunde waren da, sie hiessen E., A. und W.*"! Und so an vielen stellen des buches. Eine solche art, „unsere schriftsprache als ausgangspunkt zu nehmen" (vorwort), ist nicht bloss „unzulänglich", sondern geradezu irreführend.

KIEL. OTTO MENSING.

The modern German relatives „*das*“ and „*was*“ in clauses dependent upon substantivized adjectives. By Starr Willard **Cutting.** University of Chicago: The decennial publications. Vol. VII. Chicago (S. A.) 1902. 21 s.

Die kleine schrift legt beredtes zeugnis ab von dem eifer, mit dem man jenseits des oceans auch einzelproblemen der deutschen syntax nachgeht. Es ist eine sehr diffizile frage, die der verf. in angriff genommen hat; sie verlangt, ganz abgesehen von der wissenschaftlichen beurteilung, ein gefühl für die sprache wie man es bei einem ausländer kaum voraussetzen wird. Es handelt sich um den wechsel der relativpronomina *das* und *was* in sätzen, die sich an substantivierte adjectiva anschliessen (nicht: von ihnen „abhängen“, wie der englische titel besagt), also um fälle wie: *das gute, das ich zu tun vermeine* (Less. Nath. 2998); *das beste, was man hat* usw. Der verf. geht von einer note Curmes zur Nathanstelle aus, in der behauptet wird, dass im 18. jh. in diesem falle *das* gebraucht sei, während der moderne sprachgebrauch hier *was* bevorzuge. Die richtigkeit dieser behauptung prüft nun der verf. an einem ziemlich umfangreichen material. Er hat schriften von Hauptmann, Heyse, Keller, C. F. Meyer, Nietzsche, Raabe, Schopenhauer, Spielhagen, Sudermann und Wildenbruch durchmustert, im ganzen 7368 seiten. Davon kommt auf Schopenhauer nicht viel weniger als die hälfte, auf Nietzsche reichlich $^1/_6$; denn diesen schriftstellern misst Cutting eine besondere wichtigkei bei „because of their reputation as masters of the formal resources of the German language and because of the presumable frequency and accuracy with which professional philosophers would employ the locution under consideration“. Aus diesen quellen verzeichnet Cutting etwa 274 einschlägige fälle und sucht auf grund dieses materials eine statistik des modernen sprachgebrauchs aufzustellen, aus der er dann seine schlüsse zieht. Ich will mit dem verf. nicht darüber rechten, ob die auswahl der schriftsteller passend, ob besonders die starke bevorzugung Schopenhauers berechtigt ist. Ich will auch nicht die frage aufwerfen, ob das benutzte material zur gewinnung sicherer ergebnisse ausreicht; für eine einzelfrage, wie sie hier vorliegt, ist die aufgewendete mühe an sich gewiss gross genug. Aber ich muss mich auf das entschiedenste gegen die art aussprechen, wie Cutting „statistik macht“. Ich habe schon widerholt zur grössten vorsicht bei der aufstellung und verwertung der syntaktischen statistik gemahnt und muss das wider tun. Wenn es sich darum handelt, zwei sprachliche erscheinungen nach der häufigkeit ihres vorkommens zu vergleichen, so können sich nur dann richtige zahlen ergeben, wenn wirklich analoge fälle verglichen werden. Es dürfen vor allem nicht solche fälle zum beweis des überwiegens der einen erscheinung über die andere herangezogen werden, bei denen dem schriftsteller garnicht die möglichkeit offenstand, die andere erscheinung zu wählen. Namentlich darf man nie aus dem auge verlieren, dass formale gesichtspunkte eine wesentliche rolle bei der wahl der syntaktischen erscheinung spielen. Dass z. b. rhythmus und reim in dieser beziehung mächtige faktoren sind, ist längst erkannt, wird aber namentlich von jüngeren syntaktikern noch immer nicht gebührend berücksichtigt. Für Cutting, der nur prosaschriften behandelt, kommen diese dinge nicht in betracht; wol aber könnte ich mir denken, dass etwa euphonische gründe bei der auswahl von *das* und *was* mitspielen. Aber ich will darauf keinen wert legen. Der fehler, den Cutting macht, ist viel elementarer. Es ist ja bekannt, dass das subst.-relative neutrum den *w*-stamm nur mehr im nom. und acc. *was* zur erscheinung bringt, während gen. und dat. ausschliesslich durch die formen des alten demonstrativums *das* gebildet werden. In diesen casus besteht also für den schriftsteller garnicht die möglichkeit einer auswahl. Er kann garnicht sagen: *das schlimmste,*

wessen ein gelehrter fähig ist (Cutting s. 11); er muss sagen: *viel festes, an dem er nicht gerüttelt haben will* (s. 12); *an wem* ist eine sprachliche unmöglichkeit. Ferner ist die verbindung des accusativs *was* mit präpositionen nicht zulässig: *das bleibende, ohne welches es unzusammenhängend wäre* (nicht: *ohne was;* s. 15); *das unmögliche, vor das er sie gestellt* (nicht: *vor was;* s. 16). Alle diese fälle sind bei der häufigkeitsstatistik auszuscheiden. Tut man das und nimmt die vom verfasser selbst namhaft gemachten stellen hinzu, an denen statt des mit präposition verbundenen pronomens die zusammengesetzten formen *wobei, worüber* usw. erscheinen, so ergibt sich ein erheblich verändertes bild. Von den 24 unter II a. aufgeführten beispielen sind 7 auszuscheiden (also fast ein drittel!); von den 156 unter II b. genannten stellen müssen 48 fallen (also wider annähernd ein drittel!). Und danach verändern sich natürlich auch die ergebnisse im einzelnen (s. 16 fgg.) nicht unbedeutend. Immerhin geht aus dem von Cutting zusammengebrachten material so viel mit sicherheit hervor, dass die behandelten schriftsteller die tendenz zeigen, nach vorausgehendem superlativ das ältere *das* zu meiden und es durch *was* zu ersetzen. Das wird noch deutlicher, wenn man nicht nur die oben berührten fälle ausscheidet, sondern auch die positive mit *all*, die Cutting m. e. mit unrecht den superlativen gleichstellt, ausser anschlag bringt. Dann ergibt sich ein verhältnis von 50 : 12 zu gunsten von *was* (statt 53 : 24 nach Cutting). Unter den 12 verbleibenden „*das*"-*clauses* sind aber dann noch mehrere, in denen wegen der rein appositionellen geltung des relativsatzes wenigstens nach meinem sprachgefühl *was* nicht wol möglich war (vgl. s. 11 nr. 11). Die zahl der für eine vergleichende statistik wirklich in betracht kommenden fälle von *das* nach superlativ schrumpft dadurch auf ein minimum zusammen. Ich halte es für wahrscheinlich, dass sich dieses zurückweichen des relativen *das* bei den neueren schriftstellern unter dem einfluss der umgangssprache und der mundarten vollzieht. Sprechen wird nicht leicht jemand: *das ist das beste, das es gibt,* und der niederdeutsche dialekt kennt das ursprüngliche demonstrativum, das er sonst wie das hochdeutsche als relativum verwendet, in dieser verbindung überhaupt nicht; es kann nur heissen: *dat is dat beste, wat gift.*

Auf die geschichtliche entwicklung der differenzierung zwischen *das* und *was,* die manches interessante bietet, ist Cutting nicht eingegangen. Er stellt aber „a detailed examination of earlier writers" in aussicht. Es wäre zu wünschen, dass er diese untersuchung ausführte. Dadurch würden manche ergebnisse der vorliegenden schrift erst ins richtige licht treten, vorausgesetzt, dass sie in dem oben angedeuteten sinne nachgeprüft würden.

Die jüngste arbeit über die deutschen relativpronomina, die abhandlung von Kock in Lunds Universitets Årsskrift bd. 37 (Afd. 1 nr. 2 1901) konnte Cutting wol noch nicht benutzen.

KIEL. OTTO MENSING.

Erik Björkman, Scandinavian loan-words in Middle English. Part II. (= Studien zur englischen philologie hg. von Lorenz Morsbach. XI.) Halle, Max Niemeyer 1902. 8°. s. 193—360. 5 m.

Im ersten teil seiner untersuchung[1] hatte B. durch das studium der untrüglichen lautlichen merkmale eine feste grundlage für die beurteilung der menge, der örtlichen und zeitlichen verbreitung der nordischen lehnwörter im me. zu gewinnen

1) Vgl. Zeitschr. 35, 96.

getrachtet. Im vorliegenden schlussteil wendet er sich nun den chronologischen und geographischen kriterien zu. Diese sind für sich allein unzureichend und unzuverlässig und nur im engsten zusammenhang mit den lautlichen kriterien verwendbar.

Schon festzustellen, ob ein wort in einer der beiden sprachen in älterer zeit vorhanden war oder fehlte, ist schwierig, weil ein schluss aus dem schweigen der uns erhaltenen sprachquellen riskiert wäre. Es erhebt sich somit die frage: wann dürfen wir die tatsache, dass ein mittelenglisches, an den lauten nicht als entlehnt sich erweisendes, wort erst nach der skandinavischen eroberung auftritt, als einen beweis für seine herkunft aus dem nordischen anerkennen? Darauf lässt sich ungefähr folgendes antworten:

1) Die sicheren lehnwörter finden sich vorzugsweise in den litterarischen denkmälern des östlichen mittellandes und des nordens. Begegnet also ein verdächtiges, im nordischen belegtes wort nur in diesen beiden, aber in keinen anderen me. mundarten, so ist die wahrscheinlichkeit seiner nordischen abstammung verhältnissmässig gross.

2) Der nordische einfluss kann sich in den genannten dialecten auch insofern äussern, als er dazu beigetragen hat, echt englischen im absterben begriffenen wörtern neues leben einzuhauchen. Wenn also ein wort auch im westsächsischen häufig war, in den anglischen dialecten der me. zeit dagegen nur in denkmälern begegnet, die auch sonst starke nordische einwirkung verraten, so ist es in diesen vermutlich nordisches lehnwort.

3) Der umstand, dass zu einigen verdächtigen wörtern im niederdeutschen entsprechungen vorhanden sind, beweist nicht, dass das me. wort aus einem ae. hervorgegangen ist. Denn aus dem material des ersten teils ergibt sich unzweifelhaft, dass bei einer nicht unbeträchtlichen anzahl von sicheren lehnwörtern im niederdeutschen und im altenglischen entsprechendes vorhanden war. In texten also, wo die sicheren lehnwörter besonders zahlreich sind, werden wir solche wol niederdeutsch, aber nicht ae. nachweisbaren wörter als sehr wahrscheinlich aus dem nordischen entlehnt ansehen dürfen. Mit anderen worten: auf das vorhandensein von entsprechungen im deutschen kommt viel weniger an als auf die geographische verbreitung der wörter im me.

B. stellt nun zwei listen von wörtern, in alphabetischer ordnung, auf; die erste von solchen wörtern, deren entlehnung mit rücksicht auf ihre locale und zeitliche verbreitung als ziemlich sicher gelten kann; die zweite enthält solche wörter, bei denen die wahrscheinlichkeit der entlehnung geringer ist. Über die schwierigkeit, zwischen beiden gruppen eine genaue grenzlinie zu ziehen, gibt sich B. keiner täuschung hin; er glaubt aber versichern zu können, dass mindestens 90 % der wörter in der ersten und wenigstens 75 % in der zweiten liste absolut richtig eingereiht seien. Solche wörter, welche bisher in den wörterbüchern ohne stichhaltigen grund als nordisch bezeichnet waren, hat B. meist einfach stillschweigend übergangen, nur für einige wenige hat er in einem anhang seine ablehnende haltung motiviert. Auch hier, wie im ersten teile, zeichnet sich die erörterung der einzelnen wörter durch umsicht und besonnene zurückhaltung aus, namentlich werden immer, wo sprachliche tatsachen zum entscheid nicht ausreichen, die kulturellen beziehungen sorgfältig berücksichtigt. So gelingt es dem verf. für eine reihe von bisher gar nicht oder mangelhaft erklärten wörtern einleuchtende etymologien aufzustellen, z. b. für *bīke* „nest von wilden bienen oder wespen“, *būnen* „bereitmachen“, *dingen* „schlagen“, *almus* „almosen“, *arrow* „pfeil“, *biker* „becher“, *fonned*, ne. *fond*; *kenbowe*, ne. *akimbo*. Gelegent-

Hier ergibt sich auch für das ae. eine berichtigung bisher giltiger meinungen, z. b. der nachweis, dass ae. *cēcel (< *kokilo)*, nicht *čēcel*, wie Kluge tut, anzusetzen ist. Weniger überzeugend scheint mir die behandlung derjenigen wörter, welche auf grund der oben unter 3) angeführten überlegung trotz der im deutschen vorhandenen correlate unter die nordischen lehnwörter gerechnet werden. Da manche von ihnen überhaupt selten litterarische verwendung finden, ist das fehlen in den denkmälern der älteren zeit und der vom nordischen einfluss wenig berührten landesteile noch kein beweis für nichtvorhandensein im englischen. Jedenfalls spricht doch schon das auftreten in zwei weit auseinander liegenden zweigen des germanischen, dem nordischen und dem deutschen, für gemeingermanischen ursprung. Dahin möchte ich z. b. *craulen* rechnen, von B. auf ein westskand. *krafla* zurückgeführt. Dem entspricht ein hochdeutsches *krabelen*, noch jetzt im schweizer. *kräblə, krābəlig* fortlebend, in der schriftsprache durch *krabbeln* verdrängt. Man könnte sich wol vorstellen, dass ein me. *craulen* sich aus ae. * *crafelian* oder etwas ähnlichem in der gleichen weise entwickelt hätte, wie *hawk, nauger* < *hafuc, nafugār*. Ähnlich liegt die sache wol mit *dank* = „*wet, watery*“, dem das schweiz. *tänk* = „weich und feucht“, „nicht genügend ausgebacken“ (vom teige) wird gleich gesetzt werden dürfen. Zu *tōm* ist zu bemerken, dass es wahrscheinlicher lehnwort ist, als nicht; ae. *tōm* findet sich nur in demjenigen teil des sog. „Crist“, der auch sonst spuren von niederdeutschem einfluss im wortschatz aufweist.

Im dritten, *Miscellaneous notes* überschriebenen capitel gibt B. zuerst eine kurze übersicht über die geschichte der nordischen einfälle und eroberungen. Dann erhebt er die frage, wie lange die in England niedergelassenen Skandinavier ihre eigene sprache beibehielten. Bei dem völligen mangel äusserer zeugnisse ist es unmöglich, in diesem punkte über vermutungen hinauszugelangen. Manches scheint daraufhin zu deuten, dass das scandinavische im 11. jh. noch gesprochen wurde; wahrscheinlich waren aber die in England meist von englischen müttern geborenen nordleute früh schon zweisprachig. Drei perioden der invasion lassen sich unterscheiden:

1. 787—860: vereinzelte einfälle, sprachlicher einfluss verschwindend gering.
2. 860—990: die Engländer werden in einzelnen bezirken, welche völlig unter die herrschaft starker scandinavischer ansiedlungen gelangen, genötigt nordisch zu lernen, namentlich die frauen; deren kinder werden dann zweisprachig.
3. 990—1016: der sprachliche einfluss kann nur vermutungsweise geschätzt werden. So viel scheint sicher, dass während der politischen eroberung durch die Dänenkönige die Engländer und die beiden ersten schichten nordischer einwanderer zu einer politischen einheit verschmolzen waren, dass Knut in seiner gesinnung mehr Engländer als Däne war und dass demgemäss das englische die sprache des hofes blieb. Mit solcher auffassung steht B., wie man sieht, im gegensatz zu den anschauungen von Förster in Anglia, beibl. 11, 242.

Im zweiten abschnitt des dritten capitels „*The dialectal provenience of the Scandinavian loan-words*“ fasst B. unter hinweis auf die in seiner früher veröffentlichten specialabhandlung über diesen gegenstand gegebene begründung die ergebnisse jener arbeit und seiner jetzigen erneuten untersuchung zusammen in zwei nach der herkunft der wörter aus dem west- bezw. ostnordischen geschiedene wortlisten.

Den schluss bildet eine kurze lautlehre der lehnwörter d. h. die geschichte der nordischen laute im englischen munde. Reichhaltige und zuverlässige indices sorgen dafür, dass man ohne mühe die menge von belehrung, welche aus dem vortrefflichen

buche sich gewinnen lässt, sich zu nutzen machen kann. Es bleibt zu wünschen, dass nun in gleich behutsamer weise der einwirkung des nordischen auf die englische syntax nachgegangen werde.

BASEL. GUSTAV BINZ.

Bonner Beiträge zur anglistik herausgegeben von **M. Trautmann.** Heft 11. Bonn, P. Hanstein 1901. 154 s. 5 m. Sammelheft: Die stabende langzeile in den werken des Gaweindichters von Joseph Fischer. — Zur quellen- und verfasserfrage von Andreas Crist und Fata von Johannes Bourauel. — Zum zweiten Waldherebruchstück von Moritz Trautmann. — Zur mittelenglischen stabzeile von Joseph Fischer und F. Mennicken.

Trautmann vertritt die ansicht, dass die allitterierende langzeile des me. nicht, wie bisher fast allgemein angenommen wurde, ein viermal gehobener, sondern ein siebentaktiger vers sei. Seine theorie haben zwei seiner schüler auf grund einer eingehenden durcharbeitung zweier me. dichtungen zu stützen gesucht, Franz Mennicken in seiner abhandlung über versbau und sprache in Huchowns Morte Arthure (Bonner beiträge zur anglistik, heft 5) und Heinrich Steffens mit seinem aufsatz über das versmass der *Wars of Alexander* (ebenda heft 9). In ähnlicher weise will hier, s. 1—64, Joseph Fischer zeigen, dass auch die stabende langzeile des Gaweindichters ein siebentakter ist, um dann den stand der sprache des dichters aus dem versbau zu erschliessen. Im letzten beitrag dieses sammelheftes (s. 139—154) wehren sich Fischer und Mennicken vereint für ihre ansichten gegen die schweren bedenken, welche Luick in seiner anzeige der von Trautmann und von dem mit ihm in metrischen dingen sich berührenden Kaluza angeregten metrischen untersuchungen (Anglia, beibl. 12, 33 bis 49) erhoben hatte. Mit genehmigung der redaction dieser zeitschrift beschränke ich mich für die me. partien dieses sammelheftes auf diese kurze inhaltsangabe und referiere nur über die auf das ae. bezüglichen teile ausführlicher.

Bourauels arbeit zerfällt in zwei teile; im ersten beschäftigt er sich mit den quellen zum Andreas, zu Crist I und zu den Schicksalen der apostel. Trotz einer sehr eingehenden widererwägung aller in betracht kommenden umstände ist es B. nicht gelungen, für den Andreas zu sicheren positiven ergebnissen zu gelangen und den streit, der sich im wesentlichen bloss noch darum dreht, ob der dichter dem griechischen original der *Πράξεις Ἀνδρέου καὶ Ματθαίου* oder einer lateinischen bearbeitung gefolgt sei, zur entscheidung zu bringen. S. 117 fasst B. seine resultate in folgende vier sätze zusammen:

1. Es ist zwingend bewiesen, dass das gedicht Andreas aus dem uns bekannten Leukios'schen material allein nicht entstanden ist.
2. Sollte der dichter nach einer lat. bearbeitung der Praxeis gedichtet haben, so war eine solche erforderlich, die der Hs. C. mehr gerecht wird, als die von Bonnet veröffentlichte.
3. Es ist nicht erwiesen, dass der dichter des Andreas nur nach lateinischen quellen gearbeitet habe.
4. Die quellen des gedichtes „Andreas" sind die *Πράξεις Ἀνδρέου καὶ Ματθαίου* unter heranziehung der hl. schrift, der hagiographie, die teilweise lateinisch vorgelegen haben muss, und klassischer so wie nationaler dichtung.

Die richtigkeit des ersten satzes bezweifle ich; erwiesen hat B. meines erachtens nur, dass keine der noch vorhandenen griechischen hss. unmittelbar die quelle gewesen

sein kann. Wenn man aber bedenkt, in wie manchen punkten sich das gedicht gemeinsam mit der erst dem 15. jh. entstammenden hs. C von den übrigen hss. unterscheidet, so ist die möglichkeit nicht von der hand zu weisen, dass es einmal eine redaction gegeben habe, die auch die wenigen von keiner erhaltenen griechischen hs. überlieferten zuge des gedichtes enthielt. Dass der dichter eine griechische hs. benutzt haben müsse, hat übrigens B. auch nicht bewiesen; im gegenteil, seine ausführungen zeigen, dass einige einzelheiten übrig bleiben, die uns bis jetzt nur aus lateinischen quellen, namentlich dem Martyrium Matthaei, bekannt sind. Wenn auch nicht geleugnet werden soll, dass die kenntniss der griechischen sprache im 8. jh. in England so verbreitet war, dass die möglichkeit der benützung einer griechischen schrift zugestanden werden kann, so ist damit noch lange nicht bewiesen, dass der verfasser des Andreas griechische kenntnisse verrate. Lateinische bearbeitungen der *Πράξεις* haben existiert. Das kann ja auch B. angesichts des von Bonnet entdeckten fragmentes einer wörtlichen, B — nicht C, wie Förster, Arch. st. n. spr. 91, 202 fgg. meinte — nahestehenden übersetzung nicht leugnen. Warum sollte nicht ebenso gut einmal eine lateinische bearbeitung von C oder einer vielleicht dem Andreas noch näher kommenden redaction vorhanden gewesen sein können? Diese vermutung liegt gewiss ebenso nahe als der schluss, dass griechische und lateinische schriften nebeneinander den inhalt des Andreas vermittelt haben, und macht ausserdem die annahme einer grösseren anzahl von quellen, die mir für einen dichter bedenklich scheint, der doch nicht eine kritische geschichte schreibt, sondern den stoff da nimmt, wo er ihn am bequemsten zubereitet findet, überflüssig.

Viel klarer und wirklich überzeugend ist das ergebniss der quellenuntersuchung zu Crist I. Es tut dem verdienst von Bourauels arbeit keinen abbruch, dass schon vor ihrem erscheinen Cook in der einleitung seiner Cristausgabe den wesentlichsten teil seiner entdeckung vorweggenommen hat. Die von beiden unabhängig von einander erreichte übereinstimmung ist im gegenteil erfreulich; sie stellt den nachweis genügend sicher, dass Crist I auf dem lectionale, graduale, antiphonarium, missale und hymnarium der gregorianischen liturgie beruht. Einige erweiterungen und ausschmückungen sind nach B. der heil. schrift, den kirchenvätern und christlichen dichtern, besonders Sedulius, Fortunatus, Gregorius und Ambrosius entnommen. In kleineren einzelheiten weicht B. von Cook mehrfach ab, in der regel, wie mir scheint, mit annehmbarer begründung.

Die quellen zu Crist II bedurften, da sie schon von Dietrich genügend aufgedeckt worden sind, keiner erneuten untersuchung. Mit den quellen zu Crist III hat sich B. leider nicht befasst.

Was die Schicksale der apostel anbelangt, so kommt die vom dichter beobachtete reihenfolge der apostel derjenigen der Notitia des Hieronymus am nächsten; für die orte hält er sich sogar genau an Hieronymus. Die Notitia wird also das grundwerk gewesen sein, auf dem mit hilfe der schrift Isidors *De vita et obitu sanctorum* und des Martyrologium des Beda der dichter sein werkchen aufbaute. Ausserdem vermutet B. als wahrscheinliche quellen das *Breviarium apostolorum* und die *Πράξεις Θωμᾶ*, letztere vielleicht in lateinischer übersetzung. Aber die notizen über Jacobus Zebedaei und Thomas, die ihn dazu veranlassen, waren abgesehen von dem namen *Gad* auch in der nach Herzfeld spätestens um 750 verfassten lateinischen vorlage des ae. Martyrologiums enthalten. Die folgerung aus zeile 63 *wē þæt gehyrdon þurh hālige bēc*, dass der dichter zur abfassung mehr als eines buches bedurfte, halte ich bei der formelhaftigkeit jener worte nicht für erlaubt.

Die erörterung der verfasserfragen bringt wenig neues. Für den „Crist“ tritt B. der überzeugenden argumentation von Trautmann und Blackburn bei: er teilt ihn somit in drei von einander unabhängige teile und hält bloss das mittlere gedicht, Crist II (= v. 440—867) für cynewulfisch. Er meint dagegen, dass die annahme, dass Crist I und III Cynewulf zum verfasser haben, des wissenschaftlichen beweises ermangle. Als neue gründe gegen Cynewulfs autorschaft von Crist III nennt er den umstand, dass Crist III über die behagliche breite, wie wir sie bei Cynewulf zu finden pflegen, weit hinausgehe, und ferner, dass die zeilen 1217—1336 das ungewöhnliche bieten, dass 17 sätze nacheinander mit dem zweiten teile der langzeile enden, was in keinem cynewulfschen werke sich widerfinde. Gegen Cynewulf lassen sich nach meiner meinung noch bessere sprachliche gründe geltend machen. Crist III weist im wortschatz und syntax starken niederdeutschen einfluss auf, auch werden nicht wenige metrisch unvollständige verse vollkommen regelmässig, wenn man sie ins altsächsische übersetzt, wie ich dies des näheren einmal begründen zu können hoffe, wenn ich mehr musse dazu finde.

Dass auch im streit um die verfasserschaft des Andreas und der Fata B. sich auf die seite seines lehrers Trautmann stellt, ist begreiflich. Er wird aber diejenigen, die bis jetzt nicht an die richtigkeit von Trautmanns meinungen über diese dinge geglaubt haben, kaum umstimmen. Von der beobachtung ausgehend, dass für die Sch A das material nicht weither zusammengeholt werden musste, wol aber — nach der quellenuntersuchung — für den Andreas, meint B., das *samnode wīde* der zweiten zeile könne unmöglich auf die Sch A allein bezogen werden, sondern es müsse ein umfänglicheres werk im auge haben, eben den Andreas in verbindung mit Fata. Das sage der dichter auch ganz deutlich im runenrätsel der Fata, wo z. 98 *þās fitte* nicht als accus. sing., sondern als accus. plur. zu fassen sei. In Andreas und Fata zusammen könne man drei, aber auch nur drei abschnitte zählen, sinn wie äussere auszeichnung durch illuminierte anfangsbuchstaben zwingen dazu, nämlich die abschnitte, die mit Andreas v. 1 und 1478 und mit Fata v. 1 anheben. Diese drei abschnitte machen zusammen ein harmonisches ganzes aus und das werde durch *galdres begang* ausgedrückt. Schluss: I. Cynewulf, der verfasser der Fata, ist ebenfalls der verfasser des Andreas. II. Andreas und Fata bilden in der absicht des dichters ein einziges, dreiteiliges gedicht. Gegen diese deutungen von *samnode wīde, þās fitte* und *galdres begang* hat schon Barnouw im Arch. st. n. spr. 108, 371 fgg. sich ausgesprochen und ich kann mich seiner ablehnung im ganzen nur anschliessen.

S. 133—138 gibt Trautmann einige nachträge zu seinen im 5. hefte gemachten besserungsvorschlägen zum texte der Walderebruchstücke. II, 7 will er nicht mehr wie dort das überlieferte *golde gegirwan* in *wolde gegildan*, sondern in *golde gegildan* ändern. Dass diese tautologie wirklich anschaulicher, dichterischer sein soll, kann ich nicht glauben, und auch die behauptete abhängigkeit des infinitivs *gegildan* von *onsendan* gewinnt durch den hinweis auf den satz *ic Bēda sende grētan* nicht an wahrscheinlichkeit. Sollte der vers einmal *golde gegirwad gimma inlēan* gelautet haben? — II, 10 schlägt Tr. für *fīfla geweald* vor *fiþera geweald*, somit „fort enteilte Dietrich durch die kraft der flügel.“ Dass Widia dem Þeodric hätte flügel leihen können, davon berichtet uns die sage rein nichts: ohne ein solches zeugniss aber bleibt Trautmanns conjectur phantastisch. — II, 19 soll jetzt *gēapneb* durch *gearwod* statt *gegerwed* ersetzt werden: nach form und inhalt befriedigt der vorschlag wenig. — II, 23 will Tr. *mē* statt *nū* lesen. — Nach II, 28 mit Rieger eine lücke anzunehmen, scheint Tr. jetzt nicht mehr nötig, da durch die einfache einschiebung

von *hie* hinter *hi* von v. 28 alles in ordnung komme. In den dunklen v. 29 hofft Tr. einiges licht zu bringen mit seinem gedanken, dass *ǣr* aus einem das vorausgehende *earnunga* wideraufnehmenden *āre* entstellt sei.

BASEL. GUSTAV BINZ.

Ergebnisse und fortschritte der germanistischen wissenschaft im letzten vierteljahrhundert. Im auftrage der gesellschaft für deutsche philologie hrg. von **Richard Bethge.** Leipzig, O. R. Reisland 1902. LXXVIII, 618 s. 12 m.

Die im jahr 1877 zu Berlin begründete gesellschaft für deutsche philologie hatte den zweck, die Berliner germanisten zu persönlichem gedankenaustausch zu verbinden und ihre mitglieder mit den neusten erscheinungen auf dem gebiet der deutschen philologie bekannt zu machen. Von der gesellschaft gewünschte referate weckten das interesse, diese arbeit auch für weitere kreise nutzbar zu machen: so reifte der plan zu dem von der gesellschaft seit 1879 herausgegebenen „Jahresbericht über die erscheinungen auf dem gebiete der germanischen philologie.“ Gegen diese publikation ist der ernste einwand erhoben worden, dass sie nicht sachlich genug gehalten sei, dass werturteile ausgesprochen werden, wo inhaltsangaben erwünscht wären. So könnte jemand vermuten, dass es mit dem vorliegenden werk ähnlich bestellt sei. Und diese vermutung ist nicht ganz unzutreffend. Statt eines registerwerkes hat sich die gesellschaft entschlossen, zur feier ihres 25 jährigen bestehens eine art von catalogue raisonné ausarbeiten zu lassen. Längere oder kürzere trockene registernotizen sind fast auf jeder seite zu finden; gelegentlich hat ein bearbeiter den 25 jährigen ertrag in reiner registerform vorgelegt (s. 239—243), wider ein anderer hat rubriken gebildet und mechanisch sein material aufgeteilt (s. 593 fgg.), aber alle haben sich in zusammenfassender revue zu einer beurteilung der leistung im letzten vierteljahrhundert erhoben.

Die urteile sind recht verschieden ausgefallen. Das ist auch nicht zu verwundern, wenn man sich der hochweisen stimmen erinnert, die in den letzten jahren widerholt mahnend und warnend sich haben vernehmen lassen. Fortschritte der germanistischen wissenschaft? Wer soll denn daran glauben? Trostlos sieht es aus; verwilderung und verwahrlosung ist die signatur der zeit. Nur wenige bevorzugte geister hüten streng das erbe einer besseren vergangenheit. . . . Diese melodie fehlt auch in dem chorus der Berliner gesellschaft nicht. „Sollen wir nicht gefahr laufen, allen boden unter den füssen zu verlieren, so muss das seit jahren beliebte spiel mit geistreichen einfällen und glänzenden phantomen der bescheidenen, aber soliden philologischen arbeit wider weichen: denn ehe die könige bauen können, haben die kärrner zu tun“ so schreibt Elias Steinmeyer auf s. 237. Anders klingt dass urteil des herausgebers, der sein referat über altertumskunde mit dem bekenntnis schliesst „dass wir zweifellos in diesen letzten jahrzehnten weit über den standpunkt des wissens in den siebziger jahren hinausgekommen sind. Und nicht bloss für die zahlreichen einzelfragen gilt dies, sondern die ganze betrachtungs- und behandlungsweise ist zu grösserer besonnenheit, vielseitigkeit, vorurteilslosigkeit gereift; die grenzen des erkennbaren und nicht erkennbaren sind deutlicher zum bewusstsein gekommen . . . im vertrauenden hinblick auf die tüchtigen und strebsamen kräfte, die wir heute in der germanistik an der arbeit sehen, wagen wir die hoffnung zu hegen, dass eine nicht ferne zukunft uns die erfüllung . . . bringe“ (s. 576. 578). Wie reimt sich das zusammen? Wo der eine unbesonnenheit und unsolidität sieht, bewundert der andere ein höheres mass von

besonnenheit und vorurteilslosigkeit . . . Was hat es bei solcher divergenz der anschauungsform und des urteils für einen nutzen, über ergebnisse und fortschritte der wissenschaft beinahe 45 bogen lang zu schreiben?

Und doch liegt die erklärung nahe genug. Es ist der ewig sich erneuernde gegensatz zwischen den alten und den jungen. Die alten — nicht nach den lebensjahren gerechnet —, denen es nicht gegeben ist mit der heranwachsenden generation in geistesgemeinschaft verbunden zu bleiben, hängen ihr herz an die gute alte zeit, die jüngern wollen es den alten gleichtun — aber auf ihre weise und weil die so ganz anders ist, verlieren die alten den geschmack daran. Wir jüngeren gestehen es dem weisen alter willig zu, dass wir die torheiten, die wir begangen haben sollen, verbrochen haben, aber wir sind alt genug, um zu erkennen, dass wir nicht nur dummheiten gemacht haben und dass es zu allen zeiten ähnlich hergegangen ist. Wo wir phantomen nachgejagt haben, ist vielleicht die fährte für den nachfolger ein pfadweiser zum erfolg; wo wir positives geschaffen haben, wird lebendige entwicklung über kurz oder lang das ganze fördern (vgl. jetzt C. Kraus, Metrische untersuchungen über Reinbots Georg s. 6). Man verhehle sich nicht, dass eine neue generation allerorten in der wissenschaft heraufkommt. Diese neue generation sieht die dinge vielfach anders als die ältere generation; sie sieht vieles nicht mehr oder vernachlässigt vieles, worauf früher das auge eingestellt werden musste; sie sieht aber auch das eine oder andere, was früher noch nicht entdeckt worden war: ich erinnere an die glänzenden entdeckungen vom fortleben des antiken romans im mittelalter und an die ebenso moderne erkenntnis, dass die sog. spielmannsromane nicht weniger reich mit märchenmotiven gesättigt sind als die höfischen romane. Dass ein dem jugendlichen nachwuchs und seinen wissenschaftlichen zielen völlig entfremdeter, gelahrter herr, der s. 579fgg. über deutsche heldensage und heldendichtung berichtet, für solch evidente erkenntnisse nur hohn und spott hat — obwol er schliesslich doch den fortschritt zugeben muss (s. 605) — ist die gleichgiltigste sache der welt. Man kann freilich die sachlage nicht wol beurteilen, wenn man so einseitig bei der deutschen philologie hängen bleibt, wie es die beurteiler des vorliegenden bandes getan haben. Es glaubt doch im ernste niemand, dass die deutschen philologen auf einem isolierschemel stehen. Die intellektuelle kultur wandelt sich und gleichzeitig brechen sich auf den verschiedensten gebieten wissenschaftlicher bestrebungen neue anschauungsformen bahn. Das herkömmliche system philologisch-historischer methode hat einen schweren stoss bekommen, als man auf dem Forum Romanum den lapis niger und seine unterirdische, majestätische umgebung bloss legte. Wer da verfolgt hat, wie diese entdeckung auf die der ältesten geschichte Roms nachdenkenden gelehrten gewirkt hat, der wird wissen, dass hier das unzulängliche der traditionellen philologisch-historischen methode geradezu beängstigend empfunden worden ist. Das vertrauen auf das, was den stolz der älteren generation bildete, das vertrauen auf das, was man zu ihrer zeit unter philologischer kritik verstand, ist aufs schwerste erschüttert und es drängt sich wider einmal die empfindung auf, dass die geistigen kräfte des menschen nicht auf das prokrustesbett der logik und des satzes vom zureichenden grunde gespannt werden dürfen, dass neben den höheren die niederen seelenkräfte ihr recht fordern.

Mit einer flott componierten ouvertüre „Die entwicklung der germanistischen wissenschaft im letzten viertel des 19. jahrhunderts“ eröffnet Th. Siebs den bunten reigen. Es wird sodann gehandelt über sprache und metrik (s. 3—187. 609—618), über litteratur (s. 191—495), über realia (s. 499—608). Über allgemeine sprach-

wissenschaft berichtet Hermann Hirt; über gotisch (s. 26) Richard Loewe; über deutsche grammatik (Althochdeutsch von Holz s. 37. Mittelhochdeutsch von Schayer s. 40. Neuhochdeutsche schriftsprache von Scheel s. 45. Niederdeutsch von Seelmann s. 60. Mundarten von Loewe s. 75) und englische grammatik (Altenglisch s. 89, Mittelenglisch s. 99 und Sprachgeschichte s. 110 von Dieter; Neuenglische grammatik von Koch s. 126) gelangen wir zu den skandinavischen sprachen (s. 139 von Gebhardt) und zur metrik (von Saran s. 158). Weit umfangreicher ist der abschnitt „Litteratur“: Allgemeines von Löschhorn (s. 191). Althochdeutsch von Steinmeyer (s. 201). Mittelhochdeutsch: übergangszeit von v. d. Leyen (s. 237), blütezeit (s. 256), prosa (s. 280), schauspiel (s. 287) von Bötticher; lyrik von Kinzel (s. 289); das 16. jahrh. von Bolte und Luther (s. 300). Englische litteratur: Allgemeines von Koch (s. 325), altenglische prosa von Koch (s. 330), altenglische poesie von Dieter (s. 343), mitttelenglisch von Koch (s. 374). Skandinavische litteratur von Mogk (s. 438). Volksdichtung von Petsch (s. 477). Dürftiger ist der dritte abschnitt unter dem seltsamen titel „Realia“ ausgefallen: Volkskunde von Petsch (s. 499); mythologie von Schullerus (s. 506); altertumskunde von Bethge (s. 523); heldensage und heldendichtung — gehören diese unter Realia? — von Rödiger (s. 579). Leider fehlt ein register.

Die einzelnen abteilungen sind sehr ungleichmässig gearbeitet, wie schon der wechselnde umfang zeigt (der beste artikel ist meines dafürhaltens der von Willy Scheel über die forschungen auf dem gebiete der nhd. schriftsprache). Über den nutzen des buches wird zwiespältigkeit herrschen (man berücksichtige, dass nur oder fast ausschliesslich die im jahresbericht verzeichnete litteratur behandelt ist), zumal werden, wie schon ausgeführt wurde, die auf die taxierung der geleisteten arbeit abzielenden urteile anfechtbar erscheinen: weichen doch die berichterstatter unter einander geradezu drastisch ab (vgl. z. b. über Kelle s. LIII fg. mit s. 236). Unter solchen umständen darf ich mich wol auf eine nur das allgemeinste berücksichtigende musterung der von Siebs verfassten allgemeinen übersicht beschränken. Ich kann nicht finden, dass der berichterstatter in genügender weise den gehalt der zeit erfasst hätte und beginne mit dem elementarsten, mit der formulierung unseres arbeitsprogramms (vgl. z. b. Burdach in der Deutschen litteraturzeitung 1898, 271 fgg.). Ich finde hierüber sowenig referiert als über prinzipielle fragen insgesammt. Es steht aber keineswegs so, dass jene programmatischen forderungen nur den wert von postulaten besässen. Die ausweitung eines einseitig deutsch-philologischen betriebs zu dem, was man mittelalterliche philologie genannt hat, ist in einzeluntersuchungen zur tatsache geworden (ich erinnere an die arbeiten von W. Meyer, aber auch an kleine, charakteristische studien von Edward Schröder, von denen wir nichts zu hören bekommen). Wie weit ist jetzt die berührung mit der lateinischen litteratur gediehen! Wie ganz anders als je zuvor sind jetzt quellenstudien im werte gestiegen. Das erste und oberste philologische gesetz lautet: du sollst quellenstudien treiben. Dieser wahlspruch hat früchte eingetragen und den gewaltigen umschwung im betriebe der litteraturgeschichte eingeleitet, von dem wir in dem buche der Berliner gesellschaft da und dort zu hören bekommen. Bei Siebs ist das interesse vornehmlich der grammatik zugewendet: er meint „auf litterar-historischem gebiet ist von einem eigentlichen wandel der methode während des letzten vierteljahrhunderts nicht zu reden“ (s. L); die litteraturgeschichte habe sich „angeschlossen an die geschichte und die klassische philologie“ (s. LII), während gerade das umgekehrte richtig ist und in den letzten 25 jahren zum ersten mal eine ganz wesentliche befruchtung der klassischen philologie von der mittelalter-

lichen philologie ausgegangen ist[1]. Bis auf Müllenhoff und Scherer war man auch in unserem fache der meinung, die textkritik sei nun einmal nicht sauber zu handhaben, wenn man nicht das kritische geschäft, das klassische philologen bei lateinischen klassikern besorgen, übernehme. In der gegenwart steht die sache wesentlich anders: die klassischen philologen haben ihre arbeit nicht bloss den klassikern sondern auch, wenn ich es so bezeichnen darf, volkstümlichen texten zugewendet; sie haben erkannt, dass volkstümliche texte sich nicht nach den grundsätzen kritisch bearbeiten lassen, die bei werken des klassisch-rhetorischen stils sich bewährt haben; sie haben gefunden, dass es denkmäler gibt, bei denen man die frage nach dem „echten text" gar nicht stellen kann, weil die überlieferung über eine mehrzahl von recensionen nicht hinausführt. Was wir beim Nibelungenlied erlebt haben, dass von einem „echten" text nicht mehr die rede sein kann, dass wir nur die recensionen zu erreichen vermögen — das ist das neue. Hier hat uns die klassische philologie im stich gelassen. Textkritik steht heute in zweiter linie; jeder philologe, der sich nicht mit heissem ringen um die textgeschichte bemüht, hat seinen lohn dahin. Diese wendung von der textkritik zur textgeschichte ist ein ganz ausserordentlicher fortschritt — wo berichtet uns Siebs davon?

Seine belesenheit erweist sich auch in anderen stücken als viel zu dürftig. Er handelt über „induktive poetik" (s. LII), spricht in ziemlich hohen tönen von dem buche Scherers — aber nicht von dem, was in ganz anderem massstabe Dilthey geleistet hat. Die arbeit über die einbildungskraft des dichters ist einmal im buche erwähnt — nichts weiter. Hier rächt sich bitter, dass man sich an die listen des jahresberichts gehalten hat. Obwol die anderen fundamentalen untersuchungen Diltheys nicht im jahresbericht genannt sind, spielen sie doch mit und wo man über die fortschritte philologisch-historischer erkenntnisse spricht, müssen sie in erster linie genannt werden. Aber man wird recht bescheiden in seinen ansprüchen, wenn man auf den blättern, wo von volkskunde, mythologie und heldensage etc. die rede ist (s. LIX fgg.), die schriften Useners vergebens sucht und über die durch ihn wesentlich geförderte religionsgeschichtliche betrachtungsweise nichts erfährt: der leser weiss nicht wie ihm geschieht, dass in einem anhängsel auf s. LXIX plötzlich von dem bedürfniss nach einer quellenmässigen darstellung der bekehrungsgeschichte geredet wird. Wo so unzulängliches geboten wird, wäre es doch in der tat besser gewesen, die gesellschaft für deutsche philologie in Berlin hätte sich darauf beschränkt, einen generalindex zu den bisher erschienenen bänden des jahresberichts herauszugeben.

1) Der glänzendste beleg ist hierfür bekanntlich Traubes Regula Benedicti, die ich nur von Steinmeyer (s. 218) erwähnt finde.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Gudrun. Die echten teile des gedichtes nach Karl Müllenhoffs text übersetzt von **Ernst Martin.** Mit bildern von Julius Jürss. Strassburg i. E., J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel) 1903. 59 s. 4. geb. 6 m.

Die grosse zahl der schon vorhandenen Gudrunübersetzungen vermehrt sich mit der vorliegenden um eine gute neue. Von einem trefflichen kenner des gedichtes verfasst, zeigt sie natürlich vollständiges verständnis des originals, zeichnet sich aber auch durch gefällige, leicht fliessende verse aus.

Bedauern muss ich nur, dass der verfasser seiner bekannten anschauung von der entstehung des gedichtes auch bei dieser übersetzung rechnung getragen und dem-

gemäss nur die von Müllenhoff für echt erklärten strophen aufgenommen hat. Für meine person könnte ich mir freilich keinen beredteren zeugen für die richtigkeit meiner entgegengesetzten auffassung wünschen als diese übersetzung. Ich denke doch, kein leser von einigem stilgefühl wird glauben mögen, dass eine dichtung wie die hier zusammengestellte je existiert habe, in der die behagliche breite der erzählung innerhalb jeder strophe in so schreiendem widerspruche steht zu den teilweise unleidlichen sprüngen zwischen den einzelnen strophen. Es ist, als hätte jemand einen bunten teppich mit einer schönen figurenreichen composition in lauter lappen geschnitten und nun mit ausscheidung aller verbindenden glieder überall nur diejenigen stücke wider aneinandergenäht, auf denen jeweils die höhepunkte der action dargestellt sind. Das gibt denn naturgemäss ein sehr unerfreuliches resultat, da die linien an den nähten nirgends zusammenstimmen wollen.

Das buch ist vortrefflich ausgestattet. Die beigegebenen illustrationen bieten in ihrem ornamentalen teil recht löbliches; den figuralen compositionen lässt sich dagegen leider nichts gutes nachsagen. Sie zeigen ein süssliches heroentum im stile P. Thumanns, aber ohne dessen technisches können. Dass auch moderne kunst dem gedichte etwas abgewinnen könnte, hat Eduard Engels gezeigt.

FREIBURG I. BR. FRIEDRICH PANZER.

Wortkritik und sprachbereicherung in Adelungs wörterbuch. Ein beitrag zur geschichte der neuhochdeutschen schriftsprache von dr. **Max Müller.** [Palästra XIV.] Berlin, Mayer u. Müller 1903. 100 s.

Die arbeit ist eine Berliner dissertation von 1900, die jetzt vollständig gedruckt vorliegt. Der verfasser hat sich die aufgabe gestellt, die grundsätze zu erörtern, nach denen Adelung in der behandlung des für ihn allgemein giltigen wortschatzes verfuhr. Müller gibt zunächst einen überblick über die geschichte des Deutschen wörterbuches von den grundlegenden plänen, forderungen und bestrebungen Schottels und Leibnizens bis zu Adelung, dessen 'Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen wörterbuches der hochdeutschen mundart' in den jahren 1774—1786 in erster auflage erschien. Ad. wollte kein allgemeines deutsches wörterbuch liefern, sondern nur die gewählte umgangs- und schriftsprache zur darstellung bringen. Der befremdliche ausdruck 'hochdeutsche mundart' und der damit verbundene begriff, den Ad. wegen der durch die stürmer und dränger drohenden sprachlichen gefahr zur rettung der einheitlichen nhd. schriftsprache sogar auf die veredelte meissnische mundart im zeitraume von 1740—1760 einschränken wollte, riefen den heftigsten widerspruch der neueren schriftsteller hervor. Es kam zu dem letzten kampf, der sich um die geltung und abgrenzung unserer schriftsprache entspann und in dem Sachsens vorrangstellung endgiltig gestürzt wurde.

Weiter orientiert uns M. über die von Ad. citierten litteraturdenkmäler und autoren aus ahd., mhd. und nhd. zeit. Als eine durchaus prosaische und unkünstlerische natur gestand Ad. von vornherein der schönen litteratur nur einen bescheidenen einfluss auf die ausbildung der sprache zu. Ihrer bedeutung entsprechend sind einzig die Minnesänger, Luthers bibelübersetzung und Opitz angeführt, weit über ihren wert der Theuerdank, Gellert und Dusch. Die zahlreichen lexikalischen vorarbeiten aller art von den ahd. glossen an hat Ad. aufs genaueste ausgenutzt. M. führt das gesamte in frage kommende quellenmaterial mit hinreichender charakterisierung an. Neben den im 18. jahrhundert bekannten in- und ausländischen wörterbüchern ist

auch eine grosse anzahl von sprachlichen einzelstudien verwertet. Nach der etymologischen seite hielt sich die tätigkeit Ad.s in lautlichen dingen allerdings auf einem sehr niedrigen niveau; es fehlte ihm jegliche historisch-grammatische schulung. Dagegen wusste er infolge seiner reichen allgemein sprachlichen und kulturhistorischen kenntnisse oft interessante beiträge zur entstehungs- und bedeutungsgeschichte der wörter zu geben. Ausserordentlichen fleiss verwandte er auf die klarstellung der grundbedeutung der wörter durch sorgfältige definitionen und auf die auffindung der sinnlichen bedeutung. Wenn er auch hierbei ebenso wie bei der schwierigen darlegung der bedeutungsübergänge in der figurenlehre oder bei der abgrenzung der bedeutungssphären der synonyma manchen missgriff tat, so erkennen wir doch oft genug sprachgefühl und verständnis für das leben und weben der sprache. Allzukritisch und engherzig zeigte sich Ad. aber bei der abschätzung der würde einzelner wörter wie ganzer redensarten. Von den fünf von ihm unterschiedenen sprachklassen schloss er die 'ganz pöbelhafte' vollständig aus seinem wörterbuche aus, und auch die 'niedrige' nahm er nur zum teil auf. Infolge der mattheit und prüderie, deren er sich nicht selten zur wahrung der würde der edlen schreibart schuldig macht, ist bei seiner grossen autorität leider manches gut deutsche wort aus der gesellschaftssprache verschwunden. Fremdwörter hielt er nur erlaubt für fremde gegenstände oder notwendige begriffe, die im hochdeutschen keinen namen haben; doch wies er jede verdeutschung, die einem bereits eingeführten fremdwort nicht gerecht wird, als unberechtigten purismus ab. An geschickt gewählten beispielen veranschaulicht M. die wortkritik.

Gegen die sprachbereicherung durch den neuen stil verhielt sich Ad. im ganzen recht ablehnend. Während gerade das 18. jahrhundert aus sachlichen, sprachlichen und ästhetischen rücksichten die archaismen begünstigte, verwarf er alle wörter und wendungen, die sich nicht schon im allgemeinen gebrauch befanden, als veraltet und aus der übung gekommen. In der zweiten auflage hat er allerdings manches radikale urteil gemildert und zum teil zurückgenommen. Zahlreiche von M. nach kategorien geordnete beispiele zeigen, wie viele von den uns heute durchaus geläufigen wörtern Ad.s bannspruch traf. Noch feindseliger stellte sich Ad. natürlich bei seiner engen auffassung des hochdeutschen gegen die provinzialismen. Die wahrung der einheit des hochdeutschen ging ihm über alles, und sein wörterbuch sollte eben gerade den echt hochdeutschen sprachschatz festlegen. Auch hier begegnen wir einer stattlichen reihe bekannter wörter, die Ad. als nd. oder obd. ablehnte. Gebührenden raum wies er dagegen den neubildungen zu, die sich durch klarheit, correctheit und geschmack auszeichneten. Er gab auch selbst die rechten mittel und wege zur weiteren sprachbereicherung an. Bei den substantiven nahm er neubildungen mit *-er, -ner, -nis, -ling, -ung, -heit, -keit* auf, wenn er sie auch im einzelnen auf grund seines feinen klanggefühls einer genauen prüfung unterzog. Für kaum noch fruchtbar hielt er zusammensetzungen mit *-schaft* und *-tum*. Unter den adjectiven erkennt er die endung *-sam* als besonders zu neubildungen geeignet; daneben in sehr verschiedenem sinne und umfange *-icht, -ig, -isch, -lich, -los, -bar*. Bei den verben endlich hat er eine vorliebe für neubildungen auf *-eln* und *-ern*, mit *ent-, er-, ver-* und für die verba ornativa mit *be-*, während er sich den übrigen compositis mit *be-, er-* und den verkürzungen der participialcomposita gegenüber ziemlich ablehnend verhält. Auch hier bietet M. überall ausreichende belege.

Die arbeit zeigt in allen teilen genaue kenntnis und sichere beherrschung der einschlägigen litteratur und ist bei dem mühsamen, durchaus zuverlässigen quellen-

studium ihres verfassers als ein willkommener beitrag zur geschichte der nhd. schriftsprache zu begrüssen.

ALTONA-BAHRENFELD. ERNST DIETRICH.

Die Wormser geschäftssprache vom 11. bis 13. jahrhundert. Von **Johannes Hoffmann.** Acta Germanica VI, 2. Berlin, Mayer u. Müller 1903. 92 s. 2,80 m.

Nach entfernung der für sprachliche untersuchungen unbrauchbaren stücke bleiben für das elfte jahrhundert nur drei, für das zwölfte fünfzehn Wormser lateinische urkunden, für die zeit vor dem jahr 1016 stehen gar keine zur verfügung. Die deutschen urkunden beginnen mit dem jahr 1283 und bilden nur einen geringen bruchteil des im ganzen 282 nummern zählenden materials. Das sprachliche beobachtungsgebiet ist also, besonders für die frühere zeit, sehr beschränkt, für die althochdeutsche ganz verschlossen. — Der verfasser ist manchen erscheinungen nicht gerecht geworden, wodurch die sonst fleissige arbeit leider entstellt wird. So ist gleich zu beanstanden, dass zu wenig zwischen lateinischer und deutscher schreibung unterschieden wird. Eigennamen wie *Warnerus*, *Mahthildis*, *Maȥȥelini*, *Aȥȥelin*, mit nichtumgelauteten *a*, § 1, 4, *Lodewicus* § 5, 33, *Roricus*, *Rodolfus*, *Roberti*, *Cono*, *Conrad(us)* § 15, 3 mit *o* statt *uo* sind latinisiert und beweisen nichts für deutschen lautstand. Es bestand seit der Merovingerzeit eine feste kanzleitradition und dazu gehörte auch die orthographie der eigennamen, ausserdem ist im ganzen mittelalter die päpstliche kanzlei das vorbild für die übrigen gewesen, natürlich auch wider mit ihren latinisierten eigennamen. *Warnerus*, *Maȥȥelinus*, *Aȥȥelin* stammen also aus der zeit vor dem *i*-umlaut des *a* und *Warnerus* z. b. lässt sich von den Merovingischen denkmälern an bis ins spätere mittelalter verfolgen. Diese dem festen gefüge der lateinischen gelehrtensprache eingereihten unveränderlichen typen, die grossenteils mit derselben vocalisation in die romanischen sprachen aufgenommen waren (ital. z. b. *Lodowico*, *Rodolfo*, *Roberto*, *Corrado*), giengen neben den der sprachlichen entwicklung unterworfenen deutschen wie *Wernher*, *Kuonrât* usw. her.

Ähnlich ist auch *Warmacia* nicht ein dialectwort, in welchem *o* vor liquida in *a* übergegangen (§ 4, 2), sondern es steht neben *Wormacia* als etymologisch berechtigte form, ist schon früh belegt und kommt häufig vor (vgl. Oesterley, Histor.-geograph. wörterb., sp. 785[a]). *Wormacia* ist die keltisch-lateinische form, *Borbetomagus*, *Warmacia* die germanisch-latinisierte, in welcher keltisch *o* > *a* geworden wie in *Moguntia* zu *Maguntia* > **Meginȥa* > *Megenȥe*, *Mênȥe* und *Mainȥ*, deren nebeneinander der verfasser § 1, 1 richtig darstellt; wie ferner in *Vogesen* und *Wasgenwald*, wie *Lobodunburg* und *Laudenburg* > *Lâdenburg* (§ 14, 1; *Lobodunburg* wurde zu *Laudenburg*, indem keltisches *o* in germ. *a*, ferner *b* in *w* übergieng wie im anlaut von *Borbetomagus* zu *Wormeȥ*; aus **Lawadun*- wurde *Laudun*- und endlich wurde *au* > *â*, *Lâdenburg*, gemäss pfälzischem lautwandel).

Unter *ei* > *ê* § 11, 3 werden verschiedene fälle vermengt, der übergang von *ei* > *ê* in nicht hypttoniger silbe wie in *-heim* > *hêm* > *en*, *einander* > *enander*, und der von *egi* > *ê* in *Mênȥe* aus **Meginȥa*, da *egi* im Mainzischen zu *ê* wurde, vgl. *segit* > *sêt* (Hermann Fischer, Zur geschichte des mhd., s. 28), und vielleicht auch in *Menkemere* neben *Meinkemmere* 'Maikamer' und in *Mengotus* — *Megingôȥ*; zu *Henricus* vgl. Scherer, Zs. f. d. a. 21, 474 fgg., Edw. Schröder, Anz. f. d. a. 27, 98, Manitius, Sexti Amarcii serm. libri IV, s. IX, zu *Helemannus* Beitr. 22, 292 fg.

In *Umesheim* '*Eimsheim*' § 8, 3 ist *U* nicht aus *î* durch folgenden labial verdumpft, sondern der ort heisst schon ursprünglich *Uminesheim* (Förstemann II, 1434), und ebenso wenig ist *u* in *dupstal* aus *ie* verdumpft, wie aus Kluges Wörterbuch unter 'dieb' zu ersehen. — In *Gumbraht, Gerbrahteshuson* (a. 1016), *Adelbraht* § 2, 2 entspricht das *a* wol nicht dem *ë* von *-bëraht*, insofern *Gumbraht* aus *Gumbrëht* entstanden, sondern es hat seinen grund in dem mit der flexion wechselnden nebenton, nom. ac. *Gúndbèrht*, gen. dat. *Gúndberàhtes, Gúndberàhte* mit versetzung des nebentons durch die vorliebe des rhythmischen gefühls für regelmässige abwechslung von hebung und senkung (besonders im satzzusammenhang, vgl. *Gúndberàhteshùson* = x́xx̀xx̀x statt x́x̀xxx̀x), wodurch aus dem typus x́x̀xx ein typus x́xx̀x wurde. — *Dürenkein* 'Dürkheim' § 10, 2 ist mit unrecht unter den umlaut von langem *û* gekommen und in *vorandern* § 1, 4 hat nicht *nd* umlaut-hemmend gewirkt, da es ja eine gut mhd. form ist, die jedesfalls auf *verandarôn* zurückgeht, u. a.

Die frage nach dem sprachlichen charakter der schriftstücke, ob sie „lebendige mundart" oder „erstarrte kanzleiformen vermitteln", hat der verfasser als „müssig" bei seite geschoben (s. 1). Aber wenn man die deutschen urkunden nr. 183 und nr. 202 (bei Boos nr. 408 und nr. 429), von bischof Simon a. 1283 bezw. 1287, vergleicht mit nr. 274 und nr. 281 (bei Boos nr. 501 und nr. 508), von Joh. Holderbaum a. 1299 bezw. bischof Eberwin a. 1300, so fällt sofort ein bedeutender unterschied in der sprache auf, der doch eine erklärung verlangt. Nr. 183. 202 haben eine viel stärkere mundartliche färbung als nr. 274. 281, dort findet sich *ei* für *ë*, *reichte, deime* u. a. (§ 2, 1), *ei* für *i* in *reichtdere* § 3, 1 (oder vielmehr ebenfalls für *ë*, da nicht *rihter*, sondern *rehter* bezeichnet werden soll), *ei* für *ê* = *æ* in *steidte, bisteitdekeit* § 6, 3, *e* für *ei* in *en* § 11, 3, *chd* und *fd*[1] für *ht ft* § 30, 4, *ch* für *g* § 28, 8. 4, ferner ist *h* ausgefallen in *ûnretde, brayt* § 29, 5, in *azich* § 29, 6, endlich *bit* für *mit* § 22, 1, *neisten* für *nêhesten* § 6, 3: alle diese rheinfränkischen eigenheiten kommen in nr. 274. 281 nicht vor und die meisten begegnen überhaupt sonst nicht in diesen Wormser stücken ausser eben allein in 183. 202. Es sind also deutlich zwei verschiedene sprachliche principien zu erkennen, die zulassung und die vermeidung stark mundartlicher eigentümlichkeiten. Möglicherweise hat das vorbild der benachbarten Mainzer kanzlei mitbestimmend gewirkt, dass in den urkunden des bischofs Simon dem mitteldeutschen element so weiter spielraum gestattet wurde.

Wie zäh in der kanzleiorthographie an der überlieferung festgehalten wurde, zeigen schreibungen wie *Husun* a. 1173 (im anhang s. 91), dem noch *Liningun* aus derselben urkunde (Boos s. 70, 6) zuzufügen ist. Bei der aufzeichnung der vollen flexionsvocale s. 91 hätten auch *Fiormennin*, Boos s. 36, 2. 31, und *Scroufin* 36, 2, a. 1016, aufgenommen werden sollen, deren endung ursprüngliches *i* enthält, da es *î*-stämme sind wie die formen *Fiormenni*, Förstemann II, 500, und *Scroufi*, ebda. 1246, jetzt *Schreufe*, beweisen.

1) Die schreibungen *chd fd* und *dt td* sind insofern von weiterem interesse, als man an ihnen eine ununterbrochene tradition in der orthographie des Wormser dialektes beobachten kann, da sie schon in der Lorscher und Reichenauer beichte (doch *hd* statt *chd*) vorkommen, vgl. Braune, Ahd. gram., § 161, 3 und 5.

HEIDELBERG. GUSTAV EHRISMANN.

Das stereotype in den altdeutschen predigten. Mit einem anhang: Das predigtmässige in Otfrids evangelienbuch. Von **Albert Hass.** Dissertation. Greifswald 1903. (G. Fock, Leipzig.) 111 s. 1,20 m.

Die stereotypen erscheinungen, durch deren zusammenstellung der verfasser einen dankenswerten beitrag zum mhd. predigtstil gegeben hat, sind gruppiert nach den drei teilen der predigt, d. h. sie sind der reihe nach ausgezogen aus der paraphrase, der homilie und dem gebet, wobei die Benedictbeurer sammlung — das Speculum ecclesiae —, und die Weingartner als quellen benutzt sind. Man kann auch ein anderes princip für die anordnung dieser stereotypen formen wählen, man kann ausgehen von ihrem wesen, von dem zweck und der bedeutung, welche sie innerhalb des predigttextes haben. Dann ergeben sich folgende gruppen:

A. Formeln, welche zur technik der predigt gehören, technische formeln: 1. die anredeformel *mîne vil lieben*. 2. Quellenformeln, die zugleich als eingangs- oder übergangsformeln dienen können, wie z. b. *sanctus Lucas seit uns*, *diu buoch sagent*, *wir lesen an den buochen*, *unser herre sprichet*, *dannen sprichet sanctus David* und dergl. s. 18—28. 37. 3. Imperativische formeln, die eine ermahnung, aufforderung einleiten, zugleich auch den übergang zu einem andern teile bilden können, wie: *nu merket*, *nu vernemet*, *ir sult wizzen*, *nu bitten wir unsern herren* s. 25fg. 28. 41fg. 75fg. 4. Übersetzungs- und erläuterungsformeln: *daz kût* s. 42, mit *bezeichenen*, *betiuten*, *meinen*, *daz ist*, *dabi sculn wir merchen*, *wir wellin iu sagin* s. 46—59. 26fg. 5. Segensformel: *des helfe iu (uns) got* u. a. s. 86.

B. Stilistische und rhetorische figuren: Synonyma, zweigliedrige formeln s. 71 bis 73; antithese s. 70fg.; stehende beiwörter s. 68—70; stehende adverbia s. 80; ständige apposition s. 44fg.; frage s. 56; interjection s. 74fg.; reim s. 73.

C. Begriffe, die zum inhalt der betr. predigt gehören (*die menschait an sich nemen*, *diu gotes hulde*, *diu ware minne* s. 65—67), ferner die im gebet regelmässig widerkehrenden verba s. 81fgg.

Bei dieser einteilung liegt es nahe, nach dem ursprung der betr. stereotypa zu suchen. Die erste gruppe (A) gehört zum notwendigen bestand der predigt. Diese formeln sind bestimmt, eine lehre, erklärung oder ermahnung auszudrücken, sie richten sich also direct an den hörer und gehen somit unmittelbar aus der definition der predigt hervor. Diese lautet nach Alanus de Insulis, Summa de arte praedicatoria cap. I, Migne 210, 111 fg.: *De praedicatione, quid sit et qualis esse debeat . . . Praedicatio est manifesta et publica instructio morum et fidei, informationi hominum deserviens . . . Publica debet esse, quia non uni sed pluribus proponenda est . . . Praedicatio enim est illa instructio quae pluribus fit* usw. Ihren ursprung haben diese formeln in der lateinischen predigt- und unterrichtssprache (vgl. Zs. f. d. wortforschung 2, 127).

Die figuren der zweiten gruppe (B) dienen zum rhetorischen schmuck und sind natürlich ebenfalls zum teil dem lateinischen predigtstil entnommen. Die regeln dafür hat wol Surgant, dieser allerdings erst im zeitalter der renaissance, am übersichtlichsten zusammengestellt. Er behandelt sie unter dem capitel der Amplificatio, Consideratio XVI, wo die synonyma empfohlen werden, Multiplicatio synonimorum (tertio modo, Basler ausgabe von 1552 fol. XXV[a]), desgleichen die interjectionen, d. i. die Exclamatio, fol. XXXIII[b]; die antithese, Contentio (*color qui conficitur ex contrariis*), fol. XXXIII[a], und die anapher, d. i. die Repetitio, fol. XXXIII[a] (diese figur hat Hass nicht berücksichtigt, auch ist sie nicht häufig und ohne rednerische wirkung verwendet; doch z. b. Spec. eccl. s. 52 *ir sult . . . ir sult . . .*; s. 185 *ir habet ouch . .*

ir habet ouch ... Dem gegenüber kann die beliebtheit der stehenden beiwörter (wie hier *der guote S. Stephan, der leidige vîant* u. a.) vom deutschen sprachgefühl eingegeben sein, denn sie gehört schon zum stil der germanischen allitterationspoesie; ebenso sind die titulierungen *herre, frouwe,* wie *her Abraham, vrou Eva* s. 44 fg., deutsch, in naiver übertragung des alltäglichen sprachgebrauchs auf die erzväter und heiligen.

Die dritte gruppe (C) umfasst nicht formelle grundbestandteile der predigt sondern theologische begriffe, die in jedem werke geistlichen inhalts bei gleicher gedankenentfaltung auftreten können.

Die sitte der prediger, den lateinischen text des leichteren verständnisses wegen durch einen erklärenden oder erweiternden zusatz zu glossieren, bespricht der verfasser s. 28 fgg. unter belegenden beispielen. Das gehört zu den erfordernissen einer guten predigt, und auch hierfür hat Surgant eine regel, Consideratio XVIII, Regula XIV (fol. XXXIX[a]): *In vulgarisando auctoritates adductas interdum aliquid expositive addi expedit, et hoc pro meliori et clariori et intelligibiliori vulgarisatione* ... Das ist die freie art der übersetzung, mit der Notker die psalmen behandelt, und die Williram im Prologus zu seiner paraphrase des Hohen liedes als princip aufgestellt hat: *magis sensui quam verbis tam in versibus quam in teutonica operam dedi* (Seemüller s. 2, 30). Endlich ist auch die erklärung biblischer eigennamen wie z. b. *Abraham, daz kuit vater vil mangir diete* (Hass s. 42 fg.) von Surgant in sein handbuch aufgenommen, als Nominis interpretatio, in Consid. XVI primo, fol. XXIII[a] (mit dem beispiel *Israel interpretatur videns deum* . . .).

Fördernd für die beurteilung von Otfrids sprachkunst ist der nachweis, wie sein stilistischer sinn unter dem einfluss der predigt stand, s. 89—107. Besonders in den symbolischen und moralischen auslegungen tritt dieser lehrhafte predigerton stark hervor. Doch darf man den einfluss der predigt bei ihm nicht zu hoch einschätzen. Vieles, was daran erinnert, stammt aus seiner ganzen theologischen schulung, und predigt und schule sind überhaupt nicht streng zu trennen.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Behaghel, Otto: Der Heliand und die altsächsische Genesis. Giessen, Rickersche verlagsbuchhandlung 1902. 48 s. 1,50 m.

Diese eindringende, Hermann Paul zur feier seines professorenjubiläums dargebrachte, untersuchung geht von der bisher ungeklärten streitfrage aus, ob die Genesisfragmente der vaticanischen handschrift dem dichter des Heliand zuzuschreiben seien oder nicht. Behaghel ist zu dem nämlichen ergebnis gelangt wie Sievers (Zeitschrift 27, 538): es könne fernerhin nicht zweifelhaft sein „dass der verfasser der Genesis ein anderer ist als der des Heliand und dass der bearbeiter der alttestamentlichen stücke ein nachahmer des Helianddichters war, der mit dem dargebotenen material freilich ungeschickt genug gewirthschaftet hat“ (s. 47). Besonderes gewicht legt Behaghel auf den bei präpositionen und conjunctionen zu tag tretenden sprachgebrauch; er verzichtet mit recht auf feststellung lautlicher differenzen und behandelt die der Genesis eigenen besonderheiten im wortschatz (nomina und verba) sowie in einzelnen constructionen und syntactischen formen, wobei ihm die materialsammlungen seiner Heliandsyntax zu gute kamen. Stilgeschichtlich spielen die eigentümlichkeiten der variation und der widerholung herein (s. 25 fgg.); mangelhafte herrschaft über die mittel des ausdrucks werden durch eine reihe von einzelnheiten belegt, die wie Behaghel meint, auch unter berücksichtigung des quellenmaterials sich nicht rechtfertigen lassen

(s. 36 fgg.). Fast ein drittel der ganzen dichtung (s. 15) hat im Heliand nicht ihres gleichen und wenn auch alle abweichungen nicht dieselbe beweiskraft haben, so begrüssen wir doch Behaghels treffliche studie als die erste arbeit, die dem interessanten problem in grösserem umfang gerecht geworden ist. Das resultat, zu dem sie gelangt ist, entspricht der zuvor auch von mir vertretenen auffassung (Literaturbl. 1895, sp. 49; Zeitschr. 32, 509).

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Die altenglischen metra des Boëthius herausgegeben und mit einleitung und vollständigem wörterbuch versehen von **Ernst Krämer**. (— Bonner beiträge zur Anglistik hrg. von M. Trautmann. Heft 8). Bonn, P. Hanstein 1902. 150 s. 8°. 4,50 m.

Von der übertragung der metrischen teile der Consolatio philosophiae des Boëthius in ae. allitterierende verse erscheint jetzt innerhalb kurzer zeit die dritte ausgabe. Man mag bedauern, dass auf ein unzweifelhaft minderwertiges denkmal so viel kraft verwendet wird; aber man muss Krämer das verdienst zuerkennen, einen text hergestellt zu haben, der den früheren ausgaben in vielen einzelheiten überlegen und wegen mancher glücklichen besserungen vorzuziehen ist. Auch die beigaben, einleitung und wörterbuch, legen von der gewissenhaftigkeit und sorgfalt des herausgebers rühmliches zeugnis ab. Freilich hat er kaum für alle dieses denkmal betreffenden fragen die endgiltige antwort gefunden, namentlich in der verfasserfrage ist K. kaum über seine vorgänger hinausgekommen; seine metrischen und sprachlichen untersuchungen, welche den wortschatz und die syntax ausser betracht lassen, genügen dazu nicht. Die ansicht Leichts, dass das prosaische vorwort zur übersetzung nicht von Alfred geschrieben sein könne wegen der art und weise, wie der verfasser desselben sich in gegensatz zum könige stelle, meint K. mit der entgegnung zu entkräften, es scheine ihm recht gut möglich, dass der schriftsteller Alfred sich in der ersten person dem könig Alfred in der dritten person gegenüberstelle. Das klingt doch zu spitzfindig. Die sicherheit, dass Alfred auch das poetische vorwort geschrieben habe, gewinnt K. auf grund einiger von Trautmann an der überlieferung desselben vorgenommenen änderungen, die vielleicht einige wahrscheinlichkeit für sich haben, aber doch nicht als grundlagen weiterer schlussfolgerungen dienen können. Nicht schwerer wiegt die berufung auf die tradition, die auch in anderen fällen, wie z. b. bei der Bedaübersetzung, dem könige die verfasserschaft zuschreibt, während doch sprachliche gründe sie ziemlich sicher ausschliessen. Sprache und metrum zeigen nach K.s übersicht nur so viel, dass die metren im süden um die zeit Alfreds entstanden sind; ob das original ws. oder kentisch war, lässt sich nach ihm nicht entscheiden. Das wörterbuch hat bei zahlreichen stichproben sich als zuverlässig erwiesen.

BASEL. GUSTAV BINZ.

J. Ernst Wülfing, Die syntax in den werken Alfreds des grossen. Zweiter teil. Zweite hälfte. Bonn, P. Hansteins verlag 1901. S. 251—712. 15 m.

Der schlussabschnitt von Wülfings grossangelegtem grammatischen werke, der hier leider verspätet zur anzeige gelangt, behandelt adverbia, präpositionen, conjunctionen (nur ganz kurz) und interjectionen. Nach derselben methode gearbeitet, wie die anderen teile, zeichnet sich auch dieser durch die schon früher bewährten vor-

züge aus: gründlichkeit, genauigkeit, sorgfalt in der sammlung und registrierung der grammatischen erscheinungen, klare, übersichtliche anordnung des materials. Das werk bietet mehr als der titel verspricht: ein in bezug auf die meisten redeteile (verba, pronomina, adverbia, präpositionen, conjunctionen, interjectionen), vollständiges und ausführliches glossar mit stellencitaten, einen systematischen commentar, ja man kann sagen, ein repertorium des sprachgebrauchs in den schriften könig Alfreds.

Das mit grossem fleiss gesammelte material liefert eine gute grundlage für die untersuchung von autorfragen, chronologischen und dialektproblemen, aber auch für grammatische und lexikalische erörterungen von allgemeinerem interesse.

Dankenswert, obwol für die syntax im engeren sinne nicht von belang, sind z. b. die genauen nachweise über das vorkommen der adverbia. Die verschiedenen altenglischen schriftwerke, frühere und spätere, prosa und poesie, weichen im adverbialen sprachgebrauch nicht unerheblich voneinander ab. Und es ist bemerkenswert, dass die übersetzung von Bedas Historia Ecclesiastica, die von Wülfing immer noch für ein werk könig Alfreds angesehen, von anderen gelehrten dem königlichen schriftsteller aus bekannten gründen abgesprochen wird, auch in dieser beziehung markante unterschiede gegenüber den unbestrittenen schriften aufweist. So sind die adverbia *geara, ælcor, semninga, holinga, huhugu* nach Wülfing im Beda mehrfach, zum teil sogar häufig belegt, scheinen aber in den unbestrittenen schriften gar nicht vorzukommen. Andererseits vermisst man im Beda die echt Alfredischen adverbia und adverbialformen *aweg* (Beda nur *onweg*), *ealneweg (alneg), endemest (emdenes), forneah.*

Gewiss kann hier zufall mitspielen, aber im verein mit anderen verdachtsmomenten erwecken solche differenzen doch ernste zweifel an der älteren annahme.

Der präpositionsgebrauch wird mit grosser ausführlichkeit erörtert. Die genauen angaben über vorkommen, rection, bedeutungsnuancen, stellung der präpositionen sind sehr verdienstlich. Nicht selten wird auch zum vergleich auf den sprachgebrauch anderer altenglischer prosadenkmäler verwiesen. Die vergleichung des sprachgebrauchs der poesie ist durch Greins Sprachschatz sehr bequem gemacht und aus diesem grunde wol von W. nicht berücksichtigt worden. Jedesfalls treten jetzt die unterschiede sehr deutlich hervor (z. b. in der viel häufigeren anwendung der präpos. *mid* gegenüber dem instrumentalis der poetischen denkmäler) und verraten das höhere alter, aber wol auch die abweichende mundart.

Die bekannten differenzen zwischen dem Beda und den unbestrittenen schriften Alfreds (*mid* cum accus., *in* statt *on*) werden durch die genauen nachweise Wülfings im wesentlichen bestätigt. Allerdings bringt W. auch aus Orosius, Cura Pastoralis, Boethius, einige ganz vereinzelte fälle von *mid* cum accus. bei, aber sicher und unzweifelhaft sind nur drei stellen, in welchen *mid* dem abhängigen fürwort nachfolgt. Bei dieser änderung der wortfolge tritt aber, wie Wülfing selbst hervorhebt, nicht selten änderung der rection ein.

Öfters kommt, auch in den unbestrittenen schriften, *in* statt der 'westsächsischen' präposition *on* vor, aber doch meist nur vor lateinischen eigennamen. Wenn Wülfing das ungleich häufigere *in* der Bedaübersetzung dadurch erklärt, dass der Beda das zuerst übersetzte werk Alfreds gewesen sei, in welchem er sich „noch nicht so weit von der engen abhängigkeit von der lateinischen vorlage losgerungen hatte“, so ist dagegen doch zu bemerken, dass gerade bei der anwendung von *mid* cum accus. im Beda sich keine spur einer solchen sklavischen abhängigkeit verrät. Wilh. Krohmer ist in seiner soeben erschienenen Berliner dissert. „Altenglisch *in*

und *on*" zu dem schlusse gekommen, „dass der gebrauch von *in* und *on* in den werken Alfreds eine mischung des wests. und angl. sprachgebrauchs ist und dass der rein wests. gebrauch von *on* erst mit den quellen des 10. jahrhunderts beginnt". Auch ich halte, wie schon früher bemerkt, könig Alfreds prosasprache nicht für reines westsächsisch.

Was die verwendung von postpositionen betrifft, so ergibt das zusammengestellte, wol erschöpfende material interessante beobachtungen, die von dem verf. selbst merkwürdigerweise nicht ausgenützt sind. Wülfing begnügt sich auf s. 679 mit der bemerkung, „dass in der regel die präposition vor dem von ihr erforderten casus steht, nur verhältnismässig selten dahinter, und dass in diesem zweiten falle, der meist beim relativen fürworte eintritt, häufig genug statt eines zu erwartenden anderen casus ein accusativ steht, selbst wenn er sonst bei derselben präposition nicht gefunden wird".

Die letztere bemerkung ist beachtenswert, aber doch nur für relativsätze und bei gewissen nicht ausschliesslich den dativ regierenden präpositionen (besonders *æfter* § 615 und *mid*) zutreffend. Vor *æt, be, from, of, to,* denjenigen präpositionen, die wegen ihrer dativrection hauptsächlich in betracht kommen, wird man kaum jemals, auch in relativsätzen, den accusativ statt des dativs finden. Die änderung der rection erklärt sich zuweilen wol daraus, dass an solchen stellen vielmehr ein verbalpräfix vorliegt, welches naturgemäss die bedeutung und rection des verbums modificiert.

Andererseits scheint zuweilen das relativum *ðæt* zur relativpartikel erstarrt zu sein. Es ist ferner bemerkenswert, aber meines wissens noch von niemandem hervorgehoben worden, dass nur solche präpositionen als postpositionen verwendet werden können, welche auch als adverbia noch in brauch sind: *æfter, æt, from, (geond?), mid, of* (selten), *ofer, on, to, under, ymbe.*

Nachstellung ist indessen nicht üblich bei *be, for* (wol aber bei *fore*), bei *in* nur ganz ausnahmsweise in poesie (wol aber bei *inne*), *oð, wið, ðurh.* Keine dieser präpositionen wird adverbial verwandt, wol aber *fore, inne.*

Die „nachstellung der präpositionen" verrät also deutlich eine mehr adverbiale function und schwerere betonung. Es ist begreiflich, dass gerade solche präpositionen, die schon in ihrer lautlichen form — vokalschwächung, verkürzung — die unbetontheit und proklitische function bekunden, wie *be, for,* keine derartige freiheit der stellung mehr haben. Ist etwa auch bei *in, oð, wið, ðurh* schwächung des vokals oder verkürzung anzunehmen? Die etymologie hat jedesfalls den umstand der ausschliesslich proklitischen function zu berücksichtigen.

Ein anderer bemerkenswerter, aber von Wülfing nicht hervorgehobener umstand ist, dass nach substantiven, in prosa wenigstens, keine postposition eintritt (die ganz vereinzelten, scheinbaren ausnahmen, die in § 687, 2 zusammengestellt sind, erfordern höchstwahrscheinlich eine andere erklärung, wie W. selbst zugibt), sondern nur nach schwachbetonten persönlichen oder relativen fürwörtern, oder nach der relativpartikel *ðe*. So heisst es z. b. regelmässig *cwæð him ðus to*, aber *Dryhten cwæð to Noe, he cwæð to ðæm folce.* Also stärker betonte postposition bei schwachbetontem nomen, aber schwachbetonte präposition bei stärker betontem nomen. Die verwendung von präpositionen und postpositionen scheint durch den natürlichen satzrhythmus bedingt zu sein (vgl. lat. *secum, quocum* etc.). In poesie freilich kommen postpositionen auch nach substantiven vor (z. b. *Scedelandum in, castdalum on, moncynne fram*). Aber solche ausnahmen bestätigen die regel, da auch hier die postposition meist auf schwächer betonte silbengruppen folgt.

Diese wenigen bemerkungen über einige herausgegriffene einzelfragen werden genügen um zu zeigen, welche fülle von anregungen und von stoff sich in Wülfings werk findet.

Anglicisten schulden dem bewährten forscher reichen dank.

BRESLAU. G. SARRAZIN.

Emily Howard Foley, The Language of the Northumbrian Gloss to the Gospel of Saint Matthew. Part I: Phonology. (= Yale Studies in English, Albert S. Cook editor, XIV). New York, Henry Holt and Co. 1903. VI, 81 s. $ 0,75.

Die grammatische bearbeitung der sog. Lindisfarne Gospels, einer der wichtigsten quellen des nordhumbrischen, hat in erwartung der von Cook seit jahren angekündigten grammatik dieses sprachdenkmals, lange niemand in angriff nehmen wollen. Als aber Cook die veröffentlichung immer wider hinausschob, begann die überzeugung von der dringlichkeit dieser aufgabe die rücksicht auf das scheinbar unsicher gewordene versprechen in den hintergrund zu drängen. Zuerst lieferte Elizabeth Mary Lea (jetzt Mrs. Wright) eine laut- und formenlehre des Markusevangeliums, dann unternahm das gleiche H. Füchsel für das evangelium Johannis; jetzt legt eine schülerin von Cook den ersten, die lautlehre umfassenden teil einer untersuchung der sprache der Glosse zum Matthäus vor; ein anderer schüler Cooks wird demnächst mit dem Lukasevangelium die reihe schliessen. Cook selbst hat, wie aus einer mitteilung Bülbrings im Literaturbl. f. germ. u. rom phil. 1904, sp. 14 hervorgeht, sich die immer noch wünschenswerte zusammenfassende übersicht der ergebnisse der vier einzeluntersuchungen vorbehalten. Wie die arbeiten von E. Lea und Füchsel, so ist auch diejenige von E. Foley durch fleiss und sorgfalt ausgezeichnet; es ist nur ein vorteil für den benutzer, dass sie nicht nach originalität trachtet, sondern sich aufs engste an die vorgänger anschliesst. So zeigen alle genau den gleichen gang der darstellung, indem sie, vom westgermanischen ausgehend, der anordnung der Grammatik von Sievers folgen, dabei aber die für die anglischen dialekte wichtigen arbeiten von Bülbring und Lindelöf immer gebührend berücksichtigen. Zahlreiche stichproben haben mir in bezug auf die zuverlässigkeit des vorliegenden heftes einen sehr günstigen eindruck erweckt, ohne mir zu erwähnenswerten bemerkungen anlass zu geben; ich glaube darum die arbeit allen denen, die sich für ae. grammatik interessieren, unbedenklich empfehlen zu dürfen.

BASEL. GUSTAV BINZ.

Eddica minora. Dichtungen eddischer art aus den Fornaldarsögur und anderen prosawerken zusammengestellt und eingeleitet von **Andreas Heusler** und **Wilhelm Ranisch.** Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus 1903. CX, 160 s. 5 m.

Die vorliegende ausgabe enthält folgende stücke: I. Das lied von der Hunnenschlacht, aus der Hervararsaga. II. Das Hervǫrlied, ebendaher. III. Die Biarkamál. IV. Das Innsteinslied, aus der Hálfssaga. V. Der Víkarsbálkr, aus der Gautrekssaga. VI. Das Hrókslied, aus der Hálfssaga. VII. Hiálmars sterbelied, aus der Ǫrvar-Oddssaga und der Hervararsaga. VIII. Hildibrands sterbelied, aus der Ásmundar saga kappabana. IX. Ǫrvar-Odds sterbelied, aus der Ǫrvar-Oddssaga. X. Das Valkyrjenlied, aus der Niálssaga. XI. Kleinere bruchstücke: A. Aus der vaterrache der Hálfdanssöhne. B. Aus dem kampf auf Sámsey. C. Aus der Heiðrekssaga. D. Aus

einem Starkaðliede. XII. Ǫrvar-Odds männervergleich, aus der Ǫrvar-Oddssaga. XIII. Útsteins kampfstrophen, aus der Hálfssaga. XIV. Ǫrvar-Oddr in Biálkaland, aus der Ǫrvar-Oddssaga. XV. Scheltgespräche Ketils und Gríms, aus der Ketils saga hœngs und der Gríms saga loðinkinna: A. Ketill und Gusir. B. Ketill und die hexe. C. Ketill und Framarr. D. Grímr und die hexen. XVI. Ásmundr auf der hochzeit, aus der Ásmundar saga kappabana. XVII. Hervǫr bei jarl Biartmarr, aus der Hervararsaga. XVIII. Lausavísur: A. Weissagestrophen aus der Hálfssaga, a) Vikars schicksal, b) Hiǫrleifr enn kvennsami. B. Weissagestrophen aus der Ǫrvar-Oddssaga. C. Strophe des haugbúi aus der Hálfssaga. D. Die strophen des trémaðr aus der Ragnarssaga. E. Besprechung eines trolls, a) in der Hálfssaga, b) in der Ketilssaga. F. Strophen aus der Ketils- und Grímssaga. G. Strophe des Refr aus der Gautrekssaga. H. Spottstrophen des Ánn bogsveigir. J. Strophen der Friðþiófssaga. XIX. Ein tanz, aus der Áns saga bogsveigis. XX. Katalogstrophen: A. Königskatalog, aus der Hervararsaga. B. Die Arngrímssöhne, aus der Ǫrvar-Oddssaga. XXI. Die Heiðreks gátur, aus der Hervararsaga. XXII. Die geizhalsstrophen, aus der Gautrekssaga. XXIII. Die Vǫlsistrophen, aus dem Vǫlsaþáttr der Flateyiarbók. XXIV. Die Buslubæn, aus der Bósasaga. XXV. Die tryggðamál, aus der Grágás, der Grettissaga und der Heiðarvígasaga.

Zu jedem stück gehört eine einleitung; ein glossar, das als supplement zu Gerings kleinerem Eddaglossar gedacht ist, und ein namenverzeichnis schliessen das ganze.

Es erschien mir am praktischsten, die inhaltsangabe vollständig hier wider zu geben, weil ich glaube, dass man so am besten einen eindruck von der reichhaltigkeit des dargebotenen erhält. Wie schon im titel angedeutet, stammt die hauptmasse der gedichte und einzelnen strophen aus den Fornaldarsögur, die zum teil noch einer neuausgabe harren, während einige von ihnen diese ja erfreulicherweise in neuester zeit gefunden haben. Am dringendsten bedurften einer solchen sicherlich die in ihnen eingestreuten gedichte, bruchstücke und einzelnen strophen. So war es denn ein glücklicher gedanke der beiden herausgeber, das ganze material, mit ausnahme von etwa 120 strophen einer 'jüngsten schicht', in denen 'die einstige empfindung für vers und sprache wie erstorben erscheint', zusammenzustellen und einer neuen kritischen behandlung zu unterziehen. Aus anderen quellen fügten sie sodann ein paar stücke hinzu, die sich nach form und inhalt anreihen. Was aber die tryggðamál, jene ihrem inhalt nach höchst poetischen formeln, durch die man jemandem schutz und frieden zusichert und den friedensbrecher mit den härtesten strafen und verwünschungen bedroht, hier sollen, ist schwer einzusehen. Selbst wenn man geneigt ist, den herausgebern zuzugeben, dass 'die sprache, die sich hier mit stabreim geschmückt hat, nach rhythmus, stil und inhalt gleichermassen poesie ist' (s. CIV), dass diese verse 'uns in deutlicher ausprägung eine niedrigere stufe der kunstübung vorführen, als die (sic!) von den liedern und epen eingenommen wird', dass wir es mit 'stehenden verspaaren gemischt mit unpaarigen kurzzeilen' (s. CV) zu tun haben, so wird man doch sagen müssen, dass inhaltlich dies rechtsformular ganz aus dem kreis der Eddica minora herausfällt. Für den dagegen, der sich der ansicht Finnur Jónssons (Arkiv f. nord. fil. 20, 86 fg.) anschliesst, wie ich es tue, nämlich dass das formular in feierlich-pathetischer form gehalten ist, in der allerdings allitteration und rhythmus eine grosse rolle spielen, so dass sogar zuweilen sich einzelne verse einstellen können, ist es von vornherein klar, dass die tryggðamál nicht zu den Eddica minora gehören. Weit eher hätten wir es verstanden, wenn die herausgeber die Krákumál und den, diesen wol nachgebildeten todessang des Ásbjǫrn hinn prúði aufgenommen hätten, die sich

inhaltlich der gruppe der todesgesänge anschliessen, deren metren zwar streng-genommen nicht zu den eddischen gehören, aber immerhin doch von den streng skaldischen abweichen, sich eine freiere behandlung gestatten, und, besonders die Krákumál, nur einen sparsamen gebrauch von der assonanz machen. Den auffallenden umstand, dass die strophen der Krákumál aus 10 linien bestehen, ist Finnur Jónsson (Litteraturhist. 2, 153) geneigt, aus nachbildung der Eddagedichte zu erklären, und zwar der form jener gedichte, wie sie die überlieferung des 12. jahrhunderts bereits geprägt hatte, also mit mancherlei zusatzversen zu den ursprünglich achtzeiligen strophen. Wäre dem in der tat so, dann würden wir einen weiteren grund haben, das gedicht hierher zu stellen. Gegen die einreihung des zweiten von mir genannten könnte man einwenden, dass es sich in einem historischen þáttr findet, dem vom Isländer Ormr Stórólfsson. Aber wenn auch dieser eine historische persönlichkeit ist, so trägt doch die geschichte des mit ihm verknüpften dänischen helden Ásbjǫrn h. prúði ganz den charakter einer Fornaldarsaga (vgl. Finnur Jónsson, Litteraturhist. 2, 763), so dass auch dieser umstand für eine einreihung in die Eddica minora sprechen würde.

Ist denn nun aber der name für die hier vereinigten gedichte überhaupt zutreffend? Eins wird man zugeben müssen, praktisch ist er, und deshalb wird man ihn sich wol auch gefallen lassen, selbst wenn man mit dem inhalt des ausdrucks nicht ganz einverstanden ist. Die herausgeber scheinen solchen einwand selbst vorausgesehen zu haben, wenn sie im vorwort sagen: „Dem urteil über alter und kunstwert des hier vereinigten soll weder der name 'Eddica' noch der zusatz 'minora' vorgreifen.“ „Auch die jüngsten strophen“, sagen sie, „stammen aus einer zeit, der die eddische kunstübung in mündlichem betriebe lebendig geblieben war. Es hatte nie ein riss stattgefunden. Das verhältnis der nachahmung zum vorbild ist bei den spätlingen des 13./14. jahrhunderts kein anderes als bei den werken der heidnischen zeit. Daher schliesst es keine überschätzung der 'minora' in sich, wenn man die bei den isländischen gelehrten übliche bezeichnung 'unechte lieder' ('spurious epics') als unzutreffend ablehnt“.

Dass kein riss in der dichterischen produktion stattgefunden hat, ist zuzugeben. Gleichwol glaube ich nicht, dass das verhältnis der beiden dichtungsarten — denn um verschiedene arten handelt es sich wenigstens bei einem grossen teil der Eddica meiner meinung nach — richtig eingeschätzt ist. Die auffassung der herausgeber ist, wenn ich recht sehe, hauptsächlich dadurch mitbestimmt worden, dass sie einer reihe von gedichten ein bedeutend höheres alter zuschreiben, als es bisher üblich war, so gleich dem Hunnenlied, in dem sie sogar im wortschatz wie in der metrik spuren eines südgermanischen gedichtes nachweisen zu können glauben. Ich meine jedoch, dass man es im wesentlichen bei den alten datierungen wird bewenden lassen müssen, also dass die ältesten dieser gedichte nicht übers 12. jahrhundert zurückgehen. Ist dem so, dann unterscheidet sich eine ganze anzahl hauptsächlich dadurch von der grossen masse der Eddagedichte, dass die verfasser ihren dichterischen produkten bewusst einen altertümlichen anstrich geben, nicht nur durch zahlreiche entlehnungen, für deren aufspürungen wir den herausgebern dankbar sind, sondern auch dadurch, dass sie den anschein erwecken wollen, wie z. b. in den sterbegedichten, dass die helden der vorzeit, denen sie in den mund gelegt werden, nun auch tatsächlich ihre verfasser sind. Dieser ganzen gruppe überhaupt hat die eddische dichtung nichts völlig gleichartiges an die seite zu stellen, wenn es auch dort an rückblicksgedichten nicht fehlt.

Im vorwort äussern sich die herausgeber über die art ihrer ausgabe. Die gedichte werden geordnet nach den eigenschaften der poetischen gattung. Für die mehrzahl lagen zuverlässige ausgaben vor, die jeweils die einleitung zu jedem liede nennt. In einer anzahl von fällen wurden die handschriften eingesehen. Die rechtschreibung wurde normalisiert, schreibungen der handschriften nur da buchstabengetreu im apparat angegeben, wo sie von wichtigkeit sind. In der behandlung des metrums sind d. herausgeber sehr conservativ und führen nicht etwa schematisch die Sieversschen typen durch. Das kann bei der bekannten stellung Heuslers zu diesen fragen nicht wunder nehmen. So wurde denn wenig gestrichen und kürzere wortformen gegenüber den längeren der handschriften selten eingeführt.

Es erhalten auf diese weise die gedichte freilich nicht ein so glattes aussehen, wie etwa die eddischen in der ausgabe Finnur Jónssons, aber ich kann das nicht tadeln, wie ich auch sonst die conservative richtung der ausgabe in textkritischer hinsicht begrüsse. Es ist, wie ich meine, zuviel in der entgegengesetzten richtung gesündigt, die, wenn ich in bezug auf das nordische so sagen darf, Müllenhoffsche methode allzusehr übertrieben worden. Für den apparat war Karl Hildebrands Edda das vorbild, sicherlich kein schlechtes.

Zu jedem gedicht gehört eine einleitung. Diese einleitungen sind vortrefflich, manche ein kleines kabinetstück. In knapper form erfahren wir alles wesentliche, was zum verständnis gehört. Der stand der überlieferung wird erörtert, das verhältnis der handschriften auseinandergesetzt, in feinsinniger, spürender weise wird der sprache, dem stil, dem poetischen ausdruck nachgegangen. Aufgefallen ist mir hier, dass die beiden schönen aufsätze Heuslers, die aus diesen studien hervorgegangen sind, nicht erwähnt werden. Da die herausgeber dies nicht tun, sei es hier nachgeholt: 'Die altnordischen rätsel', die Heiðreksgátur behandelnd, in der Zeitschr. des vereins f. volksk. 11, 117fgg., und 'Die geschichte vom Völsi, eine altnordische bekehrungsanekdote', ebd. 13, 25fgg. Die zahlreichen verweise auf entlehnungen aus den Eddagedichten habe ich schon erwähnt. Schätzenswert ist auch das ausgibige heranziehen von Saxo, kurz man kann nur dankbar sein für die schöne gabe, die uns hier beschert worden ist.

So conservativ die verfasser vorgehen, so war es natürlich bei dem stande der überlieferung manches denkmals doch nicht zu vermeiden, hie und da die bessernde, nachhelfende hand anzulegen, so manche vermutung aufzustellen. Es wird unausbleiblich sein, dass sich gegen manche textveränderung auch der widerspruch regen wird, aber es dürfte kaum einen zweck haben, hier im einzelnen darauf einzugehen. Doch mögen ein paar bemerkungen noch eine stelle finden.

S. XXII. Die auffassung der Hrólfssaga, dass Biarki zunächst als bär mitgekämpft habe, während sein körper regungslos auf dem lager verharrte, hat allerdings weder in Saxos lied noch prosa eine stütze. Sie ist aber vielleicht aus einem missverständnis der worte in z. 107 hervorgegangen: *igne ursos arcere licet.* S. XXIV. In Biarkamál 1, 3 würde ich *vilmǫgum* den vorzug geben. Es ist übrigens noch zu bemerken, dass es immerhin zweifelhaft ist, ob in der Hávamálstelle von *vilmegir* die rede ist, oder nicht vielmehr, wie Eiríkr Magnússon will, Finnur Jónsson allerdings leugnet, von *vilmagi* in der bedeutung 'labmagen', vgl. dazu Detter-Heinzel, Sæmundar Edda II, 136 und Gering, Vollst. wörterb. sp. 1148. S. XXVII. Der ablehnung von Bugges änderung, der die strophen 18—20 dem könig zuerteilte, ist zuzustimmen. Sie gehören, wie es auch die hs. hat, dem Innsteinn zu. Auch die umstellung des prosasatzes, der schon vor str. 21 den tod Hálfs be-

richtet, ist gut. S. XLIII. Bei den rätselhaften *dauðir dvergar* des Hildibrandsliedes fällt mir der zwerg Alvíss ein, dem Þórr sagt, *hví ertu svá folr um nasar? vartu í nótt með ná?* (Alvíssm. 2, 2 fg.). Könnte nicht eine ähnliche vorstellung hier zu grunde liegen? Detter, Zwei fornaldarsögur s. 102, denkt an *draugar*. Aber *draugar* in zwergengestalt sind wol sonst kaum belegt. S. LXV. Die saga fasst die strophen Útsteins als männervergleich auf, wie aus dem satz nach str. 1 hervorgeht: *Útsteinn kuaþ, er Ulfr iafnaþi sér við hann* . . . S. LXXXVI. Mit den ästhetischen werturteilen ist es eine eigene sache. Die str. 18a aus den lausavísur der Friðþjófssaga nennen die herausgeber 'die dichterisch bedeutendste der ganzen saga'. Mir ist das vollkommen unverständlich. Wie kann man diese langweilige aufzählung der verschiedenen namen, *Friðþjófr, Herþjófr, Geirþjófr* usw., die sich der held bei seinen mannigfachen abenteuern beigelegt, diese bis auf 18 zeilen angeschwollene strophe, so hoch einschätzen? Oder liegt etwa ein nicht berichtigter druckfehler vor und soll es heissen 'unbedeutendste'? Fast scheint es so, wenn man wenige zeilen später, s. LXXXVII, das urteil liesst, dem man gern zustimmen wird: 'In Friðþjófs meeresstrophen erlangt die isländische lausavísa des schlichteren stiles und versmasses ihre glücklichste entfaltung'. S. XXXIX fg. Wie verschieden der subjektive eindruck überhaupt sein kann, erhellt deutlich z. b. aus der verschiedenen anordnung der strophen von Hiálmars sterbelied bei Bugge, Boer und hier. Während unsere herausgeber in den zeilen 5—8 eine wirkungsvolle widerholung aus str. 6 sehen, hält Boer, Leydener ausg. s. XLIII, die 6. str. überhaupt für eine contamination aus der 4. und 9. Das mahnt zur vorsicht. S. 35. In str. 13 des Innsteinliedes befriedigt die vermutung *í her konungs* für das handschriftliche *ok herr konungr* ebensowenig wie Bugges lesart *hersis konir*. Man erwartet, dass eine zweite person genannt wird, die Innsteins worten lauschen soll: der erste ist Hrókar, Útsteinn wird ausdrücklich als dritter genannt, wer war der zweite? S. 77. Der könig Gusir ist deutsch besser als Lappenkönig zu bezeichnen denn als Finnenkönig. Es ist das ein fehler, der bei den übersetzungen aus dem norwegisch-isländischen unausrottbar erscheint und geeignet, falsche vorstellungen bei dem diese sprachen nicht kennenden publikum zu erwecken: die Norweger (und mit ihnen die Isländer) nennen, was wir und die Schweden Lappen heissen, Finnen, unsere Finnen dagegen Kvæner. S. 82. Das metrum erheischt in der halbstrophe der trollkona als namen des einen Gusipfeils *Flaug*, wie auch in den berichtigungen steht. Diese form wäre also Indogerm. forsch. 14, 205 einzusetzen, woselbst ich keine entscheidung zwischen den formen *flog* (resp. *flog*) und *flaug* traf. S. 112 fg. Bei den eierschalen, die als biergefäss dienen, wäre vielleicht an den weitverbreiteten volksglauben zu erinnern, nach dem man wechselbälge dadurch entlarvt, dass man etwas ganz ungewöhnliches tut, z. b. wasser in eierschalen siedet, vgl. J. Grimm, DM[4] s. 388. Mir ist so, wie wenn ich das gleiche auch von bier irgendwo gelesen hätte, doch kann ich es im augenblick nicht belegen.

Das Glossar stellt sich als treffliches hilfsmittel dar, die übersetzungen sind kurz und treffend, bei derben und obscönen ausdrücken scheuen sich die herausgeber nicht, entsprechende deutsche zu setzen, statt der lateinischen verschleierungen, die man meistens in solchen fällen zu lesen bekommt.

Wir hoffen, dass der wunsch der herausgeber in erfüllung geht: 'dass die Eddica minora, die ihrem verleger eine so vortreffliche ausstattung danken, in zukunft bei den freunden altgermanischer dichtung den platz neben der Eddaausgabe einnehmen werden'.

HEIDELBERG. B. KAHLE.

W. Wilmanns, Der untergang der Nibelunge in alter sage und dichtung. Abh. der kgl. ges. der wiss. zu Göttingen. Philol. hist. classe, n. f. VII nr. 2. Berlin, Weidmann 1903. 43 s. 4°. 3 m.

Die nächste veranlassung zur entstehung dieser schrift, die eine weiterentwicklung der schon in der besprechung des buches von Lichtenberger (Anz. f. d. a. XVIII, s. 61 fg.) enthaltenen gedanken ist, hat die abhandlung Pauls, Die Thidrekssaga und das Nibelungenlied (1900) gegeben, die im gegensatz zu der gegenwärtig vorherrschenden anschauung den versuch erneuerte, die Þ aus dem NL herzuleiten. Soweit es sich um eine widerlegung dieser auffassung und zugleich um den nachweis handelt, dass die überlieferung der saga ursprünglicher ist, muss man W., wenigstens in der hauptsache, recht geben, ebenso in der ansicht, dass die vorlage der saga nicht eine besondere niederdeutsche entwicklung des sagenstoffes darstellte, sondern aus Süddeutschland nach Sachsen gekommen war. Erst unter dieser voraussetzung hat die saga für die beurteilung des NL rechten wert.

Bei der feststellung der ersten sagengestalt, die die nordische überlieferung am besten bewahrt hat, erklärt sich W. gegen die gewöhnliche anschauung, dass zwar die Siegfriedssage mythischen ursprungs sei, die sage vom untergang der Nibelungen aber einen historischen kern habe: er leitet die letztere ebenfalls aus einem mythus ab und sieht in der zweiten sage nur eine variation des themas der ersten, indem der durch den hort herbeigeführte tod des bruderpaares Regin und Fafnir dem tode Gunnars und Högnis entspricht. Die treibende kraft in den handlungen und zugleich das bindeglied zwischen den beiden teilen der sage erblickt er in der habgier (nach dem in der erde verborgenen goldschatz der natur), darum scheidet er das liebesverhältnis zwischen Siegfried und Brunhild und die person Kriemhilds aus dem ersten teile aus: erst als die beiden teile sich zu selbständigen sagen entwickelten, wurden diese elemente aufgenommen, dadurch wurde dann aber die einheit gestört und ein missverhältnis zwischen beiden geschaffen, sofern nun die handlung des ersten teiles auf das motiv der gattenrache hinausführte, das dann in der deutschen sage für die handlung des zweiten teiles bestimmend wurde. Diese ganze construction hat zwar innere logik, gewährt aber der subjectiven behandlung einen weiteren spielraum als die übliche historische deutung und lässt die beantwortung der frage übrig, wie man sich die verbindung der hier in betracht kommenden geschichtlichen personen und tatsachen mit dem mythischen stoff denken soll. Nur über Giselher und Bleda spricht W. sich bestimmt aus (§ 27): gelehrte geschichtskunde soll sie gegen ende des 10. jahrh. in die sage eingeführt haben. Es ist jedoch nicht glaubhaft, dass in dieser zeit ein gelehrter im osten Deutschlands (meister Konrad s. 23 fg.) den namen Giselher zugesetzt habe aus seiner kenntnis von der Lex Burgundionum, die ja zwar bis über das 9. jahrh. in Burgund noch in geltung, aber schwerlich so weit über dessen grenzen hinaus bekannt war. Wenn er im übrigen auf die überzeugende erklärung hinweist, die Vogt (Zschr. 25, 411 fg.) für die gleichsetzung der Nibelunge und der Burgundenkönige gibt, wonach diese als besitzer des im Rheine liegenden goldschatzes den namen Nibelunge empfiengen, so führt gerade diese anschauung auf die historische deutung der sage. Aber, so meint W. weiter, Etzel sei auch ursprünglich gar nicht der habgierige und der räuber des schatzes gewesen, erst die nordische überlieferung habe ihm diesen charakter gegeben und Kriemhild zu der schützerin und rächerin ihrer brüder gemacht. Denn diese auffassung sei unvereinbar mit der deutschen sage, in der Kriemhild anfänglich die habgierige und die eigentlich handelnde, Etzel nur ihr mitschuldiger gewesen sein müsse. Die alte sage habe sich so

entwickelt: ein erster act, der bis zum tode Gunthers und Hagens reichte, habe Kriemhilds habgier, ein zweiter, der mit dem saalbrand und Etzels tod schloss, ihren hass und ihre feindschaft gegen Etzel behandelt. Der zweite war ursprünglich eine selbständige sage, deren kern die überlieferung von Attilas tod durch Ildiko ist. Diese beiden sagen, der mythus vom untergang der Nibelunge und die historische Ildikosage hatten keine engere verbindung und strebten nach vereinigung. Die nordische sage vollzog diese so, dass sie Etzel zum hauptschuldigen machte, die deutsche liess den zweiten act ganz fallen, nur einige motive daraus behielt sie bei (mord des kindes, saalbrand) und schob das motiv der habgier hinter das der gattenrache zurück, wobei Etzel immer mehr entlastet und unter dem einfluss ostdeutscher sagen veredelt wurde; zugleich wuchs bei dieser neuen motivierung auch Hagens gestalt naturgemäss über die Gunthers empor. So zutreffend diese erklärung ist, soweit es sich um die entwicklung der deutschen sage handelt, so wenig wird man sich doch mit dem übrigen befreunden können. Etzels habgier ist durch die geschichtliche tatsache begründet, Kriemhilds habgier aber durch ihre beziehung zu Siegfried, dessen erbe ihr vorenthalten wird; bloss ihre nibelungische herkunft („ein echter spross des geizigen Nibelungengeschlechts" s. 7) reicht dazu nicht aus. Lässt man ferner für die sage von Etzels tod die geschichtliche ursache gelten, so muss man das consequenter weise doch auch von der sage vom untergang der Nibelunge tun. Wir müssen also es bei der motivierung durch die habgier Etzels und bei der echtheit der nordischen überlieferung bewenden lassen, dabei aber festhalten, dass die deutsche überlieferung mit den grösseren dimensionen, die sie dem inhalt der sage gibt, der geschichte des zeitraumes von 437—453 näher steht und somit das ursprüngliche bewahrt hat, während die nordische sage das historische beiwerk abgeschnitten hat, wozu auch die eddische darstellung beigetragen haben mag.

Bei der durch das motiv der gattenrache bestimmten deutschen überlieferung ist eine ältere (gemeindeutsche) form, die zweite stufe, und eine jüngere (oberdeutsche) form, die dritte stufe, zu unterscheiden, die dann in ihren weiteren entwicklungen, vierte und fünfte stufe, zu unserem Nibelungenliede sich gestaltete.

Ein bild von den früheren formen gewinnen wir vorzugsweise aus der kunstlos berichtenden Thidrekssaga, besonders von der älteren überlieferung (zweite stufe). Dieses entwirft nun W. folgendermassen. Wenn man c. 384—386 mit den später hinzugetretenen helden Rüdeger und Blödel sowie c. 393. 423—427 (Attilas tod durch Högnis sohn) als spätere zusätze ansieht, so wird Gunther durch Osid gefangen (c. 383), gleich darauf Hagen durch Iring verwundet (c. 387) und hierdurch kampfunfähig gemacht; darauf tötet ihn Kriemhild mit einem feuerbrand (nicht die später hier an seine stelle getretenen Gernot und Giselher), weil er, auch nachdem Kriemhild das leben Gunthers geopfert, den schatz nicht verraten wollte. Die ältesten helden neben den hauptpersonen sind Osid und Iring, dessen mythischen charakter schon sein alter bezeugt, dazu noch der ebenfalls mythische warner Eckewart, der (an stelle Rüdegers) den eingang von Kriemhilds reich bewacht. Da später Dietrich als der bezwinger Hagens eingeschoben wurde, so wurde Irings kampf eine blosse episode.

Dass Osid von alters her dem hunnischen kreis angehört hat, schliesst W. aus seiner zusammengehörigkeit mit Osangtrix-Oserich (Bit.) und Ospirin (Walth.). Doch kann auch aus der Vilcinasaga (c. 41 fg.) Attilas neffe Osid (gleichnamig mit Attilas vater) in die Niflungasaga (c. 356. 357. 383) übertragen sein. Der ganze inhalt von c. 383 ist auffallend. Dass Gunther seinen posten an dem tor des gartens aufgibt und zu Hagen hinauseilt, ist schwach motiviert; sein kampf mit Osid, dem ihn der zufall

entgegenfährt, hat nichts charakteristisches, Gunther wird überwältigt durch die übermacht, dann stirbt er im wurmgarten (schlangenturm). Osid aber verschwindet, nachdem er so bedeutendes getan hat. Das capitel ist als ein zusatz anzusehen und verdankt sein dasein wol der absicht, statt der durch die Edda und das NL verbürgten erzählung vom tode Gunthers und Hagens die abweichende erzählung c. 423—427 einzuschieben.

Ob Iring als mythische person schon in der noch nicht erweiterten Nibelungendichtung sich befunden hat oder erst durch die historische sächsisch-thüringische sage (vgl. Henning, Nibelungenstudien s. 204), etwa gleich in verbindung mit dem fast immer in NL ihm zur seite stehenden Irmfried, hineingekommen ist, wird sich schwerlich entscheiden lassen und verschieden beantwortet werden, je nachdem man mythische oder historische grundlagen für die ganze sage annimmt.

Zu der älteren überlieferung gehört selbstverständlich auch der saalbrand. Der saal war anfänglich nur einer und wurde in Þ erst durch die einschaltungen jüngeren sagenstoffes zu mehreren sälen. Nur Hagen hat sich zunächst in ihn hineingeflüchtet, worauf ihn Kriemhilde anzünden lässt, „zu welchem zwecke und mit welchem erfolg, wird nicht gesagt, vermutlich doch um Hagen aus seiner gedeckten stellung zu vertreiben“ (s. 10). Dieser mit wenigen worten abgetane brand ist ganz bedeutungslos: Hagen macht sich nichts daraus, und auch Iring, der gleich darauf Hagen angreift, kümmert sich nicht um den rauch. Auch hier sieht W. das echte in dieser (wenn auch in unordnung geratenen) darstellung der saga: im NL sei aus gründen der poetischen ökonomie die bedeutung des saales, der alle helden birgt, willkürlich erhöht und der zeitpunkt des brandes verschoben. Aber beides entspricht den allgemeinen voraussetzungen und der ältesten überlieferung. Kriemhild will zunächst nur den tod Hagens. Der einzige kämpfer, der es mit ihm aufzunehmen wagt, ist Iring. Als dieser versuch gescheitert ist, fordert sie Hagens auslieferung. Auf die weigerung ihrer brüder entschliesst sie sich, alle Nibelunge zu vernichten durch das verbrennen des saales — aus dem die Nibelunge natürlich nicht herauskönnen, denn der todesmutige wunsch Gernots, im freien zu kämpfen, und Kriemhilds angst davor, sind nur wirkungsvolle ausschmückungen des dichters. So hat dieser saalbrand, soweit das möglich war, seine ähnlichkeit mit dem alten saalbrande, der nicht einen einzelnen sondern ein ganzes geschlecht vernichten soll, allein im NL bewahrt. W. sieht in dem baumgarten den eigentlichen schauplatz des kampfes, der sich nur durch zufall nach dem saal oder den verschiedenen sälen hinzieht. Gegen diesen baumgarten hat man meines erachtens schon genügendes vorgebracht (vgl. auch Paul s. 334); vielleicht ist er wie auch so manches andere durch einwirkung der nordischen überlieferung in die saga hineingekommen: in den Atlamál (41 fg.) wird auch auf dem hofe gekämpft und die Hunnen beschiessen wie in Þ zuerst die Nibelunge, eine darstellung, der die angabe in der Völs. c. 36 entspricht.

Rüdeger kommt also in dieser überlieferung noch nicht vor, und der besuch in Bechlaren gehört erst der folgenden stufe an. In der saga glaubt W. noch die näte zu sehen (§ 14). Zweimal nämlich trocknen die Nibelunge ihre gewänder, zuerst in Bechlaren (c. 369), dann an Etzels hof (c. 373). Ursprünglich aber fand das nur einmal statt, unmittelbar nach der überfahrt, infolge des umschlagens des botes. Der erzähler, der den besuch in Bechlaren einschob, erfand für die zweite scene einen neuen anlass, das regenwetter. Auch die betrachtungen, die Gotelind „angesichts der waffen“ anstellt (c. 369) und die später ganz ähnlich Kriemhild (c. 372) wiederholt, wurden nur einmal gemacht, nämlich von Kriemhild. Bei genauerer be-

trachtung aber erscheint die ähnlichkeit nicht so bedeutend und lässt sich anders erklären. Das feueranzünden für die gäste ist eine altnordische sitte (vgl. Weinhold, Altn. leben s. 445; Zeitschr. 2, 33), und so hat seine erwähnung sowol c. 369 als auch c. 373 nichts auffallendes. Dass der erzähler dabei jedesmal von dem nasswerden spricht, geht hervor aus einer neigung, so zu motivieren und zu erläutern, ganz ähnlich auch c. 375 „könig Attila sah nun, eine wie große menschenmenge hier zusammengekommen war, und er vermochte nicht, dieser ganzen schar in einem saale plätze anzuweisen. Nun war aber gutes und schönes wetter, so dass er das gastmahl in einem baumgarten zurichten liess." Bei den beiden stellen, die von Gotelind und Kriemhild handeln (369. 372), ist die situation eine verschiedene und die reden haben etwas stereotypes nach inhalt und form. Die worte von den weissen brünnen usw. sind nichts als eine formelhafte umschreibung für eine schöne ausrüstung (vgl. Germ. 25, s. 154), die sich auf jung Sigurd beziehenden kehren fast in jedem capitel von 369—378 ähnlich wider. Die beiden stellen könnten also bei dem formelhaften stil der saga schon in derselben überlieferung von anfang an nebeneinander bestanden haben. Wahrscheinlicher ist aber allerdings, dass die Gotelind betreffende stelle („da sagte — beweint") späteren ursprungs ist, noch jünger als die ganze erzählung von dem besuch in Bechlaren und also auch als die NL und Þ gemeinsame vorlage. Die stelle hat keinen zusammenhang mit ihrer umgebung, denn nicht von den waffen der Nibelunge ist vorher die rede, sondern nur von ihren kleidern, und wo und zu wem Gotelind spricht, wird nicht gesagt. Es ist jedenfalls ein zusatz des letzten sagaschreibers, der auf diese weise Gotelind einführte („des markgrafen frau, sie war die schwester des herzogs Naudung, der bei Gronsport fiel") und so zu der später folgenden erzählung von der schenkung des schildes eine erläuterung vorausschickte, wobei er Gotelind einige naheliegende worte sagen liess, für die c. 372 die anregung gab.

Ich will damit nicht in abrede stellen, dass Rüdeger einer späteren entwicklung der sage angehört; ich habe dieses und anderes nur angeführt, um das bedenkliche des versuchs zu beleuchten, mit hilfe der Þ die deutsche sage vom untergang der Nibelunge in alter einfachheit und reinheit zu reconstruieren. Dass sie für diesen zweck brauchbarer ist als das NL, und dass der versuch mit scharfsinn und umsicht gemacht ist, lässt sich nicht leugnen.

Festere ergebnisse liefern die untersuchungen, die sich auf die erweiterte sage beziehen. Bei dem, was W. über die erste erweiterung (dritte stufe) ausführt, wird man ihm vieles zugeben müssen, und namentlich bei den beobachtungen über Giselher, Dietrich, Hildebrand, sowie über den ausbruch des kampfes (§ 11. 16. 18. 23—25) hat er die höhere altertümlichkeit des sagaberichtes erwiesen, wenn man auch die abweichungen zum teil noch anders erklären kann. Hier möge dazu nur folgendes bemerkt werden: Ist die historische deutung richtig, so muss auch der mitten zwischen den ereignissen von 437 und 453 stehende tod Bledas in dem schicksal Blödels sich widerspiegeln und dieser somit zu den personen der alten sage gehören, wie denn auch Atl. 48 beim beginn des kampfes Atlis bruder fällt. Die schuld Attilas an Bledas tode konnte bei der zusammenziehung der ereignisse nicht bestehen bleiben. Blödels teilnahme am kampf und sein tod ist in Þ und in NL verschieden erzählt. In der gemeinsamen vorlage kann er wol schon mit dem mord der knechte von Kriemhild beauftragt worden sein. Wenn in Þ diese rolle Iring zufällt, was W. für das ursprüngliche hält, so entsteht dadurch eine missliche widerholung: die scene zwischen ihm und Kriemhild spielt sich dann im ganzen dreimal ab (378. 387), jedesmal auch mit verwendung desselben motivs (verheissung eines schildes voll gold).

Dass die rolle für den bruder des königs wenig passe, kann nicht so sehr in betracht kommen; auch scheint die gemeinsame vorlage Blödel nicht als Etzels bruder angesehen zu haben: in Þ wird er nie so genannt, in NL auch nicht ausser in zwei, wahrscheinlich jüngeren strophen (1286. 1291), in Dfl. und Rab. ebenfalls nicht.

Die redaction der sage, soweit ihr inhalt durch die bisher genannten namen bezeichnet wird, ist das werk eines bairisch-österreichischen „spielmanns“. Dieser führte neu die gestalt Volkers ein. Das ist wol möglich; dass er sich ihn aber schon als spielmann dachte, ergibt sich aus der saga nicht. Die eine allein ihn so nennende variante c. 388 AB verrät durch die daran sich schliessende änderung der gewöhnlichen phrase vom singen des schwertes ihre unechtheit. Doch auch davon abgesehen, wird man diese gestaltung der sage als spielmannsdichtung betrachten können. — In der von diesem spielmann geschaffenen form kam die sage nach Niederdeutschland und nahm dann, nur unerheblich durch sächsische localtraditionen beeinflusst, ihren weg nach dem skandinavischen norden. Und so wird man sich in der tat, bei dem starken vorherrschen des südostdeutschen stoffes und der oft wörtlichen übereinstimmung mit dem NL, den sagengeschichtlichen vorgang zu denken haben.

Das werk des spielmanns hat dann eine tiefgreifende umgestaltung erfahren durch einen „dichter (vierte stufe), der die ärmliche kunst seines vorgängers weit übertraf“ (§ 31), der die gestalt Dankwarts schuf, Volkers rolle glänzend ausbildete, ohne ihn jedoch über den rang eines edlen spielmanns zu erheben, und alle die helden, die der saga fehlen, einführte. Seine eigenart hat W. treffend charakterisiert. Er dichtete für den eigenen vortrag, in abschnitten, aventiuren und liedern, daher auch die ungleichmässigkeit in der verwendung Dankwarts.

Die lieder des dichters wurden nun in einzelnen abschnitten verändert und mit zusätzen versehen durch eine „bearbeitung“ (fünfte stufe), in der die lieder zu einem buch und fortlaufenden leseepos zusammengefasst wurden. Diese aber, die man nach W. nicht unbedingt als eine einheitliche sich zu denken braucht, hat sich nicht beschränkt auf blosse erweiterungen des gegebenen inhalts (worin ich die vorwiegende tätigkeit des bearbeiters erblicke, zu der nur vereinzelt beiträge von jüngerem sagenstoff, z. b. die Gelfratgeschichte, kommen), sondern der bearbeiter setzte namentlich aus der ihm noch vorliegenden spielmannsdichtung das zu, was der dichter übergangen hatte. Mit dieser annahme will W. die in den empfangsscenen herrschende verwirrung erklären. Richtig hat er hier die alte spielmannsdichtung von dem text des dichters unterschieden, bis auf den abschnitt 1656—1669. Dieser, im stil der conventionellen empfangsschilderungen gehalten, ist natürlich vom dichter so gestaltet worden. Seine darstellung verdient übrigens hier den vorzug vor der saga. Auch Þ c. 371 reitet zwar Dietrich zu einem ehrenden empfang den Nibelungen entgegen, es geschieht aber nichts dabei, während doch das richtige war, ihn gleich hier seine warnung aussprechen zu lassen, da er ja in beiden überlieferungen als der erste gilt, der die Nibelunge warnte und die warnung nur hier einen praktischen wert hatte. Das aber, was Hagen im NL Dietrich antwortet, lässt ihn die saga c. 373 als trostworte (!) zu Kriemhild sagen. Auch den nächsten abschnitt, der nach W. vom bearbeiter zugesetzt sein soll, 1675—1687, muss das werk des dichters in seinem hauptbestande schon enthalten haben, jedenfalls bis zu dem selbstgespräch 1685 (vgl. 1655), mit ausschluss der einmischung Dietrichs (vgl. W. s. 36). Sonst würde seiner darstellung das wichtigste, der empfang durch Kriemhild, gefehlt haben: denn in der packenden erzählung der 29. aventiure, die nach W. der dichter zum ersatz erfunden haben soll, handelt es sich nicht mehr um einen empfang, sondern um einen anschlag

auf Hagens leben, ähnlich dem in der 30. aventiure so schön dargestellten. — W. lässt schon in dem XIV. liede Lachmanns diese einschiebungen eingetreten sein und fasst so z. b. die mit dem text der Þ zum teil fast wörtlich übereinstimmende erzählung von der begegnung Hagens mit Eckewart auf. Aber auch diese muss der dichter schon aufgenommen haben, da ohne sie die darauf folgende, ganz in höfischen formen und in breiter darstellung ausgeführte empfangsscene, in der Eckewart unentbehrlich ist, nicht möglich wäre. Auch hat er den text nicht unbearbeitet gelassen: 1579 z. b. zeigt aufs deutlichste den stil des dichters.

Näher auf diese verwickelten fragen noch einzugehen, ist hier ausgeschlossen, jedenfalls lassen die ungleichheiten und widersprüche, die in dem teile der dichtung von 1447 bis 1857 (Lachm. XIV—XVII) herrschen, sich einfacher und besser erklären, wenn man die nach form und inhalt roheren, oft störend zwischen dem anderen texte stehenden stücke für reste der spielmannsdichtung ansieht, die vom dichter nur mangelhaft verarbeitet sind.

Wenn auch W. in der wertschätzung der saga zu weit geht, so kann doch ihre hohe bedeutung für die erkenntnis der sage und die beurteilung des NL nach seinen untersuchungen nicht mehr bezweifelt werden. Es wird aber immer bei ihrer heranziehung zu berücksichtigen sein, daß auch in ihr das überkommene nicht unerheblich umgeformt ist durch die anschauungen und die erzählungsweise des berichtenden, worüber namentlich eine die ganze saga umfassende feststellung beliebter motive und stehender rede- und schilderungsformen (vgl. Edzardi, Germ. 25, 151 fg.) aufschluss geben würde.

MÜHLHAUSEN I. THÜR. EMIL KETTNER.

Socin, Adolf: Mittelhochdeutsches namenbuch. Nach oberrheinischen quellen des zwölften und dreizehnten jahrhunderts. Basel, Helbing & Lichtenhahn 1903. XVI, 787 s. 4°. 40 m.

Der gelehrte, der kurz vor seinem tode diese monumentale publikation, die frucht emsigsten sammlerfleisses, vollendet sehen durfte, gehörte zu denjenigen, die ihre wissenschaftlichen themata ihrer heimat verdanken: „wenn ich Basel zum geographischen mittelpunkt meines Namenbuchs erkoren habe, so hat meine wahl darin ihren grund, dass ich aus Basel stamme, in Basel wohne, mit seiner geschichte und mundart vertraut bin, kurz dass ich hier festen boden unter den füssen habe und mich auf mein sprach- und stammesgefühl verlassen kann“ (s. VI). Damit ist für historische erkenntnis viel gewonnen, aber auch leicht eine verengung des gesichtsfelds involviert, die in unserem fall drastisch darin zum ausdruck kommt, dass das „Mittelhochdeutsche namenbuch“ einen titel trägt, der notwendig irre führen muss, sofern er weit mehr verspricht, als das buch tatsächlich bringt. Im wesentlichen liegen die urkunden aus dem bistum Basel bis zum jahr 1300 zu grunde, die drei ersten bände des Basler urkundenbuchs sind vollständig ausgeschöpft, über die anderen hilfsmittel orientiert das quellenverzeichnis (s. XI—XVI): „wo der umschriebene kreis nicht ausreichenden stoff bot“, sagt der verfasser, „habe ich nicht gezögert, auf Strassburg, Zürich, Schaffhausen, Constanz, ja auf das Welschland zu greifen“ (s. VII).

Man findet sich schwer in dem voluminösen buch zurecht und wird daher gut tun, die umfangreichen *Indices* (s. 693 fgg.) zu befragen, wenn man über eine einzelheit auskunft sucht. Neben dem *Index grammaticus* wäre auch ein *Index rerum* erwünscht gewesen, denn beiläufig kommen viele für das mittelalterliche leben und

seine erforschung wichtige dinge zur sprache (vgl. z. b. „her“ und „meister“ s. 335 fg., bevölkerungszahl der städte s. 366 fg., wappen s. 402 fgg., *heimbürge* s. 475), es wird ins altertum oder ins frühe mittelalter zurückgegriffen wie in dem abschnitt über alliterierende geschlechtsnamen (s. 201 fgg.) oder anlässlich der frage nach der bedeutung altgermanischer namen (s. 197 fgg. vgl. s. 216 fgg.). Kurz gesagt, die mittelalterliche philologie hat von Socin ein nachschlagebuch bekommen, dessen wert nur dadurch beeinträchtigt werden könnte, dass unverständige für mittelalterlich nähmen, was nur baslerisch ist.

Naturgemäss setzt Socin mit einer lexicalischen übersicht der altdeutschen und der fremden taufnamen (s. 65 fgg.) ein, denn an diese gruppen heftet sich ein besonderes kulturhistorisches interesse. Beim adel und bei der ritterschaft werden die fremden namen mit dem 13. jahrhundert häufiger[1], bald nehmen auch die städter an der neuerung teil, handwerker und bauern folgen in grösserer zahl erst in den beiden letzten jahrzehnten (s. 83). Eingehendere detailforschung wird zu prüfen haben, ob die vermutung berechtigt ist, dass die fremden taufnamen bei uns durch den einfluss romanischer moden in curs gekommen sind; beachtenswert ist jedesfalls, dass sie bei frauen relativ häufiger sind als bei männern (s. 95). Ein überblick über die „wandlungen im altgermanischen namenschatz vom X—XII jahrh.“ leitet die abschnitte über die doppelnamen ein (s. 109 fgg.). Seit der mitte des XI. jahrhunderts schmilzt der altgermanische namenschatz zusammen[2] und dieser process beschleunigt sich seit ca. 1150: jetzt machte die gleichheit der taufnamen, für die die auswahl nur noch gering war, die mode der doppelnamigkeit zu einem bedürfnis (s. 123). Im XIII. jh. ist es schon eine ausnahme, wenn jemand nur den taufnamen führt; es entstehen familiennamen aus taufnamen (s. 129 fgg.) und zwar gewinnen die kurzformen dabei ein bedeutendes übergewicht (s. 187 vgl. das verzeichnis s. 191 fgg.). Bereits im frühen mittelalter waren doppelnamen geläufig (s. 226 fgg. vgl. s. 265 fgg.) und Socin entscheidet sich wol mit recht dafür, dass diese art der doppelnamigkeit die fortsetzung eines älteren auf römischem einfluss beruhenden usus darstelle (s. 231); insbesondere kommen hierfür die genetivnamen (mit den beiden gruppen 1. *Odo filius Reginperti*, 2. *Petrus Bosonis*) in betracht (s. 578 fgg.)[3]. Der vorrat an doppelnamen wächst seit dem XI. jh., da die namen mit *de* + wohnort in schwang kommen (s. 233 fgg.)[4]: wider ist es der alte adel, bei dem die sitte zuerst sich einbürgert, geschlechtsnamen vom stammsitz zu nehmen; Socin ist geneigt, sie aus Italien herzuleiten (s. 251 vgl. s. 269). Der blosse ortsname, wenn er als familienname steht, ist aus der volleren bezeichnung mit *de* verkürzt; älter scheint in solchem fall die ableitung mit *-er*, die nach ziemlich fester regel eintritt (s. 347 fgg.); die meisten träger dieser namen gehören dem bauernstand an. Familiennamen nach der wohnstätte d. h. abgeleitet von

1) Bemerkenswert sind die belege für vererbung altdeutscher taufnamen beim hohen adel (s. 97 fgg.); nicht selten führen brüder denselben namen (s. 105 fgg. vgl. s. 207 fg.), die später durch doppelnamen differenziert werden (s. 107 fg.).

2) Jüngere schichten desselben werden s. 210 fgg. ausgehoben.

3) Diese genetivnamen sind in Süddeutschland allmählich ausgestorben, ihre umwandlung in nominative lässt sich schon im XIII. jh. belegen (s. 589 fgg.). Nebenbei sei bemerkt, dass zu einer erschöpfenden behandlung dieser namengruppen von den römisch-germanischen inschriften auszugehen ist.

4) Vgl. den anhang „Alphabetisches verzeichnis der mit *de* gebildeten namen“ s. 253 fgg.; ferner „Adel mit *de*“ s. 270 fgg. („Ritter ohne *de*“ s. 303 fgg.); „Bürger mit *de*“ s. 310 fgg. Ausdrücklich sei auf den excurs „Von der partikel *de* und von der wortstellung“ (s. 340 fgg.) verwiesen.

häusernamen (bei städtern) oder von flurnamen (bei bauern) finden sich seit der mitte des XII. jhs. (s. 368 fgg.): den fall des Konrad von Würzburg erörtert Socin s. 401 fg. und schliesst sich unter einleuchtender begründung der meinung an, dass das Basler haus „Würzburg" von dem aus Würzburg gebürtigen Konrad und seiner familie den namen erhalten habe und nicht umgekehrt.

Nächst den von ortsnamen abstammenden geschlechtsnamen sind die übernamen[1] am zahlreichsten und Socin widmete ihnen erfreulicherweise eine sehr eingehende darstellung (s. 407 fgg.), versäumte auch nicht, die belege nach sachlichen gruppen zu ordnen (s. 454 fgg.).

Besondere rubriken bildete er aus den satznamen (wie z. b. *Durchtenwald, Habeniet* s. 463 fgg.), den namen von amt und stand (s. 468 fgg. vgl. z. b. *Meier* s. 481 fgg.), den namen von beruf (s. 509 fgg. vgl. z. b. *Müller* s. 522 fgg.) — wo in jedem einzelnen beispiel berufsbezeichnung oder doppelname vorliegt, muss allerdings dahingestellt bleiben[2]; jedesfalls stellen diese gruppen die letzten bildungsphasen der doppelnamigkeit dar, kommen sie doch erst in der zweiten hälfte des XIII. jhs. in aufnahme. Schliesslich sind die stammesnamen (s. 552 fgg. z. b. *Beheim*), die fremdnamen (s. 558 fgg. z. b. *Merschant* bei Konrad von Würzburg s. 559) und die namen der juden (s. 561 fgg.) verzeichnet.

Wahrscheinlich hängt es mit der von Socin gewählten zeitgrenze zusammen, dass die namen aus sage und geschichte noch nicht eben zahlreich sind (s. 565 fgg., vgl. z. b. *Karl* s. 568; *Nibelunc* s. 568 fgg.; *Parcifal* s. 570).

Den beschluss bilden listen der geistlichen (s. 594 fgg.), der landleute (s. 629 fgg.), der geschlechtsnamen der frau (s. 652 fgg.), des namenwechsels („unbeständigkeit des familiennamens" s. 665 fgg.), der weglassung des taufnamens und des pleonasmus in familiennamen (s. 674 fgg.).

1) Über dieses wort vgl. s. 461 fg.
2) Vgl. den excurs s. 549 fgg.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Englert, Anton: Die rhythmik Fischarts. Ein beitrag zur geschichte der deutschen metrik. München, C. H. Beck 1903. VIII, 99 s. 4 m.

Die von Englert über den bau der normalen kurzen reimverse Fischarts angestellten untersuchungen beruhen auf der voraussetzung, dass in den kurzen reimpaaren des 16. jahrhunderts regelmässiger wechsel zwischen hebung und senkung princip war (vgl. hierzu s. 71 fgg.) und dass in den fällen, wo wort- und versaccent in widerspruch gerieten, die natürliche betonung hinter der rhythmischen zurückstehen musste. Diese neuerdings mehrfach vertretene anschauung (vgl. Beitr. 28, 157 fgg., 29, 356 fgg.) will sich mit dem, was wir tatsächlich vom reimvers des 16. jhs. wissen, nicht vertragen. Heute noch leben bekanntlich in der volkslitteratur reimdichtungen des 16. jhs.; stücke von Hans Sachs werden ja heute noch recitiert. Wie angesichts dieser überlieferungen immer wider von jener voraussetzung gebrauch gemacht werden kann, ist mir unbegreiflich. Zuletzt ist Fr. Vogt in der ausgabe der Schlesischen weihnachtsspiele auf die rhythmik und die vortragsweise der reimpaare zu sprechen gekommen: durch eine eigentümliche melodie wird dipodische versmessung charakteristisch zum ausdruck gebracht (s. 212); von einer verletzung der wortaccente ist nie die rede; versetzte betonung im versschluss ist nur ein einziges mal (in dem

Dreikönigslied aus Batzdorf) belegt und dabei liegt einwirkung eines fremden idioms vor (s. 339). Sonst ist „der stil der sprechpartien durch den reimvers des 15. und 16. jahrhunderts bestimmt“ (s. 161); vgl. verse wie: *und geh zu Jósef und María rein* oder *ei das dünkt mich ganz bráv zu sein* (s. 213). Das ist etwas wesentlich anderes als das princip, von dem Englert sich hat tragen lassen und an dessen unhaltbaren consequenzen er schon s. 5 hat scheitern müssen. — Für die geschichte der schriftsprache werden die s. 33 fgg. gesammelten belege von nutzen sein; nachfolge verdient die ruhige bestimmtheit, mit der Englert von dem grundsatz gebrauch macht, dass die orthographie nicht massgebend für die aussprache und dass der versrhythmus nicht abhängig ist von der schreibweise der wörter, sondern von ihrer mundartlichen geltung (vgl. z. b. s. 53. 61). Es wurden wol schriftsprachliche formen in den drucken verwendet, aber man sprach und las nicht nach der schrift, sondern nach der mundart. Es muss deshalb fraglich erscheinen, ob Englerts für die häufigkeit weiblicher reime (s. 76 fgg.) angestellte berechnungen zutreffen.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Henri Schoen, Le théâtre Alsacien. Avec 60 gravures. Strassbourg, edition de la Revue alsacienne 1903. XL, 329 s. 2,80 m.

Ich habe (in der „Nation“ 1899) zu den ersten gehört, die auf das Elsässische theater hinwiesen und durfte diese liebenswürdige erscheinung auch gegen die strengen ansprüche des gutdeutschen Elsässers Fritz Lienhard verteidigen. (Mein aufsatz fehlt übrigens in der umfangreichen bibliographie s. XXVIII). Inzwischen ist eine ganze litteratur über die zweifellos bedeutendste und interessanteste localbühne der gegenwart erwachsen. H. Schoen fasst sie in diesem buch zusammen, das nach einer oberflächlichen übersicht der „Origines littéraires du théâtre populaire en Alsace“ (s. 17) die entwicklung der volkstheater von Strassburg, Colmar und Mühlhausen (s. 57 fg.), die art ihrer dichter (s. 91 fg.), werke (s. 129 fg.), stoffe (s. 215) und darsteller (s. 279 fg.) vorführt. J. Musculus hat eine wertvolle bibliographie (s. I fg.) beigesteuert; zahlreiche costümbilder dienen der anschaulichkeit.

Zu bedauern ist, dass der verf. die darstellung (bes. s. 12. 51. 111. 326) politisch tendenziös gewürzt hat. Man muss widerholen, was Heinrich Rückert über Vilmars „Kurhessisches idiotikon“ aussprach: „Dies werk, das gewiss viele mit einer angenehmen erwartung auf gründliche und geistvolle belehrung in die hand nehmen, hat mehr eine politische als eine wissenschaftliche tendenz, wenn es auch ursprünglich aus einer wissenschaftlichen idee entstanden sein mag.“ Und gerade wie Vilmar aus partikularistischer verbissenheit übersah, wie viel von seinem vorrat an volkstümlichen worten und redensarten „allen anderen deutschen dialekten auf die gleiche weise gehört, von den Vogesen bis zur Leitha“, so hat auch Schoen das elsässische ungebührlich isoliert. Der kampf gegen die geldehen (s. 246) ist allen volksstücken gemein, gerade weil niemand häufiger vernunftheiraten schliesst als der bauer und der patriarchalische kleinstädter; der gegensatz von stadt und dorf (s. 255) war an der volksbühne niemals zu trennen; die moralisierenden schlüsse (s. 272) erklärt der verfasser selbst mit recht für allgemein populäre art. Dagegen sind gewisse lokale momente, z. b. der ruhm des weinbaus (s. 259) und noch mehr historische (s. 263) allerdings von specifischer art. Aber auch sie beweisen eine „nationale kunst“ (s. 309. 321) natürlich nicht; da eben das Elsass nicht von einer besondern nation bewohnt ist, bedeuten sie nur landschaftliche eigenart, gerade wie z. b. das von Sch.

selbst einmal angezogene Schlierseer bauerntheater. Oder kämpft das auch für die bayerischen reservatrechte?

Eine überschätzung, die etwa (s. 216) den lokaldichter Geis neben Schiller stellt, ist verzeihlicher. Doch lässt die charakteristik überhaupt alle schärfe vermissen; auch die analysen entbehren der scharfen linien und nur die markantesten charaktere (der herr maire s. 150) sind gut herausgearbeitet. Auf seinem rechten feld ist der verf. aber, wo er listen gibt wie (s. 30 anm.) von den elsässischen schriftstellern, oder auch proben wie von den auf der bühne gesungenen liedern (s. 223). Hierdurch und durch die fleissige benutzung des materials wird das buch eine brauchbare darstellung der einzigen produktiven volksbühne im heutigen Deutschland.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Der Helianddichter ein laie. Von dr. **Wilh. Bruckner.** Wissenschaftliche beilage zum bericht über das gymnasium in Basel, schuljahr 1903/04. Strassburg, kommissionsverlag von Karl J. Trübner 1904. 4°. 36 s. 2 m.

Was Bruckner beweisen will, sagt der titel seiner schrift. Ebenso wie Jostes, Z. f. d. a. 40, 341 fgg., aber mit weit reicherem material als dieser, sucht Bruckner zu zeigen, dass der dichter des Heliand ein laie, ein volkssänger gewesen sei, dem der stoff seiner dichtung durch einen geistlichen vermittelt wurde. Ich halte den beweis nicht für gelungen und werde meine einwendungen ausführlich entwickeln. Trotzdem stehe ich nicht an, Bruckners abhandlung als einen sehr wertvollen beitrag zur charakteristik des Helianddichters zu erklären. Denn B.s beobachtungen bleiben bestehen, wenn man auch seine folgerungen nicht billigt. Mit scharfem auge erspäht B. allerhand bisher nicht beobachtete abweichungen von der quelle, missverständnisse des biblischen textes, kleine widersprüche. Und dann zeigt er, dass wir uns die arbeitsweise des dichters doch etwas anders vorzustellen haben, als dies gemeiniglich geschah. Er haftete nicht ängstlich am buchstaben, sondern verarbeitete grössere stücke des evangeliums gedächtnismässig. Das hat schon Schönbach behauptet; Bruckner liefert den beweis. Auf diese weise erklären sich verschiedene abweichungen, hinter denen man eine absicht vermutet hat. Ich darf wol darauf hinweisen, dass man allmählich einsehen lernt, dass auch unsere mhd. dichter nicht immer absichtlich von ihren französischen vorbildern sich entfernen, sie „verbessern", wie die patriotische ästhetik der dissertationen behauptet, dass vielmehr die abweichungen zum guten teil daher stammen, dass die vorlage nicht wort für wort übersetzt, sondern dem inhalt nach frei reproduziert wurde. — Ich will die verdienste der Brucknerschen schrift um so nachdrücklicher hervorheben, als meine folgenden bemerkungen durchaus polemisch gehalten sind. Ich kann es dabei nicht vermeiden, dass meine polemik sich oft auch gegen den vorgänger Bruckners Jostes richtet.

Gegen die ansicht, dass der Helianddichter vor seiner berufung durch kaiser Ludwig weltliche gedichte gemacht habe, nimmt mich von vornherein die erwägung ein, dass dann das alts. gedicht aus dem einzigen litterarischen zusammenhang gelöst wäre, in den es sich stellen lässt. In England hat eine reiche poesie geistlichen inhalts in den formen der allitterationsdichtung bestanden. In England muss einmal die übertragung der alten epischen technik auf die neuen christlichen stoffe stattgefunden haben. Derselbe vorgang müsste sich, wenn Jostes und Bruckner recht hätten, unabhängig im Sachsenland widerholt haben. Das ist an sich möglich. Aber dann müssen wir alle übereinstimmungen in der bezeichnung christlicher begriffe, die

zwischen dem Heliand und den ags. geistlichen gedichten bestehen, für zufällig erklären. Und dieser übereinstimmungen sind doch nicht so gar wenige, wie man sich durch das studium des Sieversschen formelverzeichnisses überzeugen kann.

Es ist seltsam, dass weder Jostes noch Bruckner dieses bedenken gekommen ist. Wenn Bruckner es für schwer denkbar erklärt, dass ein geistlicher, der nur gelegentlich (wer sagt, dass es 'gelegentlich' geschah?) kleinere geistliche dichtungen verfasst hätte, den ton des epos so gut getroffen haben soll, so hat er offenbar nicht erwogen, dass der Heliand in einer tradition geistlicher dichtung stehn kann, die durch die englische beeinflusst, ja ursprünglich wol ins leben gerufen worden ist. Ich frage umgekehrt, ist es so leicht denkbar, dass jemand, der nur weltliche epen verfasst hat, auf einmal sich so geschickt auf einem anderen gebiet bewegt?

Es mussten sehr gewichtige gründe sein, die uns dazu bestimmen könnten, den Heliand litterarisch zu isolieren. Wir wollen sie prüfen. Da ist zunächst die praefatio. Bruckner gibt Jostes darin recht, dass die worte der praefatio ungezwungen ausgelegt nichts anderes sagen, als dass der Helianddichter ein volkssänger, also ein laie gewesen ist. Das wichtigste argument für seine auffassung hat Jostes wol Zs. f. d. a. 40, 345 ausgesprochen: 'wenn nun weiterhin der dichter als *vates* bezeichnet wird, so kann und muss man Sievers darin recht geben, dass dieses wort nicht ausschliesslich für volkssänger gebraucht wird, aber anderseits ist doch auch festzuhalten, dass es diese bedeutung gewöhnlich hat.' Das wort "gewöhnlich" ist schon von Jostes gesperrt. Ich habe den satz in den letzten jahren oft gelesen und dabei nie ein gefühl der beschämung und des bedauerns unterdrücken können. Beschämt war ich über meine geringe kenntnis des latein, die sich nicht auf die gewöhnliche bedeutung eines so häufigen wortes wie *vates* erstreckte. Denn wenn ich es nicht bei Jostes schwarz auf weiss gelesen hätte, dass *vates* gewöhnlich den volkssänger bezeichnet, so würde ich auf befragen ohne scheu versichert haben, dass *vates* niemals den volkssänger im gegensatz zum kunstdichter bedeutet. Bedauert habe ich die vornehme zurückhaltung Jostes', die ihn die anführung auch nur eines einzigen belegs verschmähen liess. Denn ausser mir wissen noch manche andere, denen man kenntnis des latein nicht ganz wird absprechen können, nichts von der gewöhnlichen bedeutung des wortes.

Über *vates* besitzen wir eine auseinandersetzung von Lucian Müller, De re metrica poetarum Latinorum, p. 65–68. Da wird ausgeführt, dass *vates*, das alte wort für dichter, kurz vor der zeit des Ennius einen verächtlichen sinn bekam, dass aber zur zeit des Augustus das alte wort wider hervorgesucht und eine ehrenvollere bezeichnung des dichters wurde als *poeta*, dass es schliesslich auch von prosaikern gebraucht und mitunter geradezu schlechtweg für dichter gesagt wurde. Dass das wort je 'volkssänger' bedeutet habe, kann ich aus den worten Müllers nicht herauslesen[1]. Aber vielleicht hat *vates* im mittelalter den volkssänger bezeichnet? Du Cange weiss nichts davon.

Hätte also Jostes ein paar belege angeführt, so würde er sich ein grosses verdienst um die lateinische lexikographie erworben haben. Und nicht um diese allein. Denn auch für die geschichte der ästhetik wäre es wichtig, wenn sich zeigen liesse, dass nicht erst im 18., sondern schon im 9. jh. der begriff 'volkssänger' gebildet und

1) Übrigens führt Müller für seine behauptung *immo certissimum est non potuisse ad Vergili usque aetatem vatem autumari poetam nisi forte risus ergo et cum contemptu* keinen directen beweis.

mit einem eigenen worte bezeichnet worden ist. Allerdings hätte sich Jostes auch entschliessen müssen, den etwas schillernden begriff des volkssängers zu definieren. Ist es ein dichter, der nach mündlicher tradition arbeitet? Ist es ein ungelehrter? Ist es ein mann, der von seinem dichterberuf lebt, so eine art besserer *ioculator* oder *mimus*? Auf jeden fall müsste gezeigt werden, dass *vates* im 9. jh. eine dieser bedeutungen haben konnte.

Ferner meint Jostes, wenn der verfasser des Heliand bei den Sachsen als berühmter sänger galt, so könne er sich diesen ruf nur durch weltliche dichtungen erworben haben; „denn hätte er seine kunst bis dahin schon im dienste des christentums ausgeübt, so wäre die nachricht der praefatio über den auftrag Ludwigs unverständlich; die Sachsen wären ja gut versorgt gewesen.“ Nun hat meines wissens niemand die behauptung aufgestellt, dass unser *vates* den Heliand zweimal gedichtet habe, einmal vor, das andere mal nach dem kaiserlichen auftrag. Dann allerdings wäre die nachricht der praefatio unverständlich. Wenn aber der dichter früher etwa legenden oder teile des evangeliums dichterisch bearbeitet hatte, dann ist es doch nicht unverständlich, dass ihm nun die ausführung eines grösseren werkes übertragen wurde. Mit demselben recht könnte man es unverständlich nennen, dass Wolfram von Hermann von Thüringen zur abfassung des Willehalm veranlasst wurde; hatte doch Wolfram schon seinen Parzival gedichtet und somit die höfische gesellschaft mit lektüre 'gut versorgt'.

Es bleibt dann noch das argument, dass, wenn der Helianddichter ein geistlicher war, er nicht *quidam vir* genannt werden konnte. „Denn dass ein nobilis oder presbyter je schlichtweg als 'quidam vir' bezeichnet wäre, ist noch nachzuweisen.“ Windisch habe ganz recht, wenn er meine, der verf. der praefatio hätte den dichter als monachus oder clericus bezeichnen müssen. Demgegenüber bitte ich Jostes zu beweisen, dass die *quidam probatissimi viri*, von denen Otfrid in seiner zuschrift an Liutbert spricht, alle laien gewesen sind.

Ich kann nach prüfung aller argumente nicht finden, dass die worte der praefatio ungezwungen ausgelegt nichts anderes sagen, als dass der Helianddichter ein volkssänger, also ein laie gewesen sei. Dagegen meine ich allerdings, dass die praefatio ungezwungen ausgelegt kein wort davon sagt, dass an dem altsächsischen gedicht zwei männer gearbeitet haben, von denen einer die dispositio, der andere die elocutio auf auf sich nahm. Ungezwungen ausgelegt bedeutet *queque excellentiora summatim decerpens* gewiss nicht „indem er sich von seinem berater eine auswahl des wichtigsten anfertigen liess“, heisst *interdum quaedam ubi commodum duxit, mystico sensu depingens* sicher nicht „indem er bisweilen für eine mystische ausdeutung, dort wo sie sein berater für angebracht hielt, die worte hergab.“ Und das müssten diese worte bedeuten, wenn Jostes und Bruckner recht hätten und die praefatio authentisches berichtet.

Wichtiger als die interpretation der praefatio ist für unsere frage die prüfung des gedichtes selbst. Bruckner hat gezeigt, dass viele veränderungen, die der biblische text erlitt, dadurch zu erklären sind, dass der dichter nach dem gedächtnis arbeitete. Daraus schliesst Bruckner sofort, dass der dichter kein geistlicher war. „Was hätte denn den dichter, wenn er . . wirklich geistlicher gewesen wäre, hindern können, an solchen stellen, wo er seiner sache nicht ganz sicher war, den Tatian nachzuschlagen, den er doch, wie vorauszusetzen, beständig zur hand haben musste, wenn er sich seinen stoff selbst partienweise daraus zusammenstellte?“ Hier sind zwei dinge verwechselt. Wer nach dem gedächtnis arbeitet, kann merken, dass er

etwas vergessen hat; er kann aber auch überzeugt sein einfach das gehörte zu reproduzieren, auch dort wo in wahrheit die erinnerung ihn trügt. Die stellen, an denen Bruckner eine abweichung von der quelle nachweist, sind nun beinahe alle von der beschaffenheit, dass man ohne vergleichung des biblischen textes gar nicht auf den gedanken käme, dass eine unordnung vorliegt. Der dichter hat da gewiss geglaubt seiner sache sicher zu sein.

Nun weist freilich Bruckner auf die inconsequenz in der behandlung der eigennamen hin, die bald unterdrückt, bald widergegeben werden, ohne dass ein prinzip bemerkbar sei. Diese inconsequenz sei kaum begreiflich, wenn der dichter selbst den Tatian nachschlagen konnte. Ich wundere mich, das Bruckner sich gar nicht umgesehen hat, wie es andere dichter mit den biblischen namen halten. Es hat doch Erdmann zu Otfrid I, 4, 1 auf die auslassung von namen bei Otfrid aufmerksam gemacht. Man sollte z. b. glauben, dass die namen der eltern des täufers wichtig genug waren um genannt zu werden; sie werden verschwiegen. Dafür werden Symeon und Anna genannt. Wo ist da consequenz? IV, 35 nennt Otfrid den Nikodemus aber nicht Joseph von Arimathia. Ist das consequent? Und wie macht es Juvencus? Gabriels name wird von ihm ebenso verschwiegen wie von Otfrid. Der nächtliche besuch des Nikodemus wird II, 177 fgg. erzählt, aber der besucher ist namenlos. Metrische schwierigkeiten werden kaum die ursache sein, vgl. Huemers bemerkung im index seiner ausgabe (Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum XXIV) s. 164: *nomina propria Iuuencus ad arbitrium metro accomodat.*

Nun sollen aber dem Helianddichter irrtümer unterlaufen sein, wie sie einem gelehrten mönch nicht begegnen konnten. Darüber hat Sievers in der Realenc. f. prot. theologie^3 7, 619 fg. sich treffend ausgesprochen: „Zwar hat Jostes richtig betont, dass sich hier und da missgriffe und widersprüche finden; aber diese sind doch erklärlich bei einem manne, der wol soviel gelernt hatte, dass er seine lateinischen quellen im original benutzen konnte, aber deswegen noch nicht ein specifischer gelehrter auf theologischem gebiet gewesen zu sein braucht.“ Ich wundere mich, dass diese worte auf Bruckner keinen eindruck gemacht haben, und ich muss fast die hoffnung aufgeben, dass ich mit meinen ausführungen glücklicher sein werde.

Es ist natürlich sehr bequem zu sagen, wie das Jostes tut, man könne die missverständnisse des Heliands insolange keinem theologen zutrauen, als nicht bei einem andern theologischen schriftsteller ähnliches in solcher häufung nachgewiesen sei. Dieser nachweis wird freilich nicht so bald gelingen. Denn was haben wir aus jener zeit vergleichbares ausser der Alts. genesis, von deren verfasser man auch nichts sicheres weiss, und dem einzigen Otfrid? Denn die lateinisch schreibenden theologen sind nicht vergleichbar. Aber vielleicht wird man daran erinnern dürfen, dass den doch auch in gewissem sinne 'gelehrten' übersetzern des Tatian so manche missverständnisse begegnen und dass selbst der treffliche übersetzer, dessen arbeit uns in den Monseer fragmenten bewahrt ist, sich einen so capitalen unsinn wie die widergabe von *altilia* durch *daz hohista* zu schulden kommen lässt.

Ich finde auch, dass man den Helianddichter mitunter allzu streng beurteilt. Ich hatte Anz. f. d. a. 21, 212 bemerkt, dass Hel. 763 fgg. die zwei aufträge, von denen Matth. 2, 19—22 spricht, in einen zusammengezogen sind, Joseph von Ägypten sofort nach Galiläa zieht und die bemerkung über die thronbesteigung des Archelaus den anschein einer historischen notiz gewinne. Jostes wirft mir vor, ich bürde dem dichter auf, dass er absichtlich etwas falsch darstellte, während in wahrheit die einbeziehung des traums ihn irregeleitet habe. Also eine so kleine abweichung vom

evangelischen bericht ist, wenn sie mit absicht geschah, sofort eine fälschung. Ich bitte doch einmal Otfrid I, 21 zu vergleichen. Da wird erzählt, dass Joseph im traum den auftrag erhält, jetzt wo Herodes tot sei, in die heimat zu ziehen. Er zieht heimwärts, erfährt aber, dass *thar ander kuning uuari,* erschrickt darüber und wendet sich *in fiara in eina burg ziara.* Also auch Otfrid erzählt nur von einem traum und seine darstellung ist überaus ungeschickt. Denn da Joseph den strikten auftrag bekommen hat, nach hause zu ziehen und dann ohne die ermächtigung, die im evangelium durch den zweiten traum gegeben wird, seine reiserichtung ändert, so sieht es so aus, als ob Joseph dem göttlichen gebot nicht folgte. Und die begründung ist sehr unbeholfen. Joseph erschrickt, weil er hört, dass in der heimat ein anderer könig herrschte — als ob das so etwas aussergewöhnliches wäre, dass, wenn ein fürst stirbt, dann ein anderer seine stelle einnimmt. Stünde die erzählung Otfrids im Heliand, was für prächtige beweise würde sie nicht für den laienstand des dichters liefern! So überlasse ich Jostes die wahl, ob er annehmen will, dass der gelehrte Otfrid gefälscht hat oder irregeleitet worden ist. Auch Juvencus weicht von der evangelischen erzählung ab (I, 271 fgg.):

Mirandis rursus deuinctus membra sopore
Urgetur monitis Mariam puerumque Ioseph
Aegypto ad patriam uectare, ubi Nazara felix
Olim praedictum puero dedit addere nomen.
Dixit et alterius quondam praenuntia uatis
Vox instincta Deo: Veniet, ueniet mea proles
Aegypto ex alta terris lumenque salusque.

Also auch der römische dichter berichtet nur von einem göttlichen auftrag und lässt ganz wie der Heliand Joseph sofort nach Galiläa gehn. Ferner hat Juvencus den pragmatismus der erzählung vereinfacht; die historischen factoren, der tod des Herodes und die thronbesteigung des Archelaus, werden nicht erwähnt, so bleibt nur die erfüllung der prophetenweissagungen. — Ist das fälschung? Oder ist Juvencus irregeleitet worden?

Einem geistlichen, meint Jostes, der die quellen vor sich hatte, konnte es nicht entgehen, dass Lucas (1, 22) mit den worten *ipse erat innuens illis* den Zacharias die vom volke ausgesprochene vermutung, er habe eine erscheinung gehabt und sei stumm geworden, bestätigen lässt. Dann war Otfrid entweder kein geistlicher oder er hatte die quellen nicht vor sich. Denn er schreibt I, 4, 77. 78:

Tho uuas er bouhnenti, nales sprechenti,
thaz menigi thes liutes fuari heimortes[1].

Mehrere anstösse, die der überlieferte Heliandtext bietet, sind von der art, dass sie durch mangel an gelehrsamkeit nicht erklärt werden können. Hierher gehört vor

1) Wenn man einmal die werke der 'gelehrten' dichter genau unter die lupe nähme, so würde man noch mehr derartiges finden. Man vergleiche, wie Juvencus bei der erzählung von der namengebung des Johannes verfährt (I, 110 fgg.). *Abnuit hoc* (dass das kind seines vaters namen erhalte) *genetrix, sed Iohannes uocitetur Ingeminat* (davon steht nichts im evangelium). *Placuit muti tunc iussa parentis Consulere, scriptoque rogant edicere nomen. Sed, pro mira fides, tabulis cum scribere temptat, Implicitam soluit per uerba sonantia linguam.* Kein wort davon, dass Zacharias den namen Johannes niederschreibt. Und doch ist das die pointe der erzählung von der stummheit, wie Otfrid (oder eine seiner quellen) richtig erkannt hat: *Uuntar uuas thia menigi auur thar ingegini, thaz zunga sin uuas stummu, thoh uuarun einstimmu* (I, 9, 27. 28).

allem die erzählung 2667 fgg. Die Galiläer ergreifen Jesus, führen ihn auf einen berg und wollen ihn hinabstürzen. Aber da kennen sie auf einmal Jesus nicht und er geht ungefährdet mitten durch die menge von dannen. So weit wäre alles in ordnung. Aber 2689 heisst es in M, wo allein der vers überliefert ist *he ni uuas iro er cud enigumu*, was ein offenbarer unsinn ist, da die Galiläer doch Jesus kennen mussten, wenn sie ihn ergriffen und auf den berg schleppten. Aber um das zu wissen, brauchte der Helianddichter keine gelehrte bildung, der gesunde menschenverstand ist alles eher als eine domäne der gelehrten. Fehlt es nun hier an gesundem menschenverstand, so ist zweierlei möglich. Entweder ist die überlieferung verderbt und *er* mit Roediger zu tilgen, oder der gute Homer hat einmal geschlafen, was bei geistlichem oder weltlichem stand gleich begreiflich oder unbegreiflich ist.

Ähnlich ist es mit 5751 fgg., wo es unklar bleibt, an wen die mit *huat, thu uuest* beginnende rede der Juden sich richtet. Es ist widerum nur die sache des gesunden menschenverstandes zu wissen, dass man nicht die leere luft auffordert gräber durch soldaten bewachen zu lassen, und es bleibt wider nur die alternative, den mangel an verstand zu constatieren oder eine verderbnis (hier mit Roediger eine lücke) anzunehmen. Ich entscheide mich für das letztere. Aber jedesfalls wird durch annahme mündlicher erzählung des stoffes der anstoss nicht erklärt.

Nicht so krass ist 5344 fgg., wo Pilatus sagt, er habe von den Juden gewalt über leben und tod bekommen, während doch 5125 fgg. erzählt ist, dass er als statthalter des kaisers zu den Juden gesendet war. Aber wider ist mit der annahme, dass der dichter ein laie war und ihm der stoff durch mündliche belehrung überliefert wurde, nichts erklärt. Bruckner vermutet, dass dort wo der römische landpfleger zum ersten mal genannt wurde, dem dichter etwas genauerer aufschluss über ihn erteilt worden sei, „im weiteren verlaufe mag er das zum teil wenigstens wider vergessen haben.“ Zum teil vergessen, Bruckner muss sich so vorsichtig ausdrücken, weil ja Pilatus, auch nachdem ausführlich über seine stellung berichtet ist (5125 fgg.), noch *bodo kesures* oder *the kesures bodo* genannt wird (5175. 5193. 5209. 5230. 5557) oder *thegan kesures*: von den belegen für diese bezeichnung steht einer 5313, also kurz vor der widerspruchsvollen stelle, ein anderer 5356 im unmittelbaren anschluss an sie. Aber ich frage, was hat denn der dichter überhaupt vergessen, wenn er fortwährend Pilatus als beamten des kaisers bezeichnet? Es ist also entweder mit Behaghel 5344 *thi* nach *Mi* einzuschieben oder man muss annehmen, dass der dichter sich über die verteilung der competenzen zwischen dem kaiserlichen statthalter und der jüdischen obrigkeit nicht klar war. Das ist aber auch einem geistlichen nicht allzusehr zu verübeln, der die discussionen des Pilatus mit den Juden, namentlich Joh. 18, 31 und 19, 6 las; an der ersten stelle muss sich ja der statthalter erst von den Juden belehren lassen, dass sie niemanden töten dürfen, was ihn nicht hindert, ihnen bald darauf den antrag zu machen, doch selbst Jesus zu kreuzigen.

In einer andern gruppe von fällen müssten die vorliegenden abweichungen von der quelle dem geistlichen zur last gelegt werden, der nach Jostes und Bruckner dem dichter den stoff vermittelt hat.

Nach Jostes, Z. f. d. a. 40, 356 ist der Helianddichter durch das wort *hunno*, das eigentlich *centenarius* bedeutet, dazu verleitet worden den *centurio* des evangeliums (Math. 8, 5—10, Luc. 7, 2—10) zu einem reichen grundbesitzer zu machen. „Ein theologe, der den charakter eines centurio kannte, konnte durch eine solche widergabe (scil. von *centurio* durch *hunno*) nicht irregeführt werden.“ Gewiss nicht, da er ja eben in seinem text *centurio* und nicht *hunno* las; aber er müsste

den des latein unkundigen dichter irregeführt haben, indem er falsch übersetzte. Wenn heutzutage jemand einem freunde, der nichts vom militärwesen gehört hat, statt von leutnants von statthaltern erzählte, so würde man ihn für nicht sehr klug halten. Der geistliche helfer des dichters musste doch wissen, dass dieser das wort *hunno* notwendig missverstehen würde, es sei denn, dass — nun dass der geistliche selbst sein lateinisches *centurio* missverstanden hatte. Und das wird uns sehr wol möglich erscheinen, wenn wir bedenken, dass im ahd. Tatian das wort *centurio* an unserer stelle durch *centenari* widergegeben ist, und wenn wir den Du Cange s. v. *centurio* aufschlagen: da finden wir reichliche belege dafür, dass *centurio* in derselben bedeutung wie *centenarius* gebraucht wurde. Und was die auffassung des *centurio* als eines mächtigen, vornehmen mannes betrifft, so finden wir sie auch bei Notker, der es an gelehrsamkeit wol mit einem sächsischen dorfpfarrer aufnehmen kann; vgl. Ps. 46, 10: *Principes populorum congregati sunt cum deo abraham. Déro liûto fúrsten sint kesáminot mit abrahamis Góte. Allero gentium principes uuerdent keloûbig an christum, der abrahamis Got ist. Also der centurio uuas fóne gentibus chómenêr, fone démo der saluator chad. Non inueni tantam fidem in Israel.*

Dass der Helianddichter die erzählung von der bekleidung Jesu mit dem purpur gänzlich missverstanden hat, ist sicher. Aber der widerspruch, dass Jesus ja früher zum hohn mit einem weissen gewand bekleidet worden war, muss auf rechnung des geistlichen kommen. Dieser hat ihn wider aus dem Tatian. Im Tatian ist nirgends erzählt, dass man Jesu das weisse gewand wider ausgezogen hatte, so dass die schiefe darstellung entsteht, dass man ein spottgewand durch ein anderes ersetzt habe. Es mag hier angemerkt werden, dass Otfrid widerum nichts von dem ausziehen des roten kleides sagt, so dass der schein entsteht, dass das purpurkleid zu den spolien gehört, in die sich die soldaten nach der kreuzigung teilen.

Auch die folgende ungenauigkeit kann nur der geistliche mittelsmann verschuldet haben. In der kurzen zusammenfassung der wunder Christi heisst es 2353 fg. *fargaf fegiun ferah, them the fusid uuas helid an helsid* und Bruckner macht darauf aufmerksam, dass diese stelle sich nur auf das eine töchterlein des Jairus beziehen könne, da die auferweckung des jünglings von Nain und die des Lazarus an ihrer stelle erzählt werden. Aber die kurze zusammenfassung muss doch der geistliche gegeben haben; ist es nun wahrscheinlich, dass, wenn er von einem mädchen sprach, der dichter daraus mehrere männer gemacht hat?[1]

A. f. d. a. 21, 213 habe ich darauf hingewiesen, dass es durch die auslassung von Joh. 10, 22—30 ganz unmotiviert erscheint, warum die Juden Hel. 3940 fgg. Jesus steinigen wollten. Bruckner zieht diese unklarheit zum beweis für seine these heran. Aber den fehlgriff müsste widerum der geistliche gemacht haben, der absichtlich alle verse des Johannesevangeliums ausliess, die eine anwesenheit des erwachsenen Jesus in Jerusalem vor der passion voraussetzen, und nicht bedachte, dass die von ihm übergangenen verse für das verständnis des steinigungsversuchs notwendig sind.

Bruckner macht ferner darauf aufmerksam, dass Hel. 5394 fgg. und 5621 fg. aus Tatian 167 und 170 die zwei zeitangaben Joh. 19, 14 und Matth. 27, 45 übernommen sind, die einander widersprechen und sich gegenseitig ausschliessen. Aber dieser vorwurf trifft doch vor allem den ordner der lateinischen evangelienharmonie. Und höchst

1) Eine ähnliche ungenauigkeit scheint bei Otfrid IV, 26, 18—20 vorzuliegen. Doch lassen die plurale v. 19. 20 eine rein syntaktische deutung zu.

unberechtigt scheint mir die voraussetzung, dass ein mann des 9. jhs. auf den gedanken kommen konnte, evangelienkritik im stil des fragmentisten oder der Tübinger schule zu treiben[1]. Jedesfalls trifft das verschulden wider nur den geistlichen mittelsmann. Das leugnet auch Bruckner nicht. Aber er meint, wenn der dichter sich seinen stoff planmässig zum voraus ausgewählt hätte, so hätte er den widerspruch bemerken müssen, während einem geistlichen, der dem dichter den stoff partieweise vortrug, ein solcher fehlgriff leichter begegnen konnte. Allein dies führt die discussion auf ein ganz anderes gebiet. Die frage, ob der dichter seinen plan in allen einzelheiten entwarf, bevor er an die dichtende ausführung schritt, ist eine ganz andere als die frage, ob der dichter seinen stoff der lektüre oder mündlicher belehrung verdankte.

Es ist aber nützlich, sich mit der frage zu beschäftigen, ob dem gedicht ein plan zugrunde liegt. Wir werden uns dabei freilich davor hüten müssen, die sklaven unserer dienerin, der sprache, zu werden. Das wort plan hat eine schillernde bedeutung und lässt leicht an eine durchaus fehlerlose conception denken. Wir haben uns zunächst die frage vorzulegen: hat der geistliche berater dem *vates* die ganze evangelienharmonie vom ersten bis zum letzten wort vorübersetzt, oder hat er eine auswahl getroffen? Niemand bezweifelt, dass das letztere geschehen ist. Dann ist zu fragen: wodurch liess sich der geistliche bei seiner auswählenden tätigkeit bestimmen, gab er sich rechenschaft über die gründe der auslassungen — dann sind wir berechtigt, von einem plan zu sprechen, mag dieser plan vor dem richterstuhl der absoluten ästhetik bestehen oder nicht — oder liess er sich von zufälligen umständen bestimmen, etwa davon, ob der wind gerade ein paar blätter seiner handschrift umwendete, oder davon, ob er bei guter oder schlechter laune, frisch oder ermüdet war. Plan und zufall können zusammenwirken. Otfrid bemerkt in der zuschrift an Liutbert, dass er in den anfangs- und schlussteilen seines werkes die berichte der evangelisten in eine harmonie gebracht habe[2], dagegen in der mitte, sagt er, *multa ... non iam ordinatim, ut caeperam, procuraui dictare, sed qualiter meae paruae occurrerunt memoriae*[3]. Es kann nun kein zweifel sein, dass dem Heliand zum teil wenigstens eine planmässige auswahl aus Tatian zugrunde liegt. Das wird durch den von mir schon A. f. d. a. 21, 211 hervorgehobenen und in dieser recension wider berührten umstand bewiesen, dass alle stellen des Johannesevangeliums ausgelassen sind, die eine reise des erwachsenen Jesus nach Jerusalem vor der passion erzählen. Das kann kein zufall sein.

Sehen wir nun zu, ob dem geistlichen vermittler bei seiner auswählenden tätigkeit nicht ebensolche fehler passiert sind, wie dem dichter bei seiner gedächtnismässig reproducierenden. A. f. d. a. 21, 213 habe ich bemerkt, dass die umstellungen in der erzählung von der geburt des täufers die absicht des evangelischen berichts

1) Übrigens heisst es Joh. 19, 14 *hora quasi sexta* und dementsprechend Hel. 5394 fg. .. *nahida .. middi dag*. Dass die ereignisse, die 5394—5621 erzählt werden, sich nicht in einen kleinen bruchteil einer stunde zusammendrängen konnten, begründet einen verstoss gegen die reale möglichkeit; aber wie viele dichtungen, die nicht von „volkssängern“ herrührten, sind voll von solchen verstössen!

2) Das bedeuten offenbar die worte *ut modo quid iste, quidue alius caeterique scriberent, inter illos ordinatim, prout potui, penitus pene dictaui.*

3) Ich bemerke ausdrücklich, dass ich diese stelle nicht so auffassse, als ob Otfrid das detail nach dem gedächtnisse erzählte, aber bei der auswahl und der anordnung der gleichnisse und wunder liess er sich, das will er wenigstens sagen, von seinem gedächtnis leiten.

geradezu vernichten. Bruckner scheint damit einverstanden. Nun müssen diese umstellungen und die durch sie bedingte auslassung der episode vom besuch Marias bei Elisabeth von dem geistlichen vorgenommen worden sein. Denn es ist ganz undenkbar, dass der dichter den wirkungsvollen bericht vom besuch Marias samt dem canticum einfach vergessen hat[1]. Der geistliche berater muss ihn ausgelassen haben und damit hat er den erweis erbracht, dass er die ökonomie der evangelischen erzählung nicht begriff. Was hätte ihn aber zu der auslassung bewegen können, wenn nicht der scheinbare vorteil, dass dann die zusammengehörigen partien (verkündigung — geburt) näher aneinander gereiht werden konnten? Werden wir da noch an der fiction festhalten, dass ein geistlicher dichter sich keine umstellungen erlaubt hätte und gegen missverständnisse gefeit gewesen wäre? Nein, das war er gewiss nicht. Das beweisen die oben besprochenen stellen, das beweist Hel. 4861 fgg., wo nur der geistliche *percutimus* Luc. 22, 49 mit *percutimur* verwechselt haben kann, das beweist wol auch 1222 fgg.; meine Zs. f. d. a. 36, 171 geäusserte vermutung, dass da eine verwechslung von *fama* und *fames* vorliegt, kommt mir immer wahrscheinlicher vor.

Vollends beweisend für die identität des dichters und des lateinkundigen geistlichen sind die stellen, an denen durch die benutzung der commentare unklarheiten in das gedicht gekommen sind. Drei solcher stellen habe ich A. f. d. a. 21, 215 angemerkt. Mag man auch mit Behagel 674 nicht gelten lassen, die beiden andern bleiben. So schreibt aber nur ein mann, der selbst mitten in der sache steht, dabei aber aus den augen verliert, dass sein publicum nicht so viel weiss wie er. Das ist echtes gelehrtenlaster.

Einen weiteren fall dieser art habe ich Z. f. d. a. 36, 166 in der stelle 2025—26a erblickt. Das will nun freilich Bruckner s. 23 nicht gelten lassen. „Ich meine, wenn der dichter mit seinem zusatz (scil. *umbi thesoro manno lid, umbi theses uuerodes uuin*) überhaupt einen bestimmten zweck im auge gehabt hat, kann dies nur der gewesen sein, die von ihm gewiss so gut wie von uns empfundene härte in den worten Jesu zu mildern.“ Meine frühere auffassung der stelle nehme ich zurück. Aber Bruckner kann ich nicht beistimmen. Der biblische text besagt, 'was habe ich mit dir, weib, zu schaffen', der Heliand lässt Jesus sagen, 'was geht uns der wein dieser leute an'. Das sind offenbar höchst verschiedene dinge, und eine erinnerungstäuschung erklärt kaum die differenz. Wenn aber der dichter einen zweck verfolgte, so bitte ich Bruckner zu erklären, wie er, der ungelehrte *rates*, auf dieselbe umdeutung des textes verfiel wie der gelehrte Otfrid, vgl. II, 8, 17[b] *uuaz drifit sulih zi uns zuein.* Und ferner: *huat ist mi endi thi umbi thesoro manno lid, umbi theses uuerodes uuin* ist gutes altsächsisch, vgl. 1682 *mer is im thoh umbi thit helido cunni.* Lassen wir aber die satzteile weg, die im biblischen text nicht stehen, die auf das conto des angeblichen laiendichters kommen müssen, so erhalten wir eine wörtliche widergabe des lateinischen *quid mihi et tibi est.* Sollte das ein zufall sein? Liegt es da nicht nahe, anzunehmen, dass die wahl des altsächsischen ausdrucks durch den ähnlich gebauten, aber etwas ganz anderes bedeutenden lateinischen satz veranlasst wurde?

1) Ob mir Bruckner beistimmen wird, weiss ich freilich nicht. Wenn ich ihn recht verstanden habe, hält er es s. 14 für möglich, dass etwa die geschichte von der Samariterin vergessen wurde. Aber vielleicht liegt nur eine unklare ausdrucksweise Bruckners vor. Der gedanke wäre ungeheuerlich und stände in widerspruch zu der bemerkung s. 10, dass der geistliche berater dem laiendichter kaum viel mehr vorgetragen habe, als dieser dichterisch darstellte.

Aber dann muss derjenige, der die altsächsischen worte dichtete, des lateinischen kundig gewesen sein[1].

Ein grosser teil von Bruckners abhandlung beschäftigt sich mit der benutzung der commentare. Er sucht zu zeigen, dass die commentare nicht in dem umfang, wie man bisher annahm, herangezogen wurden. Aber wenn man Bruckner auch in allem recht gäbe, für die hauptfrage wäre damit nichts entschieden. Denn dass commentare verwertet wurden, leugnet natürlich auch Bruckner nicht. Und es bleibt doch in der hauptsache gleich, ob ein gelehrter mittelsmann aus dem schatz des ihm zur verfügung stehenden gelehrten wissens eine verständige auswahl traf oder ob dies ein dichter, der zugleich „gelehrter“ war, tat. Übrigens ist es nicht richtig, dass die commentare nur dort benutzt sind, wo eine erläuterung nötig war. Der zweck des gedichts wäre vollkommen erreicht worden, auch wenn die Sachsen nichts davon erfahren hätten, dass in Ägypten der Nil fliesst, oder dass der kaiser, der die schatzung anordnete, Octavianus hiess. Und schliesslich fehlt zu einer gesamtbeurteilung der benutzung der commentare die feste grundlage; ich bin noch immer der ansicht, dass wir die wahren gelehrten quellen des Hel. nicht kennen[2].

1) Bruckner macht mir a. a. o. zum vorwurf, dass ich sozusagen dem dichter das eigene denken abspreche. Dieser vorwurf klingt schlecht im munde Bruckners, der s. 31 anm. 1 Jostes' vermutung billigt, dass die *that menid* innerhalb einer gleichnisrede Jesu von der art herrühren, wie dem dichter sein stoff vorgetragen wurde. Eine ungeschicklichkeit liegt ja jedesfalls vor: allein es ist etwas anderes, ob ein dichter unter dem zwange handelt, die directe rede seines helden, die nicht an das publicum des dichters gerichtet ist, doch für dieses publicum verständlich zu machen, oder ob jemand die für ihn bestimmte erläuterung seines lehrers der person eines gedichtes in den mund legt. Wenn ein dramatiker die anweisung gibt, dass eine person leise sprechen möge, so bringt er immerhin den schauspieler in eine gewisse verlegenheit, weil dieser so reden soll, dass sein nachbar auf der bühne ihn nicht verstehen kann, und doch wider so laut, dass er bis in die letzte galerie gehört wird. Aber was würde man von einem schauspieler sagen, der die bühnenanweisung 'leise' ausspräche?

2) Für diese meine ansicht ist allerdings die darstellung des Heliand von dem verhältnis des Herodes und der Herodias von entscheidender wichtigkeit. Jostes leugnet dies Z. f. d. a. 40, 361 anm. 1. „Schon ein blick in den commentar über das evangelium des hl. Matthäus von Schanz (Freiburg 1879 s. 181)“ könne das lehren. Ich habe mich auf Jostes' belehrung hin nicht mit einem blick begnügt, sondern die citierte stelle widerholt durchgelesen: es steht kein wort dort, das mit unserer sache das geringste zu tun hätte. 181 muss ein druckfehler sein; vielleicht meint J. s. 191, wo wenigstens von der scheidung bei den Juden die rede ist — ich weiss es nicht und J. kann nicht von mir verlangen, dass ich an seinen aufsätzen conjecturalkritik übe. Es ist nun aber ganz gleichgiltig, was Schanz sagt. Ich habe aus den quellen nachgewiesen, dass es eine version A gab, nach der der tetrarch Herodes die frau seines lebenden bruders, und eine version B, nach der er die frau seines toten bruders heiratete. Beda und Hraban folgen der version A, der Heliand der version B. Also hat der Heliand hier nicht Beda und Hraban benutzt, sondern ihnen direkt widersprochen. Folglich war mein satz gerechtfertigt, dass der dichter quellen benutzt hat, die mit den commentaren Hrabans, Bedas und Alcuins nicht identisch sind, und dass man zweifeln kann, ob diese werke überhaupt seine quelle waren. Quod erat demonstrandum.

WIEN. M. H. JELLINEK.

R. Meringer, Indogermanische sprachwissenschaft. Leipzig, Göschen 1903 (sammlung Göschen nr. 59). 151 s. 0,80 m.

Die dritte auflage des Meringerschen büchleins hat sich gegen die vorhergehenden kaum geändert. Nach wie vor zerfällt das ganze in vier abschnitte: der erste behandelt die sprache und ihre veränderungen, der zweite die idg. sprachen, der dritte die idg. grundsprache, der vierte die kultur und urheimat der Indogermanen. Unter diesen enthält der dritte den sprödesten stoff, die zusammenstellungen der beispiele, welche die lautbeziehungen und die flexionsverhältnisse veranschaulichen sollen. Während sich die drei übrigen teile trotz ihrer kürze ohne weiteres auch von dem nichtfachmann lesen lassen, ist das bei dem dritten kaum möglich; dazu sind die beispiele nicht einfach und nicht durchsichtig genug: fälle z. b., die eine lautliche gleichheit in éiner silbe dartun sollen, weichen in den andern silben ganz von einander ab, wie idg. **svādisthós*, ai. *svádishṭhas*, gr. ἥδιστος, got. *sutists* 'süsseste' (s. 76), idg. **véqos* 'wort, rede', ai. *vácas*, gr. ϝέπος ἔπος, ahd. *giwahan* (s. 83); oder belege für eine kasusform sind zweifelhaft hinsichtlich ihrer bedeutung und darum auch hinsichtlich ihrer zusammengehörigkeit mit dem vorausgehenden und folgenden, wie idg. **óqi* 'das auge', ai. *ákshi*, ai. *çúci*, gr. ἴδοι, lat. *mare* (s. 103).[1] Dieser teil setzt also wol noch eine ausführliche erläuterung voraus und könnte als leitfaden für eine vorlesung dienen. Immerhin wäre der überlegung wert, ob eine grössere einfachheit oder umgekehrt eine breitere ausführlichkeit dieses hauptstück den andern nicht besser hätte angleichen können. Wir grammatiker sind ja mit unseren arbeiten nicht gerade beliebt in weiteren kreisen; wir sollten daher, meine ich, auf leichte verständlichkeit einen ganz besonderen wert legen.

Im allgemeinen sind die aufstellungen des verfassers in allen vier teilen sehr vorsichtig und vernünftig. Er gibt nur das sicherste und enthält sich mit recht geistreicher vermutungen; in der lehre vom ablaut z. b. trägt er nur das vor, was so ziemlich alle forscher seit jahren anerkennen, und in der frage der urheimat und der urkultur ist sein standpunkt von gesunder natürlichkeit und vorurteilsloser nüchternheit.

Im einzelnen finden sich freilich manche flüchtigkeiten und ungenauigkeiten, vornehmlich im ersten teil. 'Adamsapfel' z. b. wird vom volk doch nur der äussere teil des kehlkopfs genannt, nicht der innere (s. 14); inhaliertes *ja* ist nicht allein norddeutsch, sondern auch süddeutsch (s. 14). Bei der beschreibung, wie man den stimmton bei geöffnetem mund erzeugen könne, wird die hauptsache vergessen, dass man bei diesem versuch einfach einen gewöhnlichen vokal erhält (s. 14). Und bei der schilderung der vocalbildung wird genau genommen vom verf. die mundöffnung des *a* entgegengesetzt der zungenstellung von *i* und *u*; und *ü* und *ö* werden zwar aufgezählt, aber nicht beschrieben (s. 17). Während als diphthonge *ai* und *ei*, *eu* und *äu* genannt werden, wird nachher plötzlich hinzugefügt, diese hätten jeweils den

1) Von derartigen fällen erwähne ich für die nächste auflage noch folgendes. Idg. *tr̥séjō* entspricht nicht genau ai. *tarsháyami* (s. 82), idg. *ōk'ises* nicht dem lat. *ociōris* (s. 105); ai. *dhíyam* soll die endung *m̥* enthalten (s. 103), obwol *m̥* nach s. 85 im alti. zu *a* wird. Auf s. 101 könnte man versucht sein, den namen des Xerxes, *Khshāyārshā*, mit dem vorausgehenden ai. *çva* zusammenzubringen; der name sollte daher erklärt werden. Auch was silbisches *n̥* und *m̥* sei, wird nirgends gesagt. Schliesslich sind aber selbst formen wie poln. *granica* und gr. δοϝέναι dem durchschnittsleser unklar!

gleichen lautwert: es wird also nicht gehörig geschieden zwischen laut und zeichen (s. 17). Bei der lauttafel auf s. 18 ist der unterschied der 'tonlosen dauerlaute' *v* und *f* unklar. Wenn von *z* gesagt wird, es sei gleich $t + s$, so kann man *x* doch nicht mit der bemerkung abmachen, es sei wie *y* aus fremden sprachen übernommen (s. 18). Bei der beschreibung der silbe wäre als unterscheidend eher die schallfülle hervorzuheben als die atemstärke, weil diese doch nicht so viel umfaßt wie jene (s. 19). Und gleich darauf hätte doch nur gesagt werden dürfen, im nhd. fielen tonhöhe und tonstärke m e i s t auf die gleiche silbe, wo doch gleich nachher, sozusagen in demselben atem, die frage richtig ausgenommen wird (s. 19). Bei der vergleichung des deutschen genetivs *mannes* und der ausserdeutschen verbindungen *of tha man* und *du père* (s. 31) behauptet Meringer, diese spielten in den sprachvorstellungen der drei völker nicht die gleiche rolle. Das sollte doch etwas näher ausgeführt werden, so dass man einsieht, Meringer habe sich zu dieser ansicht nicht durch die schrift verleiten lassen. Könnte man denn nicht auch sagen, das deutsche decliniere hinten am wort, das englische und französische dagegen vorn? Ebenso erscheint die behauptung gewagt, nur die lautlichen veränderungen der sprache könne man in bestimmte regeln bringen (s. 35). Darf man z. b. nicht auch sagen, der lat. genetiv werde im französischen durch *de* widergegeben, und der ablativ sei ganz untergegangen, die freie wortstellung von subject, prädicat und object sei dagegen fest bestimmt worden? Ähnliches deutet ja Meringer selbst auf s. 40 an. Auch, ob die sprachen wirklich dahin streben, die psychologischen gruppen zu verringern, steht mir noch dahin; die zahl der gruppen, die man landläufig als flexionslehre zusammenfasst, vielleicht; ob aber dafür nicht neue entstehen? Muss man anstelle der casus nicht eben die präpositionalverbindungen und die wortstellung lernen, anstelle der zeitformen dagegen verbindungen wie *I shall do* und *I will do, I am going to do, I am to do*? Dass die hunde überall und zu allen zeiten gleich bellen, halte ich auch noch nicht für bewiesen; gegenüber der gleichheit von aristophanischem *αὖ* und unserem *wauwau* steht doch die verschiedenheit in der auffassung der vogelstimmen, der z. b. W. Wackernagel und Winteler näher nachgegangen sind (s. 51). Wir haben darüber doch noch viel zu kurze beobachtungen. Könnte ein beurteiler sogar von einer ihm unverständlichen menschlichen sprache nicht auch behaupten, sie sei überall und zu allen zeiten gleich? Und bekanntlich hören ausländer selbst bei sprachen, die sie leidlich sprechen und verstehen, nicht einmal die gröbsten mundartlichen unterschiede heraus. Die möglichkeit ferner, die entstehung der sprache durch schallnachahmung zu erklären, soll nach Meringer an der tatsache scheitern, dass neben *wauwau* und *muh* die wörter *hund* und *kuh* vorhanden sind. Wie steht es aber mit den wörtern wie *kuckuck, klirren* und den andern zahlreichen beispielen, die man heute etymologisch allgemein damit abtut, dass man sie für schallnachahmungen ausgibt? Dass wir heute bezeichnungen für tätigkeiten, geistige vorgänge antreffen, beweist doch auch nichts; das sind ja, wie man bei den meisten noch sicher nachweisen kann, wol alle erst späte übertragungen aus dem gebiete concreter begriffe. Ich will damit nicht etwa für die von Meringer bekämpfte ansicht eintreten; ich möchte nur zeigen, dass seine gründe nichts beweisen (s. 52 fg.). Warum fehlt sodann bei der aufzählung der romanischen sprachen das rätoromanische, das uns doch näher liegt als das sardische (s. 56). Dass unsere heutige schriftsprache oberdeutsch sei und nur viele mitteldeutsche bestandteile enthalte, ist auch nicht ganz sicher (s. 63); man hat auch schon gerade das umgekehrte behauptet. Warum gibt Meringer auch neben iranisch die bezeichnung eranisch (s. 68)? Ist das nicht einfach die englische form

der schreibung? Bei der aufzählung der bestandteile des wulfilanischen alphabets vergisst Meringer neben den zwei runenzeichen ganz, die sieben lateinischen zeichen zu erwähnen (s. 72). Bei der mitteilung der tatsache, dass der idg. vocativ nur am anfang des satzes betont war, könnte man vielleicht auch anführen, dass das auch noch im nhd. gewöhnlich so ist (s. 74). Wenn im germanischen die dentalen verschlusslaute in den endsilben erhalten sein sollen, so muss got. *hva* doch irgendwie noch besonders erläutert werden (s. 99). Nicht mehr ganz zeitgemäss ist es ferner zu sagen, auslautendes *ai oi* werde im griechischen vor folgenden vocalen im satze zu *a o*, zumal wenn man hom. *μοι ἔννεπε* durch **μο-ιεννεπε* umschreibt (s. 98). Vielmehr werden formen mit solchem auslaute eben nur als teile einer sprechgruppe betrachtet und *οι* behandelt wie ein *oj*. Und für den unterschied alter geschleifter und gestossener betonung ist got. *giba* neben *gibos* ein schlechtes beispiel, weil die beiden got. entsprechungen nicht unter den gleichen nachbarlichen bedingungen stehen: man könnte den unterschied ja in der älteren weise mit der offenheit und der geschlossenheit der beiden silben erklären (s. 100). Fraglich erscheint auch, ob aslav. *azŭ* 'ich' (aus *ēzŭ*) seine erste silbe nach dem muster von *ty* 'du' gedehnt hat; könnte da nicht alte dehnstufe vorliegen (s. 116)? Zweifelhafte gleichungen wie *ἐσχάρα : ἄσβολος*, *urvárā : οὐρανός* würde ich nicht mit einem fragezeichen versehen, sondern ganz weglassen; vielleicht ist aber bei der letzten gleichung eine idg. grundform wie *arovérā* anzusetzen und beide geschichtlichen überlieferungen dann zu betrachten als verschiedene schwächungen dieser grundform. Für *ἐμπίμπλαμεν* (s. 87) endlich verlangen die schulgrammatiker *ἐμπίπλαμεν*.

Ungleich, wenn hier auch eine gewisse willkür nicht zu vermeiden ist, sind auch die angaben über die gelehrte litteratur (s. 8fgg.). Schuchardts schrift über die lautgesetze wird erwähnt, aber nicht Wechssler, ebenso Brückes Grundzüge der physiologie, aber nicht Grützners Darstellung in Hermanns handbuch, aus der heutzutage viel mehr zu holen ist und die sich auch angenehmer liest. Jespersens Progress of Language und Ries' buch 'Was ist syntax?' wäre nach meinem geschmack auch wichtiger als Schleichers compendium. Gabelentzens Sprachwissenschaft ist übrigens zuletzt 1901 erschienen. Bei Meyer-Lübkes Roman. grammatik fehlt neben den drei anderen bänden der vierte, der registerband. Bei den quellenangaben über die kultur würde ich nochmals auf Kretschmers Einleitung verwiesen haben, weil diese — in der litteratur wenigstens — zuerst eine nüchterne auffassung vertreten hat. Die erwähnung der andern bändchen der Göschenschen sammlung ist an sich schon zulässig, wenn sie nur nicht einfach die darstellung selbst ersetzen soll. Was hat es aber für einen sinn, den Beowulf und den Heliand zu nennen und dann wegen der althochdeutschen ältesten quellen auf sammlung Göschen nr. 31 und nr. 28 bezug zu nehmen? Dann lässt man doch lieber den ganzen abschnitt weg.

Dass Meringer als erstes ziel der idg. sprachwissenschaft noch die widerherstellung der idg. urformen hinstellt, will mir nicht recht passen (s. 12); die erklärung der geschichtlichen formen, die bei Meringer erst an zweiter stelle kommt, erscheint mir viel wichtiger. Und die widerherstellung der urformen ist heute doch höchstens nur ein hilfsmittel für das verständnis der uralten geschichtlichen zustände und zusammenhänge, zumal wo wir von diesen alten formen nur ein papierenes bild haben und nicht wissen, wie sie in wirklichkeit ungefähr geklungen haben. Wenigstens müsste der nutzen dieses zieles für die erkenntnis des idg. altertums, den ich übrigens ganz so wie Meringer anschlage, doch noch einigermassen hervorgehoben werden.

Gegenüber diesen kleinen mängeln darf man aber auch nicht unterlassen, auf einige hübsche stellen in Meringers darstellung hinzuweisen; so z. b. auf die geschickte erklärung des begriffs 'falsch' bei dem ausdruck 'falsche analogie' (s. 30), auf die unterscheidung der standessprachen und des von der jeweiligen gelegenheit abhängenden 'passenden tones' (s. 38), auf die übertragung von schreibgewohnheiten (s. 39), auf den einfluss des mannes bei der sprachgestaltung (s. 42) und ähnliches. Dass Meringer neben den lateinischen fachausdrücken auch deutsche angewandt hat, darin wird vielleicht wider einer oder der andere kleinlicherweise eine äusserung des 'furor teutonicus' sehen. Und wirklich, da er leser voraussetzt, die griechische und sanskritwörter lesen können, hat er zu deutschen ausdrücken keine so zwingende veranlassung wie andere, die auch für nicht humanistisch gebildete kreise schreiben wollen. Aber abgesehen von der frage des sprachlichen geschmacks und der sprachlichen schönheit, muss man sich in solchen dingen doch auch sagen, dass, wer lateinisch versteht, sich doch eher deutsche ausdrücke zurechtlegen kann wie verschlusslaut und wunschform, als umgekehrt.

HEIDELBERG. LUDWIG SÜTTERLIN.

Bonner beiträge zur anglistik herausgegeben von **M. Trautmann.** Heft 9: Versbau und sprache des mittelenglischen stabreimenden gedichtes „The Wars of Alexander" von Heinrich Steffens. — Wörterbuch zur interlinearglosse des Rituale Ecclesiae Dunelmensis von Uno Lindelöf. Bonn, P. Hanstein 1901. 8°. 220 s. 7 m.

Der aufforderung der redaction dieser zeitschrift nachkommend berichte ich hier nur über die arbeit von Lindelöf (s. 105—220 des vorliegenden heftes). Das wörterbuch zur interlinearglosse des rituale von Durham enthält die vollständigen belege zu des verfassers 1890 erschienener darstellung der grammatik dieses denkmals, in der weder eine vollständige aufzählung der belege angestrebt noch überall die zahl der belegten formen angegeben war. In anbetracht der wichtigkeit des stückes für die kenntnis der ae. dialekte wird man diese lexikalische bearbeitung willkommen heissen. Bei dieser anordnung des stoffes wird man freilich noch deutlicher inne, wie schwierig es ist, eine solche interlinearglosse zu grammatischen zwecken auszuschöpfen; besonders die formenlehre leidet unter der unsicherheit, die aus dem schwankenden verhalten des glossators entsteht, der bald die lateinische form möglichst genau, sogar ohne rücksicht auf die englische syntax, widergibt, manchmal aber sie durch eine den anforderungen des englischen satzbaus entsprechende form ersetzt und sehr oft überhaupt bloss den sinn, nicht aber die form des originals in einem nominativ oder einer unflektierten form ausdrückt. Für das wörterbuch wird diese unsicherheit besonders empfindlich beim ansatz des nominalgeschlechts, das in sehr vielen fällen zweifelhaft bleibt, wahrscheinlich aber noch nicht so zerrüttet war, als es nach den glossierungen scheinen könnte. Lindelöf ist dieser schwierigkeit in der weise begegnet, dass er nur da, wo es durch bestimmende wortformen, wie z. b. adjectivendungen gekennzeichnet ist, das geschlecht als sicher angibt, sonst aber mit der erwähnung des gemein-altenglischen gebrauchs sich begnügt; immerhin bleiben auch so noch fälle, wo man zweifeln kann, ob nicht das lateinische original die englische form zu sehr beeinflusst hat, bezw. ob die congruenz von adjectiv und substantiv beabsichtigt ist oder nur zusammenhangslose, wörtliche übersetzung der lateinischen formen vorliegt, wie in dem schönen beispiel *in hanc creaturam tuam* = *on*

ðas giscafta ðinum. L. hat dies natürlich nicht übersehen, und den benützer seines wörterbuchs durch ein fragezeichen gewarnt, auf eine eingehende discussion jedes zweifelhaften falles aber hat er mit recht verzichtet.

Den vorsichtigen, gewissenhaften zusammenstellungen des verf. habe ich nicht viel hinzuzufügen. S. 117 ist *brydscean' = thoro* vielleicht zu *brydsceamol* zu ergänzen. S. 123 wäre *niwe cumo = advenae* wol als ein zusammengesetztes wort zu fassen und auch unter *niwe* aufzuführen. — Wenn s. 131 *hodierna* durch *ece* widergegeben wird, so liegt natürlich verwechslung mit *aeternus* vor: in der glosse *semitarum = ece* ist dem glossator *semitarum* und *sempiternarum* durcheinander geraten. S. 137 stimmt L.s ansatz *ondfengelic = acceptus* nicht ganz überein mit demjenigen von s. 134 für die gleiche stelle *tid eð onfengelic = tempus acceptabile.* S. 144 *agefaiga (largiatur)* ist offenbar verschrieben für *agefiga.* S. 158 ist das nach L. fehlerhafte *to hunte = adveniat* auf ein verlesen des *adveniat* als *ad venat = ad venationem* zurückzuführen. S. 166 zeigt die glosse *longsumne dæg = hodierna die* die verwechslung von *hodiernus* und *diuturnus.* S. 169 wird *de se genuit* mit *gimercade* glossiert, als ob *designavit* da stünde. S. 173 ist *nedhernisse* aus versehen in zwei lemmata auseinander gerissen, das eine mal unter das simplex *ned*, das andere mal unter das compositum. S. 177 ist der ansatz *plægiword = platea* kaum erlaubt. Die Lindisfarne Gospels glossieren *platea* mit *plæce, worð;* das gleiche wird auch im rituale gemeint sein. S. 217 ist *gige . . rdest (adunasti)* vermutlich zu *gigeadr(o)dest* zu ergänzen.

Einen lateinischen index vermisst man ungerne.

BASEL. GUSTAV BINZ.

Bonner beiträge zur anglistik herausgegeben von **M. Trautmann.** Heft 10: Die südnorthumbrische mundart des 10. jahrhunderts. Die sprache der sog. glosse Rushworth² von Uno Lindelöf. Bonn, P. Hanstein 1901. 8⁰. VII, 152 s. 5 m.

Nicht zum ersten mal beschäftigt sich Lindelöf mit der sog. glosse Rushworth². In einigen aufsätzen im Archiv f. st. n. spr. bd. 89 und den Mémoires de la Société Néophilologique de Helsingfors vol. 1 hat er schon die verschiedenheit der sprache dieser glosse von derjenigen der Lindisfarne glosse und des rituale von Durham nachgewiesen und gezeigt, dass jene eine südliche (deirische), die beiden letzteren eine nördliche (bernicische) variante des northumbrischen repräsentieren. Er hat auch durch sein 1897 in den Acta Societatis Scientiarum Fennicae bd. 22 veröffentlichtes glossar zu dieser Rushw.² den grund zu einer eingehenden grammatischen darstellung dieses sprachdenkmals gelegt und bietet jetzt nach längerer pause diese selbst in dem vorliegenden heft. Die rücksicht auf die von Cook längst angekündigte grammatik der Lindisfarne Gospels hat ihn bewogen, auf die ausführung des umfassenderen planes einer gesamtdarstellung des nordhumbrischen zu verzichten: nur gelegentlich, zumal in der lautlehre, zieht er die verhältnisse der Lindisfarne Gospels und des Rituale zum vergleich heran.

Die verzögerung der veröffentlichung hat für Lindelöf den vorteil gehabt, dass er die von der regen forschung inzwischen geschaffenen hilfsmittel sich hat zu nutzen machen können, vor allem die tiefdringenden und anregenden untersuchungen und vorarbeiten Bülbrings zu seinem ae. elementarbuch, wie auch dieses elementarbuch selbst, das Lindelöf wenigstens in den aushängebogen noch vorgelegen hat. Zum lobe

Über Lindelöfs arbeit noch etwas zu sagen, ist überflüssig. Seine zuverlässigkeit und gründlichkeit in der pflege dieses sondergebiets der ae. grammatik sind längst bekannt. Auch die laut- und formenlehre der Rushw.² ist durch diese vorzüge ausgezeichnet, und wenn vielleicht auch nicht sehr viele überraschende entdeckungen für die ae. grammatik darin enthalten sind, so sind daran grossenteils Lindelöfs eigene frühere arbeiten schuld, welche die wesentlichsten ergebnisse des vorliegenden buches schon voraussehen liessen. Selbstverständlich nimmt Lindelöf, der sich nicht auf eine beschreibung des tatbestandes beschränkt, sondern diesen historisch zu erklären bestrebt ist, auf Bülbrings meinung immer gebührende rücksicht; seine vollständige beherrschung des gesamten materiales setzt ihn aber in den stand, in manchen von den vielen immer noch ungenügend beantworteten fragen der altnordhumbrischen grammatik eine etwas abweichende auffassung zu vertreten. Überall tut er dies mit anerkennenswerter umsicht und besonnenheit. Nur in einem punkte hat er sich, wie mir scheinen will, von Bülbring zu sehr beeinflussen lassen, in der freilich nur mit widerstreben zugestandenen annahme von sporadischem lautwandel. S. 63 § 92 lautet: „Der einzige fall in Ru.², wo ein *f* auf einen folgenden diphthong eine monophthongierende wirkung ausgeübt hat, ist das part. praet. *gifotad* (Marc. 15, 44). Diese allgemein angenommene erklärung lässt leider die form als eine ausnahme von der sonstigen lautentwickelung erscheinen, da es rgm. *feolu, feotur* usw. heisst. Warum gerade *gifotad* einen besonderen lautprocess aufweist, bleibt noch zu erklären. Vielleicht ist *gifotad* aus Li. (*gefotad*) abgeschrieben, wo auch andere ähnliche wirkungen des *f* vorkommen.“ Ich teile vollkommen die bedenken Luicks (Anglia Beibl. 14, 293) gegen die zulässigkeit einer derartigen anschauung. Auch die vermutung der herübernahme von *gifotad* aus Li. ist nur ein mangelhafter notbehelf. Es scheint mir angesichts der einwandfreien me. belege von inf. *fote*, praet. und part. *fotte* wol möglich, dass schon im ae. ein *fotian* dialektisch neben *fetian* — im ablautverhältnis — bestanden habe. Ebensowenig leuchtet mir die annahme vereinzelter verschiebung von *seolf* > *sęolf* > *solf* (§ 54) ein. Die von Bülbring zur stütze aufgeführten wörter zeigen alle, soweit sie zweifellos richtig sind, sicher palatalen anfangsconsonanten *geoloca, ċēosan, sceotan*; ein me. *lose* dagegen vermag ich nicht für lautgesetzliche entwickelung aus ae. *lēosan* anzusehen, halte es vielmehr für eine analogische neubildung etwa nach der proportion *coren : chose = loren : lose*. Für die form *solf* weiss ich allerdings vorläufig auch keine befriedigende erklärung.

Besonderer beachtung wert scheinen mir diejenigen abschnitte, welche von dem einfluss vorhergehender palatale, vom *u/o*- und *w*-umlaut und von der wirkung anlautender labiale handeln. Die formenlehre hat unter den bei der besprechung des wörterbuches zum Rituale erwähnten, dem materiale anhaftenden schwierigkeiten zu leiden. Zum schluss ein paar anmerkungen.

S. 15 weiss Lind. den ersten teil von *ohtrip* = *messis* nicht zu deuten. Könnte *oht* nicht aus *obt* = *obet* = späterem *ofet* verlesen sein? — S. 25: Das alter der inschrift des kreuzes von Ruthwell wird neuerdings von Cook angefochten. — S. 29 wird das bild des verhältnisses von *ea* : *eo* als brechung von *a* vor *r* + cons. wesentlich verändert, wenn man berücksichtigt, dass von den 125 fällen von *eo* 81 auf den nebentonigen zweiten teil von *wingeard* entfallen. Bei genauerem zusehen zeigt es sich, dass in haupttoniger silbe *ea* in drei wörtern, *eo* in ebenso vielen sich findet, dass somit kaum *eo* als normalschreibung betrachtet werden kann. — S. 39 muss es zweifelhaft bleiben, ob die schreibungen *scuia, shya, scyur, scyldor, gescriungun, gescriuncen* wirklich eine veränderung des stammvocals andeuten sollen; sie scheinen

eher ungeschickte versuche, den zischlaut *š* zum ausdruck zu bringen. — S. 46: Das regelmässige auftreten eines *e* in *bletsiga*, während sonst der umlaut von *ō* durchweg mit *oe* widergegeben wird, legt die annahme nahe, dass in *bletsiga* eine ableitung von *blēd, blǣd* = ahd. *blāt* zu erblicken sei.

BASEL. GUSTAV BINZ.

Francis E. Sandbach, B. A., Ph. D. (lector f. deutsch an der universität Birmingham) The Nibelungenlied and Gudrun in England and America. London, David Nutt 1903. VIII, 200 s. 10 sh. 6 d.

Zu dem, was Anton E. Schönbach in der Deutschen litteraturzeitung (sp. 985 und 986 dieses jahres) über dies buch bemerkt hat, lässt sich nichts wesentliches hinzufügen. Trotz seiner inneren vorzüge — es ist mit guter sachkenntnis und geschick gearbeitet — und wegen seiner äusseren eigenschaften — es ist sehr anständig gedruckt und darum recht teuer — kommt es als hilfsmittel für das studium der beiden epen in Deutschland nicht in betracht. Der hauptzweck der arbeit ist, „einen bescheidenen beitrag an material für den künftigen geschichtschreiber der litterarischen beziehungen zwischen den englisch und deutsch redenden völkern zu liefern." Sie gibt für jedes gedicht und seine sage eine in den unterabteilungen: „Übersetzungen, abdrücke, abhandlungen verschiedener art", zeitlich geordnete liste der betreffenden arbeiten in englischer sprache. Daran schliesst sich beide male eine übersicht über den „einfluss auf die englische litteratur". Diese wie auch die kritischen bemerkungen der bibliographie zeichnen sich durch sicherheit, klarheit und kürze aus. Und doch scheint der verfasser etwas zu bescheiden gewesen zu sein. Er hätte wol in einer schlussbemerkung einige ergebnisse aus seinem material zusammenstellen können, ohne jenem künftigen geschichtschreiber vorzugreifen. Vielleicht würde er auch dadurch den leser in Deutschland, der doch solche schlüsse machen muss, davor behüten, aus mangelnder personenkenntnis fehlzugreifen. Auch würde sich dabei ergeben haben, dass durch die anlage des buches dinge als gleichartig erscheinen, welche im wesen verschieden sind. Die beiden epen sind als litterarische werke einer besonderen zeit und besonderen art der sage gegenüber nicht genügend abgehoben. Die zeugnisse für diese beruhen auf der germanischen poesie, haben mit der deutschen dichtung nur in weiterem sinne etwas zu tun. Jedesfalls musste der anschein vermieden werden, als ob die mhd. gedichte in England bekannt gewesen wären (s. 125. 126. 189, zur zweiten stelle vgl. Schönbach a. a. o.). Es hätte nichts geschadet, wenn diese, an sich nicht neue und fast selbstverständliche tatsache mit zwei worten klar gestellt worden wäre. Auch musste die uralte übertragung der sage nicht in einer linie behandelt werden mit dem interesse der modernen Engländer an den beiden dichtungen. Das ist doch gerade die hauptsache. Es handelt sich um ein stück von dem, was die Engländer des 19. jhs. von uns bekommen haben. Die vorliegenden listen zeigen, wie sich die wirkungen der entdeckung der vergessenen poesie des mittelalters von Deutschland nach England übertragen haben. Schwach und leise zwar, aber deutlich genug, um die beiden hauptströme zu erkennen, nämlich einerseits die erregung der phantasie einzelner bedeutender menschen, wie auch der grossen masse der schreibenden und lesenden, und andererseits die gelehrte beschäftigung mit der vergangenheit, die germanistische wissenschaft. Das erste ist auch das frühere, wie immer: die entwicklung der philologie schleicht der grossen wirkung der litterarischen entdeckungen nach. Walter Scott, Thomas Carlyle's Essay (1831) und William Morris'

gedicht „The Story of Sigurd the Völsung, and the Fall of the Niblungs (London 1877)“ und daneben die übersetzungen, die artikel der zeitschriften und litteraturgeschichten und phantastische poetische verarbeitungen populärer art stellen die eine art dar. Die verpflanzung dagegen der germanistischen wissenschaft (im engeren sinne, ohne das angelsächsische) als gegenstand des studiums nach England ist sehr neuen datums, ein zeugnis davon ist dieses buch. Früher ist sie in Amerika gepflegt worden, wo seit 1897 das Journal of Germanic philology als fachblatt erscheint, während das wenig jüngere englische Modern Language Quarterly für die gesamte mittelalterliche und moderne philologie bestimmt ist. Über den betrieb der germanistik in Amerika unterrichtet sehr eingehend das buch von L. Viereck, Zwei jahrhunderte deutschen unterrichts in den Vereinigten staaten. Braunschweig 1903.

HAMBURG. G. ROSENHAGEN.

Kraus, Carl, Metrische untersuchungen über Reinbots Georg. Mit zwei excursen. Abhandl. d. kgl. gesellsch. d. wissensch. zu Göttingen. Phil.-hist. classe. N. f., bd. VI, nr. 1. Berlin, Weidmann 1902. 225 s. 4°. 16 m.

Mit einer ausgabe von Reinbots Georg beschäftigt (vgl. Anz. f. d. a. 25, 38 fgg.), unternahm Kraus behufs endgiltiger constitution des textes, sich der metrischen kriterien zu vergewissern; denn Lachmanns versregeln könnten nicht mehr unbesehen zur grundlage der rhythmisierung und zur quelle sprachlicher erkenntnisse genommen werden (s. 4). Als eines der hauptresultate seiner forschungen gibt Kraus den satz an: „für unsern dichter sind die von Lachmann aufgestellten gesetze über die einsilbigkeit der senkung zu strenge“ (s. 106); im übrigen ist er jedoch der meinung, dass es erspriesslich sei, „auch die andern metrischen regeln Lachmanns einer sorgfaltigen prüfung zu unterziehen; denn damit, dass man ein paar entgegenstehende fälle herausgreift, lassen sich diese resultate tiefgründiger philologischer forschung nicht ad absurdum führen . . . denn das ist ja die grösse Lachmanns, dass ihn nur der zu berichtigen vermag, der vorher bei ihm in die schule gegangen ist“ (s. 157). Das hört sich fast so an, als hielte Kraus all das für nicht der rede wert, was längst von andern bei nachprüfung der Lachmannschen versregeln geleistet worden ist. Vereinzelt erinnert er einmal daran, dass schon Bartsch die unhaltbarkeit Lachmannscher betonungsweise dargetan habe (s. 156); von den grundlegenden entdeckungen eines Sievers und eines Paul verlautet nichts; er tut gerade so, als stünde noch irgendwo in metrischen dingen die autorität Lachmanns aufrecht, während sie doch durch das Sieverssche accentgesetz und durch die lehre Pauls von der mehrsilbigkeit der senkungen gestürzt worden ist. Kraus erweist Lachmann damit einen schlechten dienst, dass er über die häupter bahnbrechender forscher der neueren zeiten hinweg wider an ihn anknüpft, als hätten die arbeitsmaschinen so lange still gestanden, bis Carl Kraus sie wider in bewegung brachte. Wer es nicht eingesteht, dass Lachmann für uns fast nur noch historische bedeutung besitzt, der hat sich die augen gegen die unzweifelhaften fortschritte verschlossen, die nicht bloss hinsichtlich der textkritischen methoden, sondern auch hinsichtlich der scharfen principiellen sonderung von grammatik und metrik erreicht worden sind.

Hier liegt nun aber gerade die schwäche unseres autors. Er verquickt immer noch genau so wie Lachmann metrische mit grammatischen problemen und insofern verstehe ich es jetzt, dass er Lachmanns mit besonders dankbaren empfindungen ge-

denkt[1]. Dass die metrischen formen als kunstformen ein von den sprachlichen beständen unabhängiges dasein führen, ihren eigenen stilgeschichtlichen wandlungen unterworfen sind und als traditionelle ausdrucksformen der mhd. kunstsprache fungieren, weiss Carl Kraus natürlich so gut wie wir andern und ist ihm jedesfalls von Sievers und Minor, denen er sich zu grossem dank verpflichtet fühlt (s. 7), zum bewusstsein gebracht worden.

Die „Metrischen untersuchungen" behandeln das wichtige problem der „synkope der senkung" unter einem ganz neuen gesichtspunkt: fehlen der senkungssilbe sei ein mittel, von dem die mhd. verskünstler zu declamatorischer wirkung gebrauch machen. Bisher war man der meinung gewesen, hier handle es sich um traditionelle verstypen, die seit dem zeitalter Otfrids im reimvers sich eingebürgert hatten und der alten deutschen verskunst ihr gepräge verliehen. Die richtigkeit dieser auffassung erkennt auch Kraus flüchtig an, wenn er s. 155 des einflusses einer rhythmischen tradition gedenkt. Nun wollen wir ihm von vornherein nicht das recht bestreiten, dem Reinbot innerhalb der kunstgeschichtlichen tradition einen ausgezeichneten platz anzuweisen; aber dazu erscheint ein historisch denkender forscher doch nur befugt, nachdem er die machtsphäre jener verstechnischen tradition umschrieben hat. So stellt sich für jeden verseschmied das problem: in welchem umfang hat ihn die traditionelle technik beherrscht, in welchen technischen besonderheiten stellt sich seine eigenart dar. Kraus ist aber so weit von der klarheit historischen denkens entfernt, dass er diese gedankenreihe mit dem bonmot abfertigt: „eines schickt sich nicht für alle; bei Reinbot schien es mir geboten, so viel als möglich auf das declamatorische princip zurückzuführen: bei einem dichter, der sich anders verhält, wird man natürlich umgekehrt auf die betrachtung des rhythmus in erster linie auszugehen haben" (s. 155 vgl. s. 5). Gelegentlich, wo sein material ihn unentrinnbar zur anerkennung des historischen factors zwingt, hält er ihn fest: „am schlusse des verses werden im reim wörter wie *pfenninc, wirtin, fiurìn* usw. normalerweise mit zwei hebungen verwendet: es bedarf also hier nicht jener emphase oder sonstiger gründe, die im innern des verses solche betonung allein rechtfertigen würden" (s. 158). Nun sehe ich davon ab, dass Kraus nirgends den versuch gemacht hat, die dipodische oder monopodische messung für den versausgang $\acute{-} \times$ überhaupt (z. b. *guotes*) zu bestimmen, obwol dies dringend notwendig gewesen wäre, wenn es darauf ankam, ein metrisches princip in seinem ganzen wirkungskreis darzulegen. Ich betone nur, dass dieses princip von ihm im versausgang anders interpretiert wird als im versinnern: dort sei es rhythmisch, hier sei es declamatorisch zu verstehen. Mich dünkt, solche differencierung sei bare willkür, die sich in keinem günstigeren lichte zeigt, wenn man sich der ausnahmestellung erinnert, die Kraus in andern zusammenhängen den reimwörtern vindicierte. Ein zweites postulat, von dem Kraus in der freigebigsten weise gebrauch macht, ohne dies verfahren historisch begründet zu haben, ist dies: „bei einem dichter wie Reinbot ist ausfüllung der senkung das normale" (s. 139). Wo es nur irgend angeht — die annahme versetzter betonung ist hierfür ein bequemes und gern acceptiertes aushilfsmittel — werden die verse auf regelmässigen wechsel zwischen hebung und senkung gebracht — der rest zeigt synkope der senkung oder wie Kraus es nennt „beschwerte hebung" und muss möglichst sinnreich auf seine declama-

1) Dass nicht bloss wir andern, sondern auch Carl Kraus von Lachmann nicht so viel gelernt hat, als er hätte lernen können, beweist die beispiellose papierverschwendung, mit der er seine publication belastet hat.

torische wirkung analysiert werden: „Reinbot wechselt ab zwischen versen, in denen ein fast ununterbrochener wechsel von hebung und senkung einen vorwiegend musikalischen eindruck hervorruft, und solchen, die vor allem auf eine charakterisierende, logische wirkung ausgehen.“ Unter „logischer wirkung“ versteht Kraus eine vortragsweise, die die logischen accente nicht verletzt, die logische bedeutung scharf pointiert heraushebt (s. 162). Eine solche vortragsweise hält er geeignet 1. für die erzählenden partien, die den rahmen für die reden abgeben, 2. für die „zornigen oder gleichgiltigen reden, in denen die beschwerten hebungen eine rolle spielen“. „Verse mit fast regelmässiger abfolge von hebung und senkung dienen zumeist zum ausdruck sanfterer gefuhle, des abschiedsschmerzes, der klage, des gebets, kurz mehr lyrischer stimmungen“ (s. 162). „Wo der dichter selbst erzählend auftritt, wo er realistische effecte hervorrufen will, wo alltägliches zu berichten ist: da stellen sich die verse mit den beschwerten hebungen ein. Sobald aber ergreifendes, sobald weiche stimmungen oder ekstatische religiöse empfindungen zum ausdruck kommen, da tritt das lyrische princip, die senkungen auszufüllen, hervor“ (s. 163). Diese grundsätze finden auch auf den Gregorius des Hartmann von Aue anwendung (s. 164 fgg.) — und so erleben wirs, dass nicht bloss einem durchschnittsschriftsteller — dem freilich auch Kraus das epitheton „dichter“ zuerkennt — sondern einem künstler wie Hartmann die auflage gemacht wird, dass er für die starken effecte dieselbe metrische ausdrucksform verwendet habe, wie für das „alltägliche“. Zu solchen unhaltbaren consequenzen ist Kraus, der Hartmann für einen dichter hält, „in dessen reiferen werken fast jeder vers ein auf die jeweilige stimmung und situation abgetöntes kunstwerk ist“ (s. 166), gelangt, weil er die traditionellen formen der altdeutschen verse mit synkope der senkung in ihrer historischen bedingtheit verkannte. Wollten wir ins detail gehen, so würden wir uns an allen ecken und enden von andern unklarheiten, in denen Kraus sich bewegt, überzeugen müssen. Ich will nur noch ein beispiel anziehen. Statt „synkope der senkung“ sagt Kraus „beschwerte hebung“. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn er nur eine begriffsmässige definition dieses neuen wortes gegeben hätte, aber man lese nach, was statt dessen s. 154 fg. ausgeführt ist: „betrachten wir die gruppen zusammenfassend, so ergibt sich zunächst, dass die senkung sehr oft unausgefullt bleibt in fällen, wo einsilbige substantiva, verba usw. asyndetisch neben andere gestellt sind; ferner zeigte sich dies häufig dort, wo der schluss eines satzes innerhalb des verses erfolgt: in beiden fällen setzt auch die gewöhnliche rede ab, es entsteht eine pause, und dieser pause entspricht im verse das fehlen der senkung. Wir sahen ferner häufig wörter, die im contrast oder parallelismus zu andern stehen, ohne nachfolgende senkung erscheinen: hier mögen zwei momente wirksam sein, die den eindruck hervorrufen, dass der dichter gut declamiert: primär wol der gesteigerte nachdruck, der sich in einer abweichung vom stärke- und musikalischen accent ausdrückt, secundär widerum die pause, die dadurch entsteht, dass wir infolge der stärkeren betonung das betreffende wort unwillkürlich auch gedehnter aussprechen. Ferner ergab sich beschwerte hebung sehr oft, wo zwei wörter zusammentreten, von denen das erste höchst betont, das andere zwar minder stark, aber noch immer an sich stark betont war (*ít: trúoc, hélt bált, súl brúst* usw.): auch in all diesen fällen entspricht das fehlen der senkung auf das glücklichste den verhältnissen der natürlichen rede. Wider in andern fällen, so insbesondere wo eine wendung oder ein abschluss durch ein verbum herbeigeführt wird, liegt das vortrefflich declamatorische der beschwerten hebung nicht etwa darin, dass das verbum mit einer besondern stärke gesprochen würde, sondern in der verlangsamung des tempos, die das fehlen

der senkungssilbe gestattet: an dieser verlangsamung nimmt die umgebung des verbums gleichfalls teil, so dass also in einem vers wie *Ez gie nâch dem keiser sâ (Alexandrina)* die schicksalsschwere wendung, die damit eingeleitet wird, dadurch in der declamation zum ausdruck kommt, dass die worte *Ez gie* gewissermassen die zeit, die sonst auftakt, hebung, senkung beanspruchen, zu gleichen teilen zugewiesen erhalten: *gie* ist dabei dann vielleicht um eine nuance stärker betont als *Ez*. Man sieht, es sind sehr mannigfache wirkungen, die von den verschiedenen arten beschwerter hebungen ausgehen: ich wollte darauf hindeuten, damit der leser mir nicht die meinung unterschiebt, als arbeitete ich überall, wo solche hebungen erscheinen, lediglich mit dem stärkeaccent in der declamation: wenn ich oben immer der kürze halber im allgemeinen von „stark accentuiert", „emphatisch gebraucht" und dergl. gesprochen habe, so ist damit nichts anderes gemeint, als dass das wort sich aus seiner umgebung dem sinne oder seiner bedeutsamkeit nach stark heraushebt: keineswegs aber ist die meinung, dass dieses herausheben immer mit einem verstärken des exspiratorischen accents deutlich zu machen sei: pausen, verlangsamung des tempos, wechsel der tonhöhe kommen daneben in betracht: was in dem einzelnen fall das charakteristische ist, das zu untersuchen, ist sache des phonetikers und psychologen." Wir haben gemeint, das gerade sei sache des metrikers, uns zu sagen, wie die verse zu lesen und zu accentuieren seien. Kraus gibt seinen „beschwerten hebungen" regelmässig den accent ʹ d. h. das zeichen einer starken intensität und am ende sagt er uns, so sei das nicht gemeint; ob die hebung ihrer intensität nach stark oder schwach sei, darüber habe er nicht zu entscheiden.

Danach dürfte die schlussfolgerung nicht unberechtigt erscheinen, dass wir über das metrum der verse Reinbots aus den metrischen untersuchungen von Kraus nicht viel erfahren. Man vergleiche im einzelnen die listen s. 93 fgg. und verfolge, wie viel mühe es kostet (z. b. s. 96 anm. 2), in jedem einzelnen fall „ein durch contrast (parallelismus) besonders starktoniges wort" nachzuweisen; trotzdem ist mit § 134 ein ansehnlicher rest übrig geblieben; § 127 ist von dem „bedeutenden sinnesgehalt der betr. wörter" die rede, § 133 nur noch von der „normalen stärke", wogegen nichts zu erinnern bleibt. Hat Kraus nirgends gesagt, was er mit „declamation" meine (wir werden wider wie in der guten alten zeit auf einen geschickten declamator verwiesen s. 101 anm. 3; vgl. § 140), so konnte er sich wol der mühe überheben, uns zu erklären, was er mit der „natürlichen accentuierung" vorausgesetzt haben wolle. Wir werden s. 16 vor die these gestellt: „jeder vers muss so gelesen werden, wie es den mittelhochdeutschen satzaccentverhältnissen, die mit den unsrigen identisch sind[1], bestmöglich entspricht." Die im 9. abschnitt gesammelten belege für „abweichungen vom natürlichen accent" (s. 98—106) stehen in der luft und wenn Kraus bei v. 2124 lieber „unmotiviert beschwerte hebung" anzunehmen empfiehlt, wird es uns gestattet sein, diese empfehlung auf andere beispiele (s. 99) zu erstrecken und lieber durch regulierung des tempos als durch eine der natürlichen betonungsweise widersprechende regulierung der intensitäten dem autor declamatorisch zu seinem recht zu verhelfen; der vers bleibt auch so „das idealisierte abbild der natürlichen rede" (s. 6).

Mit der wienerischen mikrologie wird alles detail vor dem leser ausgekramt — wozu? „damit der leser im stande sei, sich selbst zu überzeugen, in wiefern die

1) Neuerdings meinte noch Martin: „der satzton wird in der mhd. poesie nicht wie in der nhd. beachtet" (Wolfram 2, LXXXI).

daraus gezogenen schlusse gerechtfertigt sind" (s. 5). Nach tisch hören wir es anders: „nur das darf ich vielleicht für mich in anspruch nehmen, dass jeder vers im grösseren zusammenhange der stelle gelesen werde, an der er sich vorfindet: ich habe zwar die umgebung der verse oft mitgeteilt, aber noch viel öfter davon abstand nehmen müssen, um die darstellung nicht noch mehr anzuschwellen" (s. 160). Im ersten abschnitt „über die verwendung einsilbiger substantiva und verba, soweit sie nicht im auftakt, im reim, sowie in oder unmittelbar nach beschwerter hebung stehen" (s. 7—17) erfahren wir in umständlichster auseinandersetzung das überraschende resultat, dass auch bei Reinbot die substantiva regelmässig in der hebung stehen, dass solcher fälle im ganzen 303 sind; dass dagegen bei den verben die verhältnisse wesentlich anders liegen: 1319 mal steht auch das verbum in hebung, nicht selten stehen aber die auxiliaria in senkung (sei es in en- oder proklise). Um dieser selbstverständlichkeiten willen werden die belege wörtlich ausgeschrieben, aber es wird nicht der versuch gewagt, die behauptung zu begründen, dass leichte accentversetzungen vorkommen oder dass die vom „dichter" gewählte betonungsweise mit unserer modernen — deutschösterreichischen? — sich decke. Der zweite abschnitt handelt von den „beschwerten hebungen" (s. 17—56): „folgt auf das in hebung stehende wort unmittelbar widerum eine hebung, so wird es eine über das normale hinausreichende accentstärke besitzen müssen, vorausgesetzt, dass der dichter gut declamiert." Welche einwände gegen diese behauptung zu erheben sind, wusste Kraus (vgl. s. 17 anm., s. 59 fg.); er hat die mannigfachen bedenken mit der äusserung zu beschwichtigen versucht: „für das, was ich zeigen will, ist es vollständig belanglos, wie man sich die praktische ausführung der declamation vorstellt." Er spricht sich namentlich gar nicht darüber aus, wie die quantitäten beschaffen sind; und wie weit die „beschwerten hebungen" als gute taktteile fungieren (§ 24 fgg.), wird zwar durch ein formuliertes gesetz (§ 29) angedeutet aber nicht geklärt: ich bringe die ganz willkürlich behandelten verse bei beschwerter hebung im dritten fuss (s. 35 fgg.) in erinnerung und will von andern erscheinungen (§§ 64. 68) absehen. Was wir in diesem zweiten abschnitt erfahren, ist ein doppeltes: einmal an welchen stellen des verses die senkungssilbe fehlt, zum andern wie Carl Kraus diese erscheinungen declamatorisch interpretiert. Der dritte abschnitt orientiert uns über „die wörter mit vollen ableitungssilben" (s. 56—60), der vierte abschnitt über „fremde wörter" (s. 60—65), der fünfte abschnitt über „die namen" (s. 65—77), der sechste abschnitt über „die composita" (s. 77—89): es stehen sich hier unversöhnliche auffassungen gegenüber. Während Kraus sich einredet, in einem vers wie

Jésùm von Nazaret

liege ein besonderer nachdruck auf dem namen (s. 67), der name sei „jedesmal in gänsefüsschen zu sprechen" (§ 94 anm. 5), sehen wir andern in einer derartig abgestuften silbenfolge nichts anderes als die innige anlehnung des verses an die natürliche betonungsweise ohne „gänsefüsschen" — die bei *Emanuel* s. 75 anm. 1 ebenso gut wegfallen könnten wie bei *Theodorus* s. 75 anm. 3 —, nichts anderes als einen beleg für das allgemeine deutsche satzaccentgesetz wie in andern fällen auch (z. b. §§ 107. 108). Lachmann pflegte der grammatik hekatomben zu opfern, wenn er metrische regeln construierte, Kraus fühlt sich von dem cultus der gottheit seines meisters völlig frei, denn er deutet mit keiner silbe an, dass „metrische" erscheinungen wie *do der alt margrâve starp* (s. 84, vgl. § 139 und s. 159) oder *ménschlicher beschœ̂nde* (s. 85 vgl. § 118) auch ausserhalb des verses in der naiven volkssprache vorkommen, also nicht metrisch, sondern sprachgeschichtlich zu behandeln

sind. Da ist es denn kein wunder, wenn Kraus die directive verliert, völlig aus dem geleise der möglichkeiten gerät und dem vers unverantwortliche concessionen macht (*érbarmhèrzekèit, allérsuntägelíche* s. 89). Im siebenten abschnitt stellt Kraus noch die belege für mehrfache synkope der senkung („mehrere beschwerte hebungen in éinem vers" s. 89—91) zusammen und hier bereitet er uns eine besondere überraschung. Er stellt nämlich diese verstypen streng dipodisch dar. Allerdings ohne ein wort darüber zu verlieren, weshalb die verse in § 121 ein anderes metrum haben als in § 122. Im übrigen hat er sich um das problem nicht bekümmert, obwol er doch gerade im interesse der declamation dringende veranlassung hatte, über die abstufung der intensitäten ins klare zu kommen. Mit dem achten abschnitt wendet sich Kraus dem auftakt zu „der zwei- und mehrsilbige auftakt als mittel der declamation" (s. 91—98). Hier wird behauptet, dass von einem gut declamierenden dichter auch silben in den mehrsilbigen auftakt gestellt werden können, „denen an sich ein bedeutenderes sinnesgewicht zukommt, das ihnen aber dadurch entzogen wird, dass ein wort, auf dem ein ganz besonderer nachdruck ruht, unmittelbar folgt" (s. 91). Dabei wird auf einen passus der Vilmar-Greinschen metrik (§ 79) bezug genommen, der in die neue bearbeitung nicht übergegangen ist: „häufig dient der auftakt dem rhetorischen accent, um einem worte nachdruck zu geben, indem nach demselben etwas mit der stimme eingehalten werden soll":

sich vrówe, disen ungewin
got hérre, sit daz nu din kunst usw.

Hier handelt sich's also um eine hinter dem in erster haupthebung des verses stehenden wort liegende natürliche satzpause; dass dabei dem auftakt kein verdienst zufällt, liegt auf der hand; jene bemerkung führt in die irre, musste also fallen. Anders Kraus. Obwol hier bei Grein-Vilmar gar nicht von mehrsilbigem auftakt die rede ist — darüber hatten sie eine ganz andere vorstellung; vgl. ihren § 80 — beruft sich Kraus auf die rhetorische wirkung der pause, um uns über den declamatorischen nachdruck in silbenreihen, die ohne pause gesprochen werden, mit anweisung zu versehen; die wenigen einschlägigen beispiele hat er, ohne aufheben davon zu machen, § 132 geordnet.

Naturgemäss stehe ich den „ergebnissen" (s. 106—167) skeptisch gegenüber; allgemein wird man über die weitherzige vorliebe für den hiatus verblüfft sein (vgl. s. 111. 114. 153); zweisilbige senkung wird (s. 130; vgl. s. 142. 152) rite nur zugelassen, wenn zwischen den beiden senkungssilben ein einfacher consonant steht; wenn einer auf *-et* auslautenden form ein mit *d-* anlautendes wort folgt „so ist das genau so, als ob es mit vocal anlautete: weil durch den sandhi das auslautende *-t* der verbalendung mit dem anlautenden *d-* verschmilzt." Das wird richtig sein; dass es aber bei einem solchen process auf die silbentrennung ankommt, hat Kraus nicht bedacht, und wenn ich ihn an sein früheres festhalten der geminaten erinnere (Anz. f. d. a. 25, 41), sieht er vielleicht selber ein, dass jener satz ungenügend ist. Er geht mir auch zu weit, wenn er im kritischen text für ganze categorien vollformen fordert (s. 106 fgg.) und die reducierten formen (als satzdoubletten) in ihrem existenzrecht beeinträchtigt, während er sich bei andern categorien nicht gesträubt hat (vgl. s. 117 fgg.). Immerhin wird man ja zu gunsten einer normalisierten orthographie zu concessionen bereit sein dürfen, aber dass die mhd. verse anders geschrieben als gesprochen worden sind, müsste doch immer wider eingeschärft werden und für die regelung der orthographie müssten die codices — zumal sich W als besonders zuverlässig erwies s. 130. 160 — doch mehr zu sagen haben, als ihnen Kraus zubilligt, der im gegensatz zu

seinem partner Zwierzina mehr zum schematisieren als zu historischer begründung neigt. Wir hätten also z. b. erwarten dürfen, dass belege dafür beigebracht werden, die Kraus gestatten, zweisilbige senkung in fällen wie *enbiutet dir, loptet daz, möhtet den, buoches sol* unter vernachlässigung der geminaten zu reducieren: solange ein entsprechender quellenmässiger nachweis nicht erbracht ist, müssen wir entweder bezweifeln, dass sich alles, was für die kunst Reinbots charakteristisch ist, aus W ausgezeichnet entnehmen lasse, oder bezweifeln, dass jener sandhi zu recht bestehe. Ein anderer fall. Kraus sagt uns, der von Lachmann eingeführte begriff, „verschleifung auf hebung“ habe für das gedicht des Reinbot volle berechtigung: das trifft doch nur unter der voraussetzung zu, dass zur zeit Reinbots die alten quantitäten betonter stammsilben reinlich nach der etymologie geschieden waren; wie aber, wenn die quantitäten nicht mehr die alten sind? Sollten hierfür auch in der bevorstehenden kritischen ausgabe keine entscheidenden reimbelege auftreten, so ist dies angesichts der geschichte unserer deutschen quantitäten nicht ausreichend, um jene frage zu unterdrücken.

„Ob ein dichter gut oder schlecht declamiert, das wird sich schon nach wenigen proben beurteilen lassen: man braucht nur etwa die erscheinungen, die sich bei ihm gegen das ende des stumpfen verses zeigen, zu untersuchen und man wird darüber sicherheit gewinnen, ob der dichter eine nähere betrachtung lohnt oder nicht“ (s. 6). Daher beschäftigt sich ein erster excurs mit „den verhältnissen im dritten fuss des einsilbig-stumpfen verses vor vocalisch anlautendem reimwort bei Hartmann, Wolfram, Wirnt, Ulrich von Zazichoven und anderen“ (s. 167 fgg.; vgl. s. 210[1]). Kraus beseitigt die regel Lachmanns, nach der es auf gewisse auslautende consonanten ankam: versschlüsse wie *mac er, mac ich* werden jetzt geradezu als besondere schönheiten der declamation gepriesen (s. 176; vgl. auch s. 184. 186 anm. 188 fg. 191. 206 fg. u. a.), wenn vor dem allein im reim stehenden pronomen das verbum in „beschwerte hebung“ oder aber in senkung tritt. Alles andere ist also fehlerhaft und schlecht declamiert. Dies verdict trifft die verse, in denen das verbum oder das nachfolgende pronomen einen nebenictus trägt. Doch gestattet Kraus besondere verhältnisse bei dem pronomen *ich*, „da dies doch nicht so ausgesprochen enklitisch ist wie *er*“ (s. 169). Diese ganz unglückliche und unklare formel vermag nicht über die erwartung hinwegzuhelfen, dass wir mit metrischen und sprachlichen doubletten zu rechnen haben: *mòht ích* ist — was Kraus gar nicht in anschlag bringt — auch durch das steigende metrum von *móht ìch* verschieden und genau so verhält es sich mit dem pronomen der dritten person. *sáz èr* im Wigalois (s. 173, vgl. s. 187) ist der enklise der natürlichen rede durchaus gemäss[2]; erst *sàz ér* widerstreitet ihr, ist also falsch; fehlerhafte verse entstehen, wenn die verschiedenheit der tonstufen übersehen wird, die auf verbum und pronomen entfallen. Und wie stellt sich Kraus zu der von ihm gleichfalls umgangenen principiellen frage, ob identität der tonstufen für die reimwörter im verspaar obligat sei oder nicht (z. b. *wünneclich : ja enmác ích* s. 171)?

Der Iwein stellt das ideal einer natürlichen, ungezwungenen, leichten declamation dar (s. 193, vgl. s. 166); s. 208 fg. soll gezeigt werden, dass ein Hartmann selbst den unbestimmten (proklitischen) artikel in den reim stellen darf (vgl. s. 206 anm. 1), oder es werden uns versausgänge *dár ín* vorgeschlagen (s. 194 fg.), „ohne

1) Zu Wolfram sei jetzt auch auf Martins Kommentar p. LXXVI verwiesen.

2) Vgl. *wirbet ér* Parz. 769, 25; *leìst ích* Parz. 554, 14; *túon ìch* Lanzel. 7929 (s. 176) u. a.

dass dies einen gewaltsamen eindruck machen würde ... höchstens Iw. 7915 erscheint diese betonung für uns gezwungen und Iw. 7193 kann man zweifeln, ob nicht etwa *wúochèr dar an* zu lesen sei." Diesen zweifel werden wir mindestens in den analog gebauten versen walten lassen, da selbst ein Wolfram *dár án* nicht gebrauchte (s. 197). Als guter declamator wird dann aber auch der autor des Lanzelet gerühmt (doch beachte s. 199 anm. 2), als kunstlos wird der Wigalois auf eine stufe mit dem Erec gestellt (s. 172 fg.), Reinmar gegen Walther herabgesetzt (s. 177) und namentlich werden wider Wolfram und Gotfrid in ein bedenkliches oder gar ungünstiges licht gestellt (s. 178. 192 fg. 222); auch Konrad von Würzburg wird ein für solche feinheiten gebildeter sinn abgesprochen (s. 182). Diese urteile werden erst zu discutieren sein, wenn Kraus darüber auskunft gegeben haben wird, was denn das metrum ihrer verse sei, die wir uns nicht zerstückeln lassen. Nur so konnte Wigalois 148, 20 als guter vers mit dem zusatz bezeichnet werden „aber der stammt auch aus dem Iwein!" (s. 176): als ob die kunst nicht gerade darin bestünde, einen guten vers im richtigen zusammenhang untergebracht zu haben — das rhythmusgefühl des Wirnt dürfte also doch nicht so primitiv gewesen sein, wie Kraus voraussetzt, der ihm einen versausgang wie *dén got íe* (s. 190) zutraut.

In einem zweiten excurs (s. 211 fgg.) berichtet Kraus „einiges über die metrische behandlung der eigennamen bei Wolfram, Hartmann und Gotfrid". Verse wie: *sie hiez Cundrie, sie hiez Jeschute, ez was Meljacanz, Malcreatiure, Antikonien, Condwiramurs* und ähnl. werden herkömmlicherweise so beurteilt, dass die ihnen zufallende verlangsamung des tempos und die daraus sich ergebende pausierung und reichere accentuierung auf die leichte versfüllung zurückzuführen sei. Kraus geht auf die differenzen der versfüllung überhaupt nicht ein: „Wolfram will, dass sich der hörer den namen gut einpräge und deshalb nennt er ihn mit ungewöhnlichem nachdruck" (s. 211), „die stärkere hervorhebung leistet für das ohr, was der doppelpunkt für das auge" (s. 213). Höchst problematisch erscheint die annahme, zweisilbige eigennamen würden nur auf der endsilbe betont, wenn „ein sehr accentstarker einsilbler dem namen unmittelbar vorausgeht und durch sein gewicht das des namens drückt" (s. 215); es werden beispiele gegeben, in denen wir proklitischen einsilbler erwarten, wofür wir uns auf Kraus s. 7 anm. 1 berufen. In einem vers wie *als tet der vane von Brubant* wird *Brúbánt*, dagegen bei *do kom Bernart von Brubant* wird *vón Brubánt* angesetzt (s. 216); es gibt nach Kraus „versetztaccentuierte" namen, wo wir endbetonte romanische fremdnamen antreffen, die je nach den rhythmischen grundverhältnissen einen nebenaccent auf der anfangssilbe erhalten; dass der hauptaccent der wörter auf der ersten silbe liege, wäre erst zu beweisen gewesen.

Liest ein unbefangener leser die schlussbemerkung, so muss er den eindruck bekommen, dass Hartmann wol reime aber etwas anderes als verse geschrieben haben müsse, denn rhythmische neigungen sind für ihn von keinem besondern einfluss (s. 221), während bei Gotfrid das rhythmische element in erster linie stehe. „Hartmanns sprache ist mehr die des feinsten conversationsstückes, während Wolfram das dröhnende pathos des dramas redet" (s. 222). Armer Wolfram! Auf deinen jüngsten kritiker wenden wir die schönen worte an, die Carl Kraus in seinen Metrischen untersuchungen über Reinbots Georg s. 6 über diejenigen gesprochen hat, die da sagen, dass die art, wie sie die sachen ansehen, die allein richtige sei.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Grettis saga Ásmundarsonar hrsg. von **R. C. Boer** (Altnordische sagabibliothek hrsg. von Gustaf Cederschiöld, Hugo Gering und Eugen Mogk. heft 8). Halle a. S. Max Niemeyer 1900. LIII, 348 s. 10 m.

Die Grettissaga war bisher eine der am wenigsten bekannten, wozu wol viel der umstand beitrug, dass sie so schwer zugänglich war, denn die ausgabe von G. Magnusson und G. Thordarson, Kopenhagen 1852—59, war vergriffen, und die billige volksausgabe von Valdimar Ásmundarson, Reykjavík 1900 konnte für den wissenschaftlichen betrieb nicht genügen. Dass dagegen auf Island selbst der gegenstand stets volkstümlich gewesen ist, können wir daraus sehen, dass der name Grettir nicht nur zur bildung skaldischer kenningar gebraucht wurde, sondern auch zu bezeichnungen wie *grettistak* = erratischer block, sowie zur benennung einer grossen zahl von örtlichkeiten im anschluss an die saga, wozu noch zu erwähnen ist, dass sogar die norwegische volkssage motive aus der Grettis saga enthält (vgl. dazu Norsk hist. tidsskr. 1. række I, 478. 500 und 2. række II, 377 fgg., stellen, die Boer entgangen zu sein scheinen, was bei der unzugänglichkeit dieser zeitschrift nicht zu verwundern ist). Nun sind wir aber für den längst gefühlten mangel einer brauchbaren ausgabe reichlich entschädigt durch R. C. Boers schöne ausgabe in der Altnordischen sagabibliothek.

Wie in der sagabibliothek üblich, ist dem abdruck des textes eine historisch-kritische einleitung voraufgeschickt, die aber etwas kürzer ausfallen konnte, da Boer seine untersuchungen erst kürzlich in dieser Zeitschrift, band 30, 1 fgg. und 31, 40 fgg. veröffentlicht hatte und so die ausgabe entlasten und sich auf die mitteilungen des wesentlichsten beschränken konnte.

Die überlieferung der saga beruht neben etwa 40 wertlosen auf 6 haupthss., von denen eine der de la Gardieschen sammlung, die übrigen der arna-magnæanischen angehören, und von denen keine älter ist als das 14. jh. Die gestalt, in der diese hss. die saga überliefern, weicht aber gewaltig von der ursprünglichen fassung der saga ab. Nach Boer sind dreizehn interpolationen einem schüler Sturla Þórðarsons zuzuschreiben, während ein anderer interpolator nicht nur drei abschnitte hinzugefügt, sondern von cap. 86, 11 an die ganze saga vollständig umgearbeitet hat.

Die gliederung der eigentlichen saga zerfällt nach einer ganz kurzen einleitung über Grettirs vorfahren in zwei teile, deren erster die jugend, der andere das erwachsene alter des helden behandelt, der wendepunkt ist Grettirs zweite verurteilung wegen totschlags. Der inhalt beruht auf lebendiger tradition, wie überhaupt bei den historischen sogur, aber auch auf gelegentlicher heranziehung schriftlicher quellen. Umgekehrt haben aber auch andere sogur wieder die Grettissaga benutzt. Die poetische tradition hat zur Grettissaga nur wenig beigetragen: ihre strophen sind meistens jünger. Der verfasser der eigentlichen saga verfügt nach Boer über eine ziemlich hohe historische wie litterarische kunst, gegen die die rohe auffassung und darstellung des popularisierenden ersten umarbeiters gewaltig absticht. Durch ihn sind die märchenzüge, durch ihn die darstellung Grettirs als eines menschen von übernatürlicher körperkraft hineingekommen. Der zweite umarbeiter endlich 'war ein eitler stümper', der allerlei romantische züge, vor allem in dem Spesar-þáttr ein Tristanmotiv in die saga hineinverarbeitet hat.

Der abdruck des textes ist, wie überhaupt in der sagabibliothek, so eingerichtet, dass die einzelnen capitel noch in unterabschnitte mit fett gedruckten ziffern zerlegt sind, um das nachschlagen von verweisen zu erleichtern, und dass unter dem texte erläuternde anmerkungen historischer, topographischer und grammatischer art beigegeben

sind. In solchen anmerkungen ist schwer das richtige mass zu treffen: während z. b. Gering in seiner Eyrbyggja-ausgabe fast des guten zu viel tut, d. h. bei den lesern gar zu wenig voraussetzt, scheint mir hier das gegenteil der fall zu sein. So vermisse ich z. b. s. 3, 6 *hétu þeim sæmðum* eine erklärung des gebrauches des dativs. Wenn hie und da eine erklärung sprachlich nicht ganz richtig erscheint, so mag dies wol seinen grund darin haben, dass verfasser selbst das deutsche nicht als muttersprache spricht. So ist es z. b. unnötig, seite 239 zeilen 7. 9. 11 die präposition *undir* bald als 'unter', bald als 'hinter' zu fassen, denn wenn der wasserfall über den eingang der höhle hinrauscht, dann geschieht, was hinter dem wasserfall vorgeht, auch unter ihm. Hierher gehört z. b. auch die ungewohnte wortstellung in der anm. zu 5, 20 'nicht jung mehr'. Das *tornat* 196, 1 ist vielleicht ein lehnwort aus dem romanischen, vgl. Diez, Etym. wb., s. v. *torno* : 'altfr. *atorner*, übh. schmücken'. Leider sind auch druckfehler nicht allzu selten, s. z. b. gleich s. 1 anm. 2 *aquisetum* für *equisetum*, 4 anm. 4 *hǫggit* für *hǫggvit*. Die häufig über initialen fehlenden acute dagegen dürften wol auf abspringen beim druck zurückzuführen sein (z. b. 6 anm. 1. 12, 1 u. ö.).

Doch was haben solche kleinigkeiten zu bedeuten gegenüber den vorzügen, die die ausgabe bietet. Vor allem ist mir in den anm. angenehm aufgefallen, dass Boer der topographie so scharfe aufmerksamkeit gewidmet hat. Es ist dies auch in der tat fürs nordische noch viel mehr am platze als für andere sprachen, weil die vielen verdeutlichenden adverbia dieser sprache, wie *ofan* und *undan*, *austan* und *vestan*, *útan* und *innan*, *útar*, *innar* usw. oft gar nicht verständlich sind ohne genaue vorstellung der örtlichkeiten. Aber auch alle anderen der erklärung bedürftigen realien kommen ausser grammatik und litteraturgeschichte zu ihrem rechte, in anhängen sind strophen einzelner handschriften, die im texte ausgelassen sind, sowie varianten gegeben, während den schluss des bandes ausführliche namenregister bilden, und so müssen wir denn Boer für seine schöne und wol für lange zeit abschliessende ausgabe unsern wärmsten dank abstatten.

NÜRNBERG. AUGUST GEBHARDT.

Schmidt, Exp., Die bühnenverhältnisse des deutschen schuldramas. Berlin, A. Dunker 1903. X, 193 s. 5 m.

Eine untersuchung der bühnenverhältnisse des deutschen schuldramas bietet insofern grosse schwierigkeiten dar, als die stücke selbst und die darin enthaltenen bühnenanweisungen nur sehr spärliche belehrung gewähren und andrerseits die urkundlichen nachrichten in den archiven der verschiedenen städte, deren bedeutung der verfasser ganz richtig erkannt hat, doch bis jetzt nur zu einem geringen teil ans licht gezogen sind; auch ist die abgrenzung des stoffes dadurch erschwert, dass zwischen dem schuldrama und dem volksdrama allerlei übergangsformen vorhanden sind. Trotzdem hat der verfasser mit einer für einen anfänger sehr respectabeln sachkenntnis, sowie mit fleiss und umsicht und offenbar auch mit gutem humor sich seiner mühsamen aufgabe unterzogen. Er untersucht die einschlägigen bestimmungen der schulordnungen, die frage des geldpunkts (einnahme des schulmeisters, kosten für die costüme, eintrittsgelder, beiträge der städtischen behörden usw.), ferner die frage, an welchen orten die stücke aufgeführt wurden (saal in der schule, rathaussaal, freier platz, aufführungen bei festlichkeiten in bürgerhäusern), sodann die einrichtung des schauplatzes, die nicht in allen fällen leicht zu verstehen ist. Die schwierigkeiten, die der verf. s. 57 fg. bei

der schilderung der Leipziger aufführung von 1602 findet, erklären sich doch wol am besten durch die annahme, dass die sitze für die bevorzugten zuschauer sich auf der bühne selbst befanden, ebenso wie dies in England im zeitalter Shakespeares und in Frankreich noch bis um die mitte des 18. jahrhunderts üblich war. Dass die abgrenzung des bühnenraumes gegen die zuschauer oft eine sehr mangelhafte war, hätte der verf. mit besonderer deutlichkeit aus dem prolog Paul Ebers zu der aufführung von Senecas Phaedra in Wittenberg 1554 ersehen können. Hinsichtlich der rückwand des bühnenraumes bekennt sich der verf. zu der ansicht, dass sie bei schulaufführungen wol in den meisten fällen in ähnlicher weise abgegrenzt war, wie wir dies in den illustrationen zu manchen Terenzausgaben dargestellt sehen, d. h. durch kleine, nach vorn mit vorhängen abgeschlossene zellen, durch welche die häuser der an der handlung beteiligten personen angedeutet werden sollten; er erläutert diese inscenierungsmanier sehr anschaulich durch heranziehung des prologs zu Muschlers deutscher bearbeitung der Hecyra des Terenz. Auch weist er mit recht darauf hin, dass die dichter öfters bestrebt waren, mit hilfe des gesprochenen wortes dasjenige auszudrücken, was die dürftige decoration nicht darstellen konnte. Ferner wird auch besprochen, welcher auskunftsmittel man sich bediente, um scenen darzustellen, die im innern eines hauses spielen sollten. Aber wie überhaupt das schuldrama sich mehrfach mit dem volksdrama berührte, so hat auch in der inscenierung manchmal das dem volksdrama eigentümliche, von den mittelalterlichen mysterien herrührende system der getrennten standorte eingewirkt, und hier hätte der verfasser bei einer genaueren kenntnis des mittelalterlichen dramas manches noch genauer und klarer darstellen können. Auch hinsichtlich anderer punkte z. b. über die musik, über die aufführungen, bei denen bürger und schüler gemeinschaftlich auftraten, über die anvertrauung von geheimnissen auf der strasse (vgl. Plautus, Miles gloriosus 596), über das erscheinen von tieren auf der bühne (vgl. Narhamers Hiob), sowie noch über manches andere liessen sich allerlei nachträge geben, im ganzen verdient aber die leistung des verfassers vollste anerkennung.

KRAKAU. WILHELM CREIZENACH.

Dr. E. Herz, Englische schauspieler und englisches schauspiel zur zeit Shakespeares in Deutschland. Mit fünf karten. (Theatergeschichtliche forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann, XVIII.) Hamburg und Leipzig, Leopold Voss 1903. X, 144 s. 6 m.

Mit den wanderzügen der englischen komödianten beginnt die geschichte der deutschen schauspielkunst und — von wenigen vereinzelten vorgängern abgesehen — der berufsmässige theaterbetrieb in Deutschland. Vorher herrschte auf diesem gebiete der dilettantismus und hemmte die dramatische dichtung um so stärker, da er ja nicht einmal, wie heutzutage, durch nachahmung künstlerischer leistungen den schein des könnens vorzuspiegeln vermochte. Die kunst der Engländer hauchte den atem einer reifen technik aus in der darstellung tragischer leidenschaften, in der übermütigen freiheit ihrer komischen scenen. Die keime, die damals auf den deutschen boden fielen, sind über das jahrhundert des grossen krieges hinweg von nachfolgern lebend erhalten worden, und eine kette der tradition verbindet das erste verdunkelte erscheinen Shakespeares auf den deutschen brettern mit dem strahlenden aufleuchten seines namens nach 180 jahren in dichtung und schauspielkunst.

Dieser hohen bedeutung für litteratur- und theatergeschichte gemäss ist die englische invasion seit vierzig jahren mit allem eifer untersucht und in zwei trefflichen werken im zusammenhange dargestellt worden: von A. Cohn in seinem grundlegenden buche „Shakespeare in Germany“ (London 1865) und von W. Creizenach unter dem titel „Die schauspiele der englischen komödianten“ in Kürschners Nationallitteratur (Stuttgart o. j. [1889]). Bei der eigenart des materials ist indessen hier von einem abschluss der forschung nicht die rede. Denn der zufall, nicht systematisches nachspüren, hat das meiste und wertvollste aus acten und rechnungsbüchern an die oberfläche gebracht, und noch immer vergeht selten ein jahr, ohne dass eine neue entdeckung das auftreten der Engländer an irgend einem bisher unbekannten orte feststellte oder ein paar weitere namen zu den vorhandenen fügte.

So hat sich denn in der geraumen zeit, die seit dem entstehen von Creizenachs buch verflossen ist, schon wider eine beträchtliche menge von tatsachen angesammelt, die der einordnung in die gesamtdarstellung harren. Das versucht in erster linie das vorliegende buch, und zwar mit entschiedenem geschick, so weit es gilt, die fahrten der einzelnen truppen zu verfolgen und ihre eigenart aus den spärlichen und wenig positives enthaltenden zeugnissen abzuleiten Die form ist gewandter und farbenreicher als gewöhnlich in erstlingsarbeiten (eine kleine entgleisung s. 45 „nach dort“ statt „dorthin“). Man darf es auch billigen, dass der verfasser seine neue darstellung nur auf diejenigen seiten des themas beschränkt hat, die Creizenach im ersten und dritten abschnitt seiner einleitung beleuchtete: Wanderungen und repertoire der Engländer.

Um so mehr muss man nun aber fordern, dass der verfasser auf dem so eng umgrenzten gebiet völlig zu hause sei. Das bedeutet nach dem früher gesagten nicht mehr, als dass er die in jüngerer zeit erschienenen arbeiten kenne und verwerte; aber in dieser beziehung lässt er manches zu wünschen übrig. Ist ihm doch sogar ein hauptwerk der deutschen theatergeschichte, Weilens „Geschichte des Wiener theaterwesens von den ältesten zeiten bis zu den anfängen des hofburgtheaters“, unbekannt geblieben. Dort hätte er (s. 52) finden können, dass Sackville in Prag im august 1598 aufgetreten ist, und dass an demselben orte wahrscheinlich Moritz von Hessen und Heinrich Julius von Braunschweig 1610 mit ihren hofkomödianten erschienen sind. Er kennt ferner nicht die notiz Boltes über komödianten in Schiltach (Alemannia 14, 188), den inhaltreichen aufsatz von K. Koppmann, Zur geschichte der dramatischen darstellung in Rostock (Beiträge zur geschichte Rostocks 1890, s. 37—62), den nachweis englischer komödianten in Breslau bei M. Hippe, Aus dem tagebuche eines Breslauer schulmanns im 17. jahrhundert (Zeitschrift des vereins für geschichte und altertum Schlesiens 36, 190 fg.). Er hätte wol auch die neuen angaben Paul Zimmermanns noch verwerten können, die in dem Braunschweiger anzeiger 1902 nr. 117. 118. 121. 122, dann in der festschrift für Hermann Paul dargeboten wurden, vielleicht noch den aufsatz C. F. Meyers, Englische komödianten am hofe des herzogs Philipp von Pommern-Wolgast im Shakespeare-jahrbuch 1902, s. 169 fg.

So vieles wäre an unbenutzten materialien für den ersten hauptteil der arbeit nachzutragen. Für den zweiten, der sich mit der entsprechenden darstellung Creizenachs in vielen teilen genau deckt, ist dem verfasser ebenfalls einiges entgangen. Zur Hamletfrage wäre R. v. Liliencrons aufsatz in der Deutschen rundschau 17, 242—264 und die Pariser dissertation von A. Pinloche 1890 anzuführen gewesen; zum „Fortunatus“ Dreschers besprechung im Litteraturblatt für germanische und romanische

philologie 15, 257—259, zu den komödien „von eines königs sohne aus Engellandt“ und „von ('und' ist natürlich druckfehler) macht des kleinen knaben Cupidinis“, der neudruck und die puppenspielversion in Engels Deutschen puppenkomödien 11. heft, Oldenburg 1892, zu den singspielen Hoenigs sehr wertvolle besprechung im Anzeiger für deutsches altertum 22, 296—319.

Man sieht, dass der verfasser die gestellte aufgabe nicht vollständig gelöst hat, so weit die verwertung der neueren funde und forschungen in frage kommt. Auch in der einordnung der tatsachen und im auslegen der vielfach dunklen andeutungen in bezug auf die dargestellten stücke und ihr verhältnis zu den vorgängern ist er nicht immer vorsichtig genug. Sarrazins hypothese, dass der älteste Hamlet von Kyd verfasst sei, durfte er nicht als gesicherte tatsache verzeichnen, die einwände Boltes gegen Ackermanns kühne herleitung von Chettles „Tragedy of Hoffmann“ aus berichten der englischen komödianten nicht so leicht abtun. Auch sonst wäre auf dem gebiete, das so reich an hypothesen ist wie wenige, noch an manchen stellen schärfere kritik zu üben; doch bedürfte sie allenthalben ausführlicher darlegung, die die besprechung im verhältnis zu der bedeutung des buches zu sehr aufschwellen würde. Falsch ist die angabe, dass die capelle des landgrafen Moritz von Hessen eine zeitlang unter der leitung von Heinrich Schütz gestanden habe. Die beigegebenen, nicht gerade klaren fünf karten sind neben der darstellung um so entbehrlicher, da sie infolge der lücken des materials kein irgendwie vollständiges bild der kreuz- und querzüge der Engländer geben können.

LEIPZIG. GEORG WITKOWSKI.

W. Pfeiffer, Über Fouqués Undine. Nebst einem anhange, enthaltend Fouqués operndichtung Undine. Heidelberg, Winter 1903. VII, 169 s. 2,40 m.

Fouqués operndichtung, deren veröffentlichung wol zu dem kleinen schriftchen führte, hat keine eigene bedeutung und wird auch vom verf. (s. 71) der Lortzingschen untergeordnet. Die untersuchungen über die sage operieren mit gar zu unwahrscheinlichen möglichkeiten, wenn eine directe mündliche tradition des griechischen märchens von Echenais (s. 12) nach Deutschland, allerdings nur hypothetisch, angenommen wird. Gut sind aber die eingehenden nachweise über Fouqués verhältnisse zu seiner hauptquelle Paracelsus (s. 22fg.), sowie die charakteristik der lieblichen kleinen dichtung nach stil, psychologie, stimmung und erfolg (s. 29—39). Gezeigt wird noch, wie dem zufallsglück der „Undine“ — einem zufallsglück nicht, weil die dichtung den grössten erfolg nicht verdient hätte, sondern weil sie ihrem schöpfer gleichsam nur zufällig so geglückt war — vergebliche versuche folgten, einen cyclus der elementargeister (s. 42fg.) zu schaffen. Endlich ist noch ein bibliographischer excurs zur sage vom Stauffenberger (s. 74fg.) angehängt.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Der briefwechsel zwischen Th. Storm und G. Keller. Herausgegeben und erläutert von **Albert Köster.** Berlin, Gebr. Paetel 1904. 236 s. 5 m.

Diese treffliche ausgabe einer wichtigen correspondenz macht es so recht augenfällig, weshalb so viele andere neuere briefsammlungen ermüdend wirken. Anzengruber, Mörike, Nietzsche (von dem wir freilich keine zeile missen möchten!) schreiben zu oft an unbedeutende gegenüber, und selbst der geistreichste mann bedarf auf die

dauer eines einigermassen congenialen echos. Anders steht es mit Hebbel, weil er eigentlich immer an sich selbst schrieb; der adressat ist fast nur in den liebenswürdigen briefen an frau und tochter herauszuspüren. Wenn aber zwei „brocatstickende klosterfrauen" wie Storm und Keller sich unterhalten, dann bildet sich gleich eine bedeutsame atmosphäre, dann entsteht fast eine gemeinsprache und alles ist interessant. Bedeutend ist vor allem das hauptthema der schriftlichen gespräche: die theoretischen erörterungen über lyrik und erzählung (gegen Bächtolds und Kösters meinung, Keller habe „novelle" und „roman" nur nach der ausdehnung geschieden, vgl. s. 123 fg., möchte ich auf die briefstelle s. 207 hinweisen); die offene kritik der eigenen und fremden werke (über Storms selbstkritik s. 212 Anm., über Kellers aufnahme der kühlen beurteilung seiner lyrik durch Storm s. 220, vgl. 185); zahlreiche bemerkungen über phänomene der zeit (dialect in der dichtung s. 44; poesie commandieren s. 65; allegorie s. 109. 117; juden s. 123; ein hauptthema: die anthologien und der autographenbettel s. 120. 143 u. a.) Dazu kommt der meinungsaustausch über andere dichter: Paul Heyse ist beiden wert, W. Jordan (s. 55) beiden kein echter dichter, C. F. Meyer beiden trotz aller guten meinung fremd. Ein gutes register macht diese stellen jedem dienstbar.

Der herausgeber arbeitet nun die wichtigkeit der veröffentlichung noch heraus, indem er (s. 3) seine aufgabe klar erfasst und fein durchführt. Vor allem ist der briefwechsel für Th. Storm fruchtbar (s. 15 fg.), aber auch der „menschenmangel" (s. 130. 133 fg.) und die vergrämung G. Kellers (s. 119. 220 fg.), seine „salanderstimmung", wie K. es mit ziemlich leicht misszuverstehendem wort nennt, und der trotz allem unüberbrückbare innere gegensatz des lyrikers, der sich der menge zeigen will, und des seine gefühle verhüllenden epikers (s. 207) werden hell gezeigt. In mancher hinsicht hätte sich Keller vielleicht mit Storms antipoden Fontane besser vertragen, und Storm verstand sich gewiss mit Mörike noch inniger als mit seinem hochverehrten meister Gottfried. — Aber natürlich holt K. nicht nur die biographischen, sondern besonders auch die litterarischen momente heraus. Er beleuchtet beider dichter liebe zum rococo (s. 16) und gelegentliche beziehungen ihrer epik (s. 17. 27). Über die einzelnen werke und die veränderungen, die Storm häufiger als Keller ihnen angedeihen lässt, gibt er zuverlässige nachricht; ebenso über die erwähnten schriften anderer, besonders Heyses. (Sollte der derbe witz s. 121 nicht von Keller aus Heines Schnabelewopski aufgenommen sein?). Sorgsam verfolgt und kritisiert er diese besserungen, etwa die entfernung von „bastardrythmen" aus der prosa (s. 218) und stellt Storms häufige citierfehler (z. b. s. 137 anm.) recht. Bei aller objectivität urteilt er über Regula, die verkörperung der alltagstragik, schonungslos, so streng freilich nicht wie der bruder selbst.

„Und wo man's packt, da ist es interessant." Zahlreiche portraits finden wir: Heyse (s. 81. 99), die brüder Hart (s. 43), H. Seidel (s. 160), Erich Schmidt (s. 161), Wildenbruch (s. 197) — für die maler so bezeichnend wie für die objecte — In der so brennenden frage der widersprüche in kunstdichtungen treffen wir die interessante beobachtung, dass Storm, der dichter der blonden schönheit, kein gedächtnis für die haarfarbe hat (s. 204), in bezug auf welche übrigens auch Auerbach die wunderlichsten dinge begegneten. Überall ist der Holsteiner der liebenswürdigere „lebens-, kunst- und freundschaftsmeister" (s. 126), der Schweizer der geistreichere kritiker. Und überall fühlen wir, wie diese liebenswürdigkeit und dieser geist gerade durch das gegenüber eine eigene feine note gewinnt.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

H. Stümcke, Hohenzollernfürsten im drama. Leipzig, Georg Wigand. XV, 305 s. 5,50 m.

Wir haben neuerdings widerholt ikonographien berühmter personen erhalten: actenmässige nachweise, wie das bild Friedrichs des grossen, Wielands, Goethes, Bismarcks, auch mythischer gestalten wie des Tell, sich allmählich entwickelt hat. Eine dramatische ikonographie der grossen Hohenzollernfürsten legt St. in seinem kenntnissreichen, gut geordneten und klar geschriebenen buch vor. Es war keine kleinigkeit, etwa 200 stücke zu sammeln, zu lesen und in anschaulichen analysen vorzuführen, zumal die dilettantenleistungen natürlich überwiegen. Die meisterstücke der gattung, „Minna von Barnhelm“ (s. 4) und der „Prinz von Homburg (s. 11) lassen ja auch die bekannteren genossen, das „Testament des grossen kurfürsten“ (s. 44), den „Neuen herren“ (s. 33) und besonders „Zopf und schwert“ (s. 230) weit hinter sich. Der verf. weiss aber durchaus vorurteilslos auch in unberühmten dramen wie dem anonymen „Soldat in den winterquartieren“ (s. 131) oder bei G. Weck (s. 214) dramatisches verdienst aufzudecken. Besonders hat es uns gefreut, dass er auch für eine so eigenartige leistung wie Heinrich v. Steins Grossen Friedrich (s. 165) ein warmes wort findet.

Natürlich fehlt es auch nicht an ergötzlichen proben von grobem ungeschick, gespreizter rede (eine prachtstelle aus W. v. Schütz s. 28:

> . . . . nie hinüber
> Soll meiner taten ehrner wagen schweifen
> Vor dem die rosse meiner kräfte wiehern)

und lächerlichem byzantinismus (Schröckh s. 79). Selbst einen so gefeierten namen wie den Franz Kuglers trifft man (anm. 26) auf der armensünderliste.

Die gleiche unabhängigkeit zeigt St. auch in der beurteilung der zu grunde liegenden tatsachen. Der conflict des schöppenmeisters Roth (dies ist die richtige namensform anm. 33) mit dem grossen kurfürsten, die „causes célèbres“ des müllers Arnold (s. 119) und der mühle von Sanssouci (s. 125) werden sachlich erörtert und der verfasser widersteht männlich sogar der versuchung, dem liebling der neuesten Hohenzollernhistorik, Friedrich Wilhelm I., bei dem grausamen verfahren gegen seinen sohn einen hymnus zu singen.

Eine reihe allgemeiner fragen wird gestreift. Aus der geschichte der aufführungen und zumal der nichtaufführungen (s. 244 fg.) und der aufnahme der patriotischen dramen überhaupt (s. 240) lassen sich anregende betrachtungen ableiten. Seltsame bezeichnungen der stücke (s. 263) werden zusammengestellt; der einfluss Lessings, Halms (s. 46), Wildenbruchs (s. 27) bleibt nicht ausser acht. Gattungen wie die des anekdotenstücks (s. 85) oder des biographischen dramas (s. 167) lassen sich an dem reichen material besonders günstig studieren. Auch einzelheiten, wie die vielerörterte todesfurcht des prinzen von Homburg (s. 253) werden durchgesprochen. Eine reichhaltige tabelle und ein umfangreiches namenregister helfen vollends diesen dramatischen spiegelsaal der preussischen geschichte zu einem ort angenehmer belehrung zu machen.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Fridericus Dedekindus, Grobianus. Herausgegeben von **Alois Bömer.** (Lateinische litteraturdenkmäler des XV. und XVI. jahrhunderts. Herausgegeben von Max Herrmann. Nr. 16.) Berlin, Weidmannsche buchhandlung 1903. LXXXV, 90 s. 3,40 m.

In der einleitung wird zunächst festgestellt — was noch nicht bekannt war, — dass Dedekind im sommer 1543 als Friderickus Dedecindus Neapolites' im album der universität Marburg eingeschrieben steht. Als Marburger student widmete er im mai 1545 dem herzog Erich II. von Braunschweig zu seiner vermählung ein gedicht, das Antonius Corvinus mit zwei anderen epithalamien seinem festgedicht beifügte. Um 1549 bekleidete Dedekind zu Münden das amt eines 'scholasticus' oder 'ecclesiasticus' und am 1. mai 1549 unterzeichnete er zu Münden die vorrede zu seinem jedesfalls schon während der studentenzeit begonnenen Grobianus. Im juni desselben jahres ging er nach Wittenberg zur fortsetzung seiner studien — er ist am 3. juni 1549 in der Wittenberger matrikel verzeichnet — und wurde 1550 magister, 1551 pastor in seiner vaterstadt Neustadt a. R., 1576 pastor an St. Michael zu Lüneburg und starb hier am 27. februar 1598. — Weiter spricht der herausgeber über die tendenz des Grobianus, den Scherer eins der poetischen hauptwerke des 16. jahrhunderts genannt hat. Dedekind gibt nicht, wie seine vorgänger, moralische vorschriften, sondern fordert zu einem ungesitteten betragen auf, und zwar indem er sich stellt, als ob er es auch wirklich für gut und empfehlenswert hält. Die einleitung verbreitet sich weiter über die lateinischen denkmäler der anstandslitteratur (s. XI—XVII), deren exemplare sämtlich mit bibliographischer genauigkeit beschrieben werden; sodann folgt unter anlehnung an Hauffens ausführungen eine übersicht über die deutsche litteratur der gesellschaftlichen etikette (s. XVII—XXIV). Dedekind macht zum mittelpunkt seiner neuen anstandslehre das essen und trinken; im ersten buche wendet er sich an söhne des hauses oder in dienender stellung befindliche knaben und jünglinge, im zweiten an selbständige personen. Er zeigt sich als ein classisch gebildeter dichter (s. XXVIII bis XXX). Mit recht polemisiert B. gegen Hauffen hinsichtlich der neuen bearbeitung vom jahre 1552 (s. XXXfg.). Sehr verdient hat sich B. dadurch gemacht, dass er s. XXXVI—LXXIV einen vergleich zwischen dem inhalt der beiden ausgaben von 1549 und 1552 zieht, indem er einen kurzen auszug aus sämtlichen vom dichter selbst mit nummern versehenen paragraphen gibt, und zwar in der weise, dass er alle zutaten der zweiten bearbeitung durch eckige klammern und kursivdruck kenntlich macht, an der betreffenden stelle einfügt und die abweichende capitel- und paragraphenzählung der zweiten ausgabe jedesmal in klammern neben die der ersten setzt. Dazu kommt ein zweites verdienst, das sich B. dadurch erworben hat, dass er mit peinlicher gewissenhaftigkeit in den anmerkungen für Dedekinds vorschriften die gesamte anstandslitteratur zum vergleich herangezogen hat. Die bibliographie (s. LXXIV bis LXXIX), die sich schon bei Milchsack in der einleitung zu seinem neudruck der Scheitschen übersetzung des Dedekindschen Grobianus findet, weist 10 ausgaben der ersten bearbeitung und 15 ausgaben der zweiten bearbeitung, jedesmal mit dem standorte der exemplare, nach. Dann folgen noch vier übersetzungen ins deutsche, und mehrere ins ungarische und englische. Auf s. LXXX—LXXXII sind die lesarten verzeichnet, dann folgt das personenverzeichnis. Der text steht s. 1—90. Auf dem titelblatte grüsst übrigens Iron Chleuastes die studiosa juventus; in der 2. bearbeitung nennt er sich Iron Episkoptes. Hiermit stellt sich Dedekind als der ironisierende spötter vor, der anders spricht als er denkt, sich ironisch ausdrückt. In griechischer

schrift würde es lauten: *Εἴρων χλευαστής* und *Εἴρων ἐπισκώπτης*. So weit ich sehe, hat auf diese titelworte bis jetzt noch niemand aufmerksam gemacht oder eine erklärung versucht.

HALLE A. S. H. HOLSTEIN.

Veterator (Maistre Patelin) und Advocatus. Zwei Pariser studentenkomödieen aus den jahren 1512 und 1532. Herausgegeben von **Johannes Bolte.** (Lateinische litteraturdenkmäler des XV. und XVI. jahrhunderts. Herausgegeben von Max Herrmann. Nr. 15.) Berlin, Weidmannsche buchhandlung 1901. XXXII, 122 s. 3 m.

In der einleitung gibt Bolte unter benutzung seiner in der festschrift für Johannes Vahlen veröffentlichten abhandlung einen überblick über die lateinischen dramen Frankreichs aus dem 16. jahrh. Sodann kommt er zu der ersten komödie, dem Veterator. Diese ist eine von dem sonst unbekannten Pariser juristen dr. Alexander Connybertus angefertigte übersetzung der französischen farce vom maistre Pierre Patelin, dieses meisterwerkes mittelalterlicher dramatik, von der sich drei ausgaben erhalten haben: die erste ohne angabe des ortes und des jahres der entstehung, die zweite ohne angabe des jahres, aber mit dem privileg des druckers Guillermus Eustace vom 6. september 1512, die dritte zu Paris 1543 erschienene. Bolte legt dem neudruck die erste ausgabe zu grunde und macht nur, wo dieser druck fehler bietet, von den vorschlägen der 2. und 3. oder eigenen vermutungen gebrauch. Sehr eingehend behandelt er das verhältnis der lateinischen übersetzung zum französischen text (s. X und XI). Dass das schreiben, mit dem Ivo Morellus seinem oheim Connybertus die von den fehlern der ersten ausgabe befreite ausgabe von 1512 widmet, und das privilegium des druckers (hier ist *Datum Parisiis* zu lesen) zum abdruck gebracht hat, können wir nur billigen. Da die erste ausgabe zu grunde gelegt ist, so sind natürlich eine menge varianten des textes zu verzeichnen gewesen (s. XVI — XX). Zuletzt kommen noch anmerkungen, dann folgt der text des Veterator (s. 1 — 70). Sehr ansprechend ist die phototypische nachbildung des titels.

Die zweite komödie, der Advocatus eines unbekannten verfassers, ist in dem 1526 gegründeten Collège du Mans zu Paris aufgeführt worden, aber nicht am 14. februar, wie B. sagt, sondern nach der titelangabe auf s. 71 am 19. januar (14. Cal. Februarii) 1532. Der stoff ist nicht gerade dezent. Ein mann, der von seiner frau betrogen wird, entdeckt den liebhaber seiner frau, einen advokaten, und verkauft ihn, der unter das bett und in einen sack gekrochen ist, als schwein an einen viehhändler. Dieser wird von der frau tätlich angegriffen und muss seinen kauf im stich lassen. Zuletzt gibt der nunmehr befreite, aber noch ganz betäubte liebhaber dem nachsichtigen ehemann 12 goldstücke, damit er den viehhändler zufrieden stelle. Ein gelage, an dem der advokat teilnimmt, söhnt das ehepaar wider aus. Komödieen ähnlichen inhalts führt der kundige herausgeber auf, namentlich solche, in denen das motiv des liebhabers im sacke und die figur des wahrsagers verwertet wird. Der Advocatus ist in einer handschrift der universitäts-bibliothek zu Basel erhalten. Die zahlreichen anmerkungen Boltes zeigen die humanistische bildung des verfassers. Die einleitung umfasst s. XXIII — XXXII, der text s. 71 — 122.

HALLE A. S. H. HOLSTEIN.

ERWIDERUNG.

In den nachträgen zum zweiten band meiner ausgabe des Parzival und Titurel Wolframs von Eschenbach seite XCV habe ich gezeigt, dass der recensent des ersten bandes in dieser Zeitschr. 35, 237 mir eine menge von fehlern ganz ohne grund aufgebürdet hat, indem er im variantenverzeichnis die fälle vermisste, die ich in der allgemeinen beschreibung der haupthandschrift verzeichnet hatte und, wie ich ausdrücklich angab, nicht widerholte. Meine notgedrungene abwehr dieser art zu recensieren nennt der recensent jetzt 36, 429 einen „gereizten ausfall"! Er sucht den wert meiner collation der Sangaller handschrift, die er sich freilich erspart zu haben scheint, dadurch zu vermindern, dass er zwei meiner angaben als irrig bezeichnet, wahrscheinlich nachdem er selbst oder ein anderer für ihn diese stellen nachgesehn hat. Für abschnitt 791 des Parzival hatte ich mir alle worte mit accenten ausgeschrieben, darunter v. 14 *echîtes*. Der rec. behauptet, der zweite buchstabe sei wirklich *t*, wie Lachmann angibt. In hss. des 13. jahrhunderts ist es oft zweifelhaft, ob *c* oder *t* steht. Aber sicher ist der recensent im irrtum, wenn er den circumflex weglässt. 401, 3 setzte Lachmann in die lesarten *chleidr*. Ich hatte diese abweichung von seinem texte notiert und angesichts der hs. durchgestrichen. Vielleicht aus versehen; aber sicher ist wider der rec. im unrecht, wenn er als Lachmanns lesung *chleider* bezeichnet. Das sind ja kleinigkeiten und kaum von sachlichem wert; aber dass der rec., wo er mich berichtigen will, selbst ungenau ist, liegt hier zu tage. So steht es nun auch mit seinen sonstigen ausstellungen. Wenn er z. b. bemängelt, dass ich für *râm* nur zwei belegstellen und nicht sämtliche bei Wolfram vorkommende angeführt habe, so verwechselt er die aufgabe eines erklärenden commentars mit der eines vollständigen wörterbuchs: ein solches wäre ja auch für Wolfram zu wünschen, aber wer macht es? wer bezahlt es? Er beanstandet die von mir beibehaltenen synkopen und apokopen Lachmanns: aber die hs. hat sie ja z. t. selbst und fehler weisen darauf hin, dass sie auch in ihrer vorlage standen. Freilich meine einleitung, worin ich das nachwies, hat der rec. ja nicht gelesen oder doch nicht berücksichtigt. Er konnte immerhin wissen, dass die bairische mundart die schwachen *e* schon früh hat verstummen lassen. Er erklärt mein beharren bei den metrischen ansichten von Lachmann, Haupt u. a. für rückständigkeit: weiss er denn nicht wie Zwierzina, dessen untersuchungen er doch auch anerkennt, über Lachmanns metrische arbeiten spricht? Wenn er es weiss und mir trotzdem solche vorwürfe macht — dann um so schlimmer. Ganz besonders hält mir der recensent vor, ich hätte fast die ganze so reichhaltige, kritische und exegetische Wolframlitteratur ignoriert. Das ist einfach nicht wahr. Ich habe alles geprüft, aber freilich nicht für nötig, ja nicht für möglich gehalten immer auseinander zu setzen, warum ich den oder jenen einfall nicht billigen konnte. Jetzt, da der rec. seiner ausgabe auch erklärungen beigeben will, hat er ja gelegenheit nachzuholen, was er bei mir vermisst. Ob seine vorschläge beifall finden werden, muss ich nach dem schicksal seiner bisherigen ausführungen bezweifeln. Er rühmt seine ansichten als „sonnenklar". Sonach bin ich blind, ja mehr als das, moralisch verwerflich. Der rec. hält sich für berufen, mein „wissenschaftliches gewissen" zu wecken. Solchem zuspruch gegenüber bin ich ratlos; ich kann nur staunen und den kopf schütteln.

STRASSBURG. E. MARTIN.

ANTWORT.

In den vorstehenden zeilen setzt Martin das von mir in dieser Zeitschr. 35, 242 naher charakterisierte verfahren fort, ohne beibringung sachlicher argumente durch entstellungen des tatbestandes und verschiebungen des gesichtspunkts seine sache zu fuhren. Zwei stellen nötigen mir leider nochmals in dieser hinsicht eine gegenäusserung ab.

1. Ich habe nirgends „meine ansichten“ als „sonnenklar gerühmt“. Diese behauptung Martins, desselben mannes, der mir einen für unsre kontroverse gänzlich bedeutungslosen zirkumflex als ungenauigkeit aufrückt, enthält eine grobe entstellung der tatsachen. Ich habe vielmehr von der hypothese von Wolframs analphabetismus behauptet, dass nach den ausführungen von Lichtenstein, Grimm und Saran ihre unglaublichkeit sonnenklar sei (36, 428). Das ist doch wol etwas ganz andres.

2. Den vorwurf, dass in Martins kommentar die reichhaltige Wolframliteratur zu einzelnen stellen fast vollständig ignoriert ist, halte ich nach wie vor aufrecht und Martins gegenbemerkung, er habe es nicht für „nötig“ oder „möglich“ gehalten das ergebnis seiner „prüfung“ mitzuteilen, kann daran nichts ändern. Er hat dann eben die erste und fundamentale pflicht eines kommentators ausser acht gelassen, nämlich die, sich mit der vorhandenen literatur und den aufgestellten ansichten eingehend und offen auseinanderzusetzen. Eine „prüfung“ hinter den kulissen kann uns dafür nicht entschädigen: war der kommentar nach seiner meinung für diese auseinandersetzung nicht der geeignete ort, so hätte sie in einer eigenen abhandlung gegeben werden sollen. Psychologisch beurteile ich die sache noch immer so, wie ich es 35, 243 nr. 3 ausgesprochen habe. „Es wird aber“, führt Goethe einmal Soret gegenüber aus, „in den wissenschaften auch zugleich dasjenige als eigentum angesehen, was man auf akademien überliefert erhalten und gelernt hat. Kommt nun einer, der etwas neues bringt, das mit unserm credo, das wir seit jahren nachbeten und wiederum andern überliefern, in widerspruch steht und es wol gar zu stürzen droht, so regt man alle leidenschaften gegen ihn auf und sucht ihn auf alle weise zu unterdrücken. Man sträubt sich dagegen, wie man nur kann; man tut, als höre man nicht, als verstände man nicht; man spricht darüber mit geringschätzung, als wäre es gar nicht der mühe wert es nur anzusehen und zu untersuchen.“

JENA. ALBERT LEITZMANN.

Mitteilung über die kritische Wielandausgabe der kgl. preuss. akademie.

Die königlich preussische akademie der wissenschaften in Berlin hat ihre deutsche kommission mit einer historisch-kritischen gesamtausgabe der werke Wielands betraut, die jetzt mit hilfe Bernhard Seufferts vorbereitet wird und deren zweite abteilung die übersetzungen, deren dritte die briefe bringen soll. Wir bitten alle bibliotheken, archive usw. sowie alle litteraturfreunde, die Wielandische handschriften, namentlich briefe von ihm und an ihn, besitzen oder ihren fundort nachweisen können, um geneigte forderung des grossen unternehmens. Mitteilungen mögen gefälligst an die akademie (Berlin W. 35, Potsdamer strasse 120) oder auch, wenn es sich um briefe handelt, unmittelbar an herrn prof. dr. Seuffert in Graz, Steiermark, Harrachgasse 1, gerichtet werden. Die geschäfte der Wielandausgabe führt E. Schmidt.

Konrad Burdach. Gustav Roethe.
Erich Schmidt.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaction ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu recensieren. Eine zurücklieferung der recensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Achim von Arnim. — Friedrich Schulze, Die gräfin Dolores. Ein beitrag zur geschichte des deutschen geisteslebens im zeitalter der romantik. [Probefahrten. Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen seminar in Leipzig, hrg. von Alb. Köster. II.] Leipzig, R. Voigtländer 1904. VII, 101 s. 3,80 m.

Albanuslegende. — Wilhelm Meyer aus Speyer, Die legende des h. Albanus des protomartyr Angliae in texten vor Beda. [Abhandl. der königl. gesellsch. der wissensch. zu Göttingen, n. f. VIII, 1.] Berlin, Weidmann 1904. 82 s. 4. 5,50 m.

Béowulf. — Das Béowulflied, als anhang das Finn-bruchstück und die Waldere-bruchstücke. Bearbeiteter text und deutsche übersetzung von Moritz Trautmann. [Bonner beiträge zur anglistik. XVI.] Bonn, P. Hanstein 1904. XII, 188 s. 4 m.

Blumschein, Gust., Aus dem wortschatz der Kölner mundart. [Sonderabdruck aus der Festschrift zum 11. deutschen neuphilologentage.] Köln, Paul Neubner 1904. 32 s.

Carolina. — Die Carolina und ihre vorgängerinnen . . . hrg. und bearbeitet von J. Kohler. 3. band: Die Bambergische halsgerichtsordnung . . hrg. von J. Kohler und Willy Scheel. Halle, Waisenhaus 1904. XVI, 140 s. 3,80 m.

Czerny, Johann, Sterne, Hippel und Jean Paul. Ein beitrag zur geschichte des humoristischen romans in Deutschland. [Forschungen zur neueren lit.-gesch. hrg. von Frz. Muncker. XXVII.] Berlin, Alex. Duncker 1904. VIII, 86 s. 2,20 m.

Edda (Sæmundar). — Die lieder der älteren Edda (Sæmundar Edda) herausg. von K. Hildebrand. Zweite völlig umgearb. auflage von H. Gering. Paderborn, Schöningh 1904. XX, 484 s. 8 m.

Hessische blätter für volkskunde, hrg. im auftrage der Hess. vereinigung für volkskunde von Adolf Strack. Band II. Leipzig, Teubner 1903. IV, 248, 182 s. 11,60 m.

Höfer, Conr., Die Rudolstädter festspiele aus den jahren 1665—67 und ihr dichter. Eine litterarhistorische studie. [Probefahrten . . . hrg. von Alb. Köster. I.] Leipzig, R. Voigtländer 1904. XII, 215 s. 6 m.

Jespersen, Otto, Lehrbuch der phonetik. Autorisierte übersetzung von Hermann Davidsen. Leipzig, Teubner 1904. VI, 254 s. und 2 tafeln. 5 m.

Lessing. — Fischer, Kuno, G. E. Lessing als reformator der deutschen literatur. I. Lessings reformatorische bedeutung. Minna von Barnhelm. Faust. Emilia Galotti. 2. aufl. Stuttgart, Cotta 1904. VIII, 261 s. 4,50 m.

Luick, Karl, Deutsche lautlehre, mit besonderer berücksichtigung der sprechweise Wiens und der österreichischen alpenländer. Leipzig und Wien, F. Deuticke 1904. XII, 103 s. 2,50 m.

Michaelis. — Reclam, Ernst, Joh. Benjamin Michaelis, sein leben und seine werke. [Probefahrten . . . hrg. von Alb. Köster. III.] Leipzig, R. Voigtländer 1904. VIII, 160 s. 4,80 m.

Rietsch, Heinr., Die deutsche liedweise. Wien und Leipzig, Carl Fromme 1904. XI, 256 s. 5 m.

Schiller. — Jul. Petersen, Schiller und die bühne. [Palaestra hrg. von A. Brandt, G. Roethe und E. Schmidt. XXXII.] Berlin, Mayer & Müller 1904. (XII), 497 s. 8 m.

Söhns, Franz, Unsere pflanzen, ihre namenserklärung sowie ihre stellung in der mythologie und im volksaberglauben. 3. aufl. Leipzig, Teubner 1904. VI, 178 s. geb. 2,60 m.

Stifter. — Hein, Alois Raimund, Adalbert Stifter, sein leben und seine werke. Prag, I. G. Calve in comm. 1904. XV, 691 s.

Vietor, Wilh., Deutsches lesebuch in lautschrift. 1. teil: Fibel und erstes lesebuch. 2. aufl. Leipzig, Teubner 1904. XII, 158 s. geb. 3 m.

Weise, O., Unsere muttersprache, ihr werden und ihr wesen. 5. aufl. Leipzig, Teubner 1904. VIII, 264 s. geb. 2,60 m.

Wieland. — Vogt, Oskar, Der goldene spiegel und Wielands politische ansichten. [Forschungen zur neueren lit.-gesch. hrg. von Frz. Muncker. XXVI.] Berlin, Alex. Duncker 1904. XII, 101 s. 3 m.

van Wijk, N., Der nominale genetiv sing. im indogermanischen in seinem verhältnis zum nominativ. Zwolle, J. J. Tijl (Leipzig, K. F. Köhler) 1902. VIII, 98 s.

Zwymann, Kuno, Aesthetik der lyrik. I. Das Georgesche gedicht. Neue ausgabe. Berlin, K. Schnabel 1904. 153 s.

NACHRICHTEN.

Die ord. professoren drr. Erich Schmidt in Berlin und Hugo Gering in Kiel sind zu geh. regierungsräten ernannt worden.

Die privatdocenten prof. dr. Otto Bremer in Halle und dr. Rudolf Much in Wien wurden zu extraordinarien befördert.

BERICHTIGUNG.

S. 286 anm. ist natürlich zu lesen: *Θουκυδιδουξυγγραφη Ἀθηναιου* (die beiden ersten wörter vereinigt).

I. SACHREGISTER.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.





